Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXIX.

(April — Mai — Juni 1894.)

35-525
5/10/94

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sulthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Unviversitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 79

Inhalts-Verzeichniß

zum

Neunundsiebzigsten Bande (April — Juni 1894).

		Seite
I.	Ein ganzes Leben. Novelle von **Rudolf Lindau** . . .	1
II.	Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Von **P. D. Fischer.** III. (Schluß.)	19
III.	Steuerreform und Socialpolitik. Von **Eugen von Philippovich**	39
IV.	Aus Klopstock's letzten Jahren. Aufzeichnungen eines Italieners	55
V.	Palestrina im sechzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Von **Philipp Spitta**	74
VI.	Der König von Persien über Deutschland. Von **H. Vambéry**	96
VII.	Die Geschichte einer Amme. Von **Carlotta Leffler,** Herzogin von Cajanello	105
VIII.	Hans von Bülow	122
IX.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs** . .	124
X.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . .	132
XI.	Politische Rundschau	143
XII.	Neuere Literatur über Deutsch-Ostafrika. Von Ω und **Paul Reichard**	149
XIII.	Zur Geschichte der antiken Kunst	154
XIV.	Literarische Notizen	157
XV.	Literarische Neuigkeiten	160
XVI.	Melusine. Von **Paul Heyse.** I.	161
XVII.	Achim von Arnim's Briefwechsel mit Clemens Brentano. Von **Herman Grimm**	194
XVIII.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** XXVI.—XXXIII.	207
XIX.	Die Zukunft Westindiens und der Nicaraguakanal. Von **Otto Wachs,** Major a. D.	231

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XX. Handschrift und Charakter. Zur Physiologie und Psychologie des Schreibens. Von **W. Preyer** 262
XXI. Staffeltarife. Von **A. v. d. Leyen** 295
XXII. Politische Rundschau 305
XXIII. Rudolf Lindau. Von **Erich Schmidt** 311
XXIV. Literarische Notizen 317
XXV. Literarische Neuigkeiten 320
XXVI. Melusine. Von **Paul Heyse.** II. (Schluß.) 321
XXVII. Heinrich Heine in Paris. Neue Briefe und Urkunden aus seinem Nachlaß. Mitgetheilt und erläutert von **Jules Legras.** I. 348
XXVIII. Soll und Haben in der Natur. Ein Beitrag zur Physiologie des Kosmos. Von **J. Reinke** 373
XXIX. Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** XXXIV. XL. 399
XXX. Ein Staatsmann der alten Schule. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. Nach Staatsacten und Correspondenzen von **Ludwig von Hirschfeld.** V. 426
XXXI. Stempelpapier. Von **Salvatore Farina.** I. III. . . . 449
XXXII. Philipp Spitta 468
XXXIII. Politische Rundschau 471
XXXIV. Literarische Notizen 477
XXXV. Literarische Neuigkeiten 479

Ein ganzes Leben.

Novelle

von

Rudolf Lindau.

In einem kleinen, niedrigen Zimmer saß ein junger Mann und schaute traurig und nachdenklich vor sich hin. Er hatte triftigen Grund dazu, denn er war von einem großen Unglück betroffen worden, und Geldsorgen, die er früher nicht gekannt hatte, lasteten schwer auf ihm. — Bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre hatte er unter der Obhut seines Vaters, eines hohen Staatsbeamten, ein ruhiges, angenehmes Leben geführt, aber da war dieser nach kurzer Krankheit unerwartet gestorben, und bei der Regelung seines Nachlasses hatte sich herausgestellt, daß er seinem Sohne, außer einem ehrlichen Namen und einer guten Erziehung, nur sehr wenig, beinahe nichts hinterlassen hatte.

Heinrich Ambach hatte Philologie studirt; sein Ehrgeiz war gewesen, dereinst einmal Professor an einer großen Universität zu werden, und nach diesem Ziele strebend, hatte er sich, mit Eifer und Liebe zur Sache, ernsten, aber für absehbare Zeit noch brotlosen Arbeiten hingegeben. — Er war von Natur anspruchslos und bescheiden, und die schwierige Kunst, sich auf das Aeußerste einzuschränken, lernte er, da er auch besonnen und ehrenhaft war, verhältnißmäßig schnell und leicht; aber bei aller Sparsamkeit, der er sich befleißigte, gingen seine geringen Geldmittel nach kurzer Zeit schon auf die Neige, und er sah, daß der Tag nicht mehr fern war, wo er gänzlich verarmt dastehen würde. Er konnte noch einige Möbel, Bilder und Bücher verkaufen, die er aus dem Nachlaß seines Vaters als kostbare Erinnerungen an den geliebten Todten zu bewahren gewünscht hätte, aber auch der Erlös aus einem solchen Verkaufe würde ihm nur kurze neue Frist gewährt haben. — Er mußte Geld verdienen, um weiter leben zu können; aber wie er das anfangen sollte -- das war ihm, vorläufig noch, gänzlich unklar. — Natürlich hatte er sich bereits vielfach nach Beschäftigung umgesehen, und unter den Freunden und Bekannten seines Vaters hatten ihm mehrere versprochen, sich

in dieser Beziehung für ihn zu bemühen. Das hatte aber bis jetzt, wenn es überhaupt geschehen war, noch keinen Erfolg gehabt — und die weit leichtere Kunst, als sich einschränken, die Kunst, Mitleiden zu erregen, Geld durch Güte Anderer zu erlangen, sich Geld zu borgen — die hatte Heinrich Ambach nicht gelernt, und er dachte gar nicht daran, sie lernen zu wollen.

Aber noch ehe die Noth am höchsten war, kam Hülfe! Heinrich Ambach hatte sich auf der Universität mit Samuel Gower, einem vornehmen und reichen Engländer, befreundet, der Deutschland vor etwa fünf Jahren verlassen hatte und seitdem, wenn auch in entfernter, so doch in regelmäßiger brieflicher Verbindung mit Ambach geblieben war. Dieser hatte ihm den Tod seines Vaters angezeigt, ohne jedoch der Trauerbotschaft irgend etwas über die große Veränderung in seinen Verhältnissen hinzuzufügen, und Gower hatte darauf sogleich mit einem herzlichen Beileidschreiben geantwortet. Drei Monate später schrieb er nun von Neuem an Ambach, um zu fragen, ob er geneigt sei, Lord Arthur Fairbrook während einer längeren Reise zu begleiten, die dieser auf Wunsch seiner Mutter, der Lady Augusta Fairbrook, unternehmen sollte. Gower schilderte Lord Arthur als einen gut gearteten, liebenswürdigen Jüngling, er war der Ansicht, daß die Reise, abgesehen von der damit verbundenen dankbaren Aufgabe, die Augen und das Herz eines unverdorbenen, für das Erhabene empfänglichen, jungen Menschen dem Schönen und Großen in der Natur und Kunst zu öffnen — für Ambach viel Angenehmes und Nützliches mit sich bringen werde, und er empfahl ihm dringend an, das ihm gemachte Anerbieten nicht auszuschlagen. — Ambach nahm es mit ruhigem Danke an und erhielt darauf mit umgehender Post einen zweiten Brief von Gower, der den geschäftlichen Theil der Beziehungen, in die Ambach zu der reichen und vornehmen Familie Fairbrook treten sollte, in einer Weise löste, die alle Erwartungen Ambachs's noch übertraf. — Darauf bereitete dieser das Nöthige zu seiner Abreise nach England vor, gab seine Möbel, Bilder und Bücher in sicheren Verwahrsam, packte seine Garderobe und was er sonst noch zur Reise mitnehmen wollte, in zwei gute, lederne Koffer, nahm von seinen Freunden und Bekannten Abschied und verließ Berlin. — Er begab sich aber nicht gerades Weges nach England. Er wollte Deutschland nicht den Rücken kehren, ohne seine Vaterstadt Magdeburg vorher noch einmal wiedergesehen zu haben. — Er langte dort an einem schönen Septembermorgen an und stieg in einem, in der Nähe des Sudenburger Thores gelegenen alten Gasthof ab, „Grimma's Hôtel" genannt.

Die Straßen Magdeburgs, obgleich er sie seit mehreren Jahren nicht wiedergesehen hatte, waren ihm so heimisch, als hätte er sie gestern verlassen, und er begrüßte sie wie alte liebe Freunde. — Vor einigen Häusern blieb er stehen: „Was mag aus Franz geworden sein, der hier wohnte . . . und was aus Adolf, den ich jeden Morgen abholte, um mit ihm zusammen den Weg bis zur Schule zu machen?" — Er wäre gern in die Häuser getreten, um sich nach seinen Jugendfreunden zu erkundigen — aber er wagte es nicht. — „Sie wohnen sicherlich nicht mehr hier. Vielleicht sind sie schon todt." — Der Besuch auf dem Kirchhof, wo er neben dem Grabe seiner vor zehn Jahren

verstorbenen Mutter, Steine gesehen hatte, auf denen Namen standen, die ihm wohlbekannt waren, hatte ihn zu tiefer Wehmuth gestimmt und seine Gedanken auf den Tod gelenkt.

Im Laufe des Nachmittags begab er sich nach der Schule, die er als Knabe besucht hatte. Der Pförtner, bei dem er sich nach den Lehrern erkundigte, konnte ihm noch einige nennen, deren Schüler er gewesen war. Er suchte einen von ihnen auf, der ihm besonders lieb gewesen war, und fand einen Mann mit mildem, ruhigem Antlitz, den er sofort wieder erkannte. Der Lehrer sah ihn lächelnd an, als er sich als ein ehemaliger Schüler meldete, aber er erinnerte sich seiner erst, nachdem Ambach ihm einige Einzelheiten ins Gedächtniß zurückgerufen hatte, die auf ihren früheren Umgang Bezug hatten. — Dann schüttelte ihm der Lehrer herzlich die Hand, und innige Freude verbreitete sich über sein stilles Gesicht: „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie Ihren alten Lehrer nicht vergessen haben," sagte er. „Ich habe nur selten Beweise treuer Anhänglichkeit meiner Schüler, obgleich ich viele von ihnen lieb gehabt habe. — Die Jugend ist nicht dankbar oder — ich will nicht hart sein — sie gibt sich nicht oft Mühe, zu zeigen, daß sie es ist."

Darauf erkundigte er sich mit großer Theilnahme nach Ambach's Schicksalen, und als dieser ihm erzählte, er stehe am Vorabend einer großen Reise und werde ferne, schöne Länder kennen lernen, da sagte der Lehrer: „Sie Glücklicher! Mir ist es nicht vergönnt gewesen, Italien und Griechenland zu sehen — und wie habe ich mich Jahre lang darnach gesehnt! Aber es gibt auch bei uns viel des Bewundernswerthen, und die unerreichbaren Kunstwerke, die unter einem schöneren Himmel als dem unsrigen geschaffen worden sind, können uns auch hier in gelungenen Wiedergaben erfreuen. — Ich beneide Sie nicht; aber ich sage: Sie Glücklicher! — ‚Himmel allein, nicht Seele verändert, wer übers Meer zieht!' sagt Horaz. Aber er hat darin unrecht wie in so manchem Anderen. Schönes macht den Klugen weiser, den Guten besser."

Als es dunkel geworden war, ging Ambach auf den „Fürstenwall" und setzte sich dort auf eine Bank nieder. Er fühlte sich abgespannt. Der Besuch des Kirchhofs, das Laufen durch die Straßen, der Anblick seiner alten Schule und seines alten Lehrers, die stets wechselnden Erinnerungen, die während des ganzen Tages in ihm aufgetaucht, so daß sein Gehirn und sein Herz nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen waren, Alles das hatte ihn müde gemacht. Es war noch früh, aber fast wäre er eingeschlafen. Da erweckten ihn die Glocken des Magdeburger Doms. — Es gibt größere Glocken in der Welt, weit berühmtere — aber es gibt keine Glocken, die einen schöneren Klang haben als die des alten Doms. Die tiefen, reinen, wunderbaren Töne drangen in Ambach's Seele, die gerade an jenem Tage so empfindlich und erregbar war, und er fühlte sich davon tief ergriffen. Es war, als ob die vollen, ernsten Stimmen, die er so oft gehört, seine ganze Jugend und Alles, was darin schön und traurig war, in ihm wachriefen.

Als die Glocken verstummt waren, erhob er sich, und in feierlicher Stimmung, als trete er aus der Kirche, wanderte er noch lange Zeit auf dem

einsamen Fürstenwalle auf und ab, bis körperliche Müdigkeit ihn übermannte und ihn nach dem Gasthof trieb, in dem er abgestiegen war.

Am nächsten Morgen, als er noch im Halbschlaf lag, weckten ihn die Domglocken, und gleich darauf erscholl Militärmusik. Eines der Regimenter, die in Magdeburg stehen, zog mit klingendem Spiel durch das Sudenburger Thor. Er kannte den Marsch, der gespielt wurde, einen alten Marsch, bei dessen Klängen preußische Soldaten schon unter Friedrich dem Großen todesmuthig in den Kampf gezogen waren. Ein schöner Marsch! Und die Glocken bildeten dazu eine feierliche Begleitung. Ambach schlug das Herz! Auch er zog jetzt in den Kampf — nicht um die Welt zu erobern — das war nicht seine Art — doch unverzagt. Er kleidete sich langsam an. Das Zimmer, in dem er sich befand, gefiel ihm. Es war kein modernes Gasthauszimmer. Alte Möbel, alte Kupferstiche zierten es. Er besah sich Alles genau: das große Himmelbett, die altmodische Kommode, den schönen, schweren Schrank, die Bilder. — Eins von diesen stellte den „alten Dessauer" dar, wie er, entblößten Hauptes, den Feldherrnstab in der Hand, heroischer Gebärde, festen Blicks, den Einzug seiner Truppen in Turin nach der Erstürmung der Stadt überwacht.

Ambach nahm das Bild ab und trat damit ans Fenster, um es genauer zu betrachten und den Namen des Kupferstechers zu lesen, denn der Stich erschien ihm von großer Schönheit. Dabei erblickte er auf der grauen Rückseite des Bildes eine Inschrift: „Johannes Zuckschwerdt stiftete dieses Bild seinem Freunde und Landsmann Eberhard Grimma, zur Erinnerung an gemeinsam verlebte schwere Kriegsjahre und endlichen Sieg. Magdeburg am 15. März 1816." — Dicker Staub lag über diesen Zeilen. Das Bild war wohl seit vielen Jahren nicht von der Wand genommen worden. Ambach erinnerte sich, den alten Grimma, einen tapferen Kämpfer aus den Freiheitskriegen, den Vater des jetzigen Besitzers des Grimma'schen Hofes, gekannt zu haben. — Der war wohl seitdem gestorben.

Die Erinnerungen aus der Schulzeit waren bei Ambach noch frisch. — „Ich will mich auch verewigen," sagte er. — „Verewigen" nannte man auf der Schule in Magdeburg, seinen Namen an einem verborgenen Orte einschneiden oder niederschreiben. — Und in eine der Ecken des Bildes schrieb Ambach mit zierlicher, deutlicher Handschrift: „Vor dem Kampfe. Heinrich Ambach aus Magdeburg am 15. 9. 1845."

Einige Tage später befand sich Ambach in dem alten, im Norden Englands gelegenen Schloß Carisbrook, dem Stammsitz der Familie Fairbrook. Der gediegene, große Reichthum, der ihn umgab, war nicht aufdringlicher in seiner schweren Pracht als die Herrlichkeit der hundertjährigen Baumriesen des großen Parkes und die Schönheit der von Epheu umrankten mittelalterlichen Mauern des ehrwürdigen Schlosses; doch lastete er zuerst auf ihm und benahm ihn seiner Unbefangenheit. Es nützte ihm in dem Augenblick nichts, aus den alten Philosophen gelernt zu haben, daß der Tugendhafte den Reichthum verachten darf. Es war eine Thatsache, daß dieser Reichthum, der ihm überall unverkennbar entgegentrat: in den alten Möbeln, dem schweren

Silbergeschirr, den kostbaren Gemälden, der großen Bibliothek, den edlen Pferden, ja in den Livreen der feierlichen Diener — einen starken Eindruck auf ihn machte. Und es dauerte mehrere Tage, ehe sich dies verlor, und Ambach sich in eine behaglichere Stimmung versetzt fand. Nach und nach siegte jedoch die herzliche Liebenswürdigkeit seiner Wirthe über seine befangene Zurückhaltung. — Lord Arthur hatte sich ihm sogleich, wie einem älteren Verwandten, angeschlossen. Es wäre Ambach schwer gewesen, der treuherzigen Freundlichkeit des jungen Mannes lange zu widerstehen. — Die Mutter, Lady Augusta, der Ambach von Sam Gower als ein durchaus ehrenwerther, zuverlässiger Mann geschildert worden war, näherte sich dem neuen Mitglied der Familie — denn als ein solches wurde Ambach vom ersten Tage ab behandelt — mit ihren mütterlichen Sorgen um den geliebten einzigen Sohn, den sie dem Fremden anvertrauen wollte, und diese Sorgen ließen sie Ambach mit einem Vertrauen behandeln, durch das sich der junge Gelehrte mit Recht geehrt fühlte. — Ellen Fairbrook endlich, die achtzehnjährige Schwester Lord Arthur's, war durch die Befangenheit Ambach's zunächst etwas verlegen in seiner Gesellschaft gewesen; aber in dem Maße, wie er sich ihrer Mutter und ihrem Bruder näherte, war auch ihre Scheu vor dem Fremden gewichen, und seitdem erblickte ihr junges Gemüth einen Freund des Hauses in ihm; sein Herz aber empfand ein jedes ihrer harmlosen Worte, einen jeden ihrer reinen Blicke gleich einer Liebkosung. Sie erschien ihm in ihrer blonden jungfräulichen Schönheit wie eine Märchen-Prinzessin, und wie an eine solche dachte er an sie und betete sie in der geheimsten Tiefe seines Herzens an.

Ein Monat ging dahin. Ambach lebte während der Zeit wie in einem schönen Traume. Dann kam der Vorabend der Abreise und mit ihm nüchternes Erwachen. Ambach wanderte einsam im Parke umher, die Stellen suchend, wo er mit Ellen zusammen gewesen, und es war ihm, als zöge er durch die verödeten Straßen einer Stadt, in der, was er so still und innig geliebt hatte, gestorben wäre.

Da stand Ellen plötzlich vor ihm, schön und unbefangen wie immer, aber ernst bis zur Traurigkeit, wie er sie zuvor nie gesehen hatte. — Ihm klopfte das Herz zum Zerspringen.

„Ich habe Sie gesucht," sagte sie. Wie sanft ihre Stimme war! „Ich wollte Sie noch um eine Gefälligkeit bitten."

Er konnte sie nur fragend und dankbar anblicken.

„Mama hat mir gesagt," fuhr sie fort, „daß Sie ihr während der ganzen Reise regelmäßig schreiben wollen, und da ich die Briefe zu lesen bekomme, so werde ich ja immer wissen, was Sie beide gesehen und erlebt haben und wie es Ihnen geht. Aber" — eine kurze, kaum bemerkbare Pause — „wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe verursacht, so möchte ich Sie bitten, Ihren Briefen an meine Mutter von Zeit zu Zeit einige Zeilen für mich beizulegen. Es würde mir Freude machen, Briefe aus den fremden Ländern zu erhalten, die Sie besuchen werden. Arthur hat versprochen, mir zu schreiben, und wird es sicherlich auch thun; aber ich kenne seine Briefe. Sie sind nie länger als eine

kleine Seite lang. — Ich möchte gern mehr erfahren, als er mir sagen wird. — Wollen Sie mir schreiben?"

„Das will ich mit Freuden thun." Mehr konnte Ambach nicht über die Lippen bringen, obgleich sein Herz so voll war.

„Ich danke Ihnen," sagte Ellen. Und darauf wandten sich beide dem Schloß wieder zu, das sie erreichten, ohne noch ein Wort gewechselt zu haben. — Vor der Freitreppe, die vom Park in das Schloß führte, blieb Ellen einen Augenblick stehen, und ohne Ambach anzublicken, reichte sie ihm die Hand und wiederholte, als hätte er soeben gesprochen: „Ich danke Ihnen."

Am nächsten Abend saßen Mutter und Tochter allein in Lady Augusta's Zimmer. Das große Schloß erschien ihnen vereinsamt, seitdem Arthur und Heinrich Ambach es verlassen hatten. Die Mutter dachte an ihren Sohn, ihren Liebling, den sie so lange nicht wiedersehen würde, und ihre Augen schimmerten in feuchtem Glanze, und Ellen, die trockenen Blickes in das flackernde Kaminfeuer starrte, an den Fremden, der mit ihm gezogen war, und der, ohne daß sie es wußte, ihr Herz mit sich genommen hatte.

Zwei Jahre waren dahingegangen. Heinrich hatte während der Zeit viel Schönes gesehen und sich daran erfreut — auch schöne Mädchen und Frauen; aber an diesen war er kalten Blickes vorübergegangen, denn wie ein Heiligenbild in verborgenem Schreine, so wohnte in dem Innersten seines Herzens ein unerreichbares Ideal des weiblich Schönen und Edlen, das Ellen Fairbroot's unvergeßliche Züge trug und das seine Seele in stummer Verzückung anbetete. — Er hatte ihr in langen Zwischenräumen, doch so regelmäßig geschrieben, daß seine Briefe als eine Art Tagebuch gelten konnten. Von sich selbst hatte er darin nur wenig gesprochen und sich jeder, auch der entferntesten Anspielung auf seine Gefühle für Ellen, sorgfältig enthalten. Er liebte sie von ganzem Herzen, liebte nur sie allein, doch war seine Liebe anspruchslos, weil er sie für hoffnungslos hielt. Sein strenges Pflichtgefühl, Stolz und Scham verboten ihm, seine Gefühle zur Schau zu tragen. Niemand sollte sie ahnen, und Niemand ahnte sie — auch Ellen nicht. — Sie hatte ihm verschiedene Male geschrieben, um ihm für seine ausführlichen Mittheilungen zu danken. Ihre kurzen Briefe waren harmlos und erschienen vollständig unbefangen. — Daß sie der Schreiberin große Mühe gekostet hatten, daß jedes Wort darin ängstlich erwogen war, das erkannte Heinrich ebenso wenig wie Ellen Heinrich's Liebe. Ihre Briefe waren herzlich und freundschaftlich. Sie redete darin Heinrich als „Lieber Herr Ambach" an und sie unterzeichnete „aufrichtig die Ihrige" — „yours sincerely".

Ambach wußte sehr wohl, daß diese Formel in dem Briefe der jungen Engländerin nicht mehr bedeutete als „der gehorsamste Diener" in der Bittschrift eines subalternen Beamten an einen hochgestellten Vorgesetzten; doch konnte sein Blick minutenlang auf dem „yours sincerely" ruhen, und er bewahrte Ellen's Briefe, die anscheinend so wenig sagten, gleich kostbaren Kleinodien. — Hätte jener Briefwechsel nicht bestanden, so wäre Ellen's Bildniß wahrscheinlich mit der Zeit erblaßt; aber eine jede Zeile von ihr weckte

das Andenken an sie, und die Erinnerung verschönerte und veredelte ihr Bild sogar noch.

Lord Arthur hatte sich während der zwei Jahre, die er ohne Unterbrechung in Gesellschaft seines jungen Mentors verbracht hatte, in herzlicher, freundschaftlicher Liebe und Verehrung an ihn angeschlossen. Ambach erschien ihm wie ein unerschöpflicher Born alles Wissens, alles edlen und klugen Könnens, und er bewunderte seine körperliche Gewandtheit und Kraft, seine Ausdauer und seine beruhigende Ruhe, ja auch seine hohe Gestalt und seine ernste männliche Schönheit.

In Berlin, wohin die beiden Reisenden von den nordischen Königreichen gelangt waren, denen ihr letzter Besuch vor der Rückkehr Arthur's nach England gegolten hatte, fand Ambach unter andern zwei Briefe vor: einen von Lady Augusta und den andern von Ellen. Lady Augusta sprach in warmen Worten ihren mütterlichen Dank aus für die Art, in der er die schwierige Aufgabe, Arthur's Freund und Lehrer zu sein, gelöst hätte. Sie bat Ambach, Schloß Carrisbrook in Zukunft als eine zweite Heimath zu betrachten, in der er stets willkommen sein würde, sie sagte, sie würde sich sehr freuen, ihn dort gleichzeitig mit ihrem Sohn, unmittelbar nach der Rückkehr von der großen Reise, begrüßen zu können; aber sie habe Verständniß dafür und wolle nicht unberücksichtigt lassen, daß Ambach möglicherweise den Wunsch hege, nach langer Abwesenheit, eigenen persönlichen Angelegenheiten in Deutschland nachzugehen, und das wolle sie ihm durch eine Bitte, sie jetzt zu besuchen, nicht erschweren. Sie lasse ihm also frei, ihren Sohn gleich nach Carrisbrook zu begleiten, worüber sie sich sehr freuen, oder seinen lieben Besuch bis nach Erledigung seiner eigenen Geschäfte zu verschieben, was sie erklärlich und in der Ordnung finden würde.

Ellen's Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Lieber Herr Ambach!

„Ich habe meiner Mutter Brief an Sie gelesen und möchte mich ihm anschließen, um Ihnen für alles Gute zu danken, das Sie Arthur erwiesen haben. Er hat in Ihnen den besten Freund gefunden, und Sie können seiner dankbaren Anhänglichkeit fürs Leben versichert sein, denn er ist gut und treu. Ich hoffe, daß Ihre Freundschaft für ihn sich auf seine Mutter und seine Schwester ausdehnen wird, die Ihnen gleich ihm dankbar sind. Aber nicht nur für das, was Sie Arthur Gutes erwiesen haben, fühle ich mich Ihre Schuldnerin. Ein jeder Ihrer Briefe hat mir Freude gemacht, die ich Ihnen vergelten möchte; aber ich fühle mich arm und ohnmächtig, denn ich kann ja nichts thun, als Ihnen dafür Dank sagen. Mein Wunsch ist, solcher Dank möchte Ihnen ähnliche Freude machen wie Ihre Briefe mir bereitet haben; doch ich fühle wohl, daß ich wenig gebe für das Viele, das ich von Ihnen empfangen habe.

„Meine Mutter rechnet darauf, daß Sie uns bald und auf recht lange Zeit besuchen werden. Sie dürfen es nicht als höfliche Worte von ihr betrachten, wenn sie Ihnen schreibt, Sie möchten Carrisbrook in Zukunft als eine zweite Heimath betrachten. Ich bürge Ihnen dafür, daß ihr die Worte

von Herzen kommen, und ich wiederhole sie in meinem und sicherlich auch in Arthur's Namen mit denselben Gefühlen, die sie ihr eingegeben haben. Deshalb sage ich Ihnen also heute: auf baldiges Wiedersehen!

Dankbar und aufrichtig die Ihrige
Ellen Fairbrook."

„Dankbar und aufrichtig die Ihrige" — „Thankfully and sincerely yours" — Ambach las die Worte immer und immer wieder — aber sie füllten sein Herz nur mit hoffnungslosem Sehnen. Sein Verstand war so klar, wie sein Herz ehrlich, und die Stimme seines Herzens, so stürmisch sie auch erklang, konnte die Sprache der Vernunft bei ihm nicht übertönen. — Er sagte sich, daß, wenn er nach Carrisbrook zurückkehren, wenn er Ellen wiedersehen sollte, so würde er dem Liebreiz des jungen, schönen, edlen Mädchens nicht widerstehen können, — würde sich einfach in sie verlieben. — Und was dann? — Sollte er den Versuch machen, ihr Herz zu gewinnen? — Gelänge es, so konnten Lady Augusta, Arthur und Sam Gower, die drei Personen, an deren Achtung und Freundschaft ihm so viel gelegen war, ihn als einen Eindringling betrachten, der das große Vertrauen, mit dem sie ihn aufgenommen und behandelt, gemißbraucht hatte, um das unbewachte Herz eines unerfahrenen Mädchens zu bethören. — Sie würden ihn verachten! Ihm schauderte bei dem Gedanken. Nichts, — auch nicht Liebesglück — hätte die Kränkung mildern, erträglich machen können, die die Verachtung edler Menschen ihm zugefügt haben würde.

Aber noch schrecklicher als der Verlust seiner Würde in den Augen Lady Augusta's, Arthur's und Gower's wäre der Verlust der Freundschaft Ellen's. — Wie, wenn sie sich erstaunt und entrüstet von seinem Liebeswerben abgewandt hätte? — Das wäre unerträglich gewesen! — Der Weg nach Carrisbrook konnte zu nichts Gutem führen. Am Ende desselben lag schreckliches, übermenschlich schweres Entsagen, oder die Verachtung der nächsten Verwandten der Geliebten, wenn nicht Verachtung der Geliebten selbst. — „Führe uns nicht in Versuchung!" sagte er leise vor sich hin; „Was recht und gut ist, ist nie allzu schwer." — Es wurde ihm sehr schwer, recht zu thun und gut zu bleiben — aber er blieb fest.

Mit großer Sorgfalt, jedes Wort wägend, schrieb er an Lady Augusta und an Ellen. Aber die wohlerwogenen Briefe waren beide ganz kurz. Er mußte schreiben, so hatte er sich klar gemacht, als stünde Ellen seinem Herzen nicht näher als Lady Augusta, Arthur und Gower. Seine Briefe, wennschon sie jedem Andern als ihm selbst, und besonders auch Ellen herzlich und warm erscheinen sollten, waren wie von „freundschaftlicher Kühle" durchweht. — Er dankte für die Einladung nach Carrisbrook, wie nach Hause zu kommen; sie rühre ihn tief, schrieb er, aber er mache von Lady Augusta's Erlaubniß Gebrauch, zunächst seine eigenen Angelegenheiten in Deutschland abzuwickeln. — Später hoffe er, die Freude zu haben, diejenigen wiederzusehen, die seinem Herzen so nahe getreten seien, in denen er Freunde für sein ganzes Leben erblicken dürfe. — Dann nahm er herzlichen Abschied von Arthur, den es drängte, seine Mutter, seine Schwester und England wiederzusehen — und dann war er allein, allein mit seinen Gedanken an Ellen, mit seiner Liebe,

die er niemals gestehen, niemals Jemandem anvertrauen würde, unbeschreiblich traurig und hoffnungslos, aber stark und muthig in dem Gefühle, seine Pflicht gethan zu haben. — „Nil mortalibus arduum est! — Ich werde das Schwere ertragen."

* * *

Heinrich Ambach war, bald nachdem er sich von Arthur Fairbrook getrennt hatte, nach einer kleinen Universitätsstadt gezogen und von dort, nachdem seine segensreiche Thätigkeit als Lehrer in weitere Kreise gedrungen und er sich durch die Veröffentlichung seines ersten gelehrten Werkes einen von allen Fachmännern mit Achtung genannten Namen erworben hatte, an eine alte Universität Süddeutschlands berufen worden. Dort waltete er nun seit vielen Jahren seines Amtes als ordentlicher öffentlicher Professor und lag ernsten Studien ob, deren Ergebniß in langsam, aber stetig erscheinenden Arbeiten zu Tage trat, die von unermüdlichem Fleiß, scharfem und gesundem Geiste und rastloser Thätigkeit zeugten. Die Belohnung dafür blieb nicht aus: er wurde mit Ehrenbezeugungen, wie sie seinem Amte entsprachen, überhäuft, und er hatte somit in vollstem Maße das Ziel seines Lebens, das er sich als Jüngling bereits vorgesetzt, erreicht. — Er war unverheirathet geblieben und führte in einem stillen, alten, in einem vereinsamten Theile der Stadt gelegenen Hause, das Leben des deutschen Denkers und Forschers, dem Arbeit die größte Freude, wissenschaftliche Erfolge die einzige Belohnung sind, die er seines Strebens für würdig erachtet und die er wahrhaft schätzt. Seine zahlreichen Schüler, die aus allen Theilen Deutschlands herbeieilten, um ihn zu hören, verehrten ihn wie keinen andern ihrer Lehrer, und auch seine Collegen waren ihm ehrerbietig und neidlos zugethan. Er war nämlich ein milder, bescheidener Mann, dem man nicht übelwollen konnte, von Ehrfurcht gebietendem Aeußern; auch Fremde, denen er von einem Einheimischen mit Stolz genannt worden war, zogen den Hut vor ihm, wenn er ernst und stattlich mit einem von Reinheit und Güte wie verklärten Antlitz, still an ihnen vorüberschritt.

Ambach's Beziehungen zu den Bewohnern von Carrisbrook waren nicht ganz abgebrochen worden: er erinnerte sich ihrer als der theuersten Freunde, die er im Leben besessen hatte, und sie ihrerseits hatten ihn nicht vergessen und bedauerten, ihn nie wiedergesehen zu haben; — aber der Briefwechsel zwischen den Beiden war mit der Zeit ein träger geworden und nun, seit vielen Jahren schon, eingeschlafen. Lady Augusta und Lord Arthur hatten ihm zuerst häufig geschrieben und ihre Einladung, er möchte sie in Carrisbrook besuchen, dringend wiederholt; aber als niemals die erwünschte Antwort auf diese Briefe kam, sondern immer nur Entschuldigungen, der Einladung nicht folgen zu können, und unsichere Versprechen zukünftigen Besuches, da hatten sie angenommen, sie hätten seine Freundschaft wohl überschätzt, oder er habe irgend einen, ihnen unbekannten Grund, nicht nach England kommen zu wollen, und hatten aufgehört, ihm ohne besondere Veranlassung zu schreiben. Aber sie erfreuten sich seiner großen wissenschaftlichen Erfolge, sie waren stolz darauf, daß er einer der Ihrigen gewesen war, und gedachten seiner in warmer freundschaftlicher

Theilnahme, wie Eines, der auf kurze Zeit, als etwas Freudiges und Erhebendes in ihrem Leben erschienen und dann wieder daraus verschwunden war.

Fünf Jahre nachdem sich die Trennung zwischen Ambach und den Bewohnern von Carrisbrook vollzogen hatte, zeigte Lord Arthur seinem ehemaligen Genossen seine Vermählung an und bald darauf auch die seiner Schwester Ellen mit Lord Bradford, dem zweiten Sohne des Herzogs von Campton. — Ambach wurde durch diese Nachricht tief bewegt, aber sie brachte ihm keinen neuen Schmerz. Ellen war nun in den Kreis eingetreten, in den sie gehörte: Herzöge und Fürstinnen waren ihre Vettern und Basen; als Frau eines deutschen Professors wäre sie nicht an dem Platze gewesen, den ihre Geburt ihr anwies. — Wie ein schöner Stern, durch unerreichbare Fernen von ihm getrennt, war sie am Himmel seines Lebens aufgestiegen, sein Herz und sein Auge hatten sich an dem wunderbaren Glanze gelabt — nun war der Stern wieder erloschen. Aber seine Trauer darüber war eine stolze. Niemand — das wußte er — konnte die Art seines Schmerzes ahnen, und dieser Gedanke erfüllte ihn mit der Befriedigung, die die Erfüllung einer schweren Pflicht gibt. — Von Ellen erhielt er kein Lebenszeichen wieder. Er war wohl für sie gestorben, wenn er jemals für sie gelebt hatte, sowie sie für ihn.

Weitere zwanzig Jahre später, zur Zeit da sein Ruhm als Gelehrter bereits fest begründet war, wurde ihm die Anzeige von dem Ableben Lady Augusta's, der ihre Tochter, Lady Bradford, im kaum vollendeten dreiundvierzigsten Lebensjahre nach wenigen Tagen in das Grab gefolgt war. Beide waren in Carrisbrook, wo Lady Augusta gewohnt und wohin Lady Bradford sich zur Pflege ihrer erkrankten Mutter begeben hatte, an einem bösartigen Fieber gestorben. — Der Tod der beiden Frauen war für Ambach kein neuer Verlust: für ihn waren sie seit vielen Jahren unwiederbringlich verloren gewesen. Doch erfüllte ihn die Nachricht von ihrem Ableben mit tiefer Wehmuth. — Er würde sie also nie, niemals wiedersehen, die er am meisten, ja die er allein geliebt, die sein Leben so gestaltet hatte, wie es geworden war: zu einem erfolgreichen und einem freudelosen, weil einem hoffnungslosen. Es hatte ihn vielleicht geistig größer gemacht, daß die Erinnerung an Ellen die gewöhnlichen kleinlichen Sorgen und Wünsche des Lebens von ihm fern gehalten hatte; aber es würde für sein Glück wohl besser gewesen sein, er hätte sie nie gekannt: denn der Vergleich, den er unwillkürlich bei jeder Gelegenheit zwischen ihr und andern weiblichen Wesen angestellt, war es gewesen, der ihn während seiner Jugend an andern Frauen wunschlos hatte vorübergehen lassen. — Nun war er ein alter Mann, und die Saiten seines Herzens, die früher unter Fraueneinfluß hätten erzittern können, waren vertrocknet und erstarrt. — Bis tief in die stille Nacht hinein saß er an jenem Abend in seinem einsamen Arbeitszimmer, ohne die Bücher zu öffnen, die seit Jahren seine Beschäftigung und zugleich seine Erholung waren.

Am nächsten Tage schrieb er einen herzlichen Beileidsbrief an Lord Arthur Fairbrook, und mit umgehender Post erhielt er eine kurze Antwort von diesem, die mit den Worten schloß: „Es würde mich freuen, wenn Sie mich besuchen wollten. Meine Frau ist, wie Sie wissen, vor drei Jahren gestorben, und nach-

dem jetzt auch meine Mutter und meine Schwester von mir gegangen sind, lebt, außer meinen Kindern, Niemand, den ich in meiner Trauer lieber in meiner Nähe sähe, als Sie."

Die Ferien standen vor der Thür, und sobald sie begonnen hatten, reiste Ambach nach England ab.

Fünfundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem er seinen ehemaligen Zögling nicht wiedergesehen hatte, aber dieser begrüßte ihn mit der ruhigen Freundlichkeit, als wären ihre Beziehungen nie unterbrochen worden, wenn schon mit dem tiefen Ernste, der eine natürliche Folge der traurigen Veranlassung war, die Ambach nach England geführt hatte.

In Carrisbrook war wenig verändert. An den hundertjährigen Mauern des Schlosses und den alten Bäumen des Parkes war das Vierteljahrhundert ohne erkennbare Spuren vorübergezogen. — Wie tief der Eindruck gewesen sein mußte, den der einstige, verhältnißmäßig kurze Aufenthalt in Carrisbrook auf Ambach gemacht hatte, das zeigte sich auch daran, daß er jetzt, nach so langen Jahren, Vieles im Schloß und im Park wiedererkannte, was er als junger Mann dort gesehen.

Ambach blieb vier Wochen bei seinem wiedergefundenen alten Freunde, und bei der Gelegenheit lernte er auch Johanna Bradford, Ellen's älteste Tochter kennen, die nach dem Tode ihrer Mutter in Carrisbrook geblieben war, während ihren trauernden Vater, Lord Bradford, wichtige Staatsgeschäfte, die seiner Leitung anvertraut waren, nach London gerufen hatten.

Die achtzehnjährige Johanna glich ihrer Mutter von Antlitz und von Wesen, namentlich aber erinnerte ihre wohltönende, weiche Stimme an die der Verstorbenen. Ambach's Augen ruhten mit Rührung und Wohlgefallen auf der schlanken hohen Gestalt des schönen Mädchens, und dieses fühlte sich vertrauensvoll hingezogen zu dem stillen alten Mann, den sie sogleich bei seiner Ankunft wie einen Freund begrüßt hatte. Oftmals konnte man die zwei im Park spazieren wandeln sehen. Dann lauschte Johanna aufmerksam auf Ambach's Erzählungen von dem Leben der Lehrer und Schüler auf den deutschen Universitäten, oder Johanna sprach von ihrer verstorbenen Mutter, wie edel und schön sie gewesen sei, wie sie stets nur Gutes gewollt und gethan habe, und wie Alle, die sie gekannt, sie geliebt und verehrt hätten.

Eines Tages, kurz vor Ambach's Abreise, als er sich wieder einmal mit Johanna im Park befand, blieb er plötzlich in einer kleinen Lichtung, in der Nähe des Schlosses stehen und sagte leise:

„An dieser Stelle habe ich vor siebenundzwanzig Jahren von Ihrer Mutter Abschied genommen."

Da entgegnete Johanna kaum hörbar und sanft, als wolle sie dem Andern ein Liebesgeständniß entlocken: „Sie haben wohl meine Mutter sehr lieb gehabt?"

„Ich habe Ihre verstorbene Frau Mutter innig verehrt. Ihr Bild hat mir stets vorgeschwebt als das der edelsten Frau, die mir im Leben begegnet ist."

Nach einer kurzen Pause sagte darauf Johanna, noch leiser, gleichsam als gälte es nun, daß sie selbst ein Geständniß mache: „Meine Mutter hat Sie auch stets für ihren besten Freund gehalten. Oftmals haben wir beide in den Briefen gelesen, die Sie ihr und der Großmama zur Zeit Ihrer Reise mit Onkel Arthur geschrieben hatten. Sie sprach von Ihnen wie von einem lieben Bruder, wie gut und treu Sie gewesen seien, Jedermann sogleich Vertrauen einflößend und des vollsten Vertrauens würdig. Darum konnte ich Ihnen auch sogleich wie einem Freunde entgegenkommen. Ich kannte Sie, lange ehe ich Sie gesehen hatte."

Ambach schwieg.

Nach einer längeren Pause fuhr Johanna fort: „Erfahren Sie gern, wie meine Mutter von Ihnen dachte und zu mir sprach?"

„Es thut mir unbeschreiblich wohl, es zu hören," antwortete Ambach.

„Sie hätte Sie gern einmal wiedergesehen, sie meinte, Sie würden wohl nach England gekommen sein, wenn sie Sie darum gebeten hätte; aber das wollte sie nicht thun. Sie sagte, wenn Sie vorzögen, nicht zu kommen, so würde das wohl das Richtige sein, und sie wollte daran nichts zu ändern versuchen. — Noch wenige Tage vor ihrem Tode sprach sie mit mir und mit Papa von Ihnen, und trug uns beiden auf, Sie von ihr zu grüßen, wenn wir Sie sehen sollten. Sie rechnete darauf, daß Sie Onkel Arthur nach ihrem Tode besuchen würden. — Sie hat sich nicht getäuscht. Es scheint, daß sie Sie gut kannte."

Am Vorabend seiner Abreise von Carrisbrook suchte Ambach noch einmal die Stellen im Park auf, wo er im Zusammensein mit Ellen das anspruchslose Glück gefunden, an dem er sein Leben lang gezehrt hatte. — Wer nicht als alter einsamer Mann die Plätze wiedergesehen hat, wo er in seiner Jugend, in Gesellschaft der verlorenen Geliebten verweilt, der kann nicht verstehen, mit welcher Wehmuth das Herz Ambach's sich während dieses letzten Spazierganges im Park von Carrisbrook füllte. — Es läßt sich nicht beschreiben.

Am nächsten Tage nahm der Professor Abschied von seinen Freunden, und bald darauf war er wieder zu Hause in seinem stillen Studierzimmer; aber es dauerte einige Tage, ehe er seine alte Arbeitskraft und Lust an der Arbeit wiedergefunden hatte. Er war entmuthigt. Sein Leben erschien ihm als ein verfehltes: es war kein unglückliches gewesen, aber das, was es zu einem glücklichen hätte machen können, hatte ihm von dem Augenblick an, wo er es zu erkennen geglaubt, nur in unerreichbaren Fernen vorgeschwebt. — Wunschlos war er seitdem durch das Leben gegangen. Aber Gewohnheit und Pflichtgefühl lenkten seine Thätigkeit bald wieder in das alte Geleise.

* * *

Wieder zogen viele Jahre dahin. Ambach war zum Greise geworden; — aber seine geistige Kraft erschien noch ungeschwächt, wennschon er mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten jetzt nur noch in langen Zwischenräumen vor die Oeffentlichkeit trat. Seine großartigsten Leistungen lagen hinter ihm, er konnte

sie nicht mehr übertreffen, aber er behauptete sich noch würdig auf der Höhe seines verdienten Ruhmes.

Da erhielt er eines Tages eine amtliche Einladung, einer Gelehrtenversammlung beizuwohnen, die in Berlin abgehalten werden sollte. Er beschloß, der Aufforderung zu folgen. Er wünschte, vor seinem Tode mit den Genossen zusammenzutreffen, die auf demselben Felde wie er gearbeitet hatten, und von denen er nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl persönlich kannte; denn er hatte sein Leben lang in großer Zurückgezogenheit gelebt.

Die Berliner Gelehrtenversammlung ernannte Ambach zu ihrem Präsidenten, und in dieser Eigenschaft begab sich der alte Professor am Tage nach der ersten Sitzung zum Unterrichtsminister, um diesem als seinem Vorgesetzten seine Aufwartung zu machen. Er wurde mit Auszeichnung empfangen und erhielt noch an demselben Tage eine Einladung zu einem großen Hoffeste, das am nächsten Abend im königlichen Schlosse stattfinden sollte.

Ambach fühlte sich ermüdet von den ungewohnten Anstrengungen der Reise, von den zahlreichen Unterhaltungen mit neuen Bekannten und auch von den Huldigungen, die man ihm dargebracht hatte, aber er hielt es für seine Pflicht, der an ihn ergangenen Einladung zu folgen, und begab sich zur bestimmten Stunde in das Schloß. Dort wurde ihm die Ehre zu Theil, dem greisen Monarchen vorgestellt zu werden, der sich einige Minuten lang leutselig mit dem Professor, als einer Zierde der deutschen Gelehrsamkeit, unterhielt; — und dann war Ambach sich selbst überlassen, allein in einem Gewühl strahlender Uniformen und glänzender Toiletten.

Eine Weile lang durchwanderte er langsam die prachtvollen Säle. — Dann überkam ihn Ermüdung, und er beschloß, seine Wohnung aufzusuchen. Er hatte seiner Pflicht genügt, es war ihm die Freude geworden, den großen Kaiser, den er innig verehrte, von Angesicht zu Angesicht zu schauen, mit ihm zu sprechen — nun konnte ihm das Fest nichts mehr bieten: Vergnügen hatte er dort nicht gesucht. Als er eines der entlegeneren Gemächer durchschritt, in dem es verhältnißmäßig öde war, so daß er den ganzen Saal überblicken konnte, sah er plötzlich, daß ihm von der andern Seite des Raumes ein College entgegenkam, ein Universitäts-Professor, wie er selbst im Talar gekleidet, das weiße Haupt mit dem Barret bedeckt. Es war die erste bekannte Figur, die er erblickte — wohl die eines Mitgliedes der Gelehrtenversammlung, in der er den Vorsitz führte.

Ambach schritt dem Eintretenden entgegen, um ihn zu begrüßen, falls er ihn kennen sollte, und er betrachtete ihn deshalb aufmerksam: einen alten würdevollen Herrn, hoher, durch die Jahre etwas gebeugter Gestalt, bleich von Angesicht, schneeweißen Haares, dessen, durch eine scharfe Brille noch vergrößerte große Augen, milde und ernst auf ihm ruhten. Die ganze Persönlichkeit hatte für Ambach etwas seltsam Bekanntes. — Und plötzlich blieb er wie erschreckt stehen. Er hatte in der Erscheinung sein eigenes Spiegelbild erkannt — und sich einen Augenblick als einen Andern betrachtet. — So also sah er für Andere aus, wie er sich soeben gesehen hatte. — Es wurde ihm klarer als je zuvor, daß er ein alter Mann geworden sei.

Er stieg die breite Wendeltreppe hinunter und wurde am Fuße derselben von dem aufmerksamen Lohndiener empfangen, den er dorthin bestellt hatte, und der ihn, nachdem er ihm den schweren Mantel umgehängt hatte — denn die Winternacht war kalt und unfreundlich — nach seinem Wagen geleitete. Auf dem Wege nach dem Gasthofe kam Ambach mit dem Gedanken an sein Alter, der Wunsch, seine Vaterstadt Magdeburg wiederzusehen. Er brauchte auf der Ferienreise nur einen kleinen Umweg zu machen, um sie zu berühren. „Wer weiß," sagte er sich, „ob ich ihr noch einmal im Leben so nahe komme." — Und er malte sich im Geiste die alte Stadt aus, in der er jung gewesen war, mit ihren ehrwürdigen Kirchen, dem Dom an der Spitze, ihren schönen Straßen — dem „Breiten Weg", dem „Fürstenwall" — und der „Klosterschule", auf der er seine Schuljahre verbracht hatte. Alles das stand noch klar und deutlich in seiner Erinnerung: es überkam ihn eine förmliche Sehnsucht nach der Heimath, die er seit mehr denn vierzig Jahren nicht wiedergesehen und an die er, inmitten seiner rastlosen Thätigkeit, nur noch selten gedacht hatte.

Die Gelehrtenversammlung hielt ihn noch einige Tage in Berlin fest. — Am Morgen, nachdem die letzte Sitzung stattgefunden hatte, reiste er nach Magdeburg ab. Am Bahnhof wurde er mit den Rufen Bediensteter der großen Gasthöfe empfangen. „Stadt London!" — „Stadt Braunschweig!" — „Erzherzog Stephan!" — „Grimma's Hôtel!" Der letzte Name schlug als etwas besonders Bekanntes an Ambach's Ohr. — „Grimma's Hôtel!" War das nicht das Gasthaus, in dem er während seiner letzten Anwesenheit in Magdeburg, unmittelbar vor seiner Abreise nach England, abgestiegen war? — Ja, sicher! Jetzt erinnerte er sich deutlich daran. — Er winkte dem Manne, auf dessen Mütze in goldenen Buchstaben „Grimma's Hôtel" zu lesen war, übergab ihm seinen Gepäckschein und was er an leichtem Handgepäck bei sich führte und sagte ihm, er solle ein gutes, warmes Zimmer für ihn nehmen. — Dann machte er sich auf den Weg, um noch so viel wie möglich von Magdeburg zu sehen, ehe der kurze Wintertag zu Ende gegangen sein würde.

Ambach durchschritt neue Stadttheile, die ihm unbekannt waren und die ihn nicht mehr interessirten, als wenn er in Chicago gewesen wäre. — Das Neue, wenn es nicht zu seinem Beruf gehörte, hatte längst aufgehört, seine Aufmerksamkeit fesseln zu können. Daß er Magdeburg sehr vergrößert finden würde, hatte er vorausgewußt. Als er es zum letzten Male besucht, hatte die alte Stadt 50 000 Einwohner gehabt, jetzt zählte sie das Vierfache. — Sie könnte noch zehnmal größer gewesen sein, ohne daß dieser Umstand ihn berührt haben würde. Ihn verlangte nur danach, das alte Magdeburg, *sein* Magdeburg, wiederzusehen. Und bald darauf befand er sich in dessen Mittelpunkt: auf dem „Alten Markt" mit dem steinernen Bildniß Kaiser Otto's, bei der Rathswage, der Katharinenkirche, auf dem Breiten Weg — vor der Klosterschule. Dort blieb er eine Weile stehen. Dann trat er ein.

Der erfahrene Pförtner erkannte in dem stattlichen alten Herrn sofort einen Gelehrten, wahrscheinlich einen Professor, möglicherweise einen Freund des gestrengen Herrn Directors. Er erkundigte sich höflich nach den Wünschen des Besuchers und geleitete ihn nach der im Kloster gelegenen Wohnung des

Directors, als Ambach gefragt hatte, wo er diesen finden könnte. — Vor der Wohnung des Directors angelangt, übergab er dem Pförtner seine Karte, die dieser mit ehrerbietiger Verbeugung hineintrug. — Gleich darauf öffnete sich eine Thür, und ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mit dem etwas herrischen Zuge im ernsten Gesichte, der dem ausübenden, sich seiner Macht bewußten Lehrer eigen ist, trat Ambach, die Hände ausgestreckt, entgegen.

„Sie erweisen mir eine große Ehre, Herr Professor," sagte er mit tiefer, wohltönender Stimme. „Bitte, treten Sie näher."

Er führte darauf Ambach in ein behagliches, warmes Zimmer, dessen Wände beinah vollständig mit Büchern bedeckt waren, nöthigte Ambach, sich in einen bequemen Sessel zu setzen, und noch vor ihm stehend, sagte er:

„Was verschafft mir die unerwartete Ehre Ihres Besuches? Womit, Herr Professor, kann ich Ihnen dienen?"

„Ich bin ein alter Klosterschüler, Herr College," begann Ambach.

„Das wissen wir Alle — und sind stolz darauf," unterbrach ihn der Director.

„Und da ist mir plötzlich der Wunsch gekommen, das Kloster Unserer lieben Frauen wiederzusehen. — Deshalb befinde ich mich hier. — Wollen Sie mir gestatten, durch den Kreuzgang und die andern alten Gänge, sowie durch die Säle und über den Spielhof zu gehen?"

Der Director sah nach der Uhr: „Ich gehe sogleich mit Ihnen," sagte er, „in der Hoffnung, Sie nachher hier wiederzusehen; aber ich möchte Sie gerade jetzt nicht länger in diesem Zimmer festhalten. In wenigen Minuten wird nämlich eine Lehrstunde beendet sein, und ich denke mir, es wird Ihnen Freude machen, die Schüler während der freien zehn Minuten bis zur nächsten Stunde auf dem Hofe beobachten zu können."

Er schritt, sichtlich aufgeregt, voran, und Ambach folgte ihm.

Bald, nachdem die Beiden auf der Freitreppe angelangt waren, die von den Klassensälen nach dem Spielhof hinunterführt, öffneten sich in dem Gange, den sie durchschritten hatten, mehrere Thüren, und aus denselben traten die Lehrer hervor, denen die Schüler auf den Fersen folgten. Diese gingen, ehrerbietig grüßend, an dem Director und Ambach vorüber und liefen dann die Treppe hinunter auf den Hof, der sich schnell mit der frischen, gesunden Jugend füllte. — Ambach blickte auf das Gewühl blonder und brauner Köpfe zu seinen Füßen. Er sprach kein Wort, und auch der Director schwieg, denn er wollte die Erinnerungen und Gedanken nicht stören, die in dem Augenblick wohl durch Ambach's Seele ziehen mochten.

Als die Schüler wieder in die Classen getreten waren, fragte der Director seinen Gast, ob es ihm recht sein würde, die Knaben während des Unterrichts zu sehen, und als Ambach dies bejaht hatte, führte er den Professor zuerst in die Prima und dann in die Sexta. Als er dem noch jungen Lehrer der Prima den Namen des vornehmen Besuches nannte, erröthete der Lehrer und verbeugte sich ehrerbietig. — Ambach's Blick schweifte aufmerksam über die dichtbesetzten Schulbänke; dann entfernte er sich, nachdem er dem Lehrer die Hand gereicht hatte, mit freundlichem Neigen des greisen Hauptes. Als er gegangen

war, sagte der Lehrer zu seinen Schülern: „Das war ein ehemaliger Klosterschüler: Professor Ambach. Erinnern Sie sich des Tages, da Sie ihn gesehen haben, denn es wird Ihnen nicht oft im Leben beschieden werden, einem so guten Mann zu begegnen."

Die Schüler flüsterten untereinander und sahen sich verständnißvoll an, und der Lehrer gestattete es, denn er wußte, daß Einer dem Andern zuraunte, was er von Ambach wußte.

Bald darauf befanden sich die beiden alten Herren wieder im Zimmer des Directors.

„Ich bin ebenfalls ein Schüler des Klosters," sagte der Director; „um einige Semester jünger als Sie, Herr Professor, doch haben wir zum großen Theile noch dieselben Lehrer gehabt, denn ich war in der Quinta, da Sie als Primus der Prima glänzten. — Ich erinnere mich, wie oft ich Sie auf dem Hofe bewundert habe; Sie sahen mich Knirps natürlich nicht. — Welch' unüberbrückbare Kluft trennt nicht während der Schuljahre den Quintaner vom Primaner! Später gleicht sich das wieder aus; alle werden mit den Jahren gewissermaßen eines Alters. — Und deshalb möge es mir vergönnt sein, Ihnen als Commilitone und langjähriger Verehrer, eine Bitte vorzutragen. — Ich bin seit vielen Jahren Wittwer, meine Töchter sind verheirathet, und von meinen beiden Söhnen ist der eine Pastor auf einem kleinen Dorfe in der Altmark, der andere Officier in einem Artillerieregimente, das in den Rheinprovinzen steht. — So führe ich denn ein Junggesellenleben, und da frage ich nun, wollen Sie mir die Ehre erweisen und die große Freude machen, heute Abend mit mir zu speisen? Wir können von alten Zeiten sprechen, die Ihnen durch Ihren heutigen Besuch des Klosters wohl wieder näher gerückt sind — und auch mir. Denn als ich Sie so ernst neben mir stehen und auf die Knaben blicken sah, die sich lustig im Schulhof tummelten, da sagte ich mir, Sie müßten wohl in dem Augenblick an die Zeiten denken, da Sie als Kind, wie jene unten gespielt hatten — und dieselben Gedanken kamen mir. — Wollen wir heute Abend von den alten Tagen sprechen? Sagen Sie ja, und erfreuen Sie mich."

Der Professor nahm die Einladung bereitwillig an, und einige Stunden später saßen sich die beiden alten Herren an einem mit guten Sachen bedeckten kleinen Tische gesprächig gegenüber. Der Wein hatte die des Wortes gewandten Zungen der Zwei gelöst, und Rede und Widerrede folgten sich ohne Mühe und ohne Unterbrechung. Da wurde von den alten Lehrern gesprochen, vom Probst Zerenner, vom Director Müller, von Immermann, dem Bruder Karl's, den man „den Wüsten" nannte, von Hasse und Merckel, den tüchtigen Hellenisten, von Heil, dem Mathematiker, Teetzmann und Pareidt, den Philologen, Vanse, dem Rechenlehrer, Hildebrand und Ehrlich, von dem der eine Unterricht im Zeichnen, der andere in der Musik ertheilte. — Und von jedem dieser alten, längstverstorbenen Lehrer wurden Geschichten aufgetischt, die beide, der Professor und der Director, seit einem halben Jahrhundert kannten und an denen sie sich heute wieder erfreuten. — Auch Schülergeschichten aus

den dreißiger Jahren wurden zum Besten gegeben, darunter einige, an denen sie selbst Theil genommen hatten: „Quorum pars . . . .“

Und sie fingen an lateinisch und griechisch zu citiren und bald darauf in gewählter Rede lateinisch zu sprechen, bis Ambach, gerötheten Antlitzes, leuchtenden Auges, lachend ausrief:

„Lieber College! Was haben Sie angerichtet! Sie wissen, was es bedeutet, wenn Zwei beim Wein lateinisch reden!“

Der Director, ebenso freudig erregt wie sein Gast, rief zurück: „Ich bin stolz darauf, daß es mir gelungen ist, die goldene Jugend in Ihrer Erinnerung heraufzubeschwören — obgleich,“ fuhr er ernster fort, „Sie ja nie alt geworden sind. Wer so schafft, wie Sie noch heute schaffen, der ist ewig jung, für den gibt es kein Alter. — Oh, Sie Beneidenswerther, von mir neidlos Bewunderter! Wie schön Ihr Leben gewesen ist: ein langes Leben, voll edlen Schaffens, voll großer Erfolge! Kann es etwas Schöneres geben? Mit welchem Stolz müssen Sie darauf zurückblicken!“

„Ja, mein Leben ist ein volles und erfolgreiches gewesen,“ sagte der Professor nachdenklich; — aber er wollte den heitern Abend heiter beschließen, und da es inzwischen spät geworden war, so sprach er in zierlichen lateinischen Versen seinen Dank aus für die Gastfreundschaft, die ihm zu Theil geworden war, versicherte, daß der Abend, den er mit dem alten Schulkameraden verbrachte, ihm unvergeßlich bleiben würde und stieß, zum letzten Male, auf baldiges, frohes Wiedersehen mit diesem an. Dann trennten sich die Beiden mit herzlichem Händedruck.

Sobald der Professor in seinem Zimmer in „Grimma's Hôtel“ angelangt war, begab er sich zur Ruhe. Der lange Tag, voll ungewohnter Anstrengungen, hatte ihn ermüdet, und er schlief schnell ein. Am nächsten Morgen erwachte er zu früher Stunde, kleidete sich sogleich, wie dies seine Gewohnheit war, vollständig an und ließ dann den Morgenkaffee auf sein Zimmer bringen, den er, am Fenster sitzend, den „Breiten Weg“ zu seinen Füßen, zu sich nahm. Da hörte er Militärmusik erschallen, und bald darauf zog das 27. Infanterieregiment, klingenden Spieles an seinem Fenster vorüber. Der alte Fridericianische Marsch, den er hörte, war ihm bekannt, und er sang ihn, mit den Knöcheln der einen Hand den Tact schlagend, leise mit. — Als aber plötzlich die Domglocken wie feierliche Begleitung zu der schmetternden Musik erklangen, da fuhr er zusammen. — Was war das? — Eine Secunde unwillkürlicher Rückerinnerung — und dann stand die ferne Vergangenheit deutlich vor ihm! — Das war der Marsch, den er mit derselben Begleitung vor mehr als vierzig Jahren an derselben Stelle gehört hatte! Es kam ihm wie ein Traum vor, wie eine Fortsetzung der Jugendgeschichten, die er am Abend vorher gehört und erzählt hatte, und träumerisch sinnend blickte er um sich. — Hatte er nicht diese alte Kommode, diesen alten schönen Schrank, das hohe Himmelbett schon einmal gesehen? Und jenen Kupferstich, den „alten Dessauer“ darstellend! Welche Bewandtniß hatte es doch damit? — Sinnend legte er die Hand auf die Stirn, dann erhob er sich, nahm das Bild von der Wand und trat damit ans Fenster. Und wie er es drehte und wandte, vergeblich

bemüht, den Zusammenhang zwischen dem Bilde und seiner Vergangenheit wiederzufinden, da entdeckte er auf der Rückseite, unter einer dichten Staubschicht seinen Namen: „Vor dem Kampfe, Heinrich Ambach aus Magdeburg am 15. 9. 1845."

Er stellte das Bild sorgfältig auf den Boden; dann ließ er sich auf einen Sessel fallen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Vor dem Kampfe. 1845." — Nun hatte er den Kampf des Lebens, bis zum Ende beinah, ausgekämpft — siegreich! Und doch fühlte er sich geschlagen. — Sein ganzes Leben zog in einer kurzen Minute vor seinem Geiste vorüber: sein ganzes, sein volles Leben! — Und wie kurz erschien es ihm! — Die Arme gegen den Körper gelegt, bewegte er die zitternden Hände, die Handflächen in geringer Entfernung gegen einander gekehrt, auf und nieder und sagte leise: „So klein war mein Leben — so klein!"

Seine Gedanken wanderten zurück, noch weit hinter dem Tage, an dem er die Worte: „Vor dem Kampfe" geschrieben hatte. — Er erinnerte sich seiner frühesten Kindheit, und er sah seine Mutter, wie sie auf einem schönen Bildniß dastand, das aus dem Nachlaß seines Vaters vor mehr als vierzig Jahren in seinen Besitz übergegangen war: eine schlanke, junge Frau, bleich von Angesicht, aschblonden Haares, mit großen, traurigen blauen Augen. „Komm zu Bett, Heinz," hörte er ihre weiche, süße Stimme. Er aber riß die Augen auf. Er wollte eine Erzählung des Vaters, von der er nichts verstand, zu Ende hören. — „Ich bin noch nicht müde, Mama. Bitte, laß mich noch ein bißchen aufbleiben . . . bitte, laß mich!" — „Nein, komm', mein Kind! Die Augen fallen Dir ja zu. Schnell! Der Sandmann kommt." Er fühlte sich sanft emporgehoben, sein Kopf lag an dem Halse der Mutter. „Ich bin noch gar nicht müde," murmelte er, schon im Halbschlaf.

Wie lange war das her? — Oh, über sechzig Jahre!

„So klein war mein Leben . . . so klein," wiederholte er mit derselben Bewegung der zitternden alten Hände . . . „so klein!" — Er fühlte sich unbeschreiblich müde.

„Nun, der Sandmann wird ja bald kommen," sagte er leise.

Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Von

P. D. Fischer.

(Schluß.)

III.

Der Pessimismus, der in unseren Parlamenten, in der Tagespresse und in der Literatur das große Wort führt, will uns glauben machen, daß die wirthschaftlichen, die sittlichen und die socialen Zustände in Deutschland im Niedergang, oder wie das Modeschlagwort am Ende des Jahrhunderts lautet, in Decadenz begriffen seien. Ohne den weitverzweigten Wurzeln nachzugehen, aus denen diese trübe Auffassung hervorgewachsen ist und Nahrung schöpft, versuchen wir, sie auf Grund von unbefangenen Beobachtungen, wie sie ein in Deutschland reisender Deutscher tagtäglich zu machen Gelegenheit hat, nach ihrer Berechtigung zu fragen.

Wie steht es zunächst mit der „Verarmung" Deutschlands?

Die Landwirthschaft, auf welche dies böse Wort zuerst angewendet worden ist, und deren Wortführer zur Zeit die lautesten Klagen erheben, beschäftigt sich, wie wir uns aus früheren Betrachtungen erinnern, mit fortschreitender Vertiefung und Ausdehnung ihres Betriebes. Von beginnender Erschöpfung oder auch nur Auspowerung des deutschen Bodens ist nichts wahrzunehmen. In den Zuckerprovinzen hört man wohl einmal von „Rübenmüdigkeit" gewisser Aecker reden, aber bei genauerem Zusehen stellt sich heraus, daß an dieser Erscheinung entweder Verstöße gegen den Fruchtwechsel oder fehlerhafte Düngung oder aber schädliche Thierchen die Schuld tragen, welche der Zuckerrübe in ähnlicher Weise nachstellen, wie die Reblaus dem Weinstock. Ebenso wenig kann eine Verschlechterung des Himmelstriches, der klimatischen Verhältnisse, der Wasserversorgung behauptet werden. Die Ausbreitung des deutschen Waldbesitzes, die feste und scharfe Aufsicht, welche in ganz Deutschland über die Schonung und Pflege des Waldes geführt wird, schützt uns vor Entwaldung der Höhen und erhält damit der Niederung die Wasserzuflüsse und die Bildung

regenspendenden Gewölks. Hinsichtlich der natürlichen Bedingungen liegt für die deutsche Landwirthschaft nicht wie für andere Länder, namentlich in den südeuropäischen Halbinseln, eine Verschlimmerung oder gar Gefährdung, sondern eher eine fortschreitende Besserung vor.

Die ländlichen Besitzverhältnisse bieten bei uns, wie allerwärts und wie zu allen Zeiten, ein breites Feld für socialpolitische Erörterungen, theoretische Reformfragen und praktische Wahlagitation. Dem Verlangen der Landarbeiter nach eigenem Landbesitz — ein Verlangen, das alljährlich Tausende und aber Tausende von tüchtigen Landarbeiterfamilien zur Auswanderung treibt — sucht man in der Hitze des Wahlkampfs (heut wie in den Zeiten der Gracchen), durch Verheißungen von Bodenreform, von Auftheilung der Domänen oder von Beschränkung des Großgrundbesitzes zu schmeicheln. Die radicalen Parteien sind natürlich bereit, alle Schäden der Landwirthschaft durch Verstaatlichung des Grundbesitzes und der landwirthschaftlichen Betriebsmittel zu heilen. — In Wirklichkeit besteht in Deutschland eine Mischung des großen, des mittleren und des kleinen Grundbesitzes, um welche uns andere Völker beneiden. Diese Mischung zeigt, wie wir uns schon früher überzeugten, in den verschiedenen Gebieten erhebliche Abweichungen. Großgrundbesitzungen von zehn- und zwanzigtausend Hektaren, wie sie im Osten, namentlich in den Waldfürstenthümern von Schlesien, Posen, Preußen, hier und da vorhanden sind, kommen im Westen nicht vor; auch überwiegt der ackerbauende Rittergutsbesitz des Ostens den des Westens in beträchtlichem Maße. Aber auch im Osten ist die Zahl spannfähiger Bauernhöfe und mittlerer Gutsbesitzungen an sich bedeutend und im Vergleich mit anderen Ländern geradezu hervorragend. Austreibungen des ländlichen Kleinbesitzes, Einlegung von Bauerstellen, wie sie in Großbritannien schließlich dazu geführt haben, das gesammte Areal in die Hände einer erschreckend kleinen Zahl großer Landlords zu bringen, werden bei uns nicht in besorgnißerregendem Umfange vollzogen, und finden in der Ansetzung neuer Stellen, in der wachsenden Ausdehnung der Rentengüter, in der Schaffung von Colonaten auf parzellirtem Großbesitz einen mindestens ausgleichenden Ersatz. Weder die Anhäufung des Großgrundbesitzes, vor welcher mit dem taciteischen „latifundia Italiam perdidere“ zu warnen herkömmlich ist, noch die Zersplitterung des ländlichen Besitzes, die von der anderen Seite unter dem Schreckbilde der Atomisirung des Bodens vorgeführt zu werden pflegt, haben in Deutschland einen Grad erreicht, der zu pessimistischer Betrachtung der Sachlage berechtigt.

Aber, heißt es, die Landwirthschaft rentirt nicht mehr. Daß dies, wenn es richtig ist, an minderer Ertragsfähigkeit des Bodens nicht liegen kann, braucht nach dem oben Bemerkten nicht erörtert zu werden. Also müßte die Ursache in Verschlechterung des Absatzes, im Rückgange der Preise, in der Vertheuerung des Betriebskapitals oder in stärkerer Belastung der Landwirthschaft zu suchen sein. Daß der Absatz der landwirthschaftlichen Producte durch das Auftreten der modernen Verkehrsmittel, durch Eisenbahnen und Dampfschiffe und den dadurch ermöglichten Mitbewerb der ausländischen und namentlich der überseeischen Erzeugnisse eine durchgreifende Veränderung erfahren hat, liegt

auf der Hand. Es fragt sich aber, ob diese Veränderung lediglich Nachtheile für die deutschen Landwirthe mit sich geführt hat, oder ob diesen Nachtheilen nicht auch Vortheile gegenüberstehen, die bei Aufstellung der Bilanz in Gegenrechnung gebracht werden dürfen. Es ist richtig, daß der Absatz des deutschen Getreides und die für dasselbe zu erzielenden Preise jetzt von dem Ausfall der Ernte in Rußland, Ungarn, Indien und Amerika, kurz von dem Stande des Weltmarktes in höherem Grade abhängig sind, als dies vor Erfindung der Eisenbahnen und vor Ausdehnung der Dampfschiffahrt der Fall war. Aber dafür ist der deutsche Grundbesitzer jetzt in viel höherem Maße als früher unabhängig von den Absatz- und Preisverhältnissen des nahe gelegenen heimischen Marktes, an den er früher nach Maßgabe der Transportverhältnisse fast ausschließlich gebunden war. Die viel gescholtene Börse bewirkt Ausgleichungen in der Preisbildung, die dem Landwirth früher nicht zu Gute kamen. Der Werth der Güter hat eine Höhe erreicht, die noch vor einem Menschenalter nicht entfernt geahnt wurde. Wirthschaftlich begründete, solide Creditbedürfnisse werden durch die jetzigen Einrichtungen billiger und allgemeiner befriedigt, als unter den früheren Verhältnissen. Den Klagen über wirthschaftliche Prägravation der Landwirthschaft stehen, wie Jeder weiß, nicht minder lebhafte Beschwerden über angebliche Bevorzugung der Agrarier durch unsere Zoll- und Steuergesetzgebung gegenüber.

Es kann nicht in der Absicht dieser Betrachtungen liegen, eine Feststellung des status causae et controversiae der agrarischen Bestrebungen oder gar eine Abwägung des Für und Wider zu unternehmen. Sie müssen sich begnügen, darauf hinzuweisen, daß neben den Schatten, welche die moderne Verkehrsentwicklung über den Wirthschaftskreis der deutschen Landwirthschaft wirft, auch Lichtseiten vorhanden sind, die billigerweise nicht vergessen werden dürfen. Ob das Licht vorwiegt, oder der Schatten, darüber werden die Ansichten, je nach dem Standpunkte des Betrachters, wohl immer getheilt bleiben. Sind sie es doch unter den Landwirthen selbst. Einer ihrer tüchtigsten Vertreter hat im preußischen Abgeordnetenhause[1]) vor allzu pessimistischer Auffassung der Dinge und vor dem Versuche, die jetzigen Zustände durch Eingreifen der Gesetzgebung auf frühere Zeiten zurückzuschrauben, nachdrücklich gewarnt; er hat seine auf langjährige Erfahrung gestützte Meinung offen dahin ausgesprochen, daß es noch keine Zeit gegeben habe, wo alle Schichten des Volks sich so wohl haben fühlen können, und wo der Lebensgenuß aller Menschen ein so hoher geworden ist, wie heute. Und wenn er hinzugesetzt hat, daß er relativ mit Behagen aus seinem Fenster hinaussehen könne auf seine Scholle, und daß er dies lediglich aus eigener Kraft in angestrengter Arbeit erreicht habe: so darf dieser Fall glücklicherweise in Deutschland nicht als vereinzelt betrachtet werden. Wer die ländlichen Verhältnisse einigermaßen kennt, dem steht eine stattliche Zahl von deutschen Landwirthen vor Augen, die sich durch Sachkunde, Thatkraft und Ausdauer auch ohne ererbtes oder erheirathetes Capital zu Wohlstand, bei gutem Glück zu noch mehr emporgearbeitet haben.

[1]) Rede des Abg. Schultz-Lupitz, stenographischer Sitzungsbericht vom 4. Juli 1893.

Auf Rosen gebettet sind Handel und Industrie in Deutschland auch nicht. Die Zahl der großen Loose ist auch bei ihnen gering, und sie fallen keineswegs „mühlos aus der Götter Schoße" herab, sondern müssen in harter Arbeit errungen werden. Auch auf diesem Gebiete fehlt es nicht an Klagen, an Gründen zur Unzufriedenheit, an Wünschen nach Besserung. Unseren Seestädten ist es nicht leicht geworden, sich in den Uebergang der deutschen Zollpolitik vom gemäßigten Freihandel zu einem den Bedürfnissen der Landwirthschaft und der Industrie angepaßten Schutzzollsystem hineinzufinden. Namentlich die Ostseehäfen haben jede Erschwerung des Transithandels, auf den sie ihrer Lage nach angewiesen sind, hart empfunden. Für die ganze deutsche Seeküste von Emden bis Memel macht sich überdies die Umwandlung der Seeschiffahrt vom Kleinbetrieb der Holz- und Segelschiffe in den Großbetrieb der Eisen- und Dampfschiffe in hohem Grade fühlbar. An der Weser, der Trave und der Warne, an den Oder- und Weichselmündungen hat manche Werft, auf welcher nach altem Brauch Holzschiffe gezimmert wurden, geschlossen werden müssen. Mit Leidwesen sieht man in altberühmten Hafenplätzen wie Memel, Stralsund, Wismar die Zahl der anlandenden und ausfahrenden Schiffe geringer werden und den Mastenwald am Hafenkai sich lichten. Auf dem deutschen Schiffbau, der deutschen Seeschiffahrt und dem deutschen Exporthandel lastet der Mitbewerb des Auslandes sicherlich mit nicht geringerem Drucke als auf der Landwirthschaft. Aber auch hier fehlt es nicht an Lichtpunkten, an Anhalt für Ermuthigung und festes Ausharren. Deutsche Schiffswerften wie die des Vulcan bei Stettin, der Germania bei Kiel, die Schichau'schen Anlagen bei Elbing haben in der Erbauung von Dampfschiffen den Kampf mit den Glasgower Werften muthig aufgenommen und führen ihn nicht ohne Erfolg. Die deutsche Rhederei sucht allenthalben ihren Platz zu behaupten; sie macht energische Anstrengungen, um statt der hölzernen Schiffe eiserne, statt des Segels den Dampf in Betrieb zu nehmen. Nicht bloß unsere großen Seetransport-Unternehmungen, wie der Norddeutsche Lloyd, dessen Entwicklung in einer äußerst lesenswerthen Schrift[1]) dargestellt worden ist, oder wie die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actiengesellschaft, sondern auch kleinere Vereinigungen und einzelne Unternehmer lassen die deutsche Flagge auf allen Meeren wehen. Für die Wiederaufnahme der deutschen Hochseefischerei, für eine wirksame Verbesserung ihres Betriebes durch Einstellung von Dampfkuttern ist man in Emden, Geestemünde, an der niederen Elbe und an den Ostseeküsten mit wachsendem Eifer thätig. Daß die deutsche Seefischerei sich in reicherem Maße als bisher an den Ernten betheiligt, welche von englischen, holländischen, französischen und norwegischen Fischerbooten aus den unerschöpflichen Fischgründen des deutschen Meeres, wie die Nordsee englisch genannt wird, hervorgeholt werden, ist ein Ziel, das muthig in Angriff genommen und mit stärkerem Einsatz von Seiten des Großcapitals betrieben zu werden verdient.

[1]) Der Norddeutsche Lloyd. Geschichte und Handbuch. Bearbeitet von Dr. Moritz Lindeman. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Plänen. Bremen 1892.

Ueber die deutschen Colonialbestrebungen gehen die Ansichten ja weit auseinander. Begeisterten Anhängern stehen grundsätzliche Gegner jeder Colonialpolitik gegenüber; andere Gegner verwerfen die Unterstützung aus Reichs- und Staatsmitteln und wollen die ganze Sache von vornherein auf die eigenen Füße von Privatunternehmern stellen. Die Aussichten auf Erfolg, der Werth des bisher Erreichten, die Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete in Ost-, West-, und Südwestafrika sowie in Australien werden lebhaft in Frage gezogen. Hatte man Anfangs vor übertriebenen Hoffnungen zu warnen, so ist jetzt darauf hinzuweisen, daß zehn Jahre nicht ausreichen, um ein irgendwie zutreffendes Urtheil über das junge Unternehmen zu ermöglichen. Auf welcher Seite man stehen möge: auf keinen Fall läßt sich der Umstand, daß Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts bei der Besiedelung von Afrika und von Neuguinea mit Mächten in Mitbewerb getreten ist, deren Colonialbesitz aus dem 16. und 17. Jahrhundert herstammt, als ein Symptom mangelnden Unternehmungsgeistes und mangelnder Capitalskraft, als ein Zeichen von Deutschlands wirthschaftlichem Rückgang auslegen.

Als ein solches läßt sich ebenso wenig die Ausdehnung unserer Großindustrie auffassen. Mag bezweifelt werden, ob diese Ausdehnung und der Umfang, den sie erreicht hat, überall auf gesunden Grundlagen beruhen, ob der Zusammenfluß von Arbeitermassen, wie er in den Industriebezirken am Niederrhein und an der Ruhr, an der Saar, im Mansfelder Bergbaugebiet u. s. w. in starkem Maße stattfindet, ob das Anwachsen der Fabrikarbeit im Oberelsaß, in den sächsischen, lausitzischen und schlesischen Weberorten aus gesundheitlichen und sittlichen Gründen erwünscht ist: darüber ist nicht zu streiten, daß diese Industriestätten mächtige Factoren der gesammten deutschen Arbeit, des gesammten Wirthschaftslebens der Nation sind, und daß sie Deutschlands Gesammtwohlstand riesig vermehrt haben. Die Leistungsfähigkeit des deutschen Gewerbefleißes im Kampfe mit dem scharfen Mitbewerb der englischen, französischen und nordamerikanischen Industrie ist durch den glänzenden Erfolg Deutschlands auf der Weltausstellung in Chicago, unter Auswetzung einer früher erlittenen Scharte, erst neulich auf das Unzweideutigste dargethan worden. So viel ist sicher: eine Verarmung Deutschlands kann in dem Zustande, in welchem die deutsche Industrie sich befindet, nicht erblickt werden.

Kann man ferner ernstlich von einem wirthschaftlichen Niedergange unseres Städtewesens sprechen? Hinsichtlich unserer Großstädte ist eher die Klage berechtigt, daß ihr Anwachsen allzu schnell, daß es auf Kosten der Landbevölkerung erfolgt, und daß die Anhäufung so ungeheurer Menschenmassen, wie sie in Berlin, in Hamburg, Breslau, Leipzig Wohnung und Beschäftigung suchen, zu schweren socialen Bedenken Anlaß gibt. Wirthschaftlich haben sich die deutschen Großstädte der Aufgaben, die ihr rapides Anschwellen erzeugt, bisher in allen wesentlichen Punkten gewachsen gezeigt. Die Besorgnisse, welche von mancher Seite an den Wegfall landesherrlicher Hofhaltungen geknüpft wurden, sind durch die Entwicklung der davon betroffenen Städte auf das Vollständigste widerlegt worden. Von den Bischofsstädten am Rhein und am Main ist wohl keine, die nicht den Verlust der Landeshoheit ihrer früheren

geistlichen Herrscher völlig verschmerzt hätte. Hannover, Kassel, Wiesbaden haben sich seit 1866 in einer Weise verschönert und vergrößert, welche die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Die Einwohnerzahl von Kiel hat sich seit der Einverleibung der Elbherzogthümer in den preußischen Staat, also in noch nicht dreißig Jahren, verdreifacht. In Frankfurt am Main ist man sehr zornig darüber gewesen, aus der Reihe der Freien Städte in die Stellung einer preußischen Provinzialstadt versetzt zu werden. Aber selbst die eifrigsten Verehrer der früheren Reichsherrlichkeit können nicht behaupten, daß Frankfurt durch den Verlust der Souveränität an seinem Wohlstande eingebüßt habe oder in seinem wirthschaftlichen Aufschwunge, der übrigens jedem Besucher der schönen Mainstadt handgreiflich entgegentritt, irgendwie gehemmt worden sei.

Unter den deutschen Mittel- und namentlich unter den Kleinstädten befinden sich manche, deren Einwohnerzahl nach dem Ergebniß der fünfjährlichen Volkszählungen einen Stillstand, hier und da sogar einen Rückgang aufzuweisen hat. Die Kleinstädte sind in nicht wenigen Fällen bei der Neuorganisation der Gerichtsverfassung durch die Einziehung von Collegialgerichten empfindlich getroffen worden; ebenso ist die Zusammenlegung der Truppen in größere Garnisonsorte für manche kleinere Stadt ein herber Verlust gewesen. Allein es wäre übertrieben, aus diesen immerhin vereinzelten Vorkommnissen einen allgemeinen Niedergang unserer Kleinstädte herleiten zu wollen. Dem widerspricht schon der Augenschein. Wohin man in Deutschland kommt, findet man in unseren Städten die Werkleute mit der Wiederherstellung und Erneuerung der örtlichen Baudenkmäler beschäftigt. Mitunter sind diese Restitutionen dem Eingreifen des Reichs, des Staats oder gemeinnütziger Vereine zu verdanken. Die Katharinenkirche zu Oppenheim ist aus Reichsmitteln neu erstanden und gereicht mit den Glasmalereien der von deutschen Fürsten und Patriciern gestifteten Fenster der freundlichen Weinstadt zu nicht geringer Zierde. Für die Wiederherstellung des Hochschlosses der Marienburg werden die Mittel außer einem Staatszuschuß durch Sammlungen und Lotterien zusammengebracht. Auch die Erneuerung des Kaiserdoms zu Speyer, der Domkirche zu Merseburg, der Quedlinburger Stiftskirche, der St. Nikolauskapelle in Obermarsberg ist wohl überwiegend aus allgemeinen Mitteln erfolgt, von großen Nationalbauwerken wie die Vollendung des Kölner Doms, der Thurmbau am Ulmer Münster zu schweigen. Allein in nicht minder zahlreichen Fällen sind mittlere und kleine Städte bei Erhaltung und Wiederherstellung ihrer Kirchen, Thorthürme, Rathhäuser u. s. w. auf eigene Kosten kräftig vorgegangen. In Emden, Lüneburg, Osnabrück werden die Rathhaussäle als Zeugen der früheren Gemeindeverfassung in ihrem alten Glanz sorgfältig erhalten; vermöge der Waffensammlung im obersten Stock des Emdener Rathhauses könnten noch heut zu Tage alle Quartiere der ostfriesischen Hafenstadt ins Gewehr treten. In Tangermünde, Königsberg N. W., Kochendorf sind die Rathhäuser, in Neu-Brandenburg, Gollnow, Pyritz, Stendal die Thorthürme pietätvoll erneuert worden. Die durch die Dauerhaftigkeit ihrer Stiefel weit bekannte märkische Landstadt Kalau hat sich neuerdings einen ebenso stilvollen

als zweckmäßigen Rathhausbau geleistet. In dem freundlichen Schwarzwaldstädtchen Villingen haben gemeinnützig gesinnte Bürger in den Räumen des alten Rathhauses eine Sammlung von allen auf die Geschichte des Orts und der Landschaft bezüglichen Alterthümern sowie von Kunst- und kunstgewerblichen Gegenständen aller Art eingerichtet. Neben Kaiserurkunden, die bis in sehr frühe Jahrhunderte zurückreichen, sind dort alle in Villingen gedruckte Bücher aufgestellt; man kann an Waffen und Rüstzeug, an Kleidern und Hausrath die Culturentwicklung in einem lokal umgrenzten und dadurch um so wirkungsvolleren Bilde verfolgen. Auch von der Kunsttöpferei, die hier im 16. Jahrhundert mit Erfolg getrieben wurde, sind gute Musterstücke zur Stelle.

Zu den Klagen, die in der Presse und in den Landesvertretungen am lautesten geltend gemacht worden, gehört die über den Niedergang des deutschen Handwerks. Die Aufhebung des Zunftzwanges und der Wegfall der Innungsordnungen, die gesetzliche Einführung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit sollen unseren Handwerkern das Standesgefühl und den Schutz organischer Gliederung geraubt, der Maschinenbetrieb der Großindustrie dem Handwerk den goldenen Boden entzogen haben. Ohne die durchgreifende Veränderung zu verkennen, welche die wirthschaftliche Lage unserer Kleingewerbe durch die moderne Gesetzgebung und die moderne Technik erfahren hat, und ohne in eine Erörterung darüber einzutreten, ob ihre Lage durch die Wiederbelebung der Innungen oder durch gesetzliche Beschränkungen der Gewerbefreiheit verbessert werden kann, möchte ich nur feststellen, daß nach den Wahrnehmungen, die sich unterwegs in Menge darbieten, die Leistungen des deutschen Handwerks in einem erfreulichen Aufschwunge begriffen sind. Bei der ausgedehnten Bauthätigkeit der Post wird von der Bauleitung Werth darauf gelegt, die Ausführung der Arbeiten möglichst Werkmeistern aus dem Orte selbst zu übertragen. Da die Postbauten grundsätzlich dem Stil der besten örtlichen Bauweise angepaßt werden, so treten an die bei ihnen beschäftigten Bauhandwerker, und zwar nicht bloß an die Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, sondern auch an den Schmidt, den Glaser, Töpfer, Klempner, Schlosser, Tischler, Maler Anforderungen in Betreff der anzuwendenden Formen und des Materials heran, die nicht selten über das landläufig Gebräuchliche hinausgehen. Trotzdem gelingt es bei einiger Geduld und beiderseitigem guten Willen in der Regel, diesen Anforderungen durch Leistungen von Ortsmeistern zu genügen. Mir sind zahlreiche Fälle gegenwärtig, in denen die Meister nach Vollendung der Arbeit ihre Freude über die ihnen dadurch zu Theil gewordene Anregung ausgesprochen haben. Auch kann man an vielen Orten verfolgen, wie diese Anregung bessere Bauausführungen, die Wiederaufnahme besserer Formen und gediegeneren Materials auch bei den Privatbauten zur Folge hat.

Bei dem uralten Städtchen Alzey unweit Worms, das zum Andenken an einen von dort herstammenden Helden des Nibelungenliedes, Volker den Spielmann, eine Geige im Stadtwappen führt, stehen die umfangreichen Trümmer der altpfälzischen Burg, von denen man einen weiten Blick über die Rebhügel der Umgegend bis zur Rheinebene hinab und zu den Bergzügen

an der Nahe hinauf genießt. An der Nordseite dieser Burgruine wurde mir eine von schlichtem Steingebälk eingerahmte Nische gezeigt, welche drei Bürger von Alzey, der frühere Postamtsvorsteher und zwei Handwerksmeister, zu Ehren des streitbaren Fiedlers errichtet haben. Sie enthält ein Fenster mit einem Glasgemälde, das die Gestalt Volker's mit dem Schwert und der Fiedel darstellt und die Umschrift trägt:

Zu Volkers Angedenken für immer
Han gemacht dies Messinger, Glaser und Wimmer.

Aehnliches wäre aus manchem Ort zu berichten. Allein ich breche ab, um weiter zu fragen, wie es um den von vielen Seiten behaupteten Niedergang der deutschen Sittlichkeit bestellt ist.

Daß die Menschen schlechter werden, ist eine nicht nur bei uns und nicht erst heute oft gehörte Meinung. Sie ist namentlich bei älteren Herren stark im Gange; selbst der gute Homer erweist sich, indem er geringschätzig von der Stärke der Männer, „wie jetzt die Sterblichen sind," spricht, als ein laudator temporis acti. Auch frommer Glaubenseifer sagt der Mitwelt, wenn sie an der Unentbehrlichkeit oder der traditionellen Bedeutung von Dogmen zu zweifeln wagt, nicht selten die schlimmsten Dinge nach. Die pessimistische Auffassung der deutschen Sitten, der man gegenwärtig in weiten Kreisen begegnet, führt sich auf stärkere Factoren zurück. Sie beruht, wenn man ihren Quellen nachgeht, in sehr starkem Maße darauf, daß zahlreiche Uebelthaten, die sonst nur in einer engbegrenzten Nachbarschaft bekannt wurden, heutzutage durch die Tagespresse vor das Forum der weitesten Oeffentlichkeit gebracht werden. Der Leser, der sich tagtäglich mit Berichten über Schandthaten aller Art und aus aller Herren Ländern bestürmt sieht, geräth leicht dazu, sich die Gegenwart als eine Art von Schreckenskammer vorzustellen, in welcher es an Verbrechen gegen das Leben, das Eigenthum und die Sittlichkeit wimmelt. In nicht minder starkem Maße trägt hierzu die angeblich naturalistische, in Wirklichkeit aber pessimistische Richtung der neueren Literatur bei, die es sich, namentlich in ihren Dramen, gradezu zur Aufgabe macht, dem Publicum die unerquicklichsten Zustände vor die Augen zu führen. Die Zuschauer, denen Ibsen als der Gipfelpunkt der modernen Dichtung oder Gerhart Hauptmann's Schauspiele als treue Abbilder der Wirklichkeit angepriesen werden, glauben schließlich selbst, daß es um unsere Sitten so übel bestellt sei, wie es ihnen auf der Bühne gezeigt wird. Und wie die neueste Emotionsdichtung ihre Stoffe vielfach nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus papiernen Quellen schöpft, so nimmt die Presse der radikalen Parteien wiederum die Zuchtlosigkeit dieser poetischen Ausgeburten zum Anlaß, den sittlichen Niedergang der Bourgeoisie, die Decadenz der Gesellschaft festzustellen und die Gewißheit ihres baldigen Zusammenbruches triumphirend zu verkünden.

Es würde nicht schwer sein, die Meinung, als würde in Deutschland jetzt mehr und schlimmer gefrevelt, auf Grund culturgeschichtlicher Nachweisungen und an der Hand der Criminalstatistik einer Prüfung zu unterziehen und als irrig darzuthun. Aber derartige Untersuchungen liegen außerhalb des Rahmens

dieser Betrachtungen, die sich vielmehr auch bei diesem Capitel auf einige Bemerkungen vom Standpunkte eines Reisenden beschränken.

Zunächst wird es kaum einen Widerspruch erfahren, wenn ich behaupte, daß der Stand der öffentlichen Sicherheit in Deutschland gegenwärtig so befriedigend ist, wie nie zuvor. Auf allen unsern Straßen, den großen Heerstraßen der Bahnen wie den Waldwegen unserer Gebirge, kann man zu jeder Tages- oder Nachtzeit ungefährdet verkehren. Raubanfälle gehören zu den verschwindenden Seltenheiten; wo sie vorkommen, führen sie sich auf momentane Ursachen zurück. Offene Auflehnung gegen die Staatsordnung, Banden, die im offenen Kriege mit der bürgerlichen Gesellschaft ein Räuberleben führten, wie im vorigen Jahrhundert und noch im ersten Viertel des jetzigen in manchem deutschen Waldgebiet, gibt's in Deutschland nicht mehr[1]). Schilderungen wie W. Hauff's „Wirthshaus im Spessart" oder wie Starklof's „Sirene", denen zur Zeit ihrer Entstehung Erinnerungen an thatsächliche Erlebnisse zu Grunde lagen, muthen uns jetzt so fremdartig an wie die Räubergeschichten aus Tausend und einer Nacht.

Verbrechen gegen das Leben kommen in Wirklichkeit nicht so häufig vor, wie es nach dem berechtigten Aufsehen, das jeder Fall erregt, den Anschein hat. Sie entstammen überwiegend Schichten der Bevölkerung, in denen der Hang, zum Messer oder zur Büchse zu greifen, von jeher tief eingewurzelt und schwer auszurotten gewesen ist, oder die, wie die Hefe unserer Großstädte, von jeher auf einer sittlich niederen Stufe gestanden haben. Die furchtbare Verrohung der Zuhälter, in deren Abgründe der Heinze'sche Mordproceß Einblick gewährte, gehört weder zu den charakteristischen Kennzeichen unserer Zeit noch unseres Landes. Gleichwohl verdient sie bei uns wie anderwärts mit den nachdrücklichsten Mitteln bekämpft zu werden.

Das Eigenthum ist in Stadt und Land bei uns mindestens in gleichem Maße gegen verbrecherische Eingriffe gesichert, wie dies je zuvor und in irgend einem anderen Lande der Fall gewesen. Man ist bei uns wie in anderen Culturländern ernstlich bestrebt, dem Gewohnheitsverbrecherthum, aus welchem die gefährlichsten und verwegensten Einbrecher hervorgehen, durch entsprechende Einrichtungen der Gefängnisse, durch Arbeitsgelegenheit für entlassene Strafgefangene, durch Asyle für Arbeitslose u. s. w. nach Möglichkeit zu steuern.

Ja, werfen pessimistische Leser ein, das mag Alles sein. Aber die Verbrechen und Vergehen, die vor die Strafgerichte kommen, sind nicht der einzige Maßstab für die Sittlichkeit der Gesellschaft. Sie krankt an einer sittlichen Entartung, die, wenn sie sich zu festen Missethaten nicht in gleichem Umfange wie früher aufschwingt, doch viel schlimmer und ausgebreiteter als früher in Erschlaffung der sittlichen Zucht, in Verkümmerung der sittlichen Ideale, in allgemeiner Muthlosigkeit und Lebensmüdigkeit zu Tage tritt. Fin de siècle!

Und die Beweise?

---

[1]) „Die Räuber" in Mannheim singen zwar mit Vorliebe das grimme Lied ihrer dort zuerst aufgeführten Schiller'schen Namensvettern, sind aber eine durchaus respectable Gesellschaft, deren Hauptmann Dienstwohnung hat, und deren Räuberhöhle jedem dort Eingeführten als eine Stätte frohsinniger Gastlichkeit in werthem Andenken bleibt.

Wenn dies Thema erörtert wird, so erlebt man oft, daß der Vertreter der pessimistischen Auffassung sich nicht auf eigene Erlebnisse oder auf die von Zeugen beruft, sondern einen Urkundenbeweis durch Vorbringung von Material antritt, das ihm aus der Lectüre von Zeitungen oder aus dem Theaterbesuch zur Hand ist, und das unter Verallgemeinerung der einzelnen Typen, als ob so unvernünftige Weiber, wie die Frau vom Meer, oder so emancipirte junge Damen, wie Hedda Gabler (die beide beiläufig keine deutsche sind), bei uns Alltagserscheinungen wären, oder als ob trunkfällige Künstler, wie College Crampton, zur selbstverständlichen Staffage des Berliner Thiergartenviertels gehörten.

Nun ist zwar nichts üblicher und bequemer, als Gesammturtheile über die Moralität ganzer Nationen, des eigenen Volkes und fremder Völker, zu fällen. Aber nichts ist in Wahrheit schwieriger als solche Urtheile zu begründen. Ich darf an die kerntreffenden Worte erinnern, mit denen Jacob Burckhardt in seinem classischen Werke über „die Cultur der Renaissance" da, wo er daran geht, über das Verhältniß der Italiener zur Sittlichkeit und Religion zu sprechen, die Grenzen des Urtheils zieht. Wohl könne man Contraste und Nüancen nachweisen, aber die absolute Summe des Ganzen zu ziehen, sei menschliche Einsicht zu schwach. „Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber glücklicherweise nicht richten. Eine große Nation überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker."

Auch die nachfolgenden Bemerkungen sind sich dieser Begrenzung des Urtheils voll bewußt. Aber sie halten für statthaft und nützlich, daß gegenüber so vielen Stimmen, die den Niedergang der deutschen Sitten laut in alle Welt hinausrufen, auch einmal nach der Legitimation der Stimmführer gefragt, einmal davor gewarnt werde, über den unzweifelhaft reichlich vorhandenen Schattenseiten die Lichtpunkte ganz zu übersehen.

Völlig übersehen wird z. B. von den Anklägern, daß die Unmäßigkeit beim Trinken, die schon dem ältesten Beobachter deutscher Sitten so stark auffiel, in unverkennbarer Abnahme begriffen ist. Man wolle sich nur erinnern, was uns in dieser Hinsicht in einem Höhepunkt unserer gesammten Volksentwickelung, im Zeitalter der Reformation, nachgesagt worden ist. Nicht bloß Ausländer (der „junge Deutsche, des Herzogs von Sachsen Neffe", im Kaufmann von Venedig!), sondern auch sachkundige und unbefangene Deutsche jener Zeit haben uns Schilderungen des deutschen Trinkens hinterlassen, aus denen hervorgeht, daß Trunksucht damals ein Nationallaster des deutschen Volkes gewesen ist. „Das Bier," sagt des wackeren Sebastian Münster's „Kosmographie" (im 3. Buch, Cap. 439: „von der Sachsen Sitten und Fruchtbarkeit ihres Landts"), „trincken sie also unmäßig, ja reitzen und zwingen einander zu einem solchen vberfluß, daß einem Ochsen zu viel were. Sie lassen es auch nicht dabei bleiben, daß sie sich voll trincken, sondern trincken so lang, biß sie wieder nüchtern werden, und das treiben sie den gantzen tag, und auch offt die gantze nacht, und welcher die andern mit trincken vberwindt, der wird darum gelobt und ist im ein Ehre, er vberkompt auch dadurch ein Kleinot umb welches er

mit trincken gestritten hat, unnd zum zeugnuß seiner erjagten Ehre wird er gekront mit Rosen oder andern wolriechenden Krentern." Auch heutzutage versteht man in Deutschland einen guten Trunk zu würdigen. Aber wer unseren Landsleuten in Sachsen oder in irgend einem andern deutschen Lande solche Dinge nachsagen wollte, wie der ehrliche Kosmograph von anno 1550, der würde einfach ausgelacht werden. Es ist geradezu erstaunlich, wie viel seltener man heut in Deutschland einem Betrunkenen auf der Straße begegnet als noch in meiner Kindheit. Einen Anblick wie in Glasgow, wo ich am Sonnabend Abend die Hauptstraße mit sinnlos betrunkenen Männern und Weibern bedeckt sah, — eine Vorwirkung der puritanisch strengen Sonntagsfeier! — habe ich in Deutschland nie und nirgends zu sehen bekommen.

Das Moralische ist selbstverständlich, sagt Fr. Theodor Vischer's „Auch Einer". Mag sein. Aber wenn es deutsche Art ist und bleiben möge, daß sittlich zu sein als verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gilt, von deren Erfüllung kein Aufsehen gemacht werden darf, so brauchen wir es uns doch nicht gefallen zu lassen, daß die Pessimisten den Spieß umkehren und sagen, man spricht in Deutschland nicht von Moral, ergo gibt es keine. Gegenüber solchen Verdrehungen des Thatbestandes, die von den Umsturzparteien begierig aufgefaßt und zu Anklagen gegen die besitzenden Classen ausgebeutet werden, ist es durchaus am Platze, daß Jeder auf Grund seiner eigenen Erfahrungen prüfe, ob unsere Sitten wirklich in zunehmender Verschlechterung begriffen sind. Wird eine Prüfung dieser Art ohne Prüderie und Splitterrichterei, aber auch ohne Schönfärberei und Augenzudrücken angestellt, so ist mir um das Ergebniß nicht bange. Denn dann würde zu Tage kommen, daß — neben argem Leichtsinn, viel Liederlichkeit und noch mehr Schwächen — im deutschen Familienleben doch auch viel ernste Lebensführung, viel Opfermuth, viel ausharrende Pflichttreue heimisch geblieben sind und zwar in allen Classen der Bevölkerung. Wer in zahlreiche Haushaltungen zu sehen Anlaß hat, wie viele Beispiele stehen dem vor Augen von Eltern, die sich jeden Lebensgenuß versagen, um ihren Kindern eine bessere Erziehung, den Besuch höherer Schulen, die Ausbildung von künstlerischer Begabung zu ermöglichen. Wie viele Fälle, wo langjährige, unheilbare Leiden des einen Ehegatten von dem andern geduldig ertragen, unermüdlich gelindert und aufopfernd gepflegt werden. Wie viel Familien, die nach dem Tode des Vaters durch die Tapferkeit, den ausdauernden Muth, die häuslichen Tugenden einer deutschen Mutter aufrecht erhalten und vor dem Versinken bewahrt worden sind! Wie viel Geschwister, die in Freud und Leid für einander einstehen und sich die Schwierigkeiten des Lebens gegenseitig überwinden helfen! Wie viel stilles Heldenthum in der Mutterliebe, die vor keinem Opfer der eigenen Gesundheit zurückschreckt, wenn es sich um die Wiederherstellung, die Erhaltung und schließlich um Milderung des unvermeidlichen Endes bei einem kranken Kinde handelt!

Ich glaube auch nicht, daß das Ergebniß ungünstiger wird, wenn man die Prüfung über den Familienkreis hinaus auf allgemeinere Aufgaben der Sittlichkeit, auf Wohlthätigkeit, humane Zwecke, Bekämpfung sittlicher Gebrechen oder Nothstände u. dergl. ausdehnt. Die Veranstaltungen unserer

„wohlthätigen Frauen" werden hier und da belächelt, aber mehr, weil ihr Eifer mitunter zu weit geht, als weil es ihnen an Herz oder an milden Händen für die Linderung fremder Noth fehlt. Wer hat früher daran gedacht, den Kindern der ärmeren Classen den Genuß der Sommerfrische, den Aufenthalt auf dem Lande, am Strande, im Walde zu verschaffen, wie es in wachsendem Umfange durch die von einem der thatkräftigsten Menschenfreunde unserer Zeit, dem Zürcher Pfarrer Bion, ins Leben gerufenen Feriencolonien geschieht? Kinderasyle, wie sie in Müritz an der mecklenburgischen Ostseeküste, auf Sylt, Norderney und in anderen Ost- und Nordseebädern errichtet worden sind, um mittellose kleine Patienten durch Seeluft und Seebäder zu kräftigen, sind Schöpfungen der neuesten Zeit. Ein Humanitätswerk aber von dem Umfange und der Schwierigkeit der zu lösenden Aufgaben, wie sie den vom Pastor von Bodelschwingh in der Nähe von Bielefeld begründeten und geleiteten Anstalten für Epileptiker, Idioten und andere Hülflose gestellt sind, haben wenige Völker und wenige Zeiten aufzuweisen. An der unverzagten Hoffnungsfreudigkeit, an der warmherzigen Menschenliebe, mit der dort Tausende der Unglücklichsten und Elendesten aufgenommen, gepflegt, aufgerichtet und getröstet werden, könnte sich mancher skeptisch angehauchte Geist zu neuem Glauben an die Menschheit und zu neuer Widerstandskraft im Kampf ums Dasein aufraffen.

Die stärkste Wurzel des Pessimismus ist seine Auffassung unserer socialen Zustände. Sie erscheinen selbst Männern, die sich von unnöthig trüber Weltanschauung sonst fern halten, in hohem Grade gefahrdrohend. Die systematisch betriebene Aufhetzung der Arbeiterbevölkerung gegen die besitzenden Classen, die Bekämpfung jeder göttlichen und menschlichen Autorität durch die socialdemokratische Presse haben die socialen Gegensätze in einem Maße verschärft und die Erörterung der socialen Schäden in einer Weise verbittert, daß sich in weiten Kreisen ernste Besorgniß um die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung, um die Zukunft der deutschen Cultur geltend macht. Vielen erscheint man schon als unverbesserlicher Optimist, wenn man diese Besorgniß zwar als begründet anerkennt, aber an die Möglichkeit einer Besserung glaubt, oder wenigstens nicht jeden Widerstand von vornherein für hoffnungslos hält.

Es ist ferner unverkennbar, daß die schärfere Betonung der confessionellen Gegensätze, die auch nach Beendigung des Culturkampfes noch keineswegs überall gehoben ist, auf die socialen Zustände in überwiegend unerfreulicher Weise einwirkt. Städte, in denen es nach dem Goethe'schen Verse

mit der Parität
Noch in der alten Ordnung steht,
Das heißt, wo sich die Katholiken
Und Protestanten in einander schicken,

sind am Ende des 19. Jahrhunderts leider seltener auf deutschem Boden zu finden, als am Anfang oder auch noch in der Mitte. Der Verkehr zwischen den Angehörigen verschiedener Confessionen ist jetzt weniger zwanglos, das bürgerliche Zusammenleben, namentlich in Orten, wo mit dem Unterschiede

der Confession auch noch ein solcher der Nationalität zusammenfällt, weniger verträglich, als dies in früheren Jahrzehnten der Fall war.

Kommt zu dem Classenhaß, der die Demagogie den Arbeitern einzuimpfen sich bestrebt, und zu dem Massenhaß, der bewußt oder unbewußt von den intoleranten Vorfechtern des Confessionalismus gepredigt wird, noch obendrein der von den Antisemiten wieder erweckte und mit aller Macht geschürte Rassenhaß, so ergeben sich daraus Zustände, die von unseren Jugendidealen in sehr betrüblichem Maße abweichen, und die selbst muthige und frohgelaunte Herzen mit Sorge und Scham erfüllen. Indessen wäre es für die Wohlgesinnten das denkbar Schlimmste, wenn sie sich diesen trüben Eindrücken widerstandslos hingeben, wenn sie darauf verzichten wollten, mit der ganzen Wucht, welche ihre Bildung, Erfahrung und Ansehen ihnen verleihen, gegen die um sich greifende Entmuthigung zu Felde zu ziehen, wenn sie sich bereden ließen, den Posten, auf welchen Abstammung und Erziehung, ererbter oder erarbeiteter Besitz, Autorität oder Wahl sie gestellt haben, unmännlich zu verlassen und an Feinde der staatlichen Ordnung auszuliefern. Ueberdies liegen auch hier die Dinge in Wirklichkeit lange nicht so hoffnungslos, wie vielfach angenommen wird. Sie liegen namentlich ganz anders, als die Umsturzparteien es behaupten.

Sie behaupten vor Allem, daß durch die Großindustrie und die Capitalswirthschaft in unserer Zeit die Classenunterschiede viel stärker geworden seien als je zuvor. Sie behaupten, daß ein Ausgleich dieser Unterschiede auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung unmöglich sei, und sie bezeichnen deshalb den Zusammenbruch dieser Ordnung und ihren Ersatz durch eine andere — welche, bleibt in den Wolken verborgen — als das alleinige Heilmittel für unsere socialen Schäden. Dem gegenüber läßt sich auf Grund von thatsächlichen Wahrnehmungen in allen Theilen Deutschlands nachweisen, daß die Prämisse, von welcher diese Behauptungen ausgehen, völlig unrichtig ist.

Zwar sind die Classen*gegensätze* jetzt schroffer als früher, aber die thatsächlichen Classen*unterschiede* sind nicht größer geworden, sondern sie werden immer geringer.

Das tritt zunächst auf das Unverkennbarste in der gesammten äußeren Lebensführung an den Tag. Unsere Wohnungen haben in den letzten Menschenaltern allgemein durchgreifende Verbesserungen erfahren. Aber das Hauptgewicht dieser Verbesserungen fällt auf die Arbeiterwohnungen, in den Städten wie auf dem Lande. Von Ausnahmen abgesehen, wie sie im großstädtischen Kampf ums Dasein leider vorkommen und schwerlich ganz zu beseitigen sind, leben unsere städtischen und ländlichen Arbeiter jetzt in gesunderen und menschenwürdigeren Wohnungen als früher. Ich stütze mich hierfür nicht auf die zahlreichen Fälle, in denen wie bei den Bergwerken des Saarreviers, oder wie in der Arbeiterstadt in Mülhausen und in anderen Industrieorten, eigene Häuser für die Arbeiterbevölkerung von den Arbeitgebern hergestellt werden, oder wo durch Wohlfahrtseinrichtungen, wie die Berliner Gemeinnützige Baugesellschaft, für bessere Arbeiterwohnungen gesorgt wird. Vielmehr berufe ich mich auf die Fortschritte, welche die Wohnungsverhältnisse im Vergleich zu der Enge, der mangelnden Wasserversorgung, den schlechten Kochgelegenheiten, der

unsagbaren Verwahrlosung der Aborte, die man früher als selbstverständlich hinnahm, allgemein gemacht haben, Fortschritte, welche den minder bemittelten Classen verhältnißmäßig am stärksten zu gute kommen. Wie sahen die Fenster ländlicher Arbeiterwohnungen vor dreißig Jahren aus? Die handbreiten trüb angelaufenen Glasstücke, die damals die Regel bildeten, sind heute beinah überall durch helle große Scheiben ersetzt worden, hinter denen auch in den ärmsten Dörfern Töpfe mit blühenden Geranien sichtbar werden.

Noch augenfälliger ist die Verminderung der Classenunterschiede in der Kleidung. Sie bildete noch im vorigen Jahrhundert ein Kennzeichen für Rang- und Standesabstufungen, das in den verschiedenen Classen der Bevölkerung von beiden Geschlechtern respectirt wurde. Mit Ausnahme der Uniform und der Hoftracht sind die Unterschiede der Männerkleidung im Verschwinden begriffen. Der bürgerliche schwarze Rock wird immer mehr zur Kirchenkleidung auch für die Bauern; die bequeme Joppe des Arbeiters wird Alltags von allen Ständen bevorzugt. Die ländlichen Trachten kommen leider viel zu sehr außer Gebrauch. Aeltere Frauen behalten sie noch vielfach bei, aber die jüngeren fürchten, sich im Faltenrock und Mieder oder der Haube der Vorzeit lächerlich zu machen und legen städtische Kleider an. Die Magd im Putz nimmt es mit Frau und Töchtern der Herrschaft auf. Ich habe in den Putzmacherläden in St. Johann oder in Gelsenkirchen von Arbeitern Damenhüte kaufen sehen, vor deren glänzender Ausstattung sich der meiner Frau verstecken konnte.

Auch in der Nahrung gleichen sich die Unterschiede mehr und mehr aus; die Verbesserungen in Kost und Getränk liegen vorwiegend auf Seiten der arbeitenden Classen. Fleischnahrung gehört jetzt für Bevölkerungsschichten in Deutschland zum täglichen Bedürfniß, für welche sie früher eine Seltenheit war. Kaffee und Zucker, früher ein Vorbehalt der Wohlhabenden, sind jetzt den Aermsten zugänglich. Bier wird von allen Classen, wenn auch nicht überall, wie im Münchener Hofbräuhaus, auf derselben Bank, doch mit gleichem Eifer getrunken.

Im Hausrath läßt sich derselbe Proceß verfolgen. Die Petroleumlampe leuchtet in Stadt und Land gleichmäßig den Armen wie den Reichen. Taschenuhren sind auch für Arbeiter ein selbstverständlich anzuschaffendes Geräth geworden. Wandspiegel, Sophas halten ihren Einzug in Wohnungen, denen sie früher unbekannt blieben.

Noch viel durchgreifender ist die Abnahme der Classenunterschiede in Beziehung auf die geistigen Lebensbedingungen und die Rechtslage. Durch die Volksschule ist eine allen Ständen gemeinsame Grundlage der Bildung geschaffen worden, welche früher vollständig fehlte. Das Niveau dieser gemeinsamen Bildung ist, sowohl was die Ziele des Unterrichts, als die Methode und die Erfolge desselben betrifft, in fortschreitender Erhöhung begriffen. Der Unterschied zwischen den Lehrplänen des Elementarunterrichts und der Mittelschulen ist jetzt beträchtlich geringer als vor fünfzig Jahren. Die körperliche Ausbildung, die früher nur an Mittelschulen einen Theil des Unterrichts bildete, wird jetzt in allen Schulen mit Eifer und großer Theilnahme der

Jugend betrieben. Es ist eine Freude, vor den Dorfschulen die Freiübungen und das Geräthturnen der Knaben, den Reigen der Mädchen zu sehen. Unterricht in weiblichen Handarbeiten wird jetzt in Volksschulen und zwar in steigendem Maße auch auf dem Lande ertheilt. Ebenso kommen in der äußeren Erscheinung und der inneren Ausstattung der Schulhäuser die verhältnißmäßig stärkeren Verbesserungen der Volksschule zu einem sehr bezeichnenden Ausdruck. Die Städte, die großen wie die kleinen, wetteifern in dem Streben, stattliche Schulgebäude aufzuführen und sie mit allen der Gesundheitspflege dienlichen Einrichtungen zu versehen. Auf dem Lande ist der Fortschritt noch deutlicher sichtbar. Was für Dorfschulräume sind mir aus meiner Jugend in Erinnerung geblieben! Jetzt hat jedes Dorf ein sauberes, gesundes, helles Schulhaus; oft ist das Schulhaus das beste Gebäude des Dorfes.

Welche Kluft durch den allgemeinen Volksunterricht überbrückt worden ist, kann nur durch Vergleich mit anderen Ländern ermessen werden. Die Zahl der Lesens- und Schreibensunkundigen ist in Deutschland im Verschwinden; sie erreicht bei der Aushebung zum Militärdienst schon seit Jahren kaum Ein Procent der ausgemusterten jungen Mannschaft. In Italien beläuft sich trotz der energischen Anstrengungen des jungen Königreichs die Ziffer der Analphabeten noch immer auf die Hälfte der Gesammtbevölkerung; sie steigt in einzelnen Provinzen des früher besonders arg vernachlässigten Südens sogar bis auf drei Viertel ihrer Einwohnerzahl. Noch immer gibt es dort Gebiete, wo Lesen und Schreiben als Vorbehalt der signori gilt, und wo sich die Unwissenheit der ärmeren Classen in unbesieglichem Mißtrauen gegen die Reichen, in stumpfem Widerstand gegen Verbesserungen ihrer wirthschaftlichen Lage, in Ausbrüchen des Hasses gegen Aerzte, Beamte, Anwälte, Richter erschreckend kund gibt.

Neben der Volksschule trägt der allgemeine Waffendienst mächtig dazu bei, die ganze sociale Stellung der ärmeren Classen zu heben. Nicht allein durch die Vervollständigung, welche der Schulunterricht während der Militärzeit in der Regimentsschule und vermöge der planmäßigen körperlichen Ausbildung des jungen Soldaten erfährt, sondern durch die militärische Erziehung zum Gehorsam, zur Pünktlichkeit, zur Sauberkeit, zum präcisen Erfassen und Ausführen täglicher Pflichten wird der Mann in seinem Charakter gefestigt, in seiner Leistungsfähigkeit gestärkt; seine Ansprüche an das Leben, sein ganzer Gesichtskreis erweitern sich. Der tiefgreifende Einfluß, den die allgemeine Dienstpflicht auf die Gesammthaltung der Bevölkerung ausübt, läßt sich an den Abstufungen deutlich wahrnehmen, in denen diese Wirkung je nach den Generationen, die in den einzelnen Theilen Deutschlands bereits unter Waffen gestanden haben, stärker oder schwächer eingetreten ist.

Eine ungemein umfassende und nachhaltige Einwirkung auf die Ausgleichung der Classenunterschiede wird ferner durch die modernen Verkehrseinrichtungen ausgeübt. Rowland Hill ist durch Wahrnehmung des schweren Druckes, mit welchem das hohe Briefporto auf den ärmeren Classen lastete, und der kleinen Kunstgriffe, mit denen sie diesem Druck zu entgehen suchten, zu seinen Reformideen angeregt worden; in seiner berühmten Broschüre „Post

office reform“ hat er den Vorschlag, das Pennyporto einzuführen, wesentlich durch den Hinweis auf die religiösen, sittlichen und intellectuellen Vortheile begründet, die sich für die Nation daraus ergeben würden. Durch Freigebung des Briefverkehrs werde die Post den Charakter eines mächtigen Culturwerkzeugs (a powerful engine of civilization) annehmen. Als während der Probezeit des neuen Tarifs in England Zweifel über seine Wirkungen entstanden, trat Harriet Martineau mit der Autorität, welche ihre zahlreichen und gediegenen nationalökonomischen Schriften ihr verliehen hatten, auf das Nachdrücklichste für die Aufrechthaltung des Pennyportos ein, das für Hunderte und Tausende von fleißigen Arbeitern wichtiger sei, als eine Lohnerhöhung, weil es ihnen die Möglichkeit biete, im Zusammenhange mit ihren Familien zu bleiben. Diese Gesichtspunkte sind heute, wo wir, Dank der Energie des Leiters der deutschen Post, auf der ganzen Welt ein einheitliches billiges Briefporto genießen, noch in verstärktem Maße zutreffend. Briefverkehr zwischen fernen Ländern, der sonst wegen der Höhe der Taxen ein Privileg der Wohlhabenden war, steht jetzt auch den Unbemittelten für 20 und für 10 Pf. rings um die Erde offen.

Ueber die nivellirende Kraft der Eisenbahnen wird es kaum eines Wortes bedürfen. Sie ist so stark, daß unter ihrem Einfluß selbst in Indien die vieltausendjährigen Schranken, welche den Verkehr der verschiedenen Kasten abgrenzten, sich zu erweitern beginnen, geschweige denn bei uns. Früher rollte der Vornehme im eigenen Reisewagen, die Mittelclasse in der Postkutsche auf der Landstraße daher; der Arbeiter ging zu Fuß. Jetzt läutet ihnen dasselbe Glockenzeichen zum Einsteigen in den Zug, der sie Alle zusammen in die Weite führt. Die wirthschaftlichen Vortheile, welche den ärmeren Classen in Verwerthung ihrer Arbeitskraft durch die Bahnen erwächst, leuchten ebenfalls ohne Weiteres ein.

Die allerdurchgreifendste und wichtigste Veränderung zu Gunsten der arbeitenden Classen hat sich aber in der völligen Umgestaltung ihrer Rechtslage vollzogen. Die Gewährung der Freizügigkeit, der Wegfall zahlreicher Beschränkungen der Gewerbefreiheit kommt ihnen in stärkerem Maße zu Gute, als der besitzenden Classe. Das Vereinsrecht und die auf Grund desselben bestehende, durch die Reichsgesetzgebung erweiterte Coalitionsfreiheit hat den Arbeitern ein von ihnen im weitesten Umfange angewendetes Mittel an die Hand gegeben, um bei Feststellung der Arbeitsbedingungen, namentlich bei Vereinbarung der Lohnsätze ihre Interessen zu wahren. Auf dem weiten Gebiete der Rechtspflege gilt gleiches Recht für Alle. In dem allgemeinen Wahlrecht haben die Arbeiter hinsichtlich der Wahlen zu der weitaus wichtigsten Volksvertretung, dem deutschen Reichstage, ein Maß politischer Gleichberechtigung erlangt, wie es in altconstitutionellen Ländern in diesem Umfange auch nicht annähernd besteht und überhaupt nur selten erreicht wird.

Bedenkt man, wie schnell diese Umgestaltung der Rechtslage vor sich gegangen, und wie unvermittelt sie in manchen Stücken und in manchen Gebieten eingetreten ist, so kann man vielleicht zweifeln, ob bei der Ausgleichung der geschichtlich entstandenen Classenunterschiede in Deutschland immer das er-

forderliche Maß von Vorsicht beobachtet worden ist; dagegen findet die Auffassung, daß diese Unterschiede im Zunehmen begriffen seien, in den vorliegenden Verhältnissen nicht die geringste Unterstützung. Jedenfalls bieten die thatsächlich noch vorhandenen Unterschiede keinen Grund für die bedrohliche und bedauernswerthe Verschärfung, die sich in dem Gegensatz zwischen den verschiedenen Classen eingeführt hat.

Vielleicht in keinem Lande der Welt geschieht so viel wie in Deutschland, um diesen Gegensatz zu mildern. Die Socialgesetzgebung des Reichs ist durch die Regelung der Krankenversicherung, durch die Verallgemeinerung der Fürsorge für die bei Unfällen beschädigten Arbeiter, durch die Schaffung einer sämmtliche Arbeiter umfassenden Alters- und Invalidenversicherung für kranke, beschädigte und arbeitsunfähige Arbeiter in einem Umfange eingetreten, der seines Gleichen nie zuvor gehabt hat und auch gegenwärtig nirgendwo sonst zu finden ist. Es sind dadurch den besitzenden Classen zu Gunsten der Arbeiter Lasten auferlegt worden, welche die in andern Ländern üblichen oder gesetzlichen Leistungen bei Weitem übersteigen. Die Summen, welche jährlich von den großen Eisenwerken, Kohlenzechen u. s. w. für die Arbeiterversicherung und Rentenzahlung aufzubringen sind, beziffern sich auf Hunderttausende. Hunderttausende von Arbeitern oder Angehörigen von Arbeitern erhalten allmonatlich an den Postschaltern des deutschen Reichs Renten ausgezahlt, zu deren Aufbringung die Arbeitsgeber mindestens in gleichem Maße beigetragen haben, wie die Arbeiter selbst, und zu deren größtem Theil außerdem aus Reichsmitteln beträchtlich beigesteuert wird. Und auch über die gesetzliche Verpflichtung hinaus wird für die Wohlfahrt der Arbeiter in ausgedehntestem Maße Seitens der Arbeitsgeber durch alle nur denkbaren Vorkehrungen gesorgt. Ich kenne kaum eine größere Industrieanlage, deren Leiter nicht darauf bedacht wäre, seinen verheiratheten Arbeitern gesunde Wohnungen, den Unverheiratheten passende Unterkunft zu verschaffen, für Alle Stätten zur Erholung, gemeinsame Feste, Gelegenheit zur weiteren Fortbildung, zur Beförderung des Sparsinnes einzurichten[1]). Wenn man diese Verhältnisse einigermaßen vor Augen hat, so kann man sehr wohl begreifen, daß unsere Großindustriellen über den in der socialdemokratischen Presse erhobenen Vorwurf der Arbeiterausbeutung in Entrüstung gerathen. Weniger begreiflich ist, daß in der Literatur mit Vorliebe eine der Wirklichkeit nicht entsprechende Darstellung dieser Dinge vorgeführt wird. In vielen modernen Romanen und Dramen wird den Fabrikherren aller Schatten, den Arbeitern alles Licht zugetheilt. Das trägt zur Ausgleichung der Gegensätze natürlich nichts bei, liefert vielmehr nur Wasser auf die Mühlen der Demagogen, die sich ohnedies auf das Aeußerste bemühen, die Gegensätze zu verschärfen.

Wer es unternimmt, die Arbeiterbewegung, die eine so außerordentlich wichtige Stelle im socialen Leben der Gegenwart, namentlich der deutschen Gegenwart, einnimmt, dichterisch darzustellen, der sollte sich der damit ver-

[1]) Wer sich einen Ueberblick über das auf diesem Gebiete Geleistete verschaffen will, dem seien die von der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen veröffentlichten Schriften und das von dieser Stelle herausgegebene Correspondenzblatt empfohlen.

bundenen schweren Verantwortung bewußt sein. Er sollte klar vor Augen haben, wie gefährlich es ist, auch nur scheinbar auf die Seite derer zu treten, welche die Arbeiter durch alle erdenklichen Mittel gegen die Besitzenden aufreizen und verhetzen. Er sollte bedenken, daß schon so wie so genug Haß gesäet wird, und daß die Männer wahrlich keinen leichten Stand haben, die inmitten aufgeregter Arbeitermassen das Element der Ordnung und der Gesetzlichkeit vertreten. Wissen die Herren, die ihre Fabrikanten zu Theaterbösewichten machen, denn nicht, daß die Arbeiter diese Geschöpfe für Wirklichkeit nehmen und darin eine greifbare Bestätigung der Irrlehren erblicken, die ihnen tagtäglich beigebracht werden?

Oder wäre es überflüssig, wäre es einer Freien Bühne, eines Volkstheaters unwürdig, zu zeigen, daß auch Arbeiter Pflichten haben, daß diese Pflichten mit den Rechten wachsen, daß kein Recht auf die Dauer ohne Erfüllung der damit verbundenen Pflichten bestehen kann? Zu zeigen, daß nach unabänderlichen Gesetzen, denen auch Arbeiter sich nicht entziehen können, Jeder, der seine Pflicht verletzt, eine Schuld auf sich nimmt, und daß jede Schuld sich rächt auf Erden? daß ohne sittliche Ordnung, ohne Recht und Gesetz kein Gemeinwesen bestehen kann, und daß, je freier ein Gemeinwesen ist, um so strenger auch die Freiheit Anderer geachtet werden muß?

Das klingt freilich anders als die Sprache, mit welcher die Arbeiter in Strikeversammlungen, bei Boycottirungen u. s. w. bethört und aufgeregte Massen zu Gewaltthätigkeiten gegen Genossen verleitet werden, welche die Arbeit nicht sofort niederlegen wollen. Aber es ist die Sprache der Gerechtigkeit, und diese Sprache wird niemals ungestraft überhört.

Dank der Besonnenheit und der Festigkeit, welche die Vertreter der öffentlichen Ordnung und die Leiter der großen Industrie-Unternehmungen in schweren Krisen allgemeiner Arbeitseinstellungen bewiesen haben, hat diese Sprache bisher in Deutschland sich noch immer wieder Gehör verschafft und zur Wiederherstellung des Friedens ausgereicht. Es besteht kein ausreichender Grund zu der Befürchtung, daß es in Zukunft anders kommen werde. Aber wohl ist ausreichender Grund dafür vorhanden, daß Alle, welchen Deutschlands Zukunft am Herzen liegt, sich hüten sollten, die Arbeiter in unbilligen Ansprüchen an die Arbeitgeber, in Auflehnung gegen die Rechtsordnung, in der Erbitterung gegen die Besitzenden zu bestärken. Man sollte sie vielmehr immer wieder und wieder darüber aufklären, daß die nicht die besten Freunde des Arbeiters sind, die ihm vorspiegeln, daß seine Lage durch einen Umsturz der heutigen Gesellschaft verbessert werden könne, und daß die Hebung der arbeitenden Classen auf einem andern Wege als durch Fleiß, Sparsamkeit, fortschreitende Gesittung und Bekämpfung zuchtloser Gelüste zu erreichen sei.

Auf diesem Wege haben sich in Deutschland viele tüchtige Arbeiter aus bescheidensten Anfängen zu leitenden Stellungen, zu Wohlstand und Ansehen emporgebracht. Viele unserer größten Industriellen verdanken ihre jetzige Position der eigenen Kraft oder haben Arbeiter zu Vätern gehabt. Es ist ein Märchen, wenn behauptet wird, daß solche Fälle in unserer Capitalswirthschaft nicht mehr vorkämen. Im Gegentheil: je reichlicher das Capital vor-

handen ist, um so lieber ist es bereit, sich in den Dienst des gewerblichen und technischen Unternehmungsgeistes zu stellen: es fragt nicht nach dem Stammbaum und nicht nach der gelehrten Bildung des Mannes, der durch seine Sachkenntniß, seine Energie und seinen Charakter Vertrauen erworben hat. Ich habe in den verschiedensten Theilen von Deutschland Männer getroffen, die ihre Laufbahn am Schraubstock und am Webstuhl begonnen haben und jetzt an der Spitze großer Unternehmungen stehen, zu deren Anfängen ihnen Mittel von Capitalbesitzern vorgeschossen worden sind.

Durch die wachsende Ausgleichung der Classenunterschiede wird ein solches Aufsteigen mehr erleichtert als erschwert. Denn wenn auch bei der allgemeinen Erhöhung des Niveaus der Einzelne jetzt vielleicht etwas mehr Mühe hat, sich vor Anderen auszuzeichnen als früher, so ist doch die Distanz geringer geworden, die ihn von dem zu erreichenden Ziele trennt, und einer tüchtigen Kraft stehen jetzt stärkere Hülfsmittel zu Gebote, um bekannt zu werden oder um sich ein geeignetes Feld für ihre Wirksamkeit zu verschaffen.

Alles in Allem: auch die socialen Zustände in Deutschland sind lange nicht so schlimm, wie die Pessimisten sie schildern. Sie fordern zu sorgfältiger Beobachtung der vorhandenen Schäden, zur Ausdauer und Geduld in Anwendung der zu ihrer Linderung erwählten Heilmittel, zur Festigkeit in der Abwehr unberechtigter Uebergriffe auf. Aber sie sind nicht so beschaffen, daß wir mit Mißmuth auf die Gegenwart, ohne Hoffnung in die Zukunft blicken müßten.

Kehren wir für einen Augenblick zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zurück. Wer seit fünfzig Jahren reist, der hat, so sahen wir, die denkbar größte Umwälzung in der Art des Reisens erlebt. Beinahe ebenso groß ist die Veränderung, welche während dieses Zeitraums auf allen Gebieten des deutschen Volkslebens vor sich gegangen ist. Wir Aelteren, die wir diese Umgestaltung mit erlebt haben, finden es nicht leicht, ihren Umfang und ihre Tiefe dem jüngeren Geschlecht anschaulich vorzuführen. Denn die Jugend nimmt Alles, was wir im Laufe der Jahre, vielfach über Verhoffen, erreicht haben, einfach als selbstverständlich hin und erblickt in dem, was uns als köstlichste Errungenschaft werth und heilig ist, die Basis für neue Wünsche und das Object ihrer Kritik. Es ist für sie eben schlechthin unmöglich, sich in die Zeit zurückzuversetzen, in der ihre Väter jung waren. Selbst so ausgezeichnete Versuche, dies literarisch zu thun, wie wir sie einem feinsinnigen und vielerfahrenen Juristen[1]) oder einem Fürsten der deutschen Naturwissenschaft[2]) verdanken, geben doch nur von einzelnen Factoren Rechenschaft und reichen nicht aus, um ein Bild der Gesammtentwicklung zu gewähren, die Deutschland in dem letzten halben Jahrhundert zurückgelegt hat. Wozu andere, in der behenden Erfassung des Neuen uns überlegene Nationen Jahrhunderte gebraucht haben, das hat sich bei uns in einer kurzen Spanne Zeit auf einmal oder dicht hintereinander vollzogen: die politische Einheit, die Wiedererlangung

[1]) Otto Bähr, Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Leipzig 1884.

[2]) August Wilhelm von Hofmann's Rede auf der sechzigsten Naturforscherversammlung in Bremen.

alten, lange verloren gewesenen Volksbesitzes, die wirthschaftliche Einigung, neues Maß, Gewicht und Geld, die Umwälzung der Verkehrseinrichtungen, die Anbahnung der Rechtseinheit, der Uebergang vom absoluten Regiment zum Verfassungsstaat, die wirthschaftliche und politische Gleichberechtigung aller Bevölkerungsclassen, die Herstellung einer einheitlichen Heeresmacht, die Gründung einer Kriegsflotte, die Anfänge deutscher Colonien und wie Manches noch, was in unser Leben nach allen Richtungen hin umgestaltend eingegriffen hat. So rasche Erfolge erschweren die richtige Würdigung des Einzelnen; sie rufen ein Maß von Begehrlichkeit wach, dem auch der schnellste Verlauf nicht mehr genügt, und mit dem gemessen Vielen als ein Stillstand, ja als ein Rückschreiten erscheint, was in Wirklichkeit regelmäßige Fortentwicklung ist.

Indessen es ist Zeit, diese Betrachtungen zu schließen. Sie sind sehr weit entfernt von dem Anspruch, irgend eine der zahlreichen Fragen, welche sie berührten, erschöpft oder auch nur annähernd vollständig umschrieben zu haben. Das lag von vornherein ebenso außerhalb der Absicht wie außerhalb der Zuständigkeit eines bescheidenen Reisenden. Aus einer Fülle von zahlreichen, unterwegs angestellten Beobachtungen herausgegriffen, haben sie lediglich den Zweck im Auge gehabt, an einigen Beispielen zu zeigen, wie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland gereist wird, was man auf Reisen in Deutschland sehen kann, und wie die Zustände beschaffen sind, die man antrifft. Der Verfasser bezweifelt keinen Augenblick, daß Viele das, was er hier zu geben versucht hat, besser und auf Grund einer weit vollständigeren Kenntniß geben könnten; wenn sie es thun, wird er sicherlich zu denen gehören, die sich am meisten darüber freuen. Er ist sich bewußt, seine Betrachtungen wiederholt auf Dinge gelenkt zu haben, um welche sich Vergnügungsreisende nicht zu kümmern pflegen. Allein er hat es oft an sich erfahren, daß das Reisen um so mehr Vergnügen macht, je weniger es bloß zum Vergnügen geschieht. Vielleicht bekommt der eine oder andere seiner Leser durch diese Betrachtungen Lust dazu, nicht bloß *durch*, sondern *in* Deutschland zu reisen. Je mehr der geneigte Leser das thut, desto sicherer wird er dem Verfasser darin beistimmen, daß es sich in Deutschland aushalten läßt.

Steuerreform und Socialpolitik.

Von

Eugen von Philippovich.

Das Ende unseres Jahrhunderts ist erfüllt von wirthschaftspolitischen Problemen, die auf allen Gebieten das Gewordene in Frage stellen. Die Organisation der Production, das Verhältniß der ausführenden zur leitenden Arbeit, die Grenzen der Eigenthumsbefugnisse, die Ordnung der Verkehrs- und Handelsverhältnisse, die Eingriffsrechte des Staates, kurz das ganze Gebiet der Volkswirthschaft ist in der Umbildung begriffen. Der Baumeister, die dabei zu Rathe stehen, gibt es viele und der Meinungen über Art und Richtung des Umbaues auch. Aber doch läßt uns Niemand darüber im Zweifel, daß alle einzelnen Thatsachen der Wirthschaftspolitik stets nur als Ausfluß eines einheitlichen Grundprincips erscheinen wollen, als Verwirklichungsphasen einer die ganze Gesellschaft umfassenden Socialpolitik, der Alle huldigen. Die sociale Bewegung, das heißt die aufsteigende Classenbewegung, das Streben der unteren Classen der Bevölkerung nach Besitz und Bildung, nach körperlicher und geistiger Gesittung, nach Macht und Einfluß im öffentlichen Leben ist eben so mächtig geworden, daß es nicht bloß ein Moment, sondern der treibende Factor der Politik geworden ist. So stark ist diese Bewegung, daß selbst jenes Gebiet staatlicher Thätigkeit, das bisher der Anwendung einheitlicher Grundsätze am hartnäckigsten Widerstand geleistet hat, das der Finanzen, im Besonderen das der Besteuerung, von ihr erfaßt zu werden beginnt und wir aller Orten von Steuerreformen vernehmen, die im Namen der Socialpolitik gefordert oder, wenn durchgeführt, gepriesen werden. Bis jetzt war es schwer, in der Fülle von Real- und Personalsteuern, Verbrauchs- und Verkehrssteuern, die die Steuerverfassungen unserer modernen Staaten auszeichnen, ein System innerer Gerechtigkeit oder auch nur volkswirthschaftlicher Brauchbarkeit zu entdecken. Sie verdankten eben ihre Entstehung geschichtlichen Mächten, die vielerlei und wechselnden Interessen dienten, unter denen sich aber das an dem Aufbaue eines gerechten Steuersystems nicht befand. Mit einem Male scheint sich die Sachlage zu ändern, und auf einem Theilgebiete wenigstens,

auf dem der directen Besteuerung, vollziehen sich Reformen, die sich durch einen einheitlichen Grundzug auszeichnen, der die Neugestaltung als ein Werk socialpolitischer Erwägung charakterisirt. Dieser Grundgedanke ist der, daß als Hauptträgerin der directen Steuerlast die allgemeine progressive Personaleinkommensteuer angenommen wird, neben welcher nur noch eine Ergänzungsbesteuerung des Vermögens stattfindet, entweder in der Form einer allgemeinen Vermögenssteuer oder mehrerer specieller auf die einzelnen Besitzgruppen, Grund und Boden, Gebäude, Gewerbecapital, Darlehnscapital, gelegter Steuern, durch welche eine Vorausbelastung der Besitzenden nach dem Maße ihrer größeren Leistungsfähigkeit bewirkt werden soll. In Deutschland wird die Reform 1878 durch Sachsen eingeleitet, 1884 folgen Baden und Hessen. Ebenso bilden Hamburg, Bremen und die kleineren mitteldeutschen Staaten die allgemeine Einkommensteuer aus. Preußen folgt zögernd. 1872 wird hier die unterste Stufe der Classensteuer aufgehoben, so daß Steuerpflicht erst bei 420 Mark begann. 1883 erfolgte die Aufhebung weiterer Stufen und dadurch die Steuerbefreiung der Einkommen bis 900 Mark. 1892 und 1893 endlich wird das ganze directe Steuersystem von Grund aus umgestaltet. Alle bestehenden directen Steuern werden staatlicherseits außer Hebung gesetzt, und an ihre Stelle tritt die allgemeine progressive Einkommensteuer und die ergänzende allgemeine Vermögenssteuer. Von außerdeutschen Staaten sei nur auf Oesterreich verwiesen, das im Begriffe ist, das wild verwachsene Gestrüpp seiner Besteuerung zu lichten, um den Weg zu dem gleichen Ziele zu bahnen, das Preußen-Deutschland erreicht hat.

I.

Die Interessen, die durch diese Reformen berührt worden sind und berührt werden, sind mannigfach, und ihre Betrachtung ist daher von vielen Seiten aus gerechtfertigt. Hier soll nur die Frage geprüft werden, in wie weit sie wirklich mit der socialen Bewegung zusammenhängen, ob wirklich ihr socialreformatorischer Charakter den Grund für ihre Entstehung und Durchführung abgibt. Die Steuer vermag so tief in die wirthschaftlichen Verhältnisse der Privaten einzugreifen, daß es gewiß nicht gleichgültig ist, von welchem Princip sie beherrscht ist. Wenn die sociale Bewegung bereits so mächtig geworden ist, daß sie die Finanzen des Staates bestimmte, dann bedeutete dies ja nichts weniger, als daß sie das stärkste Machtmittel der stärksten Gewalt in der Gesellschaft beherrschte. In welche Richtung wird sie es drängen? Gegen und für wen wird es gebraucht werden? Diese Fragen sind nicht müßig, da uns bedeutende Finanztheoretiker, wie Schäffle und Wagner, davon reden, daß eine neue Epoche der Besteuerung beginnen müsse, eine sociale Epoche, in der nicht mehr die Grundsätze staatsbürgerlicher, sondern solche ausgleichender Gerechtigkeit herrschen werden. Und der Ton, der von vielen Seiten auf den socialpolitischen Werth der neueren Steuerreformen gelegt worden ist, scheint zu bestätigen, daß die neue Aera des Finanzwesens bereits angebrochen ist.

Die Ziele einer solchen sind allerdings geeignet genug, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; der consequenteste Vertreter einer socialpolitischen

Ordnung des Steuerwesens, Adolf Wagner, begründet sie folgendermaßen: Unsere moderne, auf dem System der freien Concurrenz aufgebaute Volkswirthschaft mit ihrer gewaltigen Technik und ihrem vielgestaltigen Erwerbswesen habe bewirkt, daß nicht nur zu wenig Einkommen und Besitz unten, sondern auch zu viel und zu incorrect erworbenes Einkommen und Besitz oben sich befinde. „Millionäre," schreibt er gelegentlich[1]), „vollends solche, wie die meisten modernen, sind ein Auswuchs, eine sociale Krankheit wie das Proletariat." Eine richtige Socialpolitik habe daher die Aufgabe, nicht nur die Erhöhung und Sicherung des Einkommens der unteren Classen zu bewirken, sondern auch die Hemmung und eventuell directe oder indirecte Wiederverminderung des Einkommens, Besitzes und der dadurch bewirkten ökonomischen Machtstellung der oberen Schichten der heutigen Erwerbsgesellschaft. Zur Aenderung dieser Verhältnisse sei kein Weg gangbarer als der der Finanzen. Aufgabe einer socialen Steuerpolitik sei dann „der ausgesprochene oder nicht gescheute Zweck, eine andere Vertheilung des Volkseinkommens als die im Systeme der freien Concurrenz auf der Basis der heutigen Eigenthums- und Erwerbsordnung sich vollziehende mit Hülfe des Besteuerungssystems herbeizuführen" [2]).

Daß dieser Gedankengang bereits praktische Politiker zu beeinflussen beginnt, dafür haben wir verschiedene Anzeichen. So erklärte der Führer der deutschen Reformpartei am 26. Juni 1893 im deutschen Reichstage, „daß man von einer wirklichen Socialreform nicht sprechen könne, wenn nicht das Anwachsen der großen Capitalien durch Steuern unmöglich gemacht wird". Und in dem im Juni 1893 neu formulirten Programm der evangelischen Arbeitervereine heißt es: „Wir erblicken in der wachsenden Concentration des Capitals in wenigen Händen einen schweren wirthschaftlichen Uebelstand. Wir fordern daher vom Staate, daß er dieselbe nicht befördere, sondern ihr auf alle gesetzliche Weise entgegenwirke, auch auf dem Wege der Steuergesetzgebung." In gleicher Richtung bewegen sich auch die Forderungen mancher österreichischer Socialpolitiker. Nach dieser socialpolitischen Grundauffassung soll die Steuer demnach nicht nur ein Mittel zur Deckung des staatlichen Finanzbedarfs, sondern auch ein solches der Volkswirthschaftspflege sein; sie soll der besten Regulirung der privatwirthschaftlichen Einkommensverhältnisse dienen, indem sie von den Reichen nimmt und den Armen gibt.

Sehen wir zu, in wie weit wir in den neueren Reformen auf dem Gebiete der directen Besteuerung eine Annäherung an diese Grundsätze finden. Sind doch sowohl der Grundgedanke der ganzen Reformbewegung wie auch einzelne Momente häufig genug als socialpolitisch begründet und gepriesen worden. Solche Momente sind die Betonung des Existenzminimums, die Forderung einer wahrhaften und richtigen Angabe des Einkommens, die Unterscheidung zwischen fundirtem und nicht fundirtem Einkommen. Schmoller

---

[1]) Finanzwissenschaft und Staatssocialismus in der Zeitschrift für gesammte Staatswissenschaft 1887, S. 718.

[2]) Finanzwissenschaft, erster Band, 3. Aufl. 1883. S. 47.

hatte seiner Zeit, als diese Bewegung in Preußen begann, sie mit großen Hoffnungen begleitet, sie einen Ruhmestitel preußischer Politik genannt, ein Zurückkehren zur alten preußischen Tradition einer Regierung zum Schutze der Schwachen, Acte von geradezu welthistorischer Bedeutung[1]).

Auf den ersten Blick möchte das stolze Wort von der Zusicherung eines Existenzminimums den Gedanken besonders weitgehender socialpolitischer Fürsorge wecken. Existenzminimum und Heimstätte sind zwei Schlagworte, die, von einem zarten Nebel umflossen, ihre Einwirkung auf die Empfindungen gemüthvoller Menschen niemals verfehlt haben. Wir wollen nun nicht daran mäkeln, daß die Höhe des Existenzminimums in der Regel sehr bescheiden ist. Es ist in Baden und Hessen 500 Mark, in Preußen 900 Mark, es soll in Oesterreich etwa 1000 Mark werden. Die Bescheidenheit der Einkommensverhältnisse der großen Mehrzahl der Staatsbürger zwingt uns vielleicht dazu, diese Sätze niedrig zu greifen. Aber wenn wir die Motive für diese Exemption richtig zu lesen verstehen, dann bemerken wir, daß nicht so sehr der Gedanke eines Schutzes und der Fürsorge für die wirthschaftlich Schwachen es war, der dazu drängte, als vielmehr der praktische Verwaltungsgesichtspunkt der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Eintreibung der kleinen Steuerbeträge und die Berücksichtigung des Umstandes, daß gerade die untersten Classen von den indirecten Steuern erheblich härter getroffen werden. Die Entwicklung in Preußen beweist dies schlagend. Die Denkschrift der Regierung, durch welche 1872 die Aufhebung der untersten Stufen der Klassensteuer empfohlen wurde, bringt den zahlenmäßigen Nachweis der verhältnißmäßig großen Kosten, welche die Aufbringung der Steuerleistungen in diesen Classen hervorgerufen hat. Die Einbringung von hundert Thalern in der untersten Stufe machte in einzelnen Regierungsbezirken, namentlich des Ostens, bis zu achthundert kostenpflichtige Mahnungen und über vierhundert Executionsverhängungen nothwendig. In Folge dessen waren die Kosten der Einbringung von 100 Thalern in dieser Classe auf $8^1/_2$ Thaler im Durchschnitt des Staates gestiegen, d. h. sie waren fünfmal höher als in den anderen Classen; in den ungünstigsten Bezirken stiegen sie aber bis zu $29^1/_2$ Procent der Steuersumme. Rechnet man noch die Nebenwirkungen hinzu, die aus den Störungen des Wirthschaftslebens in Folge der Executionen sich ergeben, so ist es sicherlich nicht übertrieben, wenn Neumann in solchen Fällen bis zu 50 Procent Kosten annimmt[2]). Das sind anormale Wirkungen. Die Betroffenen werden bei Weitem mehr geschädigt, als der Staat beabsichtigt und im Verhältniß der Belastung der anderen Classen gerechtfertigt ist.

Als dann durch die Zoll- und Steuererhöhungen des Jahres 1879 der Haushalt der unteren Classen durch indirecte Abgaben nicht unerheblich stärker belastet wurde, schritt man in Preußen zu weiteren Erleichterungen. Der Motivenbericht zu dem im Jahre 1880 dem preußischen Abgeordnetenhause

[1]) Theorie und Praxis der deutschen Steuerreform im Jahrbuch für Verwaltung, Gesetzgebung und Volkswirthschaft 1880, S. 876.

[2]) Progressive Einkommensteuer 1874, S. 156.

vorgelegten Gesetzentwurfe betreffend die Verwendung der aus dem Ertrage der Reichssteuern an Preußen überwiesenen Geldsummen sagt darüber: Es erscheint zunächst nothwendig, den Steuerpflichtigen der untersten vier Stufen der Classensteuer, welche unter den Steuerzahlern in Preußen durch die indirecte Besteuerung relativ mehr getroffen werden, als die Classensteuerpflichtigen der höheren Stufen eine weitergehende Steuererleichterung zu Theil werden zu lassen. Indem für diese vier Stufen die Steuer außer Hebung gesetzt werden soll, wird zugleich eine wesentliche Vereinfachung des Erhebungs- und Beitreibungsverfahrens erstrebt. Und zum Ueberfluß erklärt der Finanzminister drei Jahre später, als 1883 endlich die Aufhebung der Classensteuerstufen unter 900 Mark und die Ermäßigung der nächsten Steuerstufen erfolgte, „daß der Hauptgedanke der Regierung bei der Vorlage der war, das Uebel der Steuerexecution zu beseitigen oder wenigstens auf ein geringeres Maß, so weit es unter den gegenwärtigen Verhältnissen irgend wie erreichbar ist, zurückzuführen."

Der für die Beurtheilung des Existenzminimums entscheidende Gesichtspunkt ist daher zweifellos der, daß eine Steuer, die fortgesetzt den Wirthschaftsbetrieb der belasteten Classe in Frage stellt, wirthschaftlich unmöglich ist. Die Befreiung von einer solchen Steuer ist dann nicht ein Act positiver Fürsorge, sondern die Aufhebung einer empfindlichen Ungleichheit und einer wirthschaftlichen Unzweckmäßigkeit.

Die Forderung einer richtigen Angabe des Einkommens, eines zwangsweisen Selbstbekenntnisses, stellt zweifellos einen sittlichen und socialen Fortschritt dar. Aber als ein socialpolitischer Act der besitzenden Classen wird sie nicht gut angesehen werden können, da sie ja als eine allgemeine staatsbürgerliche Pflicht ausgesprochen ist, die Alle in gleichem Maße trifft. Und es darf außerdem nicht übersehen werden, daß sie keineswegs allgemein durchgedrungen, sondern z. B. in der preußischen Vermögenssteuer aus der Regierungsvorlage ausgeschieden worden ist.

Ernsthafter kommt die socialpolitische Bedeutung der Progression und der Vermögensbesteuerung in Betracht. In diesen beiden Momenten äußert sich noch mehr als in der Freilassung des Existenzminimums das Streben nach größerer Belastung der Besitzenden. In Preußen z. B. beginnt die Einkommensteuer mit 0,6 Procent bei 900 Mark Einkommen, um allmälig bis 4 Procent bei 100 000 Mark Einkommen zu steigen. Die Vermögenssteuer wird von Vermögen über 6000 Mark, bei kleinen Einkommen von 20 000 Mark an mit $^1/_2$ pro Mille eingehoben und stellt daher unter Annahme einer $3^1/_2$procentigen Verzinsung des Vermögens eine Belastung von etwa $^1/_4$ Procent des Einkommens dar. In Oesterreich wird die Einkommensteuer ebenfalls mit 0,6 Procent bei 600 Gulden beginnen und ihren Höhepunkt mit 4 Procent bei 100 000 Gulden erreichen. Hier wird der Vermögensbesitz, wie bereits jetzt, die Grundlage einer Ertragsbesteuerung bleiben, der Capitalrentenertrag im Besonderen gleichmäßig mit 2 Procent belastet werden.

Die Argumente sowohl wie der Ton, mit welchen gegen diese Tendenzen der neueren Besteuerung angekämpft wird, lassen vermuthen, daß man es hier

nicht bloß mit wirthschaftlichen Zweckmäßigkeitsmaßregeln oder mit einem Acte billiger Ausgleichung, sondern wirklich mit einem Stück socialpolitischer Regelung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse zu thun habe. Ist doch die Progression in der Besteuerung schon oft von diesem Gesichtspunkte aus zurückgewiesen worden. Fr. W. Hermann erklärte seiner Zeit, daß ihn die Einführung eines, wenn auch kleinen progressiven Steuerfußes in die bayerische Besteuerung mit Betrübniß erfülle, denn es sei Communismus, und dabei komme es auf ein Weniger oder Mehr nicht an. Er wolle Gerechtigkeit und Consequenz. J. St. Mill sprach sich gegen die Progression aus, weil sie keinerlei festen Maßstab an die Hand gäbe, ein Argument, daß Mc. Culloch durch das Bild näher erläuterte, daß, wer den festen Boden der gleichen Besteuerung verlasse, sich auf eine See begäbe ohne Ruder und ohne Compaß. Gneist hatte bei der Reform der Classensteuer in Preußen im Jahre 1872 ausgesprochen, daß der Vorschlag das Schlimmste sei, was das Haus beschlossen habe; progressive Einkommensteuer heiße Demoralisation des ganzen directen Steuersystems, dem der Boden der Gerechtigkeit unter den Füßen weggezogen werde. Und bei Berathung der Vermögenssteuer in Preußen waren vereinzelte liberale und conservative Stimmen laut geworden, welche erklärten, daß damit socialdemokratischen Principien der Weg geebnet sei, denn es werde von gesetzeswegen die Confiscation von Vermögen ausgesprochen.

Das sind große Uebertreibungen, denn sie richten sich alle gegen ein Princip, an dessen Anwendung Niemand gedacht hat. Jedermann weiß, daß die Besteuerung des Vermögens nur eine andere Form der Erhöhung der Einkommensteuer ist und nicht eine Verminderung des Besitzes selbst anstrebt; und alle Vorschläge progressiver Besteuerung halten sich im Rahmen der sogenannten Degression, d. h. es wird ein Höchstsatz der Steuer von Einkommen bestimmter Größe ab eingehoben, für alle kleineren Einkommen aber eine Ermäßigung des Satzes vorgenommen. Es werden gewissermaßen die großen Einkommen nicht höher, sondern die kleineren niedriger besteuert. Eine solche Abweichung von der Proportionalität der Besteuerung mit Rücksicht auf die Größe und Fundirung des Einkommens durch Besitz rechtfertigt sich aber aus einem dreifachen Grunde. Der erste liegt in den Consumtionsverhältnissen des Einkommens verschiedener Größe und in der berechtigten Annahme, daß die Leichtigkeit der Consumtion und ihre qualitativ höhere Wirkung durch Ausdehnung auf einen zunehmenden Kreis hoher und höchster Culturgüter nicht nur im Maße der Einkommensgröße, sondern über diese hinaus wächst. Da jede Einkommensteuer eine Minderung der Consumtionsfähigkeit hervorruft, ist die Tendenz einer gleichen Wirkung in dieser Richtung niemals durch einen proportionalen, sondern immer nur durch einen progressiven Steuerfuß gegeben; denn die erstere Art der Besteuerung richtet sich nur nach der Einkommensgröße, während die letztere auch die Consumtionswirkung der Einkommen ins Auge faßt. Das Gleiche trifft zu bei der höheren Belastung der durch Vermögen gestützten Einkommen. Hier ist die Consumtion stetiger, widerstandsfähiger. Zeiten der Arbeitslosigkeit oder aus anderen Gründen herbeigeführter Einkommenslosigkeit, gesteigerte Ausgaben in Folge von Krankheit

oder Familienverhältnissen werden leichter überwunden, oft ohne Minderung der Consumtion, weil dies aus dem Reservefonds des Vermögens bestritten werden kann. Demjenigen aber, der nur auf sein Arbeitseinkommen angewiesen ist, werden solche Zwischenfälle nur zu oft zu einer Störung des Gleichgewichtes seines Haushaltes, wenn nicht zum Grunde seines wirthschaftlichen Ruins.

Nicht bloß in der Consumtion, auch im Erwerbe und in der Production drückt sich die günstigere Stellung der größeren Einkommen und Vermögen gegenüber den kleineren aus[1]). Auch hier gilt es, daß im wirthschaftlichen Leben Quantitätsunterschiede zu Qualitätsverschiedenheiten führen — ich brauche nur an den Gegensatz der Groß- und Kleinbetriebe zu erinnern. Ein gleiches Verhältniß greift Platz, wenn wir Einkommen und Vermögen überhaupt vergleichen. Schon Adam Smith machte die Beobachtung, daß ein großes Vermögen im Ganzen selbst bei kleineren Gewinnen rascher wächst als ein kleineres Vermögen bei großen Gewinnen; daß, wenn man ein wenig hat, es oft leicht ist, mehr zu gewinnen, und die Schwierigkeit darin liege, das Wenige zu bekommen. Je größer die Vermögen werden, desto gesicherter sind sie gegen Krisen und Schwankungen der Conjunctur. Auch ist es in vielen Fällen, wenn auch nicht generell, richtig, was Präsident Walker meint, daß sie in höherem Grade aus den staatlichen und socialen Einrichtungen Gewinn ziehen. Der persönliche Einfluß ihrer Besitzer ist mächtig; ihre Beziehungen im gewöhnlichen Leben wie in politischen Verhältnissen gestatten ihnen, kommende Ereignisse richtiger vorauszusehen oder sogar ihren Gang zu bestimmen. Jede Verhandlung über Zoll- und Handelsverträge belehrt uns darüber, und es ist ebenso bekannt, daß die Organisation der wirthschaftlichen Interessenvertretung in viel höherem Maße die Stimmen der großen Betriebe an die Oeffentlichkeit und das Ohr der Regierung gelangen läßt, als die der zersplitterten, ohne festen Zusammenhang bestehenden und ihrer Interessen oft nicht klar bewußten kleineren und mittleren Betriebe. Auch hierin liegt ein Grund, der eine verschiedene, nicht gleichmäßige Behandlung großer und kleiner Einkommen und Vermögen in der Besteuerung erfordert.

Ein in der praktischen Politik besonders durchschlagender Grund liegt endlich in der Belastung der Bevölkerung durch die indirecten Steuern, deren ungleiche und zwar für die unteren Classen ungünstigere Wirkung heute Niemand mehr leugnet. Sie richten sich nicht nach dem Einkommen, sondern nach dem Aufwande und treffen, da sie auf Gegenstände des Massenbedarfes gelegt werden müssen, wenn sie ergiebig sein sollen, den aus kleineren Einkommen zu bestreitenden Aufwand verhältnißmäßig viel stärker als den des großen Haushaltes. Eine progressive Besteuerung des letzteren wirkt daher in der Richtung einer Ausgleichung der Belastung.

---

[1]) Vergl. Seligman, Progressive Taxation in Political Science Quarterly. Juni 1893. S. 223.

II.

Wir sind nach dem Vorausgehenden keineswegs genöthigt, zur Erklärung der charakteristischen Momente der neueren Reformen der directen Steuern auf ein socialpolitisches Princip zu greifen. Die Steuerfreiheit des Existenzminimums, die Progression des Steuerfußes, die Vermögenssteuer, sie sind zur Genüge erklärt aus den die Leistungsfähigkeit und Steuerkraft modificirenden Verhältnissen der Einkommensgröße, der Consumtion und der Stellung im Erwerb und in der Production. Sie kommen ferner nicht nur den Nichtbesitzenden, sondern allen Gruppen der Gesellschaft zu Gute, da sie innerhalb der Besitzenden selbst nach ihrer verschiedenen Stellung eine Gleichmäßigkeit der Belastung anstreben. Es bedurfte daher auch nicht erst der socialen Bewegung der Gegenwart, um diese Steuerthatsachen zu verwirklichen. Die Finanzgeschichte liefert uns hundertfache Belege dafür. Vermögenssteuern waren schon in der Zeit vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert in den Städten ganz Deutschlands verbreitet. Die Progression ist eine in der Besteuerung der letzten zwei Jahrhunderte außerordentlich häufig zu beobachtende Thatsache. Und die Steuerfreiheit des Existenzminimums war, offenbar aus denselben praktischen Gründen, wie heute, eine allen Zeiten bekannte Erscheinung, ja wir dürfen uns gegenüber dem, was das Mittelalter hierin bot, nicht einmal einer weitgehenden Liberalität rühmen.

Und doch bedeutet diese Reform als Ganzes, das Zusammenfassen jener einzelnen Momente zu einem geschlossenen System, zweifellos einen großen Fortschritt auch in socialpolitischer Beziehung. Ist doch dadurch an einer entscheidenden Stelle des Steuersystems der Gedanke zum Ausdruck gekommen, daß die Besitzlosen zu entlasten, die Besitzenden aber nicht bloß absolut, sondern auch relativ höher zu belasten seien. Die Letzteren werden thatsächlich in höherem Maße zur Steuer herangezogen, als dies früher der Fall war, und sie haben nicht nur diese größere Last freiwillig auf sich genommen, sondern sich auch durch die Wahl des Belastungsmodus — bewegliche Einkommen- und Vermögenssteuer — der Gefahr einer in der Zukunft steigenden Belastung ausgesetzt. Lassen sich auch die einzelnen Momente der Steuerreform aus verwaltungstechnischen Gründen und wirthschaftlichen Zweckmäßigkeitserwägungen erklären, so schwebt doch noch die Reform als Ganzes in der Luft. Müssen wir nicht doch in dieser Richtung das Wirken des socialpolitischen Motivs suchen? Karl Oldenberg hat in einem sehr hübschen Aufsatze in Schmoller's Jahrbuch[1]) mit Recht darauf hingewiesen, daß dies die Annahme eines psychologischen Wunders bedeute. Die Reformen lagen in Deutschland wie in Oesterreich in Händen von Vertretungskörpern, welche aus einem beschränkten Wahlrecht hervorgegangen, in ihrer Mehrheit conservativ oder gemäßigt liberal sind, im Großen und Ganzen als eine Vertretung des Besitzes angesehen werden können. Und dieselben Schichten der Bevölkerung, deren Vertreter diese Reformen votirten, haben zur gleichen Zeit zweifellosen Forderungen der Socialpolitik — Verkürzung der Arbeitszeit,

[1]) Ueber sociale Steuerpolitik. Jahrgang 1893, S. 93.

Erweiterung der Ruhepausen, der Sonntagsruhe, Organisation der Gewerkvereine u. s. w. — zähen Widerstand entgegengesetzt. Warum sollten sie auf einmal auf einem Gebiete, dessen Berührung stets die größte Empfindlichkeit des Geldinteresses weckt, eine so sehr entgegengesetzte Haltung aus socialpolitischen Gründen eingenommen und sich damit einem Principe ausgeliefert haben, das die maßlosesten Forderungen der Nichtbesitzenden zu begründen im Stande wäre? Es muß daher doch noch eine andere Erklärung für das Zustandekommen jener Reformen geben. Oldenberg hat in dem erwähnten Aufsatze eine solche versucht, die mich aber nicht befriedigt. Er schreibt: „Das natürliche fiscalische Interesse führt unfehlbar zu Steuern auf die Vermögenden. Als aber eine schleunige Capitalaccumulation in den Vordergrund der wirthschaftlichen Interessen trat, drückte der Fiscus ein Auge zu bei der stillschweigenden Umbildung der Steuern zu Gunsten der freiwilligen Capitalbildner; um so mehr, als die Capitalisten jener Zeit naturgemäß zu politischem Einfluß kamen und sich einer Belastung des Capitals nicht ohne Recht aufs Stärkste widersetzt haben würden . . . Die beginnende Sättigung der Volkswirthschaft mit Capital bringt den gesunden fiscalischen Menschenverstand wieder zu seinem Rechte, wobei sociale Empfindungen mitspielen. Danach hätte der Staat bisher die Capitalisten geschont, weil die Capitalbildung noch volkswirthschaftlich nothwendig war; heute aber leiden wir Ueberfluß an Capital, und der Staat kann nunmehr seinem „natürlichen" Interesse folgen." Zunächst glaube ich nun nicht an ein „natürliches" fiscalisches Interesse, daher auch nicht an dessen Richtung gegen die Vermögenden. Die Geschichte zeigt uns vielmehr, daß es stets nur ein durch die politischen Machtverhältnisse der Zeit beherrschtes fiscalisches Interesse gab. Sodann trifft die fragliche Steuerreform nicht nur die Capitalistenclasse, sondern alle Besitzenden und wohlhabenden Classen, die heute noch in jenen Vertretungskörpern den politischen Einfluß besitzen. Und endlich wäre weder früher durch eine der Reform entsprechende Besteuerung die Capitalbildung gestört worden noch wird sie heute in dieser Richtung hemmend wirken. Man kann dies nicht behaupten von einer Besteuerung, die wie in Preußen erst Renteneinkommen von 100 000 Mark mit 5,4 Procent belastet, also um 5400 Mark vermindert, oder wie in Oesterreich erst bei 170 000 Mark Renteneinkommen 6 Procent beträgt. Ich halte vielmehr für entscheidend das Folgende.

Das directe Steuersystem, das bis vor Kurzem in Deutschland wie in Oesterreich herrschte, war ein System der Belastung der einzelnen objectiven Güterquellen nach dem Maße ihrer durchschnittlichen, durch Schätzungen verschiedenster Art beurtheilten Ertragsfähigkeit. So nützlich dieses System bei seiner Einführung zu Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts war, als es den durch Kriegsnöthe in arge finanzielle Bedrängniß gekommenen Staaten sichere und gleichmäßige Einkommen zuführte, so wenig vermochte es doch den Ansprüchen der sich entwickelnden, die Erwerbsquellen immer mehr differenzirenden Volkswirthschaft zu genügen.

Das individualisirende Moment der Persönlichkeit kann bei der Ertragssteuer keine Berücksichtigung finden, obwohl doch nur sie den Güterquellen den

Ertrag abringt. Eine Trennung des sachlichen und persönlichen Momentes, wie sie es versucht, ist eine Willkürlichkeit, die in dem Maße stärker wird, in dem die Volkswirthschaft die Bedeutung des Persönlichen mehr in den Vordergrund treten läßt. Grund und Boden gleicher Qualität zahlt im Ertragssteuersystem die gleiche Steuer, ob nun ein guter oder ein schlechter Wirth darauf sitzt; verschuldete und unverschuldete Objecte werden gleich getroffen; Jahre geringen Ertrages ebenso wie solche hohen Ertrages. Wie verschieden sind dann die Grundlagen für die Schätzung des Ertrages bei den einzelnen Güterquellen: Die Grundsteuer wird nach dem Katastralreinertrag erhoben; die Gebäudesteuer nach durchschnittlichen Mieth- oder Kaufwerthen; die Gewerbesteuer nach einem angenommenen Jahresertrag oder nach der Größe des Betriebscapitals oder des Anlagecapitals oder nach willkürlicher Einschätzung in Ortsclassen. Das ist eine Verschiedenartigkeit der Maßstäbe, die zu einer ungleichen Belastung der einzelnen Erwerbszweige führen muß; einen gleichen Maßstab aber für die objective Ertragsfähigkeit der Güter gibt es nicht. Ganz eigenthümlich ist die Stellung des werbenden Capitals und der persönlichen Arbeitskraft in diesem System der Besteuerung. Der Ertrag des Ersteren bleibt thatsächlich steuerfrei, weil er ja angeblich schon im Ertrag des belasteten Objectes, also z. B. die Rente des Hypothekargläubigers in dem Ertrage des Grundstückes, von dem sie fließt, besteuert ist. Die persönliche Arbeitskraft aber wird entweder nach äußeren Merkmalen ganz willkürlich besteuert, wie in der früheren preußischen Classensteuer, oder unter Abweichung vom Ertragssteuerprincip nach ihrem wirklichen Einkommen, wie in Oesterreich, so daß hier die schwächste Steuerkraft relativ am stärksten getroffen ist.

So lange die Steuersätze mäßig waren und der Druck ihrer Belastung nicht sehr intensiv empfunden wurde, kam man weder in Regierungskreisen noch in jenen der Betroffenen zu einer klaren Vorstellung dieser Verhältnisse. Aber der Staat, den man im Laufe des Jahrhunderts durch die Ordnung des Steuerwesens von den engen Schranken eigenen Wirthschaftsbetriebes befreit und dem man ein Forderungsrecht auf die Gütererträge der Volkswirthschaft eingeräumt hatte, erwies sich bald als ein ungestümer Gläubiger. Auf allen Gebieten ist in diesem Jahrhundert der Staatsbedarf gestiegen, auf keinem mehr als auf dem des Heerwesens. Haben die finanziellen Anforderungen der französischen Kriege zu Beginn des Jahrhunderts die Einführung des Ertragssteuersystems begünstigt, so erwiesen die Anforderungen in Folge der Kriege und Heeresreformen der letzten Jahrzehnte seine Unzulänglichkeit. Eine ernsthafte Erhöhung der Ertragssteuern ließ mit einem Schlage alle Unzuträglichkeiten, Ungleichmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten dieses Systems erkennen. Man wollte und brauchte ein System leicht beweglicher Einnahmen, um rasche Bedarfsdeckungen ohne Schwierigkeit vornehmen zu können, und man hatte ein auf langjährige Durchschnitte berechnetes starres System einer Mehrheit von ungleichen Steuern; man mußte darauf bedacht sein, die Leistungsfähigkeit aller Glieder der Volkswirthschaft anzuspannen, und hatte kein Mittel, die stärkste Steuerkraft, die des beweglichen Capitals, gehörig auszunützen. Alle Versuche einer Reform konnten bei dem Mangel des Grundprincipes

keinen Erfolg haben und waren zudem begleitet von dem Widerstand der besitzenden und daher politisch einflußreichen Classen, welche durchgreifenden Erhöhungen mit Recht das Interesse der betroffenen Gruppe und die Ungleichmäßigkeit der Wirkung entgegensetzten. Wer die Motivenberichte zu den Entwürfen der deutschen Einkommensteuergesetze in den letzten zwei Jahrzehnten liest, findet darin eine übereinstimmende Bestätigung dieses Urtheiles. Von den ersten Verhandlungen der badischen Landstände in den Jahren 1871 72 über die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer bis zu der zwanzig Jahre später stattfindenden Reform in Preußen wiederholt sich die Klage der Unmöglichkeit einer Ausgestaltung der Ertragssteuern.

Diese Schwierigkeiten drängten die Finanzwirthschaft in zwei Wege, die allein noch offen blieben: man machte Schulden und erhöhte die indirecten Steuern. Preußen hatte 1848 nur 420 Millionen Mark Staatsschulden, bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 799 Millionen. Das Deutsche Reich, das seine Existenz mit einer unbedeutenden, bald getilgten Schuld des Norddeutschen Bundes belastet fand, hat es im Laufe von zwanzig Jahren auf 2000 Millionen Mark Schulden gebracht. Oesterreich-Ungarn hatte 1848 eine Gesammtschuld von etwa 1131 Millionen Gulden, heute hat es eine solche von 6200 Millionen. Hand in Hand damit geht das Wachsthum der indirecten Abgaben. In Preußen betrug das Verhältniß der directen zu den indirecten Abgaben 1869 126 : 160 Millionen Mark, im Jahre 1890 war es unter Berücksichtigung der auf Preußen entfallenden indirecten Reichseinnahmen 156 : 408 Millionen, d. h. im Jahre 1869 waren die indirecten Abgaben um 27 Procent höher als die directen, 1890 aber um 145 Procent. In Oesterreich halten sich directe und indirecte Abgaben in den zwanziger Jahren das Gleichgewicht; Ende der fünfziger Jahre war ihr Verhältniß bereits 95 : 195 Millionen Gulden, 1869 in Cisleithanien 78 : 175; 1890 stehen 107 Millionen directer Steuern 324 Millionen indirecter Abgaben gegenüber; letztere übertreffen daher die ersteren um 202 Procent.

Ein derartiges Finanzsystem ist plutokratisch, und seine socialen Wirkungen sind verderblich. Da die Zinsen der Staatsschuld ja doch durch Steuern gedeckt werden müssen, so bildet sich da, wo diese Deckung durch indirecte Abgaben erfolgt, das Verhältniß heraus, daß die Besitzenden dem Staate ihre Einkommensüberschüsse vorstrecken und von ihm verzinst erhalten mit den Mitteln, die er — im Wesentlichen wenigstens — den unteren Schichten der Bevölkerung durch Verbrauchssteuern abnimmt. Die Nichtbesitzenden werden den Besitzenden tributär, und das Verhältniß wird nur dadurch verhüllt, daß der Staat als Vermittler zwischen die beiden Classen tritt und den Vermögensverwalter für die Besitzenden abgibt. Die Abhängigkeitsrolle, die dem Staate dabei den capitalistischen Classen gegenüber zufällt, die Folgen für die sociale Schichtung der Gesellschaft, für die Schärfung der Classengegensätze sind hier nicht weiter zu berühren. Es mußte nur der die bisherige Finanzwirthschaft in Deutschland und Oesterreich entscheidend charakterisirende Punkt vom socialpolitischen Standpunkte beleuchtet werden, und es wird kein Zweifel bestehen, daß diese Finanzwirthschaft Alles eher,

als eine Fürsorge für die wirthschaftlich Schwachen darstellt. Wenn wir die Zeiten bedenken, in denen sie zur Entfaltung gelangt ist, scheinen sie die Beobachtung Loria's zu bestätigen, „daß der ökonomische und politische Triumph der Bourgeoisie mit der systematischen und allgemeinen Einführung der indirecten Steuer zusammenfällt“ [1]), oder, um die gedämpftere Sprache Roscher's zu wählen, „daß im Finanzwesen der höchst-cultivirten Völker die indirecte Besteuerung gegenüber der directen in den Vordergrund tritt und die Proletarisirung der Massen befördert“ [2]).

Allein jedem Finanzsystem sind durch innere und äußere Verhältnisse Grenzen gesetzt. In Deutschland, das noch lange nicht eine Erschöpfung seiner indirecten Steuerkraft zu befürchten gehabt hätte, brachte es die Trennung des Reichshaushaltes von dem der Einzelstaaten mit sich, daß die letzteren für die Entwicklung ihrer Ausgaben im Wesentlichen auf die directen Steuern angewiesen waren. Die Kostgängerei beim Reiche, welche eine Zeitlang durch die Ueberweisung der Ueberschüsse indirecter Reichssteuern an die Einzelstaaten betrieben worden war, hat sich als ein für beide Theile schädliches System der Abhängigkeit erwiesen. Und endlich hat auch der politische Druck der durch das allgemeine Wahlrecht zu einem beachtenswerthen Factor gewordenen Massen ein weiteres Betreten der bequemen Pfade des Schuldenmachens und der Erhöhung der indirecten Abgaben erschwert. In Oesterreich hindert daran vor Allem die exorbitante Höhe der bereits auf der Bevölkerung lastenden indirecten Steuern. Nach dem Zeugnisse des Abgeordneten Max Menger [3]) vertheuert hier das Salzmonopol den Erzeugungspreis des Salzes um 600 Procent, das Tabaksmonopol den des Tabaks um etwa 250 Procent; im Lotto verlieren die doch wesentlich den ärmeren Classen angehörenden Spieler im Durchschnitte die Hälfte der Einsätze; die Biersteuer ist die höchste in Europa; auf Wein, Most und alle Sorten von Fleisch ruht eine Verzehrungssteuer; in den größeren Städten werden die wichtigsten Gegenstände des täglichen Verbrauches, nicht bloß geistige Getränke, sondern auch Fleisch, Brod, Mehl, Hülsenfrüchte, Reis, Seife, Holz, Kohle u. s. w. mit hohen Thorabgaben zu Gunsten des Staates belegt, die bis zu 11 Procent, bei manchen Gegenständen bis zu 25 Procent ihres Werthes steigen. Petroleum, Kaffee, Thee sind von hohen Finanzzöllen getroffen, und die Zucker- wie die Branntweinsteuer wurden erst vor wenigen Jahren in einem Maße erhöht, daß man dadurch bereits die Möglichkeit, den Consum aufrecht zu erhalten, getroffen glaubte. Dazu kommt die vollständig auf den Miether überwälzte Hauszinssteuer in den Städten, welche bewirkt, daß der Miether z. B. in Wien 45 Procent seines Miethzinses nicht dem Hausherrn, sondern an Staat und Gemeinde bezahlt, und endlich eine in alle, selbst die kleinsten Verkehrsacte eingreifende Verkehrsbesteuerung, die ebenfalls die untersten Bevölkerungsschichten sehr hart drückt.

[1]) Achille Loria, Les bases économiques de la constitution sociale (Traduit de l'Italien par A. Bouchard). Paris 1893. S. 234.

[2]) Roscher, Politik S. 492, 493.

[3]) Finanzarchiv 1888, S. 117.

Ein Finanzsystem, das so auf die Spitze getrieben ist, kann nicht weiter ausgestaltet werden. Auch Oesterreich muß daher, wie Deutschland, wieder auf die directen Steuern greifen, um den Bedarfssteigerungen des Staates zu genügen.

III.

Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, daß die herrschenden Gewalten, nachdem sie ein sie bevorzugendes Steuersystem bis an die durch die wirthschaftlichen und politischen Machtverhältnisse gesteckten Grenzen ausgedehnt haben, genöthigt werden, zu einem gerechteren System überzugehen. Gerade die Geschichte der Einkommenbesteuerung liefert uns dafür mannigfache Belege. In England wird die progressive Einkommens- und Vermögenssteuer 1793 durch Pitt eingeführt, in einer Zeit, in der von 340 Millionen Mark Steuereinnahmen des Staates 280 Millionen auf indirecte und nur 60 Millionen auf directe Abgaben entfielen, in einer Zeit, in der die Verarmung in so erschreckendem Maße zugenommen hatte, daß Malthus dadurch zu seinen Untersuchungen über das Bevölkerungsgesetz angeregt wurde. Als dann nach den französischen Kriegen die Staatsausgaben sanken, die Industrie belebt, der Handel gehoben wurde, der Wohlstand zurückkehrte und auch die unteren Schichten kaufkräftiger geworden zu sein schienen, da ermäßigte man zwar die indirecten Abgaben, hob aber gleichzeitig die Einkommens- und Vermögenssteuer vollständig auf. In den sechsundzwanzig folgenden Jahren wurden die Ausgabensteigerungen wieder wesentlich durch Erhöhung indirecter Abgaben gedeckt, so daß 1841 von 1000 Millionen Mark Steuereinnahmen 908 auf indirecte und nur 92 auf directe Steuern entfielen. Das war die Zeit, in der die Noth und das Elend der englischen Arbeiterbevölkerung so hoch gestiegen war, daß Friedrich Engels in seinem bekannten Werke über die Lage der arbeitenden Classen in England sie als Demonstrationsobject für die Wirkungen der capitalistisch organisirten Industrie benutzen konnte. Nun erst greift man wieder auf die allgemeine Einkommensteuer zurück, die seitdem dauernd dem englischen Finanzsystem einverleibt ist. Und wie war es doch in Deutschland? Die ersten Versuche, hier die allgemeine Personaleinkommensteuer einzuführen, fallen in die Nothjahre zu Ende des fünften Jahrzehnts, als der wirthschaftliche Jammer Hunderttausende aus der Heimath über das Meer vertrieb und die Steuerkraft der unteren Bevölkerungsclassen auf den niedrigsten Grad gesunken war. In Preußen wurde 1847 von der Regierung dem Abgeordnetenhaus der Entwurf eines Gesetzes über die allgemeine Einkommensteuer vorgelegt, in Baden und Bayern wurde sie 1848 eingeführt. Aber in den beiden letztgenannten Staaten wird sie bald wieder aufgehoben, und in Preußen war die Widerstandskraft der besitzenden Classen groß genug, um sie überhaupt nicht zur Einführung gelangen zu lassen. 1851 einigte man sich mit der Regierung auf ein Compromiß, dem die nunmehr glücklich beseitigte Classen- und classificirte Einkommensteuer entspringt, die genügend durch die Bestimmung charakterisirt ist, daß dem Staate jedes tiefere Eindringen in die Einkommensverhältnisse untersagt wird, und daß Niemand

überhaupt mehr als 7200 Thaler Steuer zahlen solle, was bei Annahme eines dreiprocentigen Steuerfußes Steuerfreiheit für jeden Einkommenszuwachs der Einkommen von 240 000 Thalern bedeutete. Sicherlich ist es kein Zufall, sondern nur die Wiederholung desselben gesellschaftlichen Entwicklungsgesetzes, daß in einem anderen Staate, in Italien, der Vorschlag zur Einführung einer progressiven Einkommens- und Erbschaftssteuer gerade gegenwärtig auftaucht, in einer Zeit höchster finanzieller Noth, obwohl das Besteuerungssystem vom Standpunkte der Gerechtigkeit und Socialpolitik aus schon seit Langem einer Abänderung bedurft hätte. Sind doch in Italien nach einem Ausspruche des Ministers Giolitti die reichsten Classen am wenigsten besteuert, während die große Masse der Abgaben auf die ärmeren Classen entfällt[1]).

Der endliche Sieg der allgemeinen Einkommensteuer in der Gegenwart ist demnach nicht socialpolitischen Erwägungen entsprungen. Durch die ganze Entwicklung der Finanzwirthschaft wieder auf die directen Steuern angewiesen, mußte man deren unbrauchbaren Zustand ändern. Ein starres, unbewegliches, schwerfälliges Ertragsteuersystem inmitten einer volkswirthschaftlichen Organisation, in der sich Alles im Flusse befindet: Bewirthschaftungsweise, Betriebsformen, Besitzverhältnisse und Rentabilitätsgrößen, konnte nicht die Grundlage für eine Erweiterung der directen Steuern abgeben. Wenn der Motivenbericht zu den Vorschlägen einer Reform der directen Steuern in Oesterreich sagt, „daß der große Zug der wirthschaftlichen Entwicklung dahin geht, daß innerhalb der Gesammtmasse des nationalen Einkommens gerade die beweglichsten und steuertechnisch am schwersten zu fassenden Zweige und Formen des Erwerbes eine immer wachsende Bedeutung gewinnen", so hebt er damit den Punkt hervor, der, nachdem durch äußere Nothwendigkeiten der Staat auf die directen Steuern hingedrängt worden war, für deren Behandlung entscheidend werden mußte. Sie mußten nunmehr den geänderten wirthschaftlichen Verhältnissen angepaßt werden. Wenn durch diese Reform dann das bewegliche Capital stärker als bisher zur Besteuerung herangezogen wurde, so war das nicht socialpolitisch beabsichtigt und nicht anticapitalistisch gedacht, sondern der natürliche Ausdruck der sinkenden Bedeutung des unbeweglichen Vermögens und der steigenden Macht des Capitalbesitzes.

Nicht in einer hochherzigen Aufwallung des Gemüthes haben wir daher die Ursache der neueren Steuerreformen zu suchen, sondern in bestimmten finanziellen und wirthschaftlichen Thatsachen. Die gute That ist der Noth und nicht dem eigenen Triebe der besitzenden Classen entsprungen. Aber sie führt, wie gezeigt worden ist, zu einer größeren Gleichmäßigkeit der Belastung und zwar — das ist ja für das Zustandekommen des parlamentarischen Werkes das Wichtigste — zunächst im Kreise der bisher von den Ertragsteuern Betroffenen selbst. Aber darüber hinaus noch reicht die Bewegung, indem sie dem Gegensatz von Besitzenden und Nichtbesitzenden auf dem Gebiete der Besteuerung überhaupt einmal zum klaren Ausdrucke verhilft. Das müssen die Freunde socialpolitischer Maßnahmen willig anerkennen, und mag sich auch

[1]) Achille Loria a. a. O., S. 243.

der Eine oder Andere darüber grämen, daß die socialpolitischen Empfindungen allein noch nicht mächtig genug sind, um als ein selbständig organisirender Factor aufzutreten, so wird doch eine kühlere Beobachtung sich sagen müssen, daß die zwingende Gewalt, mit der die Finanzpolitik durch die Verhältnisse zu diesen Reformen gedrängt worden ist, eine sicherere Gewähr für ihren Bestand bietet, als wenn wir sie als ein Geschenk der Besitzenden anzusehen hätten.

Andererseits bürgt aber ihre Entstehungsgeschichte dafür, daß die Reform auch in der Zukunft nicht über die Grenzen des wirthschaftlich Zweckmäßigen und zur Verwirklichung einer Gleichmäßigkeit in der Besteuerung Dienlichen hinausgehen wird. Es ist in der ganzen Reform, weder im Einzelnen noch auch im Aufbau des Systems, ein Hauch jener Socialpolitik zu spüren, die wir eingangs gekennzeichnet haben, die die Regulirung privatwirthschaftlicher Einkommens- und Vermögensverhältnisse durch die Besteuerung herbeiführen will. Und es gehört keine Prophetengabe dazu, um vorauszusagen, daß dieses Princip auch niemals die Herrschaft in der Finanzpolitik erlangen wird. Ich will nicht bei den praktischen Gründen, die dagegen sprechen, verweilen. Das Princip scheint mir daran zu scheitern, daß es nothwendig mit den Grundlagen unserer Erwerbsordnung in Widerspruch geräth oder aber unfähig ist, zu halten, was es verspricht. Nach Adolf Wagner soll es allerdings weder die Verkehrsfreiheit noch das Privateigenthum tangiren. Jedermann soll erwerben können, wann, wo und wie er will. Aber über die Einkommen und Vermögen, die sich da bilden, hat der Staat zu wachen, und da, wo sie ihm zu groß erscheinen, soll er eingreifen, ihre Bildung hemmen, ihre Größe wieder vermindern. Was ist natürlicher, als daß eine wirksame Besteuerung dieser Art die Unternehmungslust der Capitalistenclasse hemmen und sie zur Unthätigkeit verurtheilen würde? „Damit wäre aber," wie Adolf Wagner selbst hervorhebt[1]), „allerdings die Aufrechterhaltung des privatwirthschaftlichen Systems in der Volkswirthschaft, die genügende Productivität und Rentabilität der privaten Erwerbsunternehmung, die gesellschaftliche Classenbildung nicht vereinbar." Vor dieser Consequenz schreckt er zurück, und er räumt nunmehr selbst ein, daß sein Staatssocialismus Maß halten müsse, daß er nur nach Prüfung der concreten Verhältnisse entscheiden könne, wie weit er eingreifen könne und dürfe. Damit ist auf das Princip eigentlich schon verzichtet. Denn wenn die Rentabilität der privaten Erwerbsunternehmungen geschont werden soll, kann natürlich von einer Einkommens- und Vermögensregulirung nicht mehr die Rede sein. Mag dann auch die Steuer noch so hoch gegriffen werden, sie wird, wie dies die Besteuerungserfahrungen der ganzen Welt beweisen, zwar einzelne Unternehmungen vernichten, namentlich kleinere und schwächere Betriebe unmöglich machen, aber noch hat nirgends eine hohe, jedoch nicht prohibitive Besteuerung die Bildung des Großcapitals und die Entstehung von Millionären aufgehalten.

Das Princip erinnert an den bekannten Gedanken, die Grundrente „wegzusteuern". Das ist in der Theorie so einfach und klar. Aber wo noch der

[1]) Zeitschrift für gesammte Staatswissenschaft, 1887, S. 724.

Staat in einseitiger und übertriebener Weise versucht hat, zuzugreifen, um den Rentner zu packen, hat er es erleben müssen, daß dieser ihm entschlüpfte und die Steuerfaust den Consumenten umklammerte. Man sollte meinen, daß das Zusammenwirken von Staat und Gemeinde zu einer 45procentigen Belastung des Grundeinkommens die Grundrente erfassen müßte. Und doch ist es eine bekannte Thatsache, daß in Wien, wo eine solche Besteuerung besteht, das in Häusern angelegte Capital eine vier- oder fünfprocentige Verzinsung trägt und die Grundrente immer wieder von Neuem entsteht. Die Last trägt der Consument, hier der Miether. Die Steuer ist eben ein viel zu schwerfälliges, mechanisches Mittel, um der Mannigfaltigkeit der freien Verkehrsvorgänge folgen zu können. Wie soll der Staat es verhindern, daß mit der Erhöhung der Steuer ein Steigen der Miethen, ein Sinken der Grundwerthe, eine Erhöhung der Preise, ein Steigen des Zinsfußes parallel geht — wenn anders er noch den freien Verkehr duldet. Im Canton Zürich zahlen nach Cohn Einkommen aus Vermögensbesitz schon bei einer Höhe von etwa 3400 Mark an Canton und Gemeinde 17—20 Procent Steuer[1]). Und doch wissen wir, daß die Vermögens- und Einkommensungleichheit in Zürich dieselbe ist, wie in allen anderen Gebieten entwickelter Volkswirthschaft.

Vollständig aufgehoben wird das socialpolitische Princip von Wagner selbst mit Rücksicht auf die gegebenen staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse, wenn er in seinem letzten diesem Gedanken gewidmeten Aufsatze betont, daß der schwerste socialpolitische Mangel der deutschen Steuerpolitik in der Häufung von Verbrauchsabgaben gelegen sei, und dann schreibt: „Allein, ich weiß keine praktisch ausreichenden, mindere Bedenken bietenden Steuern, welche den Ausfall decken könnten“ [2]). Damit ist eingeräumt, daß wir nicht nur nicht einer socialen Epoche der Besteuerung in jenem radicalen Sinne entgegengehen, sondern daß selbst die Verwirklichung der den „staatsbürgerlichen“ Vorstellungen von Gerechtigkeit entsprechenden Forderungen die größten Schwierigkeiten zu bestehen hat. In der That wird die Socialpolitik auf dem Gebiete der Besteuerung für absehbare Zeit keine andere Aufgabe haben können, als die, die Classen mit dem Bewußtsein gleichmäßiger Pflichten gegen das Staatsganze zu erfüllen und von der Verfolgung einseitiger Interessenpolitik abzuhalten. Dazu sind die ersten Schritte geschehen, manche werden noch auf dem Gebiete der Erbschaftsbesteuerung wie der indirecten Steuern folgen können. Niemals aber werden sie privatwirthschaftliche Vermögensregulirungen und Einkommensausgleichungen anstreben, da dies, ganz abgesehen von der Frage der Ausführungsmöglichkeit, eine Unterordnung des Staates unter die Herrschaft der nichtbesitzenden Classen bedeutete, der die wissenschaftliche Politik ebensolchen Widerstand entgegenzusetzen hat, wie oligarchischen Herrschaftsbestrebungen der Gegenwart.

[1]) Finanzwissenschaft S. 269.

[2]) Ueber sociale und Steuerpolitik im Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik, Bd. IV, S. 80.

Aus Klopstock's letzten Jahren.

Aufzeichnungen eines Italieners.

I.

Es war am 21. August 1798 und in Hamburg, daß ein junger italienischer Schriftsteller, Namens Giuseppe Acerbi, durch Sieveking eingeführt, bei Klopstock erschien.

Acerbi, 1773 in Castelgoffredo bei Mantua geboren, war von vornehmer Familie, besaß große Mittel und eine, für einen Italiener jener Zeit, nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung. Er hatte, nach Beendigung seiner juristischen Studien, die Universität Pavia mit der Würde eines Doctors der Rechte verlassen. Aber seine geistigen Interessen beschränkten sich keineswegs auf das Fach, welches er übrigens niemals praktisch ausgeübt zu haben scheint; vielmehr das Wort bestätigend, daß aus einem Juristen Alles werden könne, hat Acerbi sich auch so ziemlich mit Allem beschäftigt, bevor er schließlich zur Literatur gelangte. Sein Wissen war durchaus ein encyklopädisches: Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften und Philosophie zogen ihn nach- und nebeneinander an. Er war ein guter Zeichner. Er sprach und schrieb englisch, französisch, deutsch; er machte, nachdem er sein Universitätsstudium absolviert, weite Reisen, zuerst, 1798, durch ganz Deutschland, hielt sich dann längere Zeit in Schweden und Norwegen auf und drang 1799, in Begleitung des Obersten Skjöldebrand, eines tüchtigen Genremalers, durch Finnland und Lappland bis zum Nordcap vor. Eine Beschreibung dieser Nordlandsfahrt und zwar in englischer Sprache, war das erste Buch, das er veröffentlichte: „Travels through Sweden, Finland and Lapland to the North Cape in the years 1798 and 1799“ (London, 1802); erst nachmals ist es in das Französische, Italienische und Deutsche (1803, von Weiland) übersetzt worden. Andererseits haben wir von Acerbi eine italienische Uebersetzung der Garve'schen, Kant gewidmeten Schrift: „Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre von dem Zeitalter des Aristoteles bis auf unsre Zeiten.“

Diese Vielseitigkeit seiner Kenntnisse sowohl wie seiner persönlichen Erfahrung befähigten ihn, in späteren Jahren seinem Vaterlande die erste wissenschaftlich-literarische Zeitschrift großen Stils, die „Biblioteca Italiana“,

zu geben, mit welcher vornehmlich Acerbi's Andenken verknüpft ist. In den Jahren 1816 bis 1826 von ihm geleitet, trug die „Biblioteca", welche in Monatsheften von 150 Seiten erschien, nicht wenig dazu bei, die nationale Cultur zu heben und die Werke des Auslandes in Italien bekannt zu machen. So weit reichten ihr Ruf, ihre Verbreitung und ihre Wirksamkeit, daß Alexander von Humboldt dem Herausgeber schrieb: „Je connaissais depuis longtemps la Bibliothèque italienne comme un des ouvrages périodiques dont la publication a le plus contribué à répandre le goût de la littérature et des sciences." Karl Witte warb Correspondenten für die Zeitschrift in Deutschland, Wilhelm Schlegel war ihr Mitarbeiter, und Frau von Staël sagte von Acerbi, daß er in würdiger Weise, neben Monti, „l'Italie spirituelle toute entière" vertrete.

Nach zehn Jahren, der Anstrengungen und Kämpfe müde, die mit der Leitung einer großen Zeitschrift unzertrennlich verbunden sind, zog er sich von derselben zurück, um als österreichischer General-Consul nach Alexandrien zu gehen. Auch hier erwarb er sich mannigfaches Verdienst, zunächst indem er Champollion bei seinen Ausgrabungen unterstützte, sodann durch Zuwendungen ägyptischer Alterthümer an das Museum seiner Universität Pavia und durch eine Privatsammlung, die nachmals er der Stadt Mantua vermacht hat. Unweit dieser Stadt, hochbetagt und nachdem er wegen der zunehmenden Gebrechen des Alters von seinem Dienst zurückgetreten war, ist er in dem heimathlichen Castelgoffredo 1846 gestorben.

Seinen höchst werthvollen literarischen Nachlaß bewahrt die Stadtbibliothek von Mantua. Den reichlichsten Bestandtheil desselben, nämlich den umfangreichen Briefwechsel Acerbi's mit einigen der ausgezeichnetsten Zeitgenossen — außer den bereits Genannten, Alexander von Humboldt, Frau von Staël, Schlegel und Witte, seien noch Niebuhr, Fürst Metternich und Champollion erwähnt — werden wir demnächst in einer Veröffentlichung erhalten, welche Herr Alessandro Luzio, früher in Mantua, jetzt in Wien, vorbereitet und durch eine ausführliche biographische Studie über Acerbi einleiten wird. Diesem Herrn verdanken wir auch das literarische Curiosum, welches wir weiterhin den Lesern mittheilen werden: tagebuchartige Aufzeichnungen über eine Reihe von Besuchen, welche der junge Italiener unserm alten Klopstock in Hamburg abgestattet hat. Sie bilden ein Separatheft unter den vielen anderen, welche die Bibliothek in Mantua von Acerbi bewahrt. Sie sind in einem Französisch geschrieben, das weder elegant ist noch überall den Anforderungen der Grammatik, ja nicht einmal immer denen des Lexikons entspricht (Acerbi bediente sich bei diesen Niederschriften der fremden Sprache vorzugsweise zu seiner Uebung); dennoch ist in den meisten Fällen der Sinn kaum mißzuverstehen. Wo Schwierigkeiten blieben, hat Herr Luzio dem Bearbeiter seine Hülfe geliehen und auch sonst, durch Anmerkungen zum Text, ihn unterstützt und verpflichtet.

Auf seiner Nordlandsfahrt ist Acerbi zweimal in Hamburg gewesen, einmal im August 1798 auf der Hinreise, das andere Mal bei der Rückkehr im November und December 1800. Er hatte, von Italien aus, Empfehlungsschreiben an das Sieveking'sche Haus und ward, nach der Sitte desselben,

gastlich in ihm aufgenommen. Am 17. August traf er in Hamburg ein, und unter dem 18. liest man in seinem Reisejournale: „Herr Sieveking, an den ich empfohlen bin, ist der philosophische Kaufmann von Hamburg, ein gelehrter und sehr höflicher Mann, in dessen Landhaus, unweit der Stadt, sich die berühmtesten Fremden und die ausgezeichnetsten seiner Mitbürger versammeln" [1]). Am folgenden Tage findet sich folgender Eintrag: „Ich habe bei Herrn Sieveking gespeist. Die Mahlzeit war ganz nach englischer Art: drei Gänge. Viele Gelehrte. Herr Sieveking erzählte eine Anekdote von Klopstock, die sich in dessen Hause zugetragen. Man las die Ode — (Acerbi erinnert sich nicht, welche gemeint war, und läßt daher den Platz offen), und als man an die vorletzte Strophe kam, die wirklich ein Meisterwerk ist, unterbrach Klopstock die Vorlesung und rief: „ich wette mit Euch, daß Ihr in der ganzen deutschen Dichtung nicht Verse finden werdet, welche diesen gleichkämen oder sich ihnen näherten." — „Die großen Männer," setzt Acerbi hinzu, „sind nicht immer die bescheidensten."

Dennoch war nichts natürlicher, als daß der passionirte Literaturfreund das dringende Verlangen hegte, Denjenigen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, der, wie mit einer Aureole um das Haupt, auch dem schwindenden Jahrhundert noch im Lichte des heiligen Sängers erschien. Namentlich war, was uns merkwürdig dünken mag, den Enthusiasmus Acerbi's für Klopstock aber wohl erklärt, dessen Einwirkung auf Italien eine tiefe. Daß es nicht ausschließlich Dante, wie man bisher angenommen, sondern ebenso sehr Klopstock gewesen, dem in seiner „Bassvilliana" (1793) „dem berühmtesten italienischen Gedicht des achtzehnten Jahrhunderts", Vincenzo Monti nachgefolgt ist, hat neuerdings B. Zumbini sehr scharfsinnig nachgewiesen [2]): die wichtigste Stelle dieses Gedichts, die Wanderung über das revolutionäre Frankreich, zu welcher der Schatten Basseville's verdammt ist, und seine Begegnung mit der glorreich zum Himmel emporsteigenden Seele Ludwig's XVI., des Märtyrers, wird hier aus dem Gedanken des „Messias" entwickelt:

„Erst zeig' ihm am Kreuz den blutenden Mittler" [3]).

Wenn übrigens Monti selbst als sein Vorbild, „il suo modello", seine Geliebte, „la sua innamorata", die Poesie der Hebräer nannte, so mußte seinem Genius derjenige Klopstock's sehr nahe stehen, den er den „Bruder Milton's" nennt, und von dem er weiterhin sagt: „er reißt mich heftig in sein Empfinden hinein und versetzt meine Phantasie in Aufregung" [4]). Als Monti sein Gedicht

---

[1]) Von diesen werden, an einer anderen Stelle des Tagebuchs, der Geograph Ebeling, der Mathematiker und Nationalökonom Büsch und der Physiker Reimarus genannt.

[2]) Sulle poesie di Vicenzo Monti. Studi di B. Zumbini. Seconda edizione. Firenze. Successori Le Monnier. 1893.

[3]) Zumbini, S. 12. Vergl. W. Lang, Basseville's Schatten in der „Deutschen Rundschau", 1885, Bd. XLV, S. 254 ff. und Paul Heyse, „Italienische Dichter" (Berlin, Hertz, 1889), Bd. I, S. 258 ff. (Monti, Bassvilliana).

[4]) Zumbini, S. 1, 6. — Ueber den Einfluß Klopstock's auf die italienische Literatur im achtzehnten Jahrhundert vergl. man noch eine andere schöne Arbeit Zumbini's („Il Messia del Klopstock") in seinen „Studi di letterature straniere" (Firenze 1893).

schrieb, existirte bereits seit elf Jahren eine italienische Uebersetzung des „Messias", von der einzelne Proben noch früher erschienen waren.

Acerbi jedoch war des Deutschen längst soweit mächtig, daß er „Messias" und „Oden" im Original hatte lesen können. Mit gutem Vertrauen daher durfte Sieveking dem jungen Manne das erbetene Billet geben, mit welchem dieser vor den Dichter hintrat wie der Bote seines Ruhmes aus Italien.

II.

Klopstock war, als ihn Acerbi zum ersten Male besuchte, vierundsiebzig Jahre alt; er lebte, nachdem er seine dänische Pension verloren und Kopenhagen zusammen mit seinem Gönner, dem gestürzten Grafen Bernstorff, verlassen hatte, seit nunmehr einem Vierteljahrhundert dauernd in Hamburg.

Hier ist seine zweite Heimath gewesen, hier hatte er einst seine Meta gefunden, die „Cidli" seiner Oden, die nach dem kurzen Glück, das sie ihm geschenkt, nun auch schon vierzig Jahre lang zu Ottensen unter der Linde ruhte, vor der Kirche, dicht an der Straße, mit dem herrlichen Blick auf den Elbstrom:

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen. (Rückert.)

Keine fünf Jahre mehr, und er selbst sollte dort gebettet werden, zur Seite der Frühverlorenen und des Kindes, dessen Geburt ihr das Leben gekostet. Aber auch diesen späteren Jahren Klopstock's hat weder die sorgende Liebe noch das Behagen einer freundlichen Häuslichkeit gefehlt. Ein Asketiker, „der Heuschrecken aß und wilden Honig", ist dieser heilige Sänger nie gewesen: wie in den Tagen von Zürich hielt er es noch immer mit dem „sokratischen Becher, von der thauenden Ros' umkränzt." Er, der den Eislauf dichterisch verherrlicht und den nordischen Apoll uns auf Schlittschuhen vorgeführt hat, mahnte noch als Greis den bald achtzigjährigen Gleim, das Reiten wieder anzufangen. „Damit müssen Sie mir nicht kommen, daß Sie mir sagen, Sie wären zu alt dazu! — Sie erinnern sich, daß Juba noch in seinem fünfundneunzigsten Jahre ritt, nur daß er sich aufs Pferd helfen ließ" [1]).

Im Jahre 1791, ein Siebenundsechzigjähriger, hatte sich Klopstock in zweiter Ehe vermählt mit der Nichte Meta's, einer verwittweten Frau von Winthem, in deren Haus er lange schon gewohnt. Wenn die Welt ihren eignen Weg ging, den er nicht immer mehr verstand, so verließ ihn das starke Selbstgefühl darum nicht; er war der Mittelpunkt eines Kreises von bewundernden Freunden, und Fremde von Distinction, die nach Hamburg kamen, versäumten nicht, ihm aufzuwarten. Die Wände seines Fremdenzimmers schmückten Cartons zum „Messias", welche Füger aus Wien ihm geschickt, und Zeichen der allgemeinen Verehrung umgaben ihn. Bis zuletzt blieb ihm das Ansehen des Herrschers, wenn auch vielleicht ein wenig des depossedirten, dessen Reich in der Vergangenheit liegt. Für uns, die wir ihn eigentlich nur

[1]) Klopstock an Gleim, den 7. November 1795.

noch historisch begreifen, ist er der erste, der Zeit nach, unserer Classiker, ein Bahnbrecher[1]) und ein Schöpfer auch er, wenngleich mehr in dem Sinne, daß er der deutschen Dichtung zuerst wieder den Inhalt einer mächtigen Persönlichkeit und der deutschen Sprache die Kraft zu höheren Gestaltungen gab. Er hat den deutschen Hexameter geschaffen; und was er als Wecker des Sprachgefühls und „grammatischer Poet" gethan, würde hinreichen, ihm seine gebietende Stellung in der Literatur zu sichern. Die mitlebende Generation, welche die Wirkung des „Messias" und der „Oden" an sich selbst erfahren, stand ihm gegenüber mit dem ehrfürchtigen Respect, welchen Schüler dem Lehrer bewahren, auch wenn sie längst seiner Zucht entwachsen sind. So, lange nach jenem „groben" Brief vom Jahre 1776, der den völligen Bruch zwischen ihnen herbeigeführt hatte, spricht Goethe von ihm in „Wahrheit und Dichtung". Nicht viel anders, obwohl mit einem Zusatz kritischer Schärfe, der man die größere persönliche Distanz schon anmerkt, Schiller in der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung." Indessen Klopstock war zu lange ein Führer und Monarch der Schule gewesen, um sich in die neue Lage zu finden und in Ehren pensioniren zu lassen. Er wollte mitreden und fuhr in dem alten Tone fort. Mit der Würde der deutschen Literatur bekleidet, wie mit dem Gewand eines Hohenpriesters, hat er zeitlebens mit Friedrich dem Großen in einer Art inneren Kriegszustandes gelebt und eine „Gelehrtenrepublik" zu stiften versucht, als seine Verhandlungen mit Joseph II. zu keinem Resultat führten. Er schrieb einen Strafbrief an den Minister Roland nach den Septembermorden, hofmeisterte den Convent nach der Hinrichtung Ludwig's und dankte dem Institut, das ihn zum auswärtigen Mitgliede erhoben hatte, mit den Worten: daß einst, was er in seinen Oden über die französische Republik gesagt habe, „von dem bleibenden Endurtheil der völlig wahren Geschichte" bestätigt werden würde[2]). Wie Böttiger 1776 und Stolberg noch 1797, nennt auch Scherer ihn den „ewigen Jüngling"; doch müßte man dies vielleicht dahin einschränken, daß später viel vom Schulmeister in ihm war, und zwar eines, der sich nicht darein finden kann, daß aus den Knaben endlich Männer werden. So nennt Platen ihn in seinem Epigramm den „deutschen Magister in Hamburg". Die „neuen Herolde der Griechheit" kanzelt er mit dem Vers ab, daß sie die Werke der Griechen befragen sollen „bevor von den Verkannten ihr schreibt." Das ging auf Goethe. Noch weniger war Schiller nach seinem Geschmack. Er machte kein Hehl aus dieser Stimmung; sie geht genugsam aus seinen Epigrammen hervor. Aber bis zu welchem Grade lieb- und verständnißlos er im Gespräch unter vier Augen sich über diese Beiden äußern konnte, würde man schwerlich glauben, wenn wir in den Aufzeichnungen unseres italienischen Berichterstatters nicht die Belege vor uns hätten. Merkwürdiger Weise dagegen wird in diesen späteren Jahren sein Urtheil über Wieland ein milderes, freundliches und höchst anerkennendes —

---

[1]) — der Pfad, den Klopstock
Einst gebahnt. Geibel (Ode an Jacob Burckhardt).

[2]) „An den Herrn Präsidenten des französischen Nationalinstituts (in Paris)", 23. Juli 1802.

denselben Wieland, den er wegen seiner undeutschen Gesinnung in der „Gelehrtenrepublik" (1774) so hart angegriffen[1]) und dessen Schriften der Göttinger Hain verbrannt hatte. Diese begeisterte Schar junger Poeten, denen Klopstock „ein Prophet, ein Engel Gottes" war, hatte sich an seinen Ideen zur Wiedererweckung des germanischen Alterthums entzündet. Er, der als „Lehrling der Griechen" begonnen und das Lied vom Erlöser in ihrem Versmaß gesungen hatte, war in der mittleren Zeit seines Lebens zum „Barden" geworden, der die Götter Griechenlands aus seinen Oden strich, um an ihre Stelle Gestalten der Edda zu setzen, den Olymp mit dem Hain und den Lorbeer mit der Eiche tauschte. Wie viel Uebertriebenes, Unreifes und Mißverstandenes auch in diesen Versuchen war, sie sind doch von unermeßlichen Folgen für die Entwicklung unserer nationalen Literatur geworden, der sie zuerst das Element des eigentlich vaterländischen Gefühls wiedergaben. Die Mitwelt hat es wohl erkannt, und die Nachwelt wird es nicht vergessen, daß die beiden mächtigen Impulse von ihm ausgegangen sind, obwohl es den Größeren, die nach ihm kamen, vorbehalten blieb, sie harmonisch zu versöhnen und ihnen in Werken Ausdruck zu verleihen, die das, was Klopstock je vermocht, weit übertrafen. Doch ist in dem Hochbetagten, wie wir ihn nach der Schilderung Acerbi's vor uns haben, nichts von Altersschwäche wahrzunehmen. Er fühlt sich ganz sicher. Sein Blick, wo nicht Voreingenommenheit ihn trübt, ist klar und sein Wort treffend, wenn auch manchmal bitter. Immer aber bricht seine gute Laune wieder durch. Er zeigt sich theilnehmend und gütig; das Gespräch mit dem jungen Manne, der dem Greis mit der ganzen Wärme seines südlichen Naturells entgegenkommt, regt ihn an. Mit der größten Bereitwilligkeit geht er auf alle Fragen ein, die dieser lebhaft hin- und herfahrende Geist an ihn richtet, und aus den Orakelsprüchen, die der gespannt Lauschende nachschreibt, ergibt sich ein kaleidoskopisches Bild alter und neuer Literatur, wie sie Klopstock erschien, und ein Resumé seiner ästhetischen Ansichten. Es ist wohl der Mühe werth, noch nach hundert Jahren, aus einem solchen Munde Bemerkungen über die letzten Beweggründe des dichterischen Schaffens, über die Feinheiten und Unterschiede der dichterischen Sprache zu hören. Mit Bewunderung wird man sehen, wie weit sein Gesichtskreis, wie rege bis zuletzt sein literarisches Interesse war; mit Vergnügen lesen, was er über die Klassiker der modernen Völker sagt, und ein wenig staunen, wie richtig er bei Männern zweiter und dritter Ordnung, z. B. Jean Paul und Geßner, das Urtheil der Nachwelt anticipirt hat. Sein Verhalten unsren beiden Klassikern gegenüber, würde bei einer sonst keineswegs unedlen Natur, wie Klopstock, unverständlich sein, wenn man es psychologisch, und nicht vielmehr literar-historisch erklären wollte. —

III.

Der erste Bericht Acerbi's vom 21. August 1798 ist kurz. Er gibt seinen Brief an den „berühmten" Klopstock ab, und dieser empfängt ihn mit der

[1]) Die betreffende Stelle ist neuerdings übrigens auf Friedrich den Großen gedeutet worden; vergl. Tschirch in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte", Bd. IV, zweite Hälfte.

„größten Vertraulichkeit". Das Bild, das er von des Dichters äußerer Erscheinung entwirft, ist kein allzu schmeichelhaftes: er findet ihn durchaus nicht imposant, vielmehr klein, häßlich, nachlässig in der Kleidung und Pflege seines Körpers, ohne Manieren, und fügt hinzu, daß er schlecht französisch spreche. Sein Urtheil über Frau Klopstock ist günstiger: sie spricht sehr gut französisch, ist sehr höflich und liebenswürdig, und wiewohl ein wenig beleibt, zeigt ihr Gesicht doch noch Spuren ehemaliger Schönheit, wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß sie jetzt noch schön sei. — Klopstock bringt die Rede sogleich auf Acerbi's Landsmann Zigno [1]), der den „Messias" ins Italienische übersetzt und ein Jahr lang bei ihm gelebt hat. Dann spricht er von Cesarotti [2]) und Denina [3]), mit welch' letzterem, als er durch Hamburg kam, Klopstock sich ein klein wenig in einem politischen Gespräch über die Franzosen überworfen, da er das Gegen und Denina das Für vertreten habe. — Weiterhin werden die Zeichnungen von Füger aus Wien für die Prachtausgabe des „Messias" [4]) besehen; es waren ihrer vier, für jeden Band eine. Bei dreien der Blätter hatte Klopstock, um dem Künstler seine Hochachtung zu bezeigen, diesem die Wahl des Gegenstandes überlassen, und nur das vierte sich vorbehalten. Er äußert sich höchst befriedigt über die Ausführung seines Gedankens, macht aber seinen Gast darauf aufmerksam, daß auf der Platte, wo der Ewige Vater den Sohn empfängt, des Letzteren Erscheinung im Abdruck nicht jene Heiterkeit und Ruhe bewahrt habe, welche man in der Zeichnung leicht beobachten könne. Auch Angelika Kauffmann hatte fünfzig Bilder zum „Messias" zeichnen wollen; „aber," sagt Klopstock, „nachdem sie das Gedicht gelesen, fühlte sie sich entmuthigt und hat kein einziges gemacht."

---

[1]) S. die Ode an „Giacomo Zigno" (1783), der „den deutschen Heldengesängen sanfte Rythmosbewegung oft zur Gefährtin gab". Zigno, Padnaner von Geburt, war österreichischer Officier („capitano delle armate di S. M. J. R. ed Ap.", nennt er sich auf dem Titelblatt seiner Uebersetzung); er hat nur die zehn ersten Gesänge des „Messias" übersetzt, welche 1782 in Vicenza (bei Francesco Modena) gedruckt wurden. Dann starb er eines plötzlichen Todes, und in einem späteren Gespräche mit Acerbi deutet Klopstock an, daß es ein gewaltsamer gewesen sein möge, herbeigeführt durch einen Ehrenhandel mit Zigno's eigenem Oheim, der österreichischer Gesandter bei der Pforte war. — Daß der Ausgabe von 1782, die jetzt bereits sehr selten geworden ist, eine frühere vom Jahre 1776 vorhergegangen sei, wie Vorberger („Klopstock's Werke", Hempel, Bd. V, S. 388) annimmt, wird in einem Anhang zu seiner obengenannten Schrift: „La prima traduzione italiana del Messia" von Zumbini, gestützt auf Mittheilungen des Professors Achille de Zigno, Großneffen des Uebersetzers, bezweifelt. Vielleicht ist der Irrthum daraus entstanden, daß Zigno 1771, also noch zwei Jahre bevor das Original vollständig erschienen war, eine Probe seiner Uebersetzung hat drucken lassen. Vergl. Zumbini a. a. O. S. 301, 302.

[2]) Der Abbé Cesarotti genoß eines großen Rufes als Uebersetzer des Ossian.

[3]) Der Abbé Carlo Denina wird noch heute von seinen Landsleuten als tüchtiger Historiker und Verfasser eines Werkes über die Revolutionen in Italien geschätzt. Im Jahre 1782 ward er von Friedrich dem Großen nach Berlin eingeladen und brachte dort mehrere Jahre zu; nachmals von Napoleon zum Bibliothekar ernannt, siedelte er nach Paris über und starb daselbst 1813.

[4]) In der mit höchster Eleganz ausgestatteten und auf Velinpapier gedruckten Ausgabe von Klopstock's „Werken" in sechs Bänden (Leipzig, bei Göschen, 1798—99) umfaßte der „Messias" die Bände 3—6, deren jeder eins der von Füger gezeichneten, von John gestochenen Kupfer enthielt. Die Originale, wie bereits erwähnt, hingen in Klopstock's Fremdenzimmer. Ein siebenter Band, mit des Dichters Porträt, wurde nach dessen Tode hinzugefügt (1809), und das Ganze kostete 46 Thlr. 16 Gr.

Mehr erfahren wir von dieser Antrittsvisite nicht; Acerbi reist wenige Tage darauf ab, um erst zwei Jahre später nach Hamburg zurückzukehren und nun einige Monate lang dort zu bleiben. Jetzt fand er endlich Muße, dem Zuge seines Herzens zu folgen, der auf nichts Anderes hinauslief, als den verehrten Dichter in aller Form Rechtens — wie wir in unsrem herrlichen Reporterdeutsch sagen würden: zu „interviewen." Der wißbegierige Mantuaner hatte nämlich einen Zweck: er wollte (was er freilich, wie so manches Andere, nachmals nicht ausgeführt) eine deutsche Anthologie zum Gebrauch für Italiener herausgeben, und bei diesem Unternehmen lag ihm daran, „das echte und aufrichtige Urtheil kennen zu lernen, welches Klopstock vertraulich über die Schriftsteller seiner Nation äußern würde." Man wird sehen, daß der angehende Publicist seinem „Object" nur die halbe Wahrheit sagte: doch hat er das ihm geschenkte Vertrauen auch nicht mißbraucht. Niemals, weder zu Lebzeiten Klopstock's noch zu denen Schiller's, Goethe's oder irgend Eines, der in diesen Unterhaltungen vorkommt, noch überhaupt hat Acerbi von dem, was er sorgfältig aufgezeichnet, eine Zeile veröffentlicht. Einmal allerdings, bei Gelegenheit einer neuen Messiasübersetzung (der von Maffei) und in seiner eigenen Zeitschrift, hat Acerbi daran gedacht, sein Klopstock-Heft zu einer Einleitung zu benutzen. Doch auch das unterblieb, und man wird also diese, durch ihr Alter fast ehrwürdig gewordenen „Indiscretionen" hier zum ersten Male lesen.

Erste Unterhaltung.

Ich sagte ihm, daß ich die Absicht habe, mir eine kleine ausgewählte deutsche Bibliothek anzuschaffen, und bat ihn, mir einen Katalog der Dichter zu geben, die dabei zu berücksichtigen seien.

„Ich kann Ihnen," erwiderte er „ein solches Verzeichniß nicht auf der Stelle liefern; ich werde darüber nachdenken und es Ihnen ein anderes Mal sagen. Aber vor allen Anderen," fügte er hinzu, „müßten Sie Wieland kaufen. Er ist immer unser erster Poet."

„Aber wie, setzen Sie Wieland über Goethe?"

„Goethe ist ein Dichter anderer Art; er ist mehr gemacht für die großen Leidenschaften (die er indessen manchmal verfehlt). Wieland ist für die Leidenschaften zweiter Ordnung, die er mit angeborener Leichtigkeit behandelt. Er hat scherzhafte epische Gedichte gemacht, in denen süperbe Sachen vorkommen, Stellen, welche zeigen, daß er sich zur Höhe des ernsten heroischen Stils zu erheben weiß. Er besitzt eine fruchtbare, reiche Phantasie, eine blühende Weise des Ausdrucks, er ist gleichmäßiger und handhabt seine Sprache mit mehr Gefälligkeit und einem größeren Geschick als Goethe."

Er verweilte namentlich bei dem Gesichtspunkt der Sprache und raunte mir ins Ohr, daß, was er jetzt sagen werde, nicht für alle Welt sei, daß er aber glaube, nach den Arbeiten und dem Studium, welche er darauf verwandt, ein hinlänglich competenter Richter zu sein.

„Ich las," begann er, „die Briefe des Aristipp [1]), als Sie hereintraten: sie sind ein Meisterwerk; es ist darin ein Geschmack, eine Grazie, Haltung und vor Allem eine Beweglichkeit, deren ich Wieland in seinem vorgerückten Alter nicht für fähig gehalten hätte."

„Und seine Uebersetzung des Horaz?" [2])

„Schlecht, sehr hinter Allem zurückbleibend, was Wieland gemacht hat. Ich möchte ihn wohl in aller Aufrichtigkeit fragen, ob er glaube, daß Horaz sich im Deutschen so ausgedrückt haben würde: denn das ist das Ziel, nach welchem jeder Uebersetzer streben muß. Ich habe auch einige Versuche im Uebersetzen gemacht, aber nur, um darzuthun, daß die deutsche Sprache mit nicht weniger Kraft und Gedrungenheit begabt ist, als irgend eine andere todte oder lebende Sprache [3]). Es gibt in England eine Zeitschrift, welche von deutscher Literatur handelt [4]); ich habe darin mit Vergnügen eine Vergleichung gesehen, welche man zwischen meiner und einer englischen Uebersetzung der Ode: „Justum et tenacem propositi virum" macht, und es scheint mir, wenn ich mich nicht betrüge, daß mein Sieg ganz augenscheinlich war. Ich wiederhole Ihnen daher, mein Lieber, daß bei einer Uebersetzung der Uebersetzer sich jeden Augenblick, oder ein für allemal fragen muß: wenn Horaz oder Virgil, oder Homer das Deutsche so gut verstanden hätte, wie das Lateinische oder Griechische, wie würde er dann diesen Gedanken ausgedrückt haben?"

Da ich mich auf eine Discussion über dieses Thema nicht vorbereitet hatte, so beobachtete ich weder Ordnung noch Regel, sondern sprang von einem Gegenstande zum andern, nur darauf bedacht, keine Lücken im Gespräch eintreten und ihn soviel wie möglich reden zu lassen, um seine Meinung zu hören, einerlei über was und in welcher Reihenfolge. Ohne darum einen allzu gewagten Sprung zu machen, fragte ich ihn, nachdem er mit seiner Auseinandersetzung zu Ende war:

„Als Italiener, Herr Klopstock, möcht' ich nicht unterlassen, Sie zu fragen, wie Sie den ‚Tasso' von Goethe finden, den man so sehr liebt, und den ganz Deutschland für ein Meisterwerk hält?"

Er antwortete nicht gleich, sondern machte eine kleine Pause, und wenn ich seiner großen Güte und Nachsicht nicht so sehr versichert gewesen wäre, würde ich gefürchtet haben, daß er durch meine, mit dem früheren Gegenstand so wenig zusammenhängende Frage choquirt worden sei. Doch weit entfernt, sie mir übel genommen zu haben, war er vielmehr sehr höflich und sehr sanft.

„Der ‚Tasso'," begann er, „hat viel Schönes, ist aber, wie alle Werke Goethe's, sehr ungleich. Es gibt ein anderes Stück von ihm, welches Viele

---

[1]) Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Leipzig 1800—1802.

[2]) Horazens Briefe. Dessau 1782. — Horazens Satyren. Leipzig 1786.

[3]) Er übersetzte aus den alten und aus neueren Sprachen, um die größere Kraft der „deutschen Sprache durch die ihr mögliche größere Kürze recht anschaulich zu zeigen". Nachrichten von Klopstock's Leben in seinen sämmtlichen Werken (Leipzig, Göschen, 1844. Erster Band, XXIX).

[4]) The German Museum; Archenholz hatte einige von Klopstock's Uebersetzungen aus dem Homer und Horaz an diese Zeitschrift gesandt, in welcher sie den englischen Uebersetzungen von Dryden, Pope ꝛc. gegenüber gedruckt wurden. Vergl. Klopstock's Werke, Bd. X, S. 492.

vorziehen und welches großes Aufsehen gemacht hat. Sie errathen, daß ich von der ‚Iphigenie' sprechen will. Dies ist eine Nachahmung des Aeschylus[1]). Ich will nicht sagen, daß eine Nachahmung darum, weil sie eine Nachahmung ist, von ihrem Werth verliere; aber ich finde darin den leichten griechischen Schritt nicht. Er ist manchmal gezwungen, seine Sprache hat nicht den rechten Fluß. Es ist zu viel Gesuchtes darin. Aber wir werden von alle Dem ein anderes Mal sprechen. Besuchen Sie mich nur wieder gegen sechs Uhr Nachmittags, und wir werden ausführlicher darüber sprechen."

Es war achtundeinhalb Uhr Abends, und der gute Greis hatte sich mehrmals bewegt, wie um sich von seinem Stuhle zu erheben. Jeder bescheidenere und kaltblütigere Mensch, als ich es war, würde die letzten Worte des Herrn Klopstock für einen höflich angedeuteten Abschied genommen haben; aber die Befriedigung und das Vergnügen, die ich empfand, ihn über diese Dinge sprechen zu hören, ließen mich leicht darüber hinweggehen, und ich vermag mir kaum selber Rechenschaft zu geben, wie ich den Muth hatte, ihn noch über Voß, über Pfeffel, über Haller und Schiller zu befragen.

Er weigerte sich nicht, zu antworten, aber seine Urtheile waren so lakonisch, daß ich mit einiger Beschämung fühlte, der Alte würde vielleicht lieber allein geblieben oder zu Bett gegangen sein.

„Pfeffel," sagte er, „ist ein charmanter Dichter, aber ein Dichter zweiten Ranges; Voß hat vortreffliche Sachen, und er ist immer ersten Ranges in seinem Genre[2]); Haller ist mehr Naturforscher als Dichter, aber ein großer Naturforscher und ein guter Philosoph. Schiller ist erster, zweiter, dritter und letzter Klasse: er ist so ungleich, zuweilen so klein und so platt, daß man darüber erstaunen muß. Er hat Ihren Virgil in ottava rima übersetzen wollen, stellen Sie sich vor, in ottava rima! Das würde Virgil gewiß nicht gethan haben, wenn er hätte Schiller übersetzen wollen. Er hat seine ottave rime in einer so miserablen Art verkrüppelt, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu lachen, als ich sie las."

Wir erhoben uns endlich, und als ich meine Zeichnungen einpackte, die ich ihm zu Beginn unseres Gespräches vorgelegt hatte[3]), nahm ich sie zum

---

[1]) Man vergl. Klopstock's Epigramm: „Aufgelöster Zweifel":

„Nachahmen soll ich nicht; und dennoch nennet
Dein lautes Lob mir immer Griechenland?" —
Wenn Genius in deiner Seele brennet,
So ahm' den Griechen nach. Der Griech' erfand!

Noch schärfer fast verurtheilt Klopstock (an Böttiger, 24. Februar 1800) die Iphigenie als „eine steife Nachahmung der Griechen. Sie wissen, wie weit griechisch und steif auseinander liegen. Und die Nachahmung bei Seite, wie manche Redensart, die man kaum zu Ende lesen kann, wenn man vorliest. Und dann die Bildung des Verses." Man vergl. „Archiv für Literaturgeschichte", Bd. III, S. 393 ff.; daselbst heißt ihm Schiller gar „der Afternachahmer".

[2]) Daß Klopstock Vossens „Luise" weit über „Hermann und Dorothea" stellte, wissen wir (Brief an Böttiger 19. November 1797): Alle neun Musen hätten da für die Dorfschenken gesungen; und weiter: für die Zuhörer auf den Jahrmärkten „mag dann Kalliope von dem Stürtout des Gastwirths singen". Archiv für Literaturgeschichte a. a. O.

[3]) Zeichnungen, die Acerbi von seiner Nordlandsreise mitgebracht hatte.

Vorwand, noch ein Wort über die schönen Künste zu sagen und ihn zu fragen, ob er mir, in diesem Betracht, nicht rathen würde, das Journal von Goethe, die „Propyläen", zu lesen?

„Nein," sagte er, „ich habe angefangen, es zu lesen, aber ich bin damit nicht zu Ende gekommen, weil ich nur ganz gewöhnliche Sachen und ganz und gar abgedroschene Ideen darin gefunden. In Betreff der schönen Künste, mein werther Freund, ist nur sehr wenig zu sagen. Ich habe mich in diesen Gegenstand einigermaßen vertieft und in meinen Betrachtungen gefunden, daß die Regeln sich auf eine ziemlich geringe Zahl beschränken und daß der Rest nichts ist als Worte und unnützes Geschwätz. Ich werde Ihnen ein Beispiel geben; eine von den Regeln ist diese: ‚daß man die Dinge nach dem Leben darstellen müsse', so wie ‚sie sind, wie sie sich in der Natur Ihren Augen zeigen."

Indem er mir dieses sagte, ward er ganz lebendig, näherte sich mir und heftete seine Augen fest auf die meinen, wie wenn er meine Gedanken darin lesen wolle.

„Diese Regel ist recht leicht auszusprechen, Herr Klopstock," erwiderte ich, „aber recht schwer zu befolgen."

„Nun wohl," versetzte er, „alle anderen sind wie diese, und wenn der Mensch weder den Geist noch die Empfindung hat, sie zu begreifen, sie auszuführen und den Geschmack ihrer Schönheiten zu fühlen, so werden die Bücher und dicken Bände voll Regeln niemals einen Künstler aus ihm machen."

Ich wünschte ihm guten Abend, und nachdem ich von ihm die Erlaubniß erbeten, ihn so oft wie möglich zu sehen, trennten wir uns.

2. November 1800.

IV.

Zweite Unterhaltung.

Bei meinem Eintritt (um sechseinviertel Uhr Abends) meldete mir der Diener, Herr Klopstock schlafe noch, und ich ward zu Madame geführt, welche mit Schreiben beschäftigt war und sich mit mir unterhielt, bis ihr Gemahl mich nach oben rufen ließ. Ich will, um es nicht zu vergessen, bemerken, daß Herr Klopstock seit einigen Jahren regelmäßig am Nachmittag schläft, bei jedem Wetter und jeder Jahreszeit. Er speist zu Mittag um drei Uhr, legt sich um viereinhalb nieder und steht gegen sechs ungefähr wieder auf.

Als ich in sein Zimmer trat, fand ich ihn, wie einen wahren Deutschen, in eine Wolke von Tabaksrauch gehüllt, eine lange Pfeife im Munde, mit einem Ausdruck des Wohlbefindens für sein Alter und in sehr guter Laune. Er gab mir die Hand, bat mich, Platz zu nehmen und sprach zwei Stunden lang unaufhörlich, oft mit einem Feuer, wie ich es bei so hochbetagten Leuten kaum je gesehen habe. Er wartete gar nicht ab, daß ich ihm den Gegenstand unserer vorigen Unterredung wieder ins Gedächtniß rufe, sondern begann sogleich:

„Was die Auswahl der besten deutschen Schriftsteller und Dichter anbelangt, so werde ich Ihnen den Titel eines Buches geben, welches darüber

handelt und recht gut geschrieben ist. Sie werden daraus ungefähr entnehmen, was ich Ihnen hätte sagen können. Es spricht ein wenig zu gut von mir, aber ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erweisen, nicht zu glauben, daß ich es Ihnen deswegen empfohlen habe."

Ich gestehe, daß diese Empfehlung den unangenehmsten Eindruck auf mich machte; alle meine Hoffnungen sah ich mit einem Schlage vereitelt; denn ich glaubte, daß er, nachdem er mir das Buch genannt hätte, sich nicht weiter die Mühe geben werde, seine eigene Meinung zu äußern, auf die es mir doch allein ankam. Er erhöhte meine Verzweiflung noch, als er die Rede jetzt auf den Mechanismus und das Metrum der deutschen Verse brachte, auf ihre Aehnlichkeit mit den lateinischen und griechischen, auf den herrlichen Wohllaut seiner (der deutschen) Sprache, auf Trochäen, Spondeen, Daktylen und tausend andere Sachen, die mich schon im Voraus gähnen machten, da sie, wenn auch gewiß sehr interessant an sich und für einen Deutschen, doch von meinem Zweck ein wenig zu weit ablagen. Das Glück schien mir jedoch in meinem Mißvergnügen selbst beistehen zu wollen: dieses Argument war nämlich eine ganze Stunde lang abgehandelt worden in einer Gesellschaft, der ich am Abend des vorhergehenden Tages beigewohnt hatte; daher ich im Stande war, ihm Schwierigkeiten und Einwendungen zu machen, die ihn interessiren, ihm zeigen konnten, daß ich kein Neuling in dieser Materie sei: und die, wenn sie mich seiner Unterhaltung einigermaßen würdig erscheinen ließen, mich befähigten, über den Gegenstand derselben freier zu verfügen und ihm die gewagtesten Fragen vorzulegen. Dies ist ungefähr, was wir sprachen.

„Haben Sie," sagte er, „sich ein wenig mit unserem Versmaß beschäftigt? Wie finden Sie unsern Hexameter?"

„Allerdings! Ich finde, daß Sie Hexameter haben, die ebenso schön sind wie die des Virgil, und ebenso ausdrucksvoll in ihrem musikalischen Schritt wie die der Griechen. Ohne Ihnen Etwas von Ihren eigenen im „Messias" zu sagen, so kennen Sie sicher den Vers von Voß, in welchem es heißt:

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor."

„Meiner Treu'," versetzte er, „Sie wissen von unserer Dichtung Bescheid. Es ist für mich höchst angenehm, daß ein Italiener sich für diese Sachen interessirt und sie versteht. Die Kunst des Dichters besteht nicht nur darin, die Dinge zu sagen, sondern sie zu malen und durch die musikalischen Worte sie empfinden zu lassen[1]). Man kann diese Worte nicht immer gebrauchen wegen des Verses, aber die Kunst besteht darin, dies so oft wie möglich zu thun. Hierin ist Homer viel größer als Virgil. Letzterer ist in der Silbenmessung exacter, der Andere jedoch übertrifft ihn in der Musik und Harmonie seiner Verse. Die deutsche Sprache hat große Vorzüge, wenn man sich ihrer

[1]) Schiller („Ueber naive und sentimentalische Dichtung") nennt Klopstock geradezu einen musikalischen Dichter und fügt in einer Anmerkung hinzu, daß dieser Ausdruck im Gegensatz zu „bildend (plastisch)" gemeint sei. Darauf mag sich denn Klopstock's bitteres Distichon „An Fr. Schiller" beziehen:

„Ward Dir Blickes genug, Darstellung von der Beschreibung
Rein zu sondern, so steh'n weisere Dichter Dir auf."

zu bedienen versteht. Wir haben, wie die Griechen, ein musikalisches Element. Wir haben Worte, in denen der Trochäus und der Daktylus sehr bestimmt hervortreten und welche im Vers eine ausgezeichnete Wirkung, nach Art der Griechen, machen, wie: „unberührende". Wir haben Worte, die ein wenig hart sind, man muß sie zu setzen und zu vermeiden wissen."

Ich sagte ihm hierauf, ich könne dennoch nicht glauben, daß die deutsche Prosodie hinlänglich scharf markirt sei, um Längen und Kürzen sicher zu unterscheiden.

„Mein Herr, das ist ein Einwand, welchen alle Deutschen machen, das heißt alle Deutschen, welche ihre Sprache nicht genügend studirt haben; für mich ist er ganz und gar hinfällig. Sicherlich gibt es in jeder Sprache Nüancen in der Quantität selbst, das heißt Längen, welche weniger lang, Kürzen, welche weniger kurz sind; aber ein geübtes Ohr wird die Unterschiede schon heraushören."

Alsdann bat ich ihn, mir Beispiele von Spondeen zu geben; er nannte mir Kopfschmerz und mit Einsilblern: Gott sprach. Um nun aber den Gegenstand zu wechseln und wieder auf die Poeten zu kommen, nahm ich den Vorwand von der Sprache selbst her. Ich fragte ihn also, ob Wieland wirklich der Dichter sei, der die Sprache am Geschicktesten behandle. Er antwortete mir: „Gewiß, der Erste, den ich kenne."

„Sie haben mir," fuhr ich fort, „in unserer letzten Unterhaltung in einer so bestimmten Weise von Schiller gesprochen, daß ich versucht gewesen bin, mich zu überzeugen, ob Ihr Urtheil ein gerechtes sei. Wenn ein Meister geredet hat, so fühlt man schon aus Eigenliebe das Bedürfniß, sich selber zu prüfen; ich habe nun eine kleine Ode, „Das Glück" [1]), gelesen, und muß gestehen, daß ich sie sehr schön gefunden."

„Ich habe sie nicht gelesen," erwiderte er mir, „weil ich seit einiger Zeit nichts mehr von Schiller lese. Er ist so ungleich, so trivial, geschmacklos, voll von sich selbst und hat oft einen so abstoßenden Ton von Anmaßung, daß ich die Geduld verliere und endlich das Buch im Zorn weit fortwerfe. Sein „Lied an die Freude" z. B. ist das Abscheulichste, was man sich auf der Welt denken kann. Indessen hat man es sehr gelobt; wir Deutschen haben ein großes Aufhebens davon gemacht. Ich wagte nichts darüber zu sagen, außer gegen einige Freunde, weil es am Ende unnütz ist, sich mit Leuten zu schlagen, welche keine Ohren haben, um mich zu hören. Er hat drei Tragödien gemacht: Die Räuber, Don Carlos, Fiesco. Die erste ist schlecht, ohne Plan, ohne Führung; die zweite habe ich durch gute Schauspieler darstellen sehen. Ich war im Theater mit Damen meiner Bekanntschaft; als ich den ersten Act gesehen hatte, sagte ich: „Er wird aus diesem imbroglio nicht mehr herauskommen, er hat einen Knoten gemacht, den er zerschneiden, aber nicht entwirren wird." Der zweite Act kommt, meine Damen waren gerührt, sie weinten. Es waren hübsche Sachen darin, aber

[1]) „Selig, welchen die Götter, die gnädigen ꝛc." Diese Elegie, eine der schönsten, erschien zuerst im Musen-Almanach für das Jahr 1799.

alle zusammenhangslos, alle durch den Zufall bestimmt; die Entwicklung wurde nicht klarer. In der That, der dritte Act geht weiter, das Stück endet, und ich sehe die Handlung noch immer nicht entwickelt. Fiesco ist sehr viel besser gemacht und geführt. Das kommt daher, daß er seinen Vorwurf der Geschichte entnommen und daß die Wahrheit ihn unterstützt hat. Es sind nicht so viele starke Stellen darin als im Don Carlos, weil das Stück sie nicht trägt, aber als Ganzes ist es das beste von Schiller. Fiesco werden Sie lesen, die anderen aber nicht zu Ende bringen können.

„Was ich über Goethe denke, habe ich Ihnen schon offen gesagt. Sein bestes Werk ist Werther, oder vielmehr Die Leiden des jungen Werther's, was die Franzosen (in Parenthese) „Les passions du jeune Werther" übersetzt haben. Also können Sie sich nach dem Titel schon vorstellen, was der Rest sein wird. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Iphigenie nicht griechisch ist, weder im Vers noch in der Haltung, noch in den Vorgängen; daß sie ein studirtes Aussehen hat und sich zuweilen den Schein gibt, geistreich zu sein. Auch Tasso ist ungleich wie alle seine anderen Werke. Er hat in seiner Jugend eine Komödie gemacht, Die Laune des Verliebten, die ganz und gar miserabel ist; es ist allerdings ein Jugendwerk, aber er hätte es wenigstens nicht sollen drucken lassen. Was seine Elegien betrifft, so sündigen sie sogar noch mehr gegen die Sprache; und Sie begreifen wohl, daß bei einem kleinen Gedicht dieser Art wir ebenso wenig Etwas verzeihen, wie Ihr Italiener es thut bei einem Sonett. Alles muß rein darin sein, in einer kleinen Dichtung ist nicht der geringste Fehler gestattet.

„Wieland hat einen einzigen, allgemeinen Fehler: er ist zu weitschweifig. Er sündigt aber mit so viel Anmuth, daß man oft sehr geneigt ist, ihm zu vergeben. Er macht es ungefähr mit der nämlichen Grazie wie Tasso und Ariost, wenn sie ihre ottave rime zu Ende bringen wollen. Und, um es bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, Sie wissen, daß auch wir eine ottava rima haben, die vielleicht vorzüglicher ist als die Ihre, weil sie freier ist und dem Dichter geringeren Zwang auferlegt. Es genügt, daß drei gleiche Reime da seien, die man ad libitum abwechseln läßt: es ist fast mehr für die Augen als für die Ohren. Wieland hat drei heroisch-komische Gedichte geschrieben: alle drei sehr gut, aber Oberon vielleicht das beste[1]). Von seinen Prosaschriften sind Agathon[2]), Diogenes[3]) und Aristipp[4]) bemerkenswerth, und unter diesen dreien gebe ich dem Diogenes den Vorzug. Wieland ist ein großer Kenner der Menschen und ihrer Leidenschaften. Sein Aristipp, den ich gegenwärtig lese, gewährt mir großes Vergnügen.

„Geßner ist ein geringer Dichter. Er hat einen sehr kleinen Kreis, obwohl er Alles für sich hat: denn sein Gegenstand ist von Natur angenehm, aber er ist schwach, und Voß hat sich, so zu sagen, auf seinen Trümmern erhoben, oder, um es richtiger auszudrücken, Voß hat Geßner vergessen gemacht;

[1]) Mit den beiden anderen meint Klopstock Idris, 1768, und den Neuen Amadis, 1771.
[2]) Geschichte des Agathon, 1766.
[3]) Dialogen des Diogenes von Sinope, 1770.
[4]) S. o., S. 63, Anm. 1.

der Weg, den er gegangen, ist edler und origineller. Die ländlichen Gedichte, wenn sie lesbar sein sollen, müssen etwas Feines haben. Man liest die Eklogen von Virgil, aber sie sind auch so gemacht, um sich lesen zu lassen. Geßner hat viel Triviales, und was seine Sprache betrifft, so kann ich Ihnen nur sagen, daß er in der französischen Uebersetzung gewonnen hat, und damit ist Alles gesagt. Ueber den Tod Abel's ist gar nicht zu reden; denn wenn Geßner aus seinem engen Cirkel tritt, ist er gar nichts mehr . . . Da wir von den Leidenschaften gesprochen haben, lassen Sie uns noch ein Wort über ihre Steigerung sagen. Sie wissen, daß es eine Stufenleiter gibt, die mit der Empfindung anfängt und mit der höchsten Leidenschaft schließt. Wenn ein Dichter die großen Leidenschaften nicht vollkommen kennt, so wird er Alles, was er gemacht hat, durch ein einziges, nicht an seinen Platz gehöriges Wort zerstören. Dieses Wort wird auf Sie fallen, wie wenn es ein Donnerschlag wäre, der Sie ins kalte Wasser stürzt. Selbst Racine, der große Racine, hat solche Worte. Corneille hat Dinge, welche Racine niemals gemacht haben könnte; aber sie sind selten und, in seiner Gesammtheit betrachtet, ist ohne Zweifel Racine der Vorzüglichere. Voltaire ist nur in seiner Pucelle und seinen kleineren Poesien wirklich ein Dichter; seine Henriade und seine Tragödien sind, wenn man es streng ausdrücken will, verfehlte Stücke. Er ist weit davon entfernt, der große Kenner des menschlichen Herzens zu sein wie Racine. Was ich zumeist an Voltaire bewundere, ist seine Prosa und die erstaunliche Gewandtheit, überall den Ton des Gegenstandes zu treffen, den er behandelt. Ich spreche nicht von der historischen Genauigkeit; es ist vielmehr der Stil, der seiner Geschichtserzählung ihren Reiz verleiht: sein Siècle de Louis XIV. hat den Ton des einen und das de Louis XV. den Ton des anderen Jahrhunderts. Um die historische Wahrheit kümmert er sich nicht; er will nur gefallen, und wenn ihm ein Gedanke begegnet, von dem er glaubt, daß er überraschen könne, so wird er ihn hinsetzen, wiewohl es nur ein Product seiner Einbildungskraft ist. Ich werde Ihnen zum Beispiel eine Anekdote erzählen, welche bestätigt, was ich Ihnen da gesagt habe: in der „Histoire générale", da, wo er von den Kreuzzügen spricht, berichtet er, daß die Franzosen ein großes Fest gegeben und in einer Kirche getanzt hätten[1]). Einer seiner Freunde, ein großer Gelehrter, nachdem er die beregte Stelle gelesen, bemerkte gegen Voltaire, daß diese Thatsache ihm ganz neu sei und daß er sich nicht erinnere, sie sonst irgendwo gefunden zu haben; er bitte ihn daher, ihm seine Quelle mitzutheilen. Hierauf erwiderte Voltaire ihm mit erstaunter Miene: „Ich erkenne den geistreichen Mann in Ihnen nicht wieder! Sehen

[1]) Die betreffende Stelle („Essai sur les mœurs et l'esprit des nations", chap. LVII) lautet: „Les Français dansèrent avec des femmes dans le sanctuaire de l'Église de Ste. Sophie, tandis qu'une des prostituées qui suivit l'armée de Baudouin chantait des chansons de sa profession dans la chaire patriarchale — chaque nation a son caractère." Uebrigens weist schon der Commentator der Zweibrückener Ausgabe (1792) nach, daß Voltaire diese Thatsache keineswegs ersonnen, sondern aus einer französischen Uebersetzung des Byzantiners Niketas entlehnt habe, womit dann vielmehr Klopstock's Anekdote in das Gebiet derjenigen verwiesen wäre, von denen die Landsleute Acerbi's sagen: „Se non è vero, è ben trovato."

Sie denn nicht, daß das im französischen Charakter und erfunden ist, um ihn in ein schlagenderes Licht zu setzen?" Ich erinnere mich nicht, ob ich diese Anekdote gelesen habe oder ob man sie mir erzählt hat; aber was ich weiß, ist: daß ich sie glaube, weil sie Voltaire ähnlich sieht.

„Doch, um wieder zu den großen Leidenschaften zurückzukehren: an ihnen erkennt man den großen Dichter. Wer das menschliche Herz versteht, wird jene frostigen Worte (mots glaçants) vermeiden, welche sich in so mancher bei dem Publicum in hoher Gunst stehenden Dichtung finden: der feinere Tact wird die Kälte dieser Worte fühlen, und wenn mir ein Deutscher auf diese Bemerkung erwidert, daß er sie nicht fühle, so bleibt mir nichts übrig, als das Buch fortzuwerfen und nicht weiter zu sprechen; denn es ist unmöglich, dem ein empfindendes Herz zu geben, der es nicht hat."

Die Stunde, mich zurückzuziehen, nahte heran, und ich kam mir vor wie der Jäger, der durch eintretende Finsterniß sich gezwungen sieht, das Wild in dem Augenblicke aufzugeben, wo er es gestellt hat. Ich brachte nicht über mich, aufzustehen und eine Unterhaltung über einen so interessanten Gegenstand abzubrechen; und ich hatte noch obendrein den Auftrag von einer sehr liebenswürdigen Dame, Klopstock um seine Meinung über die Werke von Jean Paul zu befragen. Wir waren allerdings weit von einer solchen Wendung des Gesprächs entfernt; aber ich hatte nicht die Zeit, es unvermerkt dahin zu führen und sprang daher mit einem Satz auf Jean Paul. Er äußerte sich über diesen Autor ungefähr wie folgt:

„Mein Herr, Jean Paul ist gegenwärtig in der Mode wie ein Hut und wie ein Kleid. Unsere Damen sind von ihm bezaubert. Eine dieser Schwärmerinnen, welche mit Entzücken sein . . . (hier ist eine Lücke gelassen) gelesen hatte, fragte mich, ob ich nicht auch ihrer Ansicht sei? Ich wollte ihre Illusionen nicht zerstören. Sie drängte jedoch und zwang mich, mit meinem Urtheil herauszukommen, und ich sagte ihr ganz einfach, was ich Ihnen schon gesagt habe: daß er ein Modeschriftsteller ist — schwülstige, hochtrabende Manier, große Worte, Gedanken in der Luft, einzelne hübsche Stücke, sogar einige superbe Zeilen, aber ertränkt in einer unendlichen Masse ganz unerträglicher Sachen. In der That sind unsere Damen davon zurückgekommen, und die Mode ist vergangen . . ."

Ich bemerkte während meiner Unterhaltung mit Herrn Klopstock so viel Güte, eine solche Gewandtheit, Offenheit und Aufrichtigkeit, daß auch nicht entfernt daran zu denken war, er habe sich parteiisch oder irgendwie verstimmt über eine der in Rede stehenden Persönlichkeiten geäußert. Er theilte mir seine Meinung in aller Bescheidenheit mit, ward aber zuweilen dermaßen lebhaft, daß man den Greis von sechsundsiebzig Jahren in ihm nicht mehr erkannte. Als er sich des Ausdrucks vom „Donnerschlag" bediente, „der ihn ins kalte Wasser stürze", stand er vom Stuhl auf und ahmte die Gewalt des Donners mit einer heftigen Gebärde und sehr raschen Bewegungen seines ganzen Körpers nach. Er erzählte mir hernach von einer kleinen Erörterung mit einem Franzosen über eines jener „eisigen Worte", das er in Racine gefunden und mir nicht citirt hatte. Während dieser Erzählung erhob er sich abermals

und drückte die französische Leichtigkeit in Haltung und Gesten so lebendig aus, daß er selbst fast einem Franzosen glich. Ich habe dieses Vorganges nicht an der betreffenden Stelle Erwähnung gethan, weil mir das Citat fehlte und im Uebrigen dieser Streit wie jeder andere über Fragen des Geschmacks endete: d. h., daß der Franzose das Wort sehr gut und Klopstock es sehr schlecht gewählt fand.

V.

Hamburg, den 3. December. — Ich bin heute zum dritten Male bei Herrn Klopstock gewesen. Wir haben seinen Messias zusammen gelesen: er las das Deutsche, ich das Italienische in der Uebersetzung von Zigno. Er wählte zuerst die Stelle im zweiten Gesang, welche beginnt:

Abbadona (nur er war unbeweglich geblieben).

Als er bei dem Vers angekommen war, der mit „Wehmuthsvoll" beginnt, machte er mich auf die Schönheit des Wortes aufmerksam, das einen kretischen Fuß (−⏑−) bildet: so genannt, weil er das Entzücken der Kretenser ausmachte wie der Daktylus (−⏑⏑) das der Priester dieses Namens. Er wies mir die Kunst nach, die darin liegt, mit einem schönen Wort anzufangen und die Würde, die man dadurch seiner Diction gibt. Er wiederholte mehrere Male die Stelle, welche beginnt:

— Ihm schlug sein Herz mit mächtigen Schlägen,

bis zu dem Vers:

Als er ging.

Er gefiel sich in diesem Vers und sagte, daß ihn zu übersetzen unmöglich sei wegen des Rhythmus der Verse, welcher hier besonders vortrefflich wäre.

Der Schluß dieser Zeile „Frühsehendes Auge" gab ihm Veranlassung, lang über die Schönheiten der deutschen Wortcompositionen zu sprechen; sogar die Leute des niederen Volkes, wenn sie von einer heftigen Leidenschaft bewegt seien, bildeten zuweilen dergleichen von einer erstaunlichen Kraft. Er erzählte mir von einem Schuster, der, nachdem er einem Anderen viele Grobheiten gesagt, damit aufhörte, daß er ihm zurief: „Himmelverfluchter Hund!" Bei „Himmlische Bäche, versiegt," sagte er, daß er es seiner größeren Reinheit wegen dem „vertrocknet" vorgezogen habe. Zu den Versen:

Doch er verging nicht und sentte . . . .
Wie ein Gebirge . . . .
Im Erdbeben versinkt, zu der Erde sich langsam nieder,

machte er die Bemerkung, daß die Schwere der letzten Zeile den Zusammensturz ausdrücken solle.

Hierauf bat er mich, den dritten Gesang aufzuschlagen und den Anfang zu lesen: wenn der Uebersetzer drei oder vier Stellen verschiedener Art richtig getroffen habe, dann sei er sicher, daß ihm Alles gelungen.

Als wir bei dem elften Vers hielten:

Daß . . . .
Meine verklärte Gestalt aus stillen Hainen hervorgeh',

versuchten wir, den Unterschied von „Busch, Wald, Hain, Holz“ zu bestimmen, und er war mit Recht wenig befriedigt von der italienischen Uebersetzung taciti boschetti für: stillen Hainen; man müsse hier nicht eine angenehme, sondern eine majestätische Vorstellung geben, wie das lucus der Lateiner.

Hamburg, den 6. December. — Wir fuhren in der Lectüre des Messias fort und begannen mit dem Vers (II, 618):

Satan sprach es.

Bei dem Vers:

Und vor ihm ward Satan zur Nacht,

hielt er an. Er bemerkte, daß er bei großen Leidenschaften die Engel ihren Glanz vermindern und die Teufel Nacht werden lasse.

Ja, ich hasse dich, Satan! Dich hass' ich, du Schrecklicher!

Klopstock sagte: „Schrecklicher“ involvire zugleich den Begriff des Furchtbaren und des Hassenswerthen: ein Wort, das unübersetzbar sei. Der Italiener hatte es mit „maledetto“ übersetzt, und Klopstock war damit einverstanden, weil der Gedanke doch immerhin darin angedeutet sei.

Bei den Zeilen:

Unendliches Wehe
Schrei' in der Abgrundskluft, in der Nacht, der Unsterblichen Heerschar,
Satan!

hielt er abermals an — es gab kaum ein Wort, bei welchem er dies nicht gethan hätte — und erklärte mir, wie gut dies Alles zusammen stimme: die „Abgrundskluft“, der Spondeus „Heerschar“ und der „Satan“ am Anfang des Verses.

Den Absatz:

Grimmiger hört' und geduldlos und drohend den Furchtbaren Satan,

wiederholte er mehrmals: Füger habe ein sehr gelungenes Bild dazu gemalt. Grimmiger sei ein Comparativ an Stelle des Positiv, nach Art der Griechen; in der deutschen Sprache sei diese Form neu und er der Erste, der sie angewandt habe. Auch die „thürmenden Felsen“ in der folgenden Zeile enthielten eine Neuerung: das Adjectivum „thürmend“ sei gleichfalls von ihm zuerst gebraucht worden. Das italienische „torregiante“ sei wörtlich und zugleich poetisch.

Im Ganzen war er mit der italienischen Uebersetzung zufrieden, und wo er tadelte, geschah dies mit feinem und richtigem Verständniß, in den Versen z. B.:

Ha, ich entfliehe! Schon rauschet von ihm ein allmächtiger Donner
Durch das Unendliche furchtbar einher! Doch wohin? Ich entfliehe!

hatte Zigno die beiden letzten Sätze umgestellt: „Ah fuggi! E dove?“ Dies sei seinem Gedanken völlig zuwider, sagte Klopstock: er ende mit der Handlung des Fliehens, und Zigno mit dem Zweifel, dove? Eine feine und sehr richtige Bemerkung. Doch irrte Klopstock auch zuweilen, wie wenn er z. B. „fratello“ („Auch du, mein Bruder“) für ein Diminutiv nahm. Als er etwas weiterhin

„fratel" sah, fragte er mich, ob dies dasselbe wie „fratello" sei; und hielt mir darauf einen langen Vortrag über das Glück, für die Poesie eine so schöne und gute Sprache zu besitzen wie die unsere: eine Sprache, die sich so viele Freiheiten gestatten darf, in der es kaum ein Wort gibt, das man nicht nach seinem Belieben verkürzen könne. Er hatte davon eine durchaus richtige Vorstellung, als er mir das sagte; aber dennoch staunte er über die Menge von Beispielen, die ich ihm anführte, so: andarono = andàro = andâr; pietà, piéta, pietade. — „Ich beneide Sie um Ihre Sprache," sagte er mir wiederholentlich.

Als Klopstock in seinen jungen Jahren die Schweizer Freunde besuchte, bemerkte Bodmer von ihm einigermaßen verächtlich, daß er kein Wort Italienisch verstehe. Wir sehen aus den Aufzeichnungen Acerbi's unter Anderem, wie sehr auch in diesem Betracht der Dichter bis zu seinem hohen Alter an sich gearbeitet hat. Unermüdlich bestrebt, sich zu vervollkommnen trotz des starken Selbstbewußtseins, das er von sich hegte, hat er bis zuletzt, in seiner Weise freilich, Theil genommen an den Dingen, welche die Welt um ihn her bewegten. Selbst Diejenigen, die nun in Wirklichkeit die Herrschaft angetreten hatten, ehrten in ihm den Patriarchen, ertrugen seine Launen, entschuldigten seine Wunderlichkeiten und verziehen ihm sogar seine Ungerechtigkeiten. Huldigungen von fern und nah wurden ihm dargebracht, und als er, nicht viel über zwei Jahre (14. März 1803) nach dem letzten Begegnen mit seinem italienischen Freunde, starb, ward ihm das Begräbniß eines Fürsten:

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

(Rückert.)

Palestrina
im sechzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

Von
Philipp Spitta.

I.

Die Zeiten, da in Italien die antiken Künste zu neuem Leben erwachten, sind viel durchforscht und viel geschildert worden. Die neue Welt, welche dieser wunderbare Frühling auf dem Gebiete der bildenden und dichtenden Kunst hervorrief, liegt klar vor Aller Augen ausgebreitet, und dessen durch vier Jahrhunderte sich erstreckende Wirkungen nicht minder. Daß es keine Nation in Europa gibt, deren Kunstleben bis auf unser Jahrhundert ohne ihn denk- und erklärbar wäre, ist einleuchtend genug erwiesen worden.

Die Fülle herrlicher Erscheinungen der Renaissancezeit ist so groß, daß man an der Hand kundiger Führer lange Zeit zwischen ihnen wie geblendet umherwandeln kann, ohne zu bemerken, daß etwas fehlt. Gab es zwischen den Bildern Lionardo's und Rafael's, zwischen den Bauwerken und Statuen Brunelleschi's und Michelangelo's, gab es zu Petrarca's Sonetten und Ariosto's Canzonen keine Musik? Lionardo bante, meißelte, malte, dichtete; er sang auch und spielte die Laute. Was sang und spielte er? In einer Zeit, die wieder volle Menschen hervorbringt, wie das griechische Alterthum, Menschen, die einen unglaublichen Reichthum verschiedenster Gaben in sich vereinigen und harmonisch entfalten, muß doch die Musik als ebenbürtige Schwester der anderen Künste dagestanden haben. Daß man hiervon in den Darstellungen Ranke's, Burckhardt's, Grimm's, Reumont's so wenig merkt, liegt an der Sonderstellung, die nach der Meinung eines großen Theils der gebildeten Welt die Musik unter den Künsten einnimmt. Weit verbreitet ist unter ihr immer noch der Glaube, man könne den Charakter einer Culturperiode zur Noth auch ohne Berücksichtigung der Musik begreifen, und allerdings leistet ihr Wesen und ihre Entwicklungsart diesem Glauben einigen Vorschub. Wir erleben eine ähnliche Erscheinung bei der Beurtheilung der geistigen Bewegung in Deutschland gegen das ausgehende achtzehnte Jahrhundert; ihr Irrthümliches nachzu-

weisen, bemüht Dieser und Jener sich jetzt wohl, aber ich glaube, es wird noch längere Zeit währen, ehe der Generalnenner für sämmtliche Künste gefunden und der Anschauung des deutschen Volkes unverlierbar eingeprägt ist. Kann solches schon in einer uns so nahe und unmittelbar berührenden Angelegenheit geschehen, so steht nicht zu verwundern, daß es der Fall ist bei einer Zeit, die drei, vier und mehr Jahrhunderte zurückliegt.

Ein Umstand ist überdies vorhanden, der Denen, die es angeht, zur Entschuldigung gereichen kann. Die Musik der Frührenaissance sucht sich eigensinnig noch immer dem Auge des Forschers zu entziehen, der sie so gern zu Ehren bringen möchte. Wir lesen wieder und wieder, daß sie da war, wir sehen es an den musicirenden Gestalten der Maler, aber immer noch sind wir nicht an die Quellen gelangt, aus denen wir die Musik selbst schöpfen können. Daß sie im Wesentlichen aus einstimmigem Gesang mit Lautenbegleitung bestanden hat, darüber kann wohl kein Zweifel mehr obwalten, daß sie durchaus weltlicher Natur war, versteht sich von selbst. Von der Musik des griechischen Alterthums her läuft ein feiner, aber fester Faden in die Musik des abendländischen Mittelalters. Freilich, andere Fäden haben sich angesponnen und ihn umwickelt: nordisch-germanischer Einfluß war unabweislich, arabischer gleichfalls. Immerhin war, wie ich glaube, die Continuität eine stärkere als bei den anderen Künsten, und in Süditalien und Sicilien, Ländern, die dem griechischen Einfluß am längsten ausgesetzt geblieben sind, mag sie sich am fühlbarsten gezeigt haben. Für dichtende und bildende Kunst mußte das Alterthum wirklich neu entdeckt werden; die Musik bedurfte vielleicht nur einer Regeneration, um für die ersten Bedürfnisse der neuen Zeit vorläufig zu genügen. Fänden sich ausreichende Denkmäler dieser Musik, so ließen sich wohl gar Rückschlüsse ziehen von ihr auf die altgriechische. Das Umgekehrte ist leider kaum möglich, da wir die Systeme der altgriechischen Musik und deren Anwendung zwar kennen, von Compositionen aber fast nichts mehr besitzen.

Anders verhält es sich schon mit den Zeiten des Lorenzo Magnifico, und vollends Leo's X. und des Jahrhunderts, an dessen Eingange dieser steht. Hier fließen, befördert durch die Erfindung des Notendrucks, die musikalischen Quellen reichlich. Wer aber an sie in der Hoffnung herantritt, italienische Musik zu schöpfen, sieht sie nur zu einem sehr geringen Theile erfüllt. Er findet Musik, die von Italienern gesungen, auch wohl componirt worden ist, die aber nach Stil und innerem Wesen ihnen nicht angehört. Und nun erhebt sich die Frage: wie war es möglich, daß ein Volk von so staunenswerther, künstlerischer Schöpferkraft, angeregt durch die Antike und in allen Dingen ihr legitimster Erbe, ein Volk, das wie kein anderes den ganzen individuellen Menschen zu einer Einheit erzog — daß dieses mit der Musik ein ausgeprägt fremdes Element in seinem Organismus nicht nur ertragen konnte, sondern begierig in sich einsaugen?

Die hohe, in ihrer Art nicht wieder erreichte Blüthe der Musik im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert beruht im vielstimmigen Gesange. Sie hat sich sehr langsam vorbereitet, aber Italien hat dabei nicht mitgeholfen und die Kirche, für die man später diese Art von Musik hat monopolisiren

wollen, anfangs auch nicht. Der Acker, auf dem sie wuchs, ist das weltliche Leben der nordeuropäischen Völker. Dabei versteht sich von selbst, daß Italien sich dieser Kunst nicht hermetisch verschloß; seine centrale, weltgeschichtliche Bedeutung während des Mittelalters machte dies unmöglich. Aber nirgends finden wir ein selbständiges Eingreifen der Italiener in dieser Richtung; wo Versuche mehrstimmigen Gesanges bemerkbar werden, erscheinen sie dem italienischen Geiste wie aufgezwungen. Wir empfangen den Eindruck eines inneren Widerstandes und sind zu dem Schlusse berechtigt, daß der mehrstimmige Gesang hier auf eine anders geartete Kunst stieß, die für eine Weile noch stark genug war, ihm nicht nachzugeben. Mit dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts läßt der Widerstand nach und scheint im sechzehnten Jahrhundert ganz überwunden zu sein. Die autochthone italienische Musik, wenn wir sie einmal so nennen wollen, müßte sich demnach um diese Zeit ausgelebt haben. Es ist vor der Hand ganz vergeblich, von dem Gesange, den Dante, Boccaccio und Petrarca gehört haben, sich eine deutliche Vorstellung zu machen, und vielleicht werden wir nie erfahren, wie er gewesen ist. Daraus würde aber noch nicht folgen, daß er zu geringen Kunstwerth besessen hat, um sich neben den glänzenden Gestalten der übrigen Künste behaupten zu können.

In das Verdienst, die höhere Kunst des mehrstimmigen Gesanges so fest auf die Füße gestellt zu haben, daß sie nunmehr ohne Straucheln von Höhe zu Höhe steigen konnte, theilen sich Engländer, Belgier und Franzosen. Gern möchten wir diesen auch die Deutschen zuzählen, und sicher ist, daß sie von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an auf gleichem Gebiete ihren Mann stehen. Aber zur Uebertragung dieser Kunst nach Italien haben sie, soviel ersichtlich ist, nicht mitgewirkt. Allen voran waren die Belgier; ihrem Genie sich unterzuordnen, zeigt sich um das Jahr 1500 der italienische Kunstgeist ernstlich gewillt. Es steht außer Zweifel, daß die Aufnahme der Musik von jenseits der Berge ausschließlich ein Bedürfniß der Renaissancecultur war. Die Kirche, wie sie als mittelalterliches Institut in diese Zeit hineinragt, hat keinen Theil daran. Deshalb wird jene Musik vorläufig auch nur auf weltlichem Gebiete wirksam. Ich glaube, diese Erscheinung bietet einen der zuverlässigsten Maßstäbe für die Tiefe und Weite der Renaissancebewegung und dafür, daß sie trotz aller Anlehnung an das Alterthum doch viel mehr als eine Wiedergeburt, daß sie etwas ganz Neues und Modernes war. Nur im instinctmäßigen Gefühle dieses ihres Charakters konnte sie sich eine Kunst aneignen wollen, die sich aus dem Geiste des Alterthums nicht begreifen läßt. Zusammenklänge verschiedener Tonreihen haben auch die Griechen gekannt, der Aufwand großer vocaler und instrumentaler Mittel ist uns aus der Römerzeit bezeugt. Aber immer führte der Gesang nur eine einzige Melodie; sind dieser noch andere hinzugefügt gewesen, so waren es Instrumente, die sie ausführen mußten. Ein gleichzeitiges Singen verschiedener Tonreihen haben sie nicht gekannt. Gerade dies aber hatte sich in Nord- und Mittel-Europa in einer selbst uns heute anfremdenden Weise entwickelt. Was wir an mehrstimmigem Gesang in Händel's Oratorien oder Bach's Cantaten hören, ist nicht die Polyphonie des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. In ihnen

herrscht ein Fortschreiten durch Harmonien, die in melodische Bewegungen aufgelöst sind. Die Musik der Renaissancezeit aber ist mehrstimmig in jenem eigentlichsten Sinne, daß mehrere Stimmen neben einander herlaufen, deren keine der anderen als selbständige Melodie nachsteht. Sie verharren durchaus in ihrer Individualität und wissen nichts von Unterordnung unter ein höheres musikalisches Gesetz, nur einige empirisch gefundene Regeln über den einzelnen Zusammenklang und sein Fortschreiten zum nächsten werden anerkannt. Vor Allem tritt ihre Selbständigkeit im Rhythmus hervor. Die neuere Zeit ordnet den Verlauf eines Musikstückes nach einem Maß, das in sich eine gewisse Anzahl durch verschieden starke Betonung abgestufter Zeiteinheiten enthält; durch dieses wird das Stück in eine Reihe gleicher Theile zerlegt, und alle Stimmen sind gleichmäßig daran gebunden. In älterer Zeit ist jede Gesangstimme rhythmisch in sich selbständig geregelt, es ist angängig, daß der Rhythmus bei allen ein so verschiedener ist, daß die Hauptbetonungen in keiner der Stimmen zusammenfallen. Man fand hierin sogar einen besonderen Reiz, namentlich wenn die Verschiedenartigkeit des Rhythmus durch engen Anschluß an die Wort- und Satzbetonung des Textes gewonnen wurde. Den Griechen, die im Gesange den ästhetischen Nachdruck auf das Gedicht legten, hätte ein solches Verfahren genau so unfaßbar sein müssen, wie zur Erzielung einer Kunstwirkung das gleichzeitige Sprechen mehrerer Personen. Es ist das erste Zeichen, daß die Musik sich anschickt, die Dichtung zu überwachsen und zu jener Selbstherrlichkeit durchzudringen, die sie nun schon seit Jahrhunderten behauptet.

Der Ort Italiens, wo sich die ultramontane Kunst zuerst festsetzte, war Venedig. Vom Norden ist sie nach dem Süden vorgedrungen, aber langsam; Neapel hat sich ihr erst gegen Ende des Jahrhunderts ergeben, da es im Norden schon anfing, wieder anders auszusehen. Rom nimmt eine besondere Stellung ein; dieser Sammelpunkt der Welt war gleichsam exterritorial. Auffällig ist dagegen, daß Florenz, die Stadt der Mediceer, die früher große nordländische Musiker in ihren Mauern gesehen hatte, im sechzehnten Jahrhundert von der neuen Kunst nichts wissen will. Wir besitzen aus der Zeit um 1500 eine große Anzahl kleinerer weltlicher Gesangscompositionen, die uns zeigen, wie italienischer und nordländischer Stil mit einander ringen. Man hat über sie früher bei uns wunderlich geurtheilt, sowohl wegen der Dichtungen als der Musik. Ich zweifele durchaus nicht, daß wir in ihnen die Gattung jener Lautengesänge zu erkennen haben, die im fünfzehnten Jahrhundert das Leben der vornehmen italienischen Welt verschönten und die nun dem Versuche unterzogen scheinen, sie dem ultramontanen Stil zu accommodiren. Man darf sie daher in einem bestimmten Sinne Gesellschaftsgesänge nennen, und sicher haben sie mit nichts weniger zu schaffen, als mit dem Volksleben. Die vielstimmige Gesangsmusik der Deutschen und Niederländer wurzelte zumeist im Volkslied. Davon konnte bei den Italienern nie die Rede sein, da Alles, was von außen hereinkam, sofort in die Umarmung der hohen Cultur gerieth. Die Lieder, um die es sich handelt: diese Sonette, Strambotte, Frottolen, Giustinianen, Oden und wie sie weiter heißen, sind das leichte

Wellengekräusel auf der klaren Fluth einer großen nationalen Poesie, in der sich das gesammte Leben der gebildeten italienischen Welt spiegelt. Sonette und Canzonen Petrarca's und Anderer, auch wohl Oden des Horaz schaukeln sich unter ihnen. Wohlgebildete Melodien, die sich in ihrer Structur an den Bau des Gedichts anschließen, treten uns entgegen. Ein Zug der Vornehmheit ist ihnen gemeinsam, der bald ins Heitere, bald ins Melancholische spielt, ohne doch einen gewissen allgemeinen Charakter aufzugeben; aus der mehrstimmigen Behandlung meint man noch den Lautenklang herauszuhören. Der mehrstimmige Satz trägt die Melodie, welche in der höchsten Stimme „arien"-artig leuchtet, während die nordische Kunst sie in die Tenorlage vergrub. Allerdings, vergleicht man, mit welcher Meisterschaft sie die Stimmen führt, so erscheinen die Italiener als Stümper. Aber sie blieben so nicht lange. Willaert, ein stämmiger niederländischer Meister, ließ sich in Venedig nieder und nahm die Lautensänger in die Zucht. Schüler aus der Heimath setzten das Werk fort. Und nun entsteht im Madrigal jene wunderbare Blüthe mehrstimmiger weltlicher Tonkunst, der romantische Sprößling aus germano-italischer Ehe, der Stolz des musikalischen Italiens im sechzehnten Jahrhundert. Das feine Gewebe lebendiger Stimmen zeigt sich in ihm verbunden mit dem classischen Zuge der italienischen Melodie und jener Klarheit der Ausführung, die jede Linie wirksam werden läßt. Weil die Structur der üblichen Gedichtformen sich dieser neuen Musik nicht bequem genug fügte, bildeten die Italiener ihr altes „Schäferlied" zu einer neuen Form um, und gaben mit ihm der ganzen Gattung den Namen. Sie, die bisher sich das Verhältniß von Poesie und Musik nach antiker Weise geordnet hatten, sind nun die Ersten, die eine Poesie erfinden zum Dienst für die Musik. Sie überholen mit diesem Sprunge die Fremden, werden aus Lernenden Lehrer und drängen die höhere Tonkunst in die Richtung architektonischer Gestaltung durch symmetrisch sich entsprechende Gruppen. Einige Generationen hindurch sehen wir sie so am Werke. Dann haben sie die Vielstimmigkeit satt, die alte Anschauung bricht siegreich wieder durch, aber aus jener haben sie sich ein System der Accordfolgen gewonnen, die sie über einem instrumentalen Grundbaß aufbauen. Dieser Baß wird nunmehr das Fundament einer neuen Lehre vom Wesen der Zusammenklänge, die jetzt beginnen die Bewegung der Stimmen zu leiten, anstatt aus ihnen hervorzugehen. Ueber ihm entfaltet sich der individualistische Einzelgesang auf Grund madrigalischer Dichtung in größter Macht und breiter Architektur. Mit dieser Erfindung schreiten die Italiener ins siebzehnte Jahrhundert, nun auch in der Musik die Führung Europa's übernehmend, die sie in den übrigen Künsten längst besaßen. Ihre musikalische Renaissance, wenn man von einer solchen reden darf, beginnt eigentlich erst jetzt; das sechzehnte Jahrhundert war für sie eine Durchgangszeit. Aber in diese fällt das Leben und Wirken Palestrina's, der mit dem Ehrenkranze des größten katholischen Kirchencomponisten geziert durch die Jahrhunderte glänzt. Hier liegt ein neues Problem.

Am 2. Februar sind dreihundert Jahre seit Palestrina's Tode verflossen gewesen. Geboren wurde er 1526 in dem Orte, von dem er den Namen führt,

dem alten Präneſte; ſein Familienname war Sante[1]). Seine muſikaliſche Ausbildung erhielt er unter niederländiſcher Leitung in Rom, und hier hat er auch von 1551 an unter den Augen der Päpſte ununterbrochen bis zu ſeinem Tode gewirkt. Faſt dreißig Jahre (1565—1594) ſtand er in unmittelbarer Beziehung zur päpſtlichen Capelle als deren beſoldeter Componiſt. 1554 erſchien ſein erſtes Werk im Druck, eine Sammlung von fünf meiſterhaft gearbeiteten Meſſen. Seitdem geben ſeine nur ſelten und kurz unterbrochenen Publicationen vor der Welt Zeugniß von einer raſtloſen ſchöpferiſchen Thätigkeit, und das begeiſterte Lob, das man ihm ſpendete, die mehrfachen Auflagen, die ſeine Werke während des Jahrhunderts erfuhren, beweiſen, mit welcher Anerkennung Italien ſie aufnahm, und daß man in ihrem Schöpfer einen Führer ſah. Die Geſammtausgabe ſeiner Werke, die in dieſem Jahre vollendet wird, umfaßt 33 Foliobände. Madrigal-Compoſitionen fehlen unter ihnen nicht; allein die erdrückende Ueberzahl bilden die kirchlichen.

Hier iſt nun offenbar eine auffällige Wendung eingetreten; es hält aber nicht ſchwer, ſie mit den veränderten Zeitverhältniſſen in Verbindung zu bringen. Paleſtrina kam, ſeine Kunſt zu ſtudiren, nach Rom, als unter Paul's III. Regierung die erſten Verſuche gemacht werden ſollten, der katholiſchen Kirche die verlorene Stellung zurückzugewinnen. Damals war ſie von der proteſtantiſchen Bewegung in ganz Europa geſchlagen. Dies hätte nicht geſchehen können, wären die Päpſte nicht von Eigennutz und Gelüſten nach Feſtigung ihrer weltlichen Gewalt erfüllt geweſen, wäre nicht ſchon ſeit Nicolaus' V. Zeit auch an ihrem Hof der Geiſt der neuen Cultur herrſchend geworden, der, weil er ſich an der Antike und dem Heidenthum nährte, der gefährlichſte Gegner der mittelalterlichen Papſtkirche war. Unter Leo X. hatte er hier ſeine glänzendſten Feſte gefeiert; in der Lebensführung dieſes Mediceers und ſeiner Umgebung ſchien faſt bis auf die Spur getilgt, was der Weltſtellung und hiſtoriſchen Würde des Papſtes entſprach. Das ſollte nun anders werden. Die katholiſche Kirche erkannte die ihr drohende Gefahr, ein ſtrenger Sinn machte ſich unter den Cardinälen und Päpſten bemerkbar. Die Woge des ſchönen heidniſchen Genuſſes, deren Spitze Leo's Zeit bezeichnet, ebbete zurück; chriſtlich-kirchliche Intereſſen traten wieder in den Vordergrund, ernſtlich und erfolgreich wurde die Gegenreformation in Angriff genommen. Mit dem Abſchluß des Tridentiner Concils war die Wendung eine vollſtändige geworden. Während auf der einen Seite das Papſtthum ſich wieder zu Anſehen und Einfluß erhob, regte ſich andererſeits unter der gebildeten Welt eine Neigung zu ſchwärmeriſcher religiöſer Andacht. Geiſtliche Vereinigungen bildeten ſich, dieſen Zug zu fördern und die Gemüther von der Welt zu Gott hinzulenken. In dieſer Zeit der Reaction wirkte Paleſtrina.

[1]) Paleſtrina's Sohn Hyginius ſchreibt unter dem 1. März 1594 an Clemens VIII.: Pater meus, septuaginta fere vitae suae annos in Dei laudibus componendis consumens. Dies Zeugniß ergibt das viel umſtrittene Geburtsjahr mit Sicherheit. Die es anzweifelu, mißdeuten ſeinen Sinn. Er kann kein anderer ſein, als: „Mein Vater, der die faſt ſiebenzig Jahre, die ſein Leben währte, mit Compoſition gottgeweihter Geſänge zu Ende gebracht hat," d. h. bis an ſein Lebensende in der kirchlichen Compoſition thätig geweſen iſt, was mit den Thatſachen vollkommen übereinſtimmt.

Man ist ziemlich allgemein der Ansicht, daß durch diesen neuen Zustand das Wesen seiner Kunst bedingt worden sei. Ich halte das für sehr zweifelhaft und glaube vielmehr, daß dasjenige, wodurch sich Palestrina von anderen großen, nicht-italienischen Componisten seiner Zeit unterscheidet und gewissermaßen über sie erhebt, mit der Restauration der Kirche wenig zu schaffen hat. Leo X. war ein großer Musikfreund gewesen. Er hatte auch die niederländische Kunst an seinem Hofe ausgezeichnet und ihr mit inniger Theilnahme gelauscht. Was die Niederländer ihm singen mußten, war nicht nur weltliche Musik. Auch kirchliche Motetten liebte der Papst zu hören, diese jedoch nicht, insofern sie Bestandtheile der Liturgie waren, sondern als selbständige Kunstwerke. Unter dieser Beurtheilung hat sich die polyphone Musik in Rom eingebürgert. Wenn auch der Contrapunkt für die päpstliche Capelle nichts Unbekanntes war seit der Rückkehr von Avignon, die Italiener selbst hatten nichts gethan, ihn zu vervollkommnen und in der kirchlichen Musik heimisch zu machen. Was die Kunst Josquin's und Anderer den Römern gewährte, war ästhetischer Genuß. Zuerst interessirte sie das Fremdartige dieser Erscheinung, bald begriffen sie auch das Stilvolle in ihr. Ob ihr weltliche oder geistliche Texte zu Grunde lagen, das machte ihnen nur insofern einen Unterschied, als die Form des Kunstwerks dadurch bedingt wurde. Einen anderen Standpunkt konnten den Messen und Motetten gegenüber Diejenigen nicht einnehmen, denen die Kirche gleichgültig oder ein Gegenstand des Spottes geworden war. Als im siebenten Jahrzehnt des Jahrhunderts sich die Kirche wieder aufrichtete, als man sie von den eingedrungenen Mißbräuchen reinigen wollte, gehörte zu diesen auch die vielstimmige Gesangsmusik; sie galt wie Anderes als ein Product des Weltsinnes und der Weltlust.

Das war die Auffassung von der Musik, welche den heranwachsenden Palestrina umgab. Nur wenige Jahre jünger als er war Orlando Lasso, sein großer Nebenmann, der mit ihm im gleichen Jahre gestorben ist und mit dem er sich in die Ehre zu theilen hat, der größte Componist der Zeit zu sein. Den wichtigsten Theil seines Lebens verbrachte Lasso in München unter ähnlichen Verhältnissen, wie Palestrina in Rom. Durch Herzog Albrecht V. wurde in Bayern der Protestantismus unterdrückt und der regenerirte Katholicismus zur ausschließlich herrschenden kirchlichen Macht erhoben. Außerdem herrschte an seinem Hofe Kunstliebe und Kunstpflege im Sinne Italiens und Freude an Pracht und Glanz. Daraus müßten gemeinsame Züge beider Componisten folgen, wären die veränderten kirchlichen Zustände auf sie von tieferem Einflusse gewesen. Aber diese finden sich nicht. Lasso's Musik zeigt von solchen Einflüssen so wenig, daß man behaupten kann, sie würde wesentlich dieselbe geblieben sein, hätte es eine Gegenreformation und ein tridentinisches Concil überhaupt nicht gegeben. Natürlich wirkten seine Umgebung und seine Erlebnisse im Einzelnen auf sein Schaffen ein; betrachtet man es im Ganzen, so findet man von der Kunst Josquin's, Gombert's, Clemens' den geraden, festen Weg zu ihm herüber, als wären welterschütternde Religionsbewegungen zwischendurch gar nicht vorhanden gewesen.

Den Gegensatz zwischen Orlando und Palestrina kann man Solchen, die mit ihren Compositionen nicht vertraut sind, durch einen Vergleich mit Händel und Bach deutlicher machen. In gewissem Betracht ähneln sich Orlando und Händel. Beide haben einen weltbürgerlichen Zug, beide haben in ihrem weitschweifenden Lebensgange gelernt, die Zustände und Menschen zu respectiren, wie sie sind. Sie lassen die Dinge ihre Sprache reden und drängen ihnen nicht die eigene auf. Sie treten hinter sie zurück und wirken nur wie im Verborgenen durch die ordnende und im Großen gestaltende Kraft ihres Geistes. Sie freuen sich der Welt und ihrer mächtigen Bewegungen und schreiten mit Behagen durch sie hin als herrschende Männer im öffentlichen Leben. Bei Bach und Palestrina verflößt sich Alles, was an ihr Wesen rührt, in den Strom des eigenen Empfindens. Sie sind unermeßlich reiche Geister, aber sie bedürfen der Einsamkeit, um sich zu entfalten. Weiter freilich reicht der Vergleich nicht; sieht man auf die Formen, in denen sie sich äußern, so bildet Bach mit der germanischen Vielgestaltigkeit seiner Kunst den gradesten Gegensatz zu Palestrina und gleicht mit ihr vielmehr dem Orlando. Für beide gab es keine der in ihrer Zeit lebendigen Kunstformen und -gattungen, die sie sich nicht dienstbar gemacht hätten. Palestrina erscheint einförmig gegen sie. Hätte Orlando hundert Jahre später gelebt, er wäre gewiß ein großer dramatischer Componist geworden; ein Palestrina wäre im siebzehnten Jahrhundert überhaupt nicht denkbar.

Was seiner Musik den Charakter gibt, ist die Mischung nordischer Kraft und Tiefsinnigkeit mit der Schönheit des Ideals der Renaissance. Seine Messen und Hymnen verhalten sich zu denen der Nicht-Italiener genau so, wie zu den deutschen und niederländisch-französischen Liedern die italienischen Madrigale. Die Compositionen der Ultramontanen ruhten auf dem Untergrunde der Volksmusik. Aus dem weltlichen Volksgesange war die polyphone Musik hervorgegangen, ihm wurde sie auch in ihrer höchsten Entwickelung nicht untreu. Zwar bildete die Kirche ihre vornehmste Pflegstätte, aber nur deshalb, weil sie die mächtigste öffentliche Einrichtung war, die der Kunst die nothwendigen Lebensbedürfnisse gewährte. Wie natürlich, nahm diese nun von den Ideen in sich auf, die die Kirche aus dem großen Kunstwerke ihrer Liturgie spenden konnte, paßte sich ihr an, durchsetzte sich mit ihrem Geiste und wurde soweit echte Kirchenmusik, als eine hochentwickelte Kunst dies überhaupt sein kann. Aber man sollte nie vergessen, daß neben diesem kirchlichen Zweige ein weltlicher blühte mit mindestens gleicher Kraft, der sich genau derselben Technik bediente wie jener, und erst dann welkte, als diese ganze Kunst überhaupt verfiel. So stark war die Macht des Volksliedes in ihr, daß es auch aus der kirchlichen Musik niemals ganz zu bannen war. Die seltsame Erscheinung, daß die Grundmelodien der niederländischen Messen und Motetten so häufig dem weltlichen Volksgesange entnommen waren, erklärt sich hieraus. Man hat sie ebenso oft verurtheilt wie entschuldigt; sie verdient weder das Eine noch bedarf sie des Andern. Gerade bei der Klügelei und Spitzfindigkeit, die sich von selbst einstellen mußte, da es zum ersten Male galt, das Maß der Umdeutungsfähigkeit der durch den Zusammenklang zur Einheit gebundenen

Tonreihen zu erproben und damit den unermeßlichen Reichthum der selbstständigen Musik überhaupt erst zu entdecken — gerade bei diesem Werk mußte der Zusammenhang mit der Volksmusik gewahrt werden, wenn es nicht in scholastisches Verstandesspiel auslaufen sollte. Ein richtiger Instinct leitete die Meister dieser Schule. Es ist verschwendete Mühe, zu erörtern, daß eine solche Melodie, weil im Tenor gelegen und von anderen Stimmen eingehüllt, der Mehrzahl der Hörer unentdeckt bleiben mußte, daß doch nur die Töne, nicht die zugehörigen Worte gesungen wurden, daß bei den für die Verhältnisse eines großen Musikstückes nöthigen Vergrößerungen der Zeitwerthe der einzelnen Töne die Gestalt der Melodie unkenntlich wurde. Für die Künstler selbst waren und blieben diese Volksmelodien doch immer Realitäten von eigenem Werth, den sie wohl zu würdigen wußten, der ihrer Phantasie die Richtung wies und auf diese Weise sich in die Erfindungen des Componisten selbst umsetzte. Wer heute das Scherzo der Eroica-Symphonie hört, denkt dabei nicht an die kleinen Menuettgebilde der ersten Haydn'schen Streichquartette und Cassationen, die dieser aus der Volksmusik in sie einführte. Beethoven aber hat an den Menuett gedacht, und wie wäre es möglich, daß die Idee des volksthümlichen Tanzes ihn bei diesem wie bei seinen anderen weitausgeführten Scherzos nicht heimlich und unbewußt beeinflußt hätte?

Von alledem war nun für Palestrina keine Rede. Die Kunst Italiens ruhte nicht auf dem Leben des Volkes; ein solches gab es in dem Sinne der Deutschen und Niederländer dort überhaupt nicht. Die Gothik nordischer Musik der Cultur Italiens zu assimiliren, war überhaupt nur auf dem einen Wege möglich: man mußte suchen, sie mit den Ideen der Renaissance zu durchdringen. Es konnte dem Palestrina darum auch nur vorübergehend beikommen, weltliche Liedtenore einzuführen. Die einzige Messe, in der er es that, enthält aber kein italienisches Lied, sondern ein französisches, das für diesen Zweck auch von seinen Vorgängern im Norden häufig benutzt worden war, und es geht daraus hervor, wie ganz und gar er diese Musik nur als ein freies Kunstproduct ansah. Näher lag es, den Madrigalstil für die kirchliche Musik auszunützen, und daß er dies versucht hat, wird wenigstens durch einige seiner Messen bewiesen, denen er eigene und fremde Madrigale zu Grunde legte. Er hat auch sein Leben hindurch Madrigale componirt und herausgegeben, und es macht in der Sache keinen großen Unterschied, daß unter ihnen viele der schönsten geistlichen Inhalts sind: der Charakter der Dichtungen ist von den weltlichen nur durch die ernstere Schattirung verschieden, und mit der Musik ist es nicht viel anders. Ferner ist leicht zu bemerken, daß das lebendigere, subjectivere Wesen des Madrigals in viele seiner Motetten hineingetragen ist; zuerst und vor Allem gilt dies von den berühmten 29 Motetten zu fünf Stimmen über Worte aus dem Hohenlied Salomonis, die 1584 herausgegeben wurden. Die Aehnlichkeit dieses Gedichts mit der italienischen Madrigalpoesie — soweit sich die Empfindungskreise verfeinerter Bukolik und biblischer Erotik überhaupt schneiden können — ist nicht von Palestrina allein wahrgenommen worden. Ich glaube sagen zu dürfen, daß diese Compositionen die vollkommenste Verschmelzung von Motetten-

und Madrigalstil darstellen, die im sechzehnten Jahrhundert möglich war, und die begeisterte Aufnahme, die sie in Italien erfuhren, beweist, daß man hierfür die richtige Empfindung besaß. Gleichwohl wäre es falsch, wollte man der Eigenthümlichkeit Palestrina'scher Kunst ausschließlich oder auch nur vorzugsweise von Seiten des Madrigals beizukommen suchen. Das Schwergewicht ruht auf seinen kirchlichen Werken, und es ist kein Zweifel, daß er das Beste und Tiefste seiner genialen Natur in ihnen auszusprechen suchte. Sie unterscheiden sich im Stil auch stark genug von den madrigalesken Werken, sie sind eine deutlich erkennbare Fortbildung der niederländischen Kirchenmusik.

Da Palestrina's Lebensstellung ihn in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche und ihrem Oberhaupte selbst erhielt, so würde seine Thätigkeit als Componist sich hieraus ja bis zu einem gewissen Grade erklären lassen. Allein er trieb es doch ganz anders als viele seiner Zeitgenossen in ähnlicher Lage, die leisteten, was ihr Amt verlangte, und daneben der holden Weltkunst doch herzlich ergeben blieben. Anders auch als die großen Componisten Andrea und Giovanni Gabrieli, deren Kirchenmusiken von der stolzen Pracht und dem morgenländischen Farbenglanz des venetianischen Lebens erfüllt sind. Es offenbart sich in seinen Tönen ein Zug schwärmerischer Andacht, der tief aus dem Herzen dringt. Kein Zweifel, daß Palestrina ergriffen war von der allgemeinen Stimmung, die in der zweiten Hälfte seines Jahrhunderts die Papststadt erfüllte und auf alle von ihr beeinflußten Kreise wirkte. Man braucht nur an sein persönliches Verhältniß zu Filippo Neri und die Congregazione dell' Oratorio zu erinnern, um sofort einen thatsächlichen Beleg dafür zu liefern. Die Frage ist nur, ob man mit diesem Anerkenntniß dem Wesen seiner Musik auf den Grund kommt. Die Wurzeln der musikalischen Lebenskräfte liegen ihrer Natur nach sehr tief, und je überragender ein Künstler ist, desto mehr ist er auch durch allgemeine Mächte bedingt und gebunden. Bei solchen Künstlern aus ihren persönlichen Gesinnungen schlechtweg das Wesen ihrer Werke ableiten zu wollen, ist sehr gefährlich. Bach war nach seinen Ueberzeugungen entschieden protestantisch-orthodox, seine Werke aber strömen oft eine solche Inbrunst religiösen Empfindens aus, daß man ihn, ehe der wirkliche Sachverhalt bekannt wurde, schlechtweg und ganz allgemein für einen Pietisten gehalten hat.

Ranke setzt einmal sehr schön auseinander, daß der außerordentliche Einfluß, den in dieser Zeit sogleich der Jesuitismus gewann, wesentlich darauf zurückzuführen sei, daß die Lehren ihres Begründers viel weniger auf den verstandesmäßigen Beweis gegründet waren, als auf die Thätigkeit der Phantasie. Er leitete seine Jünger dahin, sein Ideal nicht sowohl wissenschaftlich zu begreifen, wie es die Methode der Protestanten war, sondern durch unmittelbare Intuition zu erfassen. Dies aber ist ein künstlerischer Vorgang; in ihm liegt, was zu allen Zeiten Kunst und Religion mit einander verbunden hat, und leicht läßt sich verstehen, wieso eine Welt, die durch mehr als ein Jahrhundert sich gewöhnt hatte, das Leben nur als Kunstwerk aufzufassen, einer solchen Lehre sofort zugänglich sein konnte. So hatte auch, wenn ich recht sehe, die Religiosität der Zeit Palestrina's einen stark ästhetischen Zug,

insofern sie von jener Sensibilität erfüllt war, die nur durch Verfeinerung der künstlerischen Organe des Menschen und durch lange geübten künstlerischen Genuß entsteht. Eine solche Religiosität ist nicht naiv, wie es beispielsweise diejenige Luthers war; darum kann sie doch echt und tief sein, zumal wenn sie sich genialer Persönlichkeiten bemächtigt; man wird aber in der Regel auch finden, daß ihr eine weithinaus wirkende Kraft versagt bleibt. Bei Palestrina trifft dies zu: um ihn erwuchs in einer Schar gleichgestimmter Künstler das, was man die römische Schule nennt. Er gilt mit Recht als ihr Haupt, obwohl wenigstens einer von ihnen, der Spanier Tomaso Lodovico da Vittoria, der aber in Rom gebildet wurde und wirkte, vermöge seines Genies mehr neben, als unter ihm steht. Allein nach Palestrina's Tode schwand die Kraft dieser Schule rasch dahin. Eine bestimmende Wirkung auf die Entwicklung der Tonkunst muß man ihr, und mit ihr auch ihrem Meister absprechen. Im Jahre 1640 meinte Pietro della Valle, nicht etwa ein Florentiner Schöngeist, sondern ein altansässiger vornehmer Römer, die Musik Palestrina's sei zwar ehrwürdig, aber nur als historisches Denkmal in einem Museum für musikalische Alterthümer. Wie es Landschaften gibt, die erst im Strahl der Abendsonne uns ihre volle Schönheit zu zeigen scheinen, so gewinnen auch wohl Gestaltungen der Kunst das Aussehen himmlischer Verklärung, wenn sie auf der zurückwogenden Fluth langsam zur Ferne abschwimmen, um bald dem Auge für immer entzogen zu sein. Einen solchen Umschlag in der Bewegung der Renaissancecultur stellt Palestrina's Zeit dar. Die Freude an künstlerisch-sinnlicher Schönheit schlug, auf ihrem Höhepunkte angelangt, ins künstlerisch Uebersinnliche um; mit diesem Augenblicke begann ihr Rücklauf, aber wie das machtvolle Aufsteigen, so gehört auch das sanfte Abschwellen zum Bilde des Ganzen. So spielt um die Kirchencompositionen Palestrina's das verklärende Abendroth einer langsam versinkenden Welt der Schönheit.

Pietro della Valle erwähnt in demselben Briefe an seinen Freund Lelio Guidiccioni auch, daß Palestrina durch eine berühmte Messe die gänzliche Verbannung der Musik aus der Kirche abgewendet habe. Durch mehr als zwei Jahrhunderte hat diese Vorstellung geherrscht, und noch heute kann man ihr begegnen. Seitdem durch eine neuere Publication die Acten des Tridentinischen Concils in weiteren Kreisen bekannt geworden sind, ist es für Jedermann leicht geworden, sich von der Unrichtigkeit dieser Vorstellung zu überzeugen. Auf dem Concil wurde nur beschlossen, daß die Kirchenmusik der Würde des Gegenstandes und Ortes angemessen und der Text möglichst verständlich sein solle. Das Weitere in dieser Richtung zu veranlassen, blieb den Provinzialsynoden anheimgestellt. Im Jahre 1564 ließ Pius IV. in Rom eine gemischte Commission von Cardinälen und Sängern zusammentreten, um zu erwägen, was in der Sache zu thun sei. Messen über weltliche Volksmelodien wurden einmüthig für unpassend befunden; ob Verständlichkeit der Textworte bei der complicirten Technik der contrapunktischen Musik durchweg zu erreichen sei, war wenigstens den Musikern zweifelhaft. Auf Erfordern brachte dann Palestrina drei Messen, die probeweise gesungen wurden (28. April 1565), und deren letzte den zur Prüfung berufenen acht Cardinälen nicht nur

alle ihre Wünsche erfüllte, sondern sie auch durch ihre Schönheit dergestalt hinriß, daß sie erklärten, eine Kunst, die solche Messen hervorbringen könne, bedürfe keiner Reformation. An die übermächtige Wirkung eines genialen Kunstwerks hat sich hier, wie öfter, eine Legende geknüpft.

Es wäre sehr wohl denkbar, daß Palestrina, um zu zeigen, wie viel seine Kunst vermöge, für diesen besonderen Zweck die ganze Kraft zusammengenommen hätte, was denn auch vom vollständigen Erfolg gekrönt worden wäre. Indessen ist in jüngster Zeit zweifelhaft geworden, ob jene Messe damals überhaupt neu componirt worden ist. Der bedeutendste Palestrinaforscher heutiger Tage, Franz X. Haberl in Regensburg, macht wahrscheinlich, daß sie schon zehn Jahre früher entstand auf Veranlassung des Papstes Marcellus II., der sich mit Plänen über eine würdigere Einrichtung des Gottesdienstes trug, aber nur 22 Tage regierte. Wie bekannt, führt die Messe auch nach ihm den Namen, was sich sonst nur unzureichend erklären läßt. Hierdurch würde nur bestätigt werden, daß dasjenige, wodurch Palestrina den Triumph seiner Kunst herbeiführte, sich nicht auf kirchliches Gebot einstellte, sondern aus dem Entwicklungsgange seines eignen Genius von selbst ergab. Es ist überhaupt eine wunderliche Vorstellung, daß irgend eine äußere Macht einen in der Blüthe seiner Kraft dastehenden Künstler hatte bewegen können, nach gegebenem Recept eine neue, seiner bisherigen entgegengesetzte Kunstrichtung zu schaffen. Nur zum Theil vollbringt ein Genie, was es will, zum wenigstens ebenso großen Theile vollbringt es, was es muß. Das eben ist jenes naturgewaltige Wirken der Kräfte, welches die Höhen der Geschichtszüge emportreibt. Dieselbe Naturgewalt schuf im Bereiche der bildenden Künste und auch der Dichtung eine elysische Idealwelt. Insofern diese sich aus der Antike herleitet, sind es Einflüsse des Heidenthums, die die Größe von Palestrina's christlich-kirchlichen Compositionen bedingen. Die freie Anmuth der melodischen Linien, die Durchsichtigkeit des Stimmengewebes, die Helligkeit des Klanges, jene Architektonik, die nicht nur im Mit- und Uebereinander, sondern auch im Nach- und Nebeneinander ihre plastisch-ruhigen Wirkungen sucht — aus welcher andern Quelle konnten sie denn damals fließen? Verständlichkeit des Textes forderte die Kirche, und Palestrina gab sie. Der Grundidee des Contrapunkts ist diese Forderung fremd: sie verbietet sie nicht, aber sie ist ihr bedeutungslos, denn die Möglichkeit, zwei oder mehr Melodien gleichzeitig neben einander zu führen, liegt auf dem Gebiete der reinen Musik. Dringt aber der Componist von der gleichsam abstracten Idee zu ihrer schönen Verwirklichung vor, so muß er finden, daß durch gleichzeitiges Aussprechen verschiedener Worte auch die klangliche Erscheinung getrübt wird. Es ist nicht nur, daß der Laut des einen Wortes die begriffliche Aufnahme des andern erschwert oder verhindert; indem die Consonanten die Stetigkeit des Tonstroms momentan unterbrechen, stören sie die Einheitlichkeit der melodischen Linie, und geschieht dies in vielen Stimmen zugleich, so entsteht eine unruhige, zitterige Bewegung und eine Schwächung des symphonischen Wohllauts. Bewunderungswürdig ist, wie Palestrina die Mittel gleichzeitigen Aussprechens desselben Textes in mehreren Stimmen und des Vocalisirens einer oder einiger Stimmen gegen textführende andere verwendet.

Deutliche Aussprache der Sänger vorausgesetzt, wird derjenige, der überhaupt gewöhnt ist, gesungene Worte aufzunehmen, fast nie bei ihm über den Text im Unklaren bleiben; dort, wo eine gewisse Wortreihe zum ersten Male auftritt, ist es fast unmöglich, sie nicht voll zu verstehen, bei weiteren Verwendungen derselben darf dann mit Grund auf die Erinnerungskraft des Hörers gerechnet werden. Solchergestalt genügt er, so weit möglich, der Idee des antiken Melos und schafft zugleich jenen schlackenlosen, weich-schwebenden Klang, den nur zusammentönende Menschenstimmen hergeben, und der, wenn er aus Knabenmunde vernehmbar wird, mit gutem Recht seraphisch genannt werden kann. Im Vergleich hierzu klingt die Musik der Nordländer rauh; der Begriff, den man heute mit A cappella-Gesang verbindet, ist ihm und seiner Schule eigenthümlich und von ihr geschaffen, während man im Norden immer viel geneigter war, die Menschenstimmen durch mitgehende Instrumente zu verdunkeln. Die Kirche verbot die Verwendung weltlicher Melodien. Einem Künstler, der die Musik mit dem Geiste der Renaissance durchdringen wollte, mußte sie schon aus diesem Grunde fern liegen. An den Urstätten des polyphonen Gesanges hatte sie ihre historische und ästhetische Berechtigung, in Italien konnte nur unfreie Nachahmung an ihr festhalten. Wenn aber die ganze Technik jener Kunst aus der Idee hervorgewachsen war, über einer gegebenen Melodie andere frei erfundene aufzubauen, so mußte für das wegfallende Volkslied Ersatz geschafft werden. Ihn bot die Kirche selbst mit ihren liturgischen Gesängen. Gebrauch von ihnen machten auch die andern Nationen, zu sehr lag dies in der Natur der Sache, keine aber mit der Ausschließlichkeit, wie die römische Schule. Indem der Charakter der contrapunktirenden Stimmen zur Erzielung künstlerischer Einheitlichkeit sich dem Charakter der Grundmelodie anzupassen hatte, indem aus allen Einzelzügen die kirchliche Urgestalt sprach, erhielt das Ganze ein kirchliches Gesicht. Verdrängt aus dem Gottesdienste waren die liturgischen einstimmigen Gesänge niemals gewesen, nach wie vor ruhte die Liturgie zunächst auf ihnen, und der polyphone Figuralsang mußte zu ihnen in Rapport treten. War aber dieser aus weltlicher Musik entwickelt, so mußte die Verschiedenheit des Charakters und der complementären Empfindungen ein Mißverhältniß ergeben, das der geläuterte Geschmack nicht ertrug. Das war und blieb doch für den Künstler immer die höchste Aufgabe, den Gottesdienst als ein großes Kunstganze zu erfassen, in dem alle Theile zu einander stimmen, den eine Anschauung einigend umfassen mußte. Wenn Palestrina diese Aufgabe zu der seinigen machte, so gehorchte er einfach dem Befehle seines Genius; des Befehls kirchlicher Gewalten bedurfte es dazu nicht, wennschon beide in ihren Zielen dieses Mal zusammentrafen. So entwickelte auch Bach seine großen kirchlichen Kunstwerke aus dem evangelischen Volks- und Gemeindelied; wenn andere Componisten sich die halbweltliche concertirende Musik seiner Zeit gefallen ließen oder sich der Contrastwirkung gegen das einfältige Volkslied gar freuten, schuf er ein Ganzes aus einem Stoff.

Ambros läßt seine begeisterte Darstellung von Palestrina's Wirken in der nachdrücklichen Behauptung gipfeln, daß er die letzte höchste Blüthe einer Jahrhunderte langen Entwicklung sei, „deren ganze Triebkraft dahin ging, endlich

ihn hervorzubringen". Sollte es mir gelungen sein, Palestrina's Stellung in seiner Zeit und Zusammenhang mit seinem Vorgängerthum einleuchtend gemacht zu haben, so wäre damit zugleich die angeführte Behauptung als übertrieben und schief erwiesen. Als die Persönlichkeit, in der sich die contrapunktische Musik allseitig in stetig gesteigerter Kraft und voller Gesundheit auslebt, müßte ich vielmehr Orlando Lasso bezeichnen. Damit soll nicht gesagt sein, daß Palestrina diesem an Genie und Reichthum der Erfindung irgendwie nachstände. Aber das, was er vollendete, war doch nicht auf dem Boden seines Volkes gewachsen; er empfing es aus zweiter Hand. Daß in Italien eine Kraft entstehen konnte, wie die seinige, daß die Zeitverhältnisse sich plötzlich, als hätten sie auf ihn gewartet, günstig fügten, um ihm eine intensive Wirksamkeit zu ermöglichen auf demjenigen Kunstgebiete, das damals noch das einzige wahrhaft große war, und daß sie sich wieder änderten, kaum nachdem er die Augen geschlossen hatte — alles Das ist in seinem planvollen Zusammentreffen unbegreiflich und wunderähnlich. Es ist wohl geeignet, den Geschichtsforscher Bescheidenheit zu lehren, wenn es ihn zuweilen dünken möchte, er sei hinter die verborgenen Gesetze der Entwicklungsgänge gekommen.

II.

Mit Palestrina's Tod fallen die in Florenz gezeitigten Anfänge der Oper zusammen. Durch sie gelangte die Musik auf einen neuen Weg, und wie schnell dieser sie weit abführte von dem, was der große römische Meister gewollt und vollbracht hatte, dafür zeugt Pietro della Valle's oben angeführter Ausspruch. Zwar die päpstliche Capelle bewahrte treu sein Andenken, und die dort gepflegte Tradition aus Palestrina's Zeit reicht durch die Jahrhunderte. Aber das übrige Italien fühlte sich durch sie nicht im Mindesten gehindert, der Fahne des neuen Stils zu folgen, der im Grunde auch dem Wesen der Italiener viel mehr entsprach. Nur für die Musiklehre behielt Palestrina's Kunst unter seinen Landsleuten canonischen Werth. Während man in Deutschland die alte Lehrmethode rasch vernachlässigte und im achtzehnten Jahrhundert mit Hülfe der Franzosen ganz abthun zu können glaubte, blieb sie hier bis auf die neue Zeit lebendig, zum Segen für die Sangbarkeit der Compositionen, worin die Italiener alle Völker der Welt übertroffen haben. Sie entsendete sogar einen Ableger nach Wien, wo der kaiserliche Capellmeister Fux ihr 1725 eine neue Fassung gab. Bach, der keine Erscheinung im Bereiche seiner Kunst unbeachtet ließ, interessirte sich für das Lehrbuch des Fux und kümmerte sich auch um Palestrina. Von einer seiner Messen schrieb er eigenhändig die Stimmen aus, fügte verstärkende Instrumente und Orgelbegleitung hinzu und wird sie daher mit seinen Leipziger Kräften auch wohl einmal aufgeführt haben. Aber dies und Anderes sind vereinzelte Fälle. Die katholische Kirchenmusik entfernte sich im Stil von Palestrina nur immer weiter.

Dagegen wacht in den letzten zwei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts an anderer Stelle das Interesse an ihm auf. Johann Friedrich Reichardt, der die ihn umgebenden Musikzustände mit scharfem kritischen Blicke be-

obachtete und den Verfall kirchlicher Musik lebhaft empfand, hatte 1782 auf einer Reise in Italien unter andern Werken alter italienischer Meister auch solche von Palestrina kennen gelernt. Seit der Zeit trat er für den Meister ein, der „uns wie Donner trifft und wie Meeresfluth überwältigt", und verkündete laut als wichtige, von ihm gewonnene Ueberzeugung, daß echte Kirchenmusik der höchste Zweck der Tonkunst sei (1791). Zunächst fand er bei den Dichtern Deutschlands Anklang. Er war es, der 1797 Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" zum Druck befördern half, und in seinem Hause in Berlin empfingen die Freunde Wackenroder und Tieck die fruchtbarsten musikalischen Anregungen. So wenig sie auch von Palestrina's Musik kennen lernten, die ganze Gestalt des Mannes, wie sie ihnen aus weiter Ferne aufdämmerte, erweckte ihre Begeisterung. Instinctiv begriffen sie das Romantische seines Wesens. Es gibt lange Stellen in Wackenroder's „Phantasien über die Kunst", von denen man meinen kann, sie zielten auf Palestrina, obgleich sein Name nicht genannt wird. Daß Tieck sehr unklare Vorstellungen über das Wesen seiner Musik hatte und sachliche Fehler macht, wenn er über sie schreibt, will wenig bedeuten. Die Hauptsache war, daß seine Persönlichkeit überhaupt wieder hervortrat. Bei einer andern Gelegenheit habe ich anzudeuten gesucht, wie Goethe's Dichtungen dem Musiker neue Ideale zeigten und mit den Mitteln des Worts, der Vorstellungen und Stimmungen ein Gebiet eröffneten, das nachher der Musiker in Besitz nahm. Aehnliches, wenn auch in etwas anderm Sinn und mit anderm Verlauf, geschah hier durch die Romantiker. Es ist belehrend, die Musikschriftstellerei der beiden Berliner Freunde mit derjenigen Heinse's zu vergleichen. Heinse's Entzücken ist die italienische Oper seines Jahrhunderts. Diese Romantiker erwähnen sie, wenn überhaupt, nur als Gegensatz ihres Kunstideals, das ihnen in der reinen Instrumentalmusik, vornehmlich aber im Lied und in der Kirchenmusik beschlossen liegt. Ein neues Geschlecht kündigt sich in ihnen an, für das die italienische Musik der nach Palestrina folgenden Jahrhunderte mit ihren wichtigsten Erscheinungen plötzlich allen Reiz und Inhalt verlor; was von ihr noch Interesse erregte, that es, insofern man es als Nachwirkung des Meisters von Praeneste zu begreifen glaubte.

Reichardt's Anregung aber erstreckte sich weiter. Für seine altitalienischen Kirchencomponisten hatte er die Theilnahme des sinnigen Fasch zu erregen gewußt, der einige Jahre später die Berliner Singakademie gründete. Fasch war vom väterlichen Hause her der Kirchenmusik eifrig beflissen gewesen, aber jener madrigalisch-concerthaften, deren Mischgestalt nur die Kraft eines Sebastian Bach zu einer einheitlichen Erscheinung umzugießen vermochte. Von ihr fand er, wunderbar genug, am Abend seines Lebens noch den Weg zur Vocalmusik älteren Stiles, für die ihm Reichardt die Muster ins Haus trug. War es bei Fasch vielleicht mehr noch ein technisches Interesse, was ihn für diesen Stil einnahm, sein Nachfolger Zelter drang tiefer. Im Juni 1801 sang die Singakademie zum ersten Male ein Stück von Palestrina. Von 1815 an wird die Beschäftigung mit ihm lebhafter: die Marcellus-Messe erscheint, zahlreiche Motetten schließen sich nach und nach an. Blieb in den Ausführungen der

Singakademie Palestrina auch umgeben von jüngeren italienischen Meistern, Durante, Leo, Lotti und andern, die größere Theilnahme und rascheres Verständniß fanden, stand er auch in deren Mitte noch fremdartig und einsam da — genug, er war neu aufgelebt. Das Unerwartetste hatte sich ereignet: von der Stadt Friedrich's des Großen, der norddeutschen, protestantischen, war für Deutschland wenigstens Palestrina zuerst der Kunst zurückgewonnen worden. Unter dem 13. Juni 1810 nimmt die Leipziger „Allgemeine Musikalische Zeitung", die Rochlitz herausgab, zum ersten Male von ihm Notiz, „da die Aufmerksamkeit der Freunde der Tonkunst jetzt wieder mehr, als seit langer Zeit, auf die ältesten, herrlichen Werke italienischer und deutscher Meister gerichtet ist". Seit 1818 plante Georg Pölchau in Berlin die Herausgabe einer „Gallerie italienischer Meister", die durch Palestrina und einen seiner Zeitgenossen eröffnet werden sollte. Diese ist nicht erschienen; noch war es für ein solches Unternehmen wohl zu früh. Aber 1827 ließ G. von Tucher eine Sammlung kirchlicher Compositionen von Palestrina, Vittoria, Nanini und Felice Anerio in Druck ausgehen, die er Beethoven zueignete. Nach und nach stellten sich auch andere Publicationen ein: Rochlitz gab 1835 eine dreibändige Sammlung alter Gesangsmusik heraus, Dehn in Berlin folgte zwei Jahre später mit einer kleineren nach; in beiden fand Palestrina seinen Platz. Inzwischen war mit Thibaut's „Ueber Reinheit der Tonkunst" im Jahre 1825 ein Buch erschienen, das die neue Bewegung mächtig verstärkte. Daß es mit Palestrina's Bildniß geziert wurde, ist von leicht zu erkennender Bedeutung. Man geht in seinem Lobe zu weit, wenn man in ihm den eigentlichsten Anlaß der Bewegung finden will; es bezeichnet nur eine neue Etappe auf dem Wege, den Reichardt gewiesen hatte. Schon Reichardt sprach nur nachdrücklich und treffend aus, was Viele dachten: ohne seine Schriften zu kennen, äußerte sich 1780 im „Deutschen Museum" ein verständiger Laie ganz in seinem Sinn. Aber für eine starke Wirkung war Thibaut's Zeit ungleich mehr vorbereitet, und die bis in unsere Zeit reichenden Neuauflagen zeigen, wie nachhaltig sie war. Thibaut, aus Hameln in Hannover gebürtig, evangelischen Glaubens, war jenes patriotischen Geistes voll, den die Zeit der Befreiungskriege wach gerufen hatte. Als Rechtslehrer in Heidelberg wirkend, hatte er einen Gesangverein eingerichtet, der sich viele Jahre hindurch in seiner Wohnung allwöchentlich zur Ausführung alter kirchlicher Musik versammelte. Baumstark hat uns in seinen „Blättern der Erinnerung" (Leipzig, 1841) ein vollständiges Verzeichniß der Musikstücke überliefert, die vom Herbst 1825 bis zum Frühjahr 1833 bei Thibaut gesungen worden sind. Palestrina ist mit Responsorien, den Improperien, Theilen aus der Marcellusmesse und Anderm ziemlich häufig vertreten; von seinen Zeitgenossen finden wir Orlando, Vittoria, von Vorgängern Josquin und Carpentras. Aber, wie in der Berliner Singakademie, nahmen die späteren Italiener noch den größeren Raum ein und mit ihnen Bach und Händel.

Wenn der Anstoß zur Wiedererweckung Palestrina'scher Tonkunst vom evangelischen Norden Deutschlands kommen sollte, so liegt auf der Hand, daß er nicht von kirchlichen Organen ausgehen konnte. Es war ihre ästhetische

Seite, die hier zunächst allein zu würdigen gesucht wurde. Aesthetisch blieb lange Zeit hindurch das Verhältniß zu Palestrina so sehr, daß Loewe 1841 ein Oratorium componiren konnte, welches die Legende der von ihm bewirkten „Rettung der Kirchenmusik" zum Gegenstand hat (die Dichtung ist von Ludwig Giesebrecht), und in dem an der betreffenden Stelle sogar Stücke aus der Marcellusmesse selbst gesungen werden. Aber was mit Palestrina, das geschah gleichzeitig mit vielen andern Componisten und nicht nur italienischen, sondern auch deutschen. Ein unklarer Drang herrschte, zur schöneren Vergangenheit zurückzugreifen. Und so versteht man, daß jene Bestrebungen im evangelischen Bereich mit aller Bescheidenheit auch die Liturgie zu beeinflussen suchten. Zeitschriften begannen zu erscheinen, die sich der Sache annahmen. Eines der wichtigsten Ereignisse war 1843 die Gründung des Berliner Domchors; sie entsprang zu einem wesentlichen Theile der Anregung, die Friedrich Wilhelm IV. durch den Gesang der päpstlichen Capelle in Rom empfangen hatte.

Während solches in Deutschland sich zutrug, waren in Italien einige merkwürdige Erscheinungen hervorgetreten. Giuseppe Baini, Director der päpstlichen Capelle und als solcher schon traditionell auf Palestrina's Compositionen hingewiesen, hatte sich dergestalt in diese vertieft und eingelebt, daß sie ihm als die einzig echte höhere Musik erschienen, gegen die alles Frühere nur niedrige Vorstufe, alles Spätere als schnöder Verfall erschien. Eine umfangreiche Darstellung seines Lebens und seiner Werke, zu der ihm in seiner Stellung die besten Quellen zugänglich waren, ließ er 1828 in Rom erscheinen, ein Werk mit bewunderungswürdigem Fleiße und größter Begeisterung verfaßt, in allem Thatsächlichen grundlegend für lange Zeit, aber von erstaunlicher Unreife des Urtheils. Immerhin hatte es die Wirkung, weite Kreise der musikalischen Welt zum Aufhorchen zu bringen. Der Patriotismus der Italiener regte sich; es wurde möglich, daß der Abbate Alfieri von 1841 bis 1846 sieben Foliobände Palestrina'scher Musik herausgeben konnte. Nirgend verfolgte man diese Publicationen aufmerksamer als in Deutschland; Winterfeld unterzog 1832 Baini's Werk einer überlegenen kritischen Untersuchung, Kandler übersetzte es. Die Ausgabe Alfieri's machte König Friedrich Wilhelm IV. der Berliner Singakademie in richtiger Würdigung ihres Verdienstes zum Geschenk. Deutschland blieb trotz der Bestrebungen der Italiener dennoch für deren alte Kirchenmusik die wichtigste Pflegestätte.

Zumal, seit von den Katholiken Deutschlands die Pflege in die eigene Hand genommen wurde. Der Mann, in dem sich diese Bestrebungen gleichsam verkörperten, war Carl Proske, ein Schlesier. Zehn Jahre jünger als der 1784 geborene v. Winterfeld, kann er als dessen Gegenbild auf katholischem Gebiete gelten. Der Gegensatz zum protestantischen Geiste zeigt sich darin, daß in Winterfeld's Arbeiten der wissenschaftliche und kunstästhetische Zweck vorherrscht, bei Proske aber die praktische Einführung der alten Musik ins Leben der kirchlichen Liturgie von Anfang an als höchstes Ziel gilt. Vom Wesen der neuen Zeit waren beide erfüllt: von nationaler Begeisterung, vom Interesse für Geschichte, für die Herrlichkeit vergangener Zeit, von romantischer Schwärmerei für die Kunst. Proske hatte Medicin studirt und die Frei-

heitskriege mitgekämpft, daneben sich aber auch eine gründliche Musikbildung angeeignet. Einem von Jugend auf gespürten Drange folgend, trat er 1826 in den geistlichen Stand über. Von jetzt ab wurde Regensburg sein ständiger Wohnsitz, das durch seine, von Freunden wie Mettenleiter und Schrems unterstützten, durch die Theilnahme der Bischöfe und die Gunst König Ludwig's I. geförderten Bestrebungen nunmehr für das katholische Deutschland der Mittelpunkt wurde, den das evangelische in Berlin gefunden hatte. Auf drei Reisen in Italien sammelte er in den Jahren 1834—1838 einen großen Schatz alter Kirchenmusik, den er für den liturgischen Gebrauch allmälig nutzbar zu machen suchte. Anfang der vierziger Jahre wurde in Regensburg damit begonnen und langsam, aber stetig fortschreitend eroberte sich hier die alte Kunst wieder ihren Platz. 1850 veranstaltete Proske die erste Neuausgabe der Marcellusmesse Palestrina's, und von 1853 erschien unter dem Titel Musica divina sein großes Sammelwerk altkirchlicher Musik und ein nebenhergehendes zweites, der Selectus novus Missarum. Die praktische Brauchbarkeit war ihm auch hier oberster Gesichtspunkt; ein äußerst billiger Preis und eine nachdrückliche Empfehlung des Bischofs förderten die rasche Verbreitung dieser gediegenen Ausgaben. Als Proske 1861 starb, sah er ein Werk aufgerichtet, an dem viele fleißige und geschickte Hände weiter bauten. Der Gedanke einer Reform der Kirchenmusik auf Grund der Alten hatte sich weit über Regensburg hinaus verbreitet. In Tirol war es schon 1855 von Brixen aus zur Gründung eines „Cäcilien"-Vereins gekommen, der der Gesunkenheit der kirchlichen Musik entgegenarbeiten wollte. Die feurige Energie Franz Witt's rief 1868 einen Verein gleichen Namens und gleicher Tendenz ins Leben, den Allgemeinen deutschen Cäcilienverein, der, wenn auch nicht der Wiederbelebung Palestrina's und seiner Zeit allein gewidmet, doch auch für diese von großer Bedeutung geworden ist.

Der Grund, auf welchem sich eine richtige Beurtheilung der Kunst des römischen Meisters allein erheben konnte, mußte natürlich eine umfassende Kenntniß seiner Werke sein, und um diese zu erleichtern, war eine Gesammtausgabe derselben nöthig. Die Idee einer solchen ging wieder von dem protestantischen Berlin aus und reicht noch in die Zeit Friedrich Wilhelm's IV. zurück. Sie entstehen zu lassen, dazu half wesentlich der Vorgang Sebastian Bach's, dessen Werke seit 1850 in einer monumentalen Ausgabe in Leipzig erschienen. 1862 und 1863 erschienen die ersten drei Bände, Motetten enthaltend. Dann gerieth das Unternehmen ins Stocken und wurde erst 1874 wieder aufgenommen. 1880 ergriff Franz X. Haberl, damals Domcapellmeister in Regensburg, die Zügel des bisher von Berlin aus angetriebenen Gefährts. Er brachte in Europa und Amerika eine Palestrinagesellschaft zu Stande; auf diese Weise wurden die Kosten einer vollständigen Ausgabe gewährleistet, an denen sich aber die preußische Regierung nach wie vor mit einem bedeutenden Beitrage betheiligte. Der Abschluß des großen Unternehmens steht, dank der von Haberl entwickelten Energie, unmittelbar bevor: noch in diesem Jahre wird ihr letzter Band erscheinen. So haben sich in diesem Werke, das eine hundertjährige Entwicklung krönt, der Norden und Süden Deutschlands,

seine evangelische und katholische Bevölkerung einträchtig die Hand gereicht. Italien, das Geburtsland des großen Meisters, muß uns die Ehre lassen, ihm dasjenige Denkmal aufgethürmt zu haben, zu dem er sich in seinen Werken selbst die Bausteine bereitet hat, und das die erste Vorbedingung war zu seiner nunmehr von der Nachwelt zu erwartenden gerechten Würdigung.

Was man mit dem Ausdruck „Musikalische Welt" zu bezeichnen pflegt: die Gesammtheit der musikübenden Menschen aller Nationen, soweit sie durch eine gewisse Gleichheit der Cultur verbunden sind, in ihren öffentlichen und privaten Bethätigungen, einzeln oder vereinigt zu Operngesellschaften, zu Verbänden für kirchlichen Chorgesang, für Gesangs- und Instrumentalmusik in Concerten, Musiker von Beruf und Liebhaber, Männer der Praxis und der Theorie — diese Gesammtheit, man darf es aussprechen, weiß heute noch immer nicht, wer Palestrina ist. Nicht entfernt ist er so in das allgemeine musikalische Bewußtsein eingedrungen, wie Bach. Ohne diesen, kann man sagen, ist unsere Musik nicht mehr denkbar; würden jetzt aber sämmtliche Werke Palestrina's vernichtet, so würden sich wohl einzelne Kreise aufs Schmerzlichste geschädigt fühlen, die große Menge aber, jene breiten Schichten, die der Musik eines Jahrhunderts Charakter und Grundlage geben, würden es kaum merken. Hierüber kann man sich nicht täuschen und doch die Ueberzeugung hegen, daß Palestrina's Schöpfungen, ebenso diejenigen Orlando's und ihrer großen Zeitgenossen, einmal wieder zum allgemeinen geistigen Besitz gehören werden. Es ist nicht bloß der Glaube an die Unvergänglichkeit des Großen in der Welt, der uns dies behaupten läßt, auch der Rückblick auf das in hundert Jahren schon Erreichte berechtigt dazu, mehr und Höheres zu hoffen. Die Sache liegt doch wesentlich anders, als bei Bach. Zwischen seiner und der modernen Kunst bestand ein fester, innerlich nie gelöster Zusammenhang. Nur ein Theil seiner Werke war vergessen, und eben der, dem auch zur Zeit ihres Entstehens die Wirkung versagt blieb; sie erhoben sich zu weit über ihre Zeit und erst ein langsam nachreifendes Geschlecht konnte ihnen folgen, aber den Schlüssel zu ihrem Verständniß behielten wir doch immer in der Hand. Bei Palestrina war der Schlüssel verloren gegangen; ihn neu zu arbeiten, seine Tauglichkeit zu erproben, kostete Zeit. Ererbter, tief eingewurzelter Begriffe vom Wesen der Musik, einer Musik, die in imponirenden Großthaten der Künstler ihre Berechtigung und Lebenskraft unaufhörlich bewies, mußte man lernen sich zu entäußern. Bedenkt man dies, und sieht dann, was in Regensburg und anderswo jetzt schon im Palestrinagesange geleistet wird, so kann man doch gestehen: wir sind schon ein gutes Stück voran gekommen.

Die Wiederbelebung Palestrina's in Deutschland ist deshalb besonders merkwürdig, weil sie gleichsam beim verkehrten Ende angefangen hat. Ohne Zweifel war das musikalische Verständniß für ihn am Leichtesten doch noch auf dem Boden der katholischen Liturgie zu gewinnen. Reichardt, Fasch, Zelter, die durch Reichardt erregten jungen poetischen Schwärmgeister wußten wenig von ihr oder nichts. Aber die concertirende Instrumentalmesse herrschte damals in den Kirchen der Katholiken noch unbeschränkt, und der Geist, der sie

dort duldete oder pflegte, war ein lässiger, sinnlicher, genußsüchtiger; außerdem bestand für diese Musik eine mehr als hundertjährige Tradition. So mußte erst durch Anderer Arbeit der Boden gelockert, es mußte Stimmung für Palestrina gemacht und Sehnsucht nach ihm erweckt werden. Das geschah durch die Träume der Dichter: auch Palestrina's Musik schwebte vor der Phantasie, die sich in Uhland's Lied von der verlorenen Kirche versenkte, und in den „sel'gen Laut", den er dort gehört, „als Orgel mehr und als Posaunen". Aber ihr Wesen erfassen ließ sich doch am Leichtesten da, wo noch Anknüpfungspunkte für seine Kunst vorhanden waren. Diese bot allein der Gregorianische Choral. Aus der Kirche der Evangelischen war er bis auf wenige unverständlich gewordene Trümmer entfernt, und gehörte auch nicht in sie hinein. In der katholischen Kirche lebte er weiter, wenn auch vernachlässigt und entstellt. Proske's Tiefblick offenbarte sich darin, daß er seine grundlegende Bedeutung sofort erkannte. „Der liturgische Gesangscodex ist gleichsam die Heilige Schrift der Kirchenmusik," sagte er; „aus ihm müssen die Perikopen für echten Kirchenstil genommen werden." Der Gregorianische Choral bot die Anknüpfung in zwei Beziehungen. Er war seinem Wesen nach einstimmig, und die Gesetze der einstimmigen Melodie sind es, die das Wesen der alten polyphonen Satzkunst von Grund aus regeln. Form und Charakter seiner melodischen Gebilde waren gerade für Palestrina und die römische Schule, die die Benutzung aller weltlichen Melodien ausschloß, in umfassendstem Maße bestimmend. Vor Allem galt es also, seine Tonarten wieder verstehen zu lernen. Welche Schwierigkeiten dies macht innerhalb der modernen Musik, kann man noch heute überall bemerken. Die Auffassung der Mehrheit sträubt sich aufs Aeußerste gegen das Ansinnen, eine Tonreihe ganz nur durch melodische Gesetze geregelt zu erkennen; immer wieder tritt die Gewöhnung störend dazwischen, sie auf Folgen von zusammenhängenden Harmonien zu beziehen. Und doch sind die alten Tonarten nur unter jener Voraussetzung zu begreifen. Hat man die Auffassungsgabe an sie gewöhnt, ist man des wunderbaren Reichthums an Ausdrucksmitteln inne geworden, den sie bergen, so ist eine weitere Aufgabe, sich solche Melodien selbständig neben einander erklingend vorzustellen. Alles, was an überraschenden Folgen von Vielklängen in der Musik der Alten begegnet und reizt, war als solches für sie eigentlich nicht vorhanden. Es kann sein, daß bis zu einem gewissen Grade das Gefühl von Accordverwandtschaften unbewußt in ihnen lebte. Das Wesen des mehrstimmigen Gesanges, so wie sie ihn erfaßten, hatte damit nichts zu schaffen. Sie hörten gleichsam mit anders erzogenem Ohr, und sicherlich machte ihnen der Anfang des berühmten Stabat mater Palestrina's oder seine Motette Salvator mundi einen ganz anderen Eindruck als den Hörern unserer Zeit. Nicht minder verschieden war ihre Auffassung der Rhythmik. Nur zum Theil war es doch ein constantes durchgehendes Maß, das die Töne ihnen zeitlich ordnete; zum anderen Theile war es die Wortbetonung, die Beschaffenheit der Textsätze und ihr Verhältniß zu einander. Während wir von gleichartiger Rhythmisirung aller Stimmen ausgehen, war es bei den Alten fast umgekehrt. Wer sich für die belebte Vielstimmigkeit eines Bach'schen Chorsatzes empfänglich gemacht hat, ist es damit

nicht auch schon geworden für einen Palestrina'schen. Die höchste individuelle Freiheit, die in diesem herrscht, offenbart sich nicht nur darin, daß jede Stimme durchaus ihren eigenen melodischen Gesetzen folgt, sondern auch in der vollen rhythmischen Unabhängigkeit, in der eigenmächtigen Regelung betonter und unbetonter Zeiten. Das Ideal des Vortrages alter Musik ist, daß ein Jeder allein und nur für sich selbst zu singen scheint, und daß dennoch wie ungewollt sich eine volle Harmonie des zeitlichen Verlaufs und der Zusammenklänge ergibt.

Kann dergestalt nur an der Hand des Gregorianischen Chorals unsere Zeit den Weg wieder finden zu Palestrina's Musik, so dient auch der Eindruck ihres unmittelbaren Eingreifens in die Liturgie wirksam dazu, uns ihren Gefühlsinhalt im Allgemeinen und Besonderen nahe zu bringen und eingänglich zu machen. Sie soll nicht absolut wirken, sondern unter gegebenen Voraussetzungen, und dieses zu bewerkstelligen, ist wieder nur der katholischen Kirche möglich.

So bliebe für die Außenstehenden denn scheinbar nicht viel von Palestrina übrig, und die Berliner Anfänge hätten keinen anderen als vorbereitenden Werth gehabt? Es verhält sich doch anders, und nicht ohne Absicht habe ich zuvor die starken Fäden bloßgelegt, die ihn mit der weltlichen Kunst der Renaissance verbinden. Die kirchliche Malerei dieser Zeit führt schon längst ihr eigenes, nur in sich beruhendes Leben: in Nachbildungen und theils auch in den Originalen selbst ist sie durch die Welt verbreitet, und unter Hunderten, die ihrer Schönheit froh werden, werden immer nur Wenige sich vergegenwärtigen, daß ihr Eindruck ursprünglich nach einer unwiederholbaren Zusammenwirkung der Künste und belebter Vorgänge abgestimmt war. Zugegeben, daß in dieser Beziehung die ruhenden Künste anderen Gesetzen unterliegen als die fließende Musik, die in jedem einzelnen Falle der Nach- und Neuschöpfung bedarf. Aber es ist eine segensreiche Einrichtung der Natur, daß die Werke großer Künstler die Bedingungen, unter denen sie entstanden und wirkungskräftig wurden, gleichsam in sich einbezogen haben und bei der Reproduction mit aus sich herausgebären. Nöthig ist nur, daß man sie anfänglich wieder an die Stelle setzt, an die sie gehören, um ihnen einen festen Stützpunkt zu schaffen für die Tragkraft ihrer Wirkungen. Dann können sie sich allgemach von diesem Stützpunkte loslösen und von ihm emporschweben in ein freies Reich des Schönen. Um so leichter vollzieht sich der Vorgang, je mehr sie alle Lebenskräfte ihrer Zeit in sich aufgenommen haben, je vollständiger das Weltbild ist, das sie zurückspiegeln. Müßte man sonst doch auch gegenüber den Madrigalen verzweifeln, sie je wieder völlig zu verstehen, sie, die mit dem Glanz, der anmuthvollen Feinheit, mit all' den besonderen Formen des weltlichen Gesellschaftslebens ihrer Zeit aufs Innigste zusammenhängen und durch sie bedingt waren. Ohne Zweifel ist bei Palestrina's Kirchencompositionen jener Loslösungsproceß erschwert durch die lateinische Sprache, die nothwendig zu ihnen gehört, und die sich um so schwerer durch ein nationales Idiom ersetzen läßt, je internationaler sie selbst war. Aber die Schwierigkeit ist nur gradweise größer als gegenüber anderen Sprachen. Konnten Homer und Shakespeare

Welteigenthum werden, so kann es auch Palestrina, zumal sein eigentlichstes Idiom, die Musik, schon eine Art Weltsprache ist. Und so besteht das höchste Ziel doch in jener Erweiterung der künstlerischen Aufnahmefähigkeit, die es möglich macht, zwei in ihrem Wesen grundverschiedene Stile auf einer höheren Stufe der Entwicklung zur Einheit zusammenzufassen.

Daß dieser Vorgang sich rasch vollzieht, steht nicht zu erwarten. Ebenso sicher aber ist, daß er für eine neue Blüthezeit der Musik die unerläßliche Vorbedingung bildet. Schon häufig hat sich gezeigt, wie der geschichtliche Verlauf versöhnt zusammenführte, was sich auszuschließen schien. Gerade Palestrina's Wiederbelebung stellt in engerem Kreise schon heute ein solches Problem. So weit auch die katholische kirchliche Musik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich von ihm entfernt hat, sie ist doch auch auf ihrem Wege zu Thaten geführt worden, die Millionen beglückt haben, die also möglich sein mußten, ohne das innerste Wesen der Kunst zu verleugnen. Wir wollen nicht glauben, daß Mozart's, Cherubini's, Beethoven's Messen — dieses Höchste, wozu die jüngere Richtung gelangen konnte — nichts gewesen sind als Verirrungen. Unter Denen, die die Reform der kirchlichen Musik im Sinne Palestrina's betreiben, hat es nicht an Männern gefehlt, die also urtheilten. Andere, die am lieb gewordenen Alten hingen, sind dadurch zum Widerspruch gegen die Reform selber verleitet worden. So hat das gute Neue sogleich wieder den Kampf erzeugt, der ja, wie Heraklit sagt, der Vater aller Dinge ist. Aber nicht zwischen den Gegensätzen liegt der richtige Weg, sondern über ihnen. Wie man auf ihn gelangt, wissen wir noch nicht, vertrauen aber dem Genius unserer Cultur.

Der König von Persien über Deutschland.

Von

H. Vambéry.

Spät komme ich dazu, von einem literarischen Erzeugniß zu sprechen, aus welchem der deutsche Leser das Urtheil eines morgenländischen Fürsten über deutsches Land und über deutsche Männer von Rang und Stand erfahren kann. Es ist nämlich schon mehr als zwei Jahre her, daß mir aus Teheran ein Exemplar jenes Buches zugekommen, in welchem Nasreddin Schah, der König von Persien, die Erlebnisse seiner letzten Reise in Europa beschreibt. Daß seine persische Majestät nicht das erste Mal unter die Schriftsteller gegangen, das ist männiglich bekannt. Das Tagebuch seiner beiden ersten Europareisen ist zuerst in der officiellen Staatszeitung veröffentlicht worden, und das Journal seiner zweiten hat sogar eine englische Uebersetzung erlebt, die bei John Murray 1874 erschienen. Auch mit dem Bericht seiner letzten Reise wollte der König nicht lange im Rückstand bleiben, und kaum waren einige Monate nach seiner Heimkehr verflossen, als das nigliche, körectius kaiserliche Tagebuch, in fließendem Persisch geschrieben, den entzückten Unterthanen dargeboten wurde.

Was die schriftstellerische Thätigkeit Nasreddin Schah's anbelangt, so hat er in früheren Jahren auch auf dem Gebiete der Poesie sich versucht, und seine Gedichte sind nicht ohne Temperament und mitunter reich an guten Einfällen. Sie sind keinesfalls von der Beschaffenheit jener Gedichte, die sein Großvater, der berühmte Feth Ali Schah, verfaßte, und von denen folgende Anekdote bekannt ist. Als dieser eitle und prachtliebende König die poetischen Ergüsse seiner Feder dem Hofdichter vorgelesen, und dieser es gewagt, eine abfällige Kritik zu geben, rief der zornentbrannte Schah: „Führt den Esel in den Stall und bindet ihn an die Krippe neben seinen langohrigen Genossen." Gesagt, gethan. Der Poeta laureatus ward in den Stall geführt und neben den Eseln angebunden. Nach einigen Wochen hatte der König abermals poetische Anfälle, und, die frühere Offenherzigkeit des Dichters vergessend, ließ er Letzteren wieder in seine Gegenwart rufen und las ihm aufs Neue mehrere Ghaselen vor. Ohne ein Wort zu reden, horchte der Dichter einige Zeit zu, nahm aber plötz-

lich einen Anlauf und rannte hurtig davon. „Wohin eilst du?“ rief Feth Ali Schah. „Zurück in den Stall, Majestät!“ rief der aufrichtige Sohn der Musen, und der König, herzlich lachend, soll ihm verziehen haben. Nun, ein solcher Dichter wie sein Großvater ist der jetzige König von Persien keinesfalls, denn manche seiner Poesien sind beliebt und haben Verbreitung gefunden. Auch als Geograph von Fach ist uns Nasreddin Schah bekannt geworden; denn seine Publication über einen kleinen von ihm entdeckten See, die in den „Proceedings of the Royal Geographical Society“ in London englisch erschienen ist, hat seinerzeit Aufsehen erregt.

Was das gegenwärtige Opus anbelangt, so bezieht es sich, wie gesagt, auf die Reise von 1889 und ist eigentlich ein regelrechtes Tagebuch, in welchem alle von Seiner Majestät besuchten Städte, Paläste, Museen, Fabriken, Kasernen und sonstige Sehenswürdigkeiten geschildert werden, zugleich aber auch der hohen und allerhöchsten Persönlichkeiten Erwähnung geschieht, mit denen der Perserkönig auf seiner Reise zusammengetroffen ist oder in längerem Verkehr gestanden hat. Jede Kritik ist allerdings ängstlich vermieden. Nicht nur Politik, sondern das Gefühl der Dankbarkeit für genossene Gastfreundschaft hätten derartige Aeußerungen verboten. Nasreddin Schah spielt überall den höflichen und zuvorkommenden Mann; besonders Damen gegenüber kennt seine Galanterie keine Grenzen, und wenn ihm auch schon etwas mißfällt, so unterdrückt er seinen Widerwillen oder macht höchstens irgend eine objectiv gehaltene Bemerkung, deren Sinn aber nur zwischen den Zeilen zu lesen ist. Was bei dem äußerst monoton und trocken gehaltenen Buche besonders zu rühmen, das ist die ängstliche Genauigkeit, welcher der Verfasser sich überall befleißigt. Da mir während seines Aufenthaltes in Budapest die Ehre zu Theil geworden, drei Tage lang sein Dolmetscher zu sein, hatte ich reichlich Gelegenheit, mich von seiner Wißbegier zu überzeugen. Abends, wenn wir Alle schon müde und erschöpft waren, machte sich der Schah an die Redaction seiner Notizen; er fragte nach Dingen und Personen bis in die kleinsten Details, und, um die Eigennamen mittelst arabischer Transscription nicht entstellen zu müssen, fügte er überall die französische Aussprache hinzu, welche Regel er auch im Texte seines Buches beobachtet hat. Auf den in orientalischen Verhältnissen unerfahrenen Leser macht das Tagebuch des Schah den Eindruck eines Curiosums; doch wenn wir erwägen, daß der Autor ein Fürst aus dem fernen Osten, mit Sitten, Gebräuchen und der Hofetiquette des christlichen Abendlandes wenig vertraut war, so werden wir uns des Staunens nicht enthalten können über die Vielseitigkeit, das Verständniß und den feinen Tact, den der fürstliche Reisende in seinen Aufzeichnungen zur Schau trägt.

Schon bei seinem Eintritt in Deutschland, als er nämlich die russische Grenze verlassen, sieht er die plötzliche Veränderung in der Cultur; namentlich gefallen ihm die zahlreichen wohlgepflegten Waldungen und die ununterbrochene Reihe von sorgsam bestellten Aeckern auf beiden Seiten der Bahn. Die erste Stadt, an der er Halt machte, war Frankfurt an der Oder, wo er keine Ebene, sondern nur Hügel und Thäler erblickt. Im Bahnhof abgestiegen, um sein Mittagsmahl zu nehmen, ist er von der prachtvollen

Ausstattung des Speisesalons besonders erfreut und rühmt unter Anderem den schönen Tafelaufsatz und das lucullische Mahl, welches ihm dargereicht wurde. Nur vorübergehend berührt er das rege Leben im Bahnhof, die verschiedenartigen Vorkehrungen des Transports, mittelst deren man eine große Truppenabtheilung in kürzester Zeit befördern kann. Um vier Uhr Nachmittags soll die Weiterreise nach Berlin angetreten werden; der Schah legt Uniform mit den preußischen Orden an, und nach zweistündiger Fahrt befindet er sich im Bahnhof von Berlin. In anderen Städten, so z. B. in Warschau und in St. Petersburg, meint der Schah, hat er vom Bahnhof aus mit einem Wagen in die Stadt fahren müssen; in Berlin ist dies nicht der Fall, denn die Bahn geht auf hohen Brücken über die Dächer der Stadt hinweg, und als der Train dermaßen über das Häusermeer und die Bahnhöfe geeilt ist, bleibt er endlich in einem herrlichen Bahnhof stehen. Hier findet der Ankommende schon Seine Majestät, den Kaiser Wilhelm II., wie das Tagebuch uns mittheilt, einen Enkel Kaiser Wilhelm's des Großen und mütterlicherseits der Königin von England, der, umgeben von den Prinzen und seinem Hofe, ihn militärisch begrüßt. Nur Prinz Heinrich, der bei der Flotte sich befindet, und Fürst Bismarck, den Unpäßlichkeit in Varzin zurückhält, sind abwesend. Nachdem die Ehrencompagnie abgeschritten worden ist, begibt sich der Schah in Begleitung des Kaisers ins Schloß Bellevue. Die Ovationen der auf dem Wege dahin angesammelten riesigen Menschenhaufen berühren den Perserkönig sehr angenehm. Fenster, Balcone, Alles war vollgepfropft mit Zuschauern, die, wohl bekleidet, als schöne und stattliche Leute bezeichnet werden. Den Kaiser selbst schildert der Schah als höchst leutselig, liebenswürdig und von gefälligem Aussehen, als einen Mann, der außer seiner Muttersprache noch russisch, englisch und französisch sehr gut spricht. Das Schloß Bellevue wird ausführlich beschrieben. Wie der Kaiser ihm mitgetheilt, war hier ehedem ein Wald- und Jagdschloß, welches nun in einen öffentlichen Park umgestaltet worden ist, und nachdem der Kaiser seinen Gast in die Gemächer einzeln eingeführt, begeben sich beide zur Ruhe. Aeußerst aufmerksam findet es der Schah, daß ihm General Krollman beigegeben wird, ein Officier, den er schon in Persien als Militär-Attaché der preußischen Gesandtschaft unter Baron Minutoli kennen gelernt hatte.

Der erste officielle Besuch des Schah galt der Kaiserin in Potsdam, wo er mit königlichen Ehren empfangen ward; in Begleitung von Prinzen und einer Abtheilung Ulanen, die neben seinem Wagen einherritten, langt er vom Bahnhof in der zierlichen kleinen Stadt an. Der Weg zum Schloß führt ihn durch Gärten und Parks, wo ihm besonders die Bassins mit den Springbrunnen zusagen. Im Kronenpalast[1]) angelangt, erzählt uns der Schah, daß Friedrich der Große diesen Palast erbauen ließ, und zwar nachdem er sieben Jahre lang mit Europa (?) Krieg geführt und beweisen wollte, daß er trotz alledem nicht ganz mittellos dastehe, wie die Welt damals glaubte.

[1]) Gemeint ist das Neue Palais, das, von Kaiser Friedrich III. „Friedrichskron" genannt, jetzt wieder den früheren historischen Namen führt. Die Redaction.

Es ist hundertunddreißig Jahre her, daß der Bau aufgeführt, und „Kronenpalast" heißt er deshalb, weil am Giebel drei weibliche Statuen eine Krone halten. Es folgt nun eine ausführliche Beschreibung des Palastes, dessen Marmorsäle und Hallen durchschreitend, der Perserkönig ins Gemach der Kaiserin geführt und von derselben freundlichst empfangen wird. Neben der hohen Frau, die er als besonders huldreich, anmuthig und von vornehmer Haltung schildert, stehen ihre vier Söhne, schöne Kinder im achten, siebenten, fünften und vierten Jahre, die bürgerliche Kleider tragen. Eine Zeit lang sitzt der Schah neben der Kaiserin und conversirt mit ihr, worauf Letztere sagt: „Soeben ist der Sohn der Königin von England (Prinz Alfred) angekommen, auch die Prinzessinnen wollen Eurer Majestät vorgestellt werden." Nasreddin Schah begibt sich daher zum Kaiser und, ins frühere Gemach zurückgekehrt, macht er die Bekanntschaft des englischen Prinzen und der deutschen Prinzessinnen, und die Kaiserin am Arme führend und gefolgt vom Kaiser, der gleichfalls eine Prinzessin führt, gelangen sie in den Part, wo Parade und Gottesdienst stattfinden. Letzteren beschreibt der Schah in folgender Weise: „Vor den Gemächern stand ein Tisch mit rothem Tuch überzogen und auf demselben zwei Leuchter mit großen Lichtern. Der hohe Geistliche stand tief gebeugt mit dem Rücken gegen uns und mit dem Gesichte gegen den Tisch gewandt und betete. Zu seiner Rechten standen größere und kleinere Waisenkinder mit einem alten Herrn, wahrscheinlich ihr Lehrer, während zu seiner Linken sich Musikanten befanden. Hinter dem Geistlichen stand eine große Menge Leute, die sich als Zuschauer da angesammelt hatten. In der Mitte des Feldes waren Soldaten und gegenüber dem Geistlichen auf ungefähr zwanzig Schritte lang war ein Teppich ausgebreitet, auf welchem Stühle mit je einer Bibel oder einem Gebetbuch sich befanden, nur der für mich, für den Kaiser und für die Kaiserin bestimmte Stuhl blieb leer. Die Prinzessinnen blieben stehen, ebenso wie das zahlreiche Gefolge, Generäle und hohe Beamte, die sich hinter uns befanden. Auch der englische Prinz sammt dem englischen Gesandten (Sir Edward Malet) waren da. Jeder hielt eine Bibel in der Hand. Es dauerte ungefähr eine Stunde, daß der Geistliche mit dem Rücken gegen uns und mit dem Gesichte gegen den Tisch gewandt betete. Später wendete er sich zu uns, worauf die Waisenkinder die Lieder ihres Volkes und ihres Glaubens zu singen anfingen. Hierauf fing die Musik zu spielen an, der Geistliche betete aufs Neue und so wiederholte sich der Act des Singens, Betens und Spielens mehrere Male. Vor dem Geistlichen befand sich eine grüne Anhöhe, auf welcher drei Trommeln lagen. Schließlich erhob der Geistliche seine Hände, betete wieder, man sang, die Musik spielte, und es war zu Ende. Wie ich in Erfahrung brachte, sind diese Waisen die Kinder der im Kampfe gefallenen Soldaten, und diese ganze Feierlichkeit war ein Vereinigungsfest der Soldaten sämmtlicher Theile Deutschlands, wobei jedes Regiment repräsentirt war und das feste Band der deutschen Heere ausgedrückt werden sollte."

Der Schah erzählt des Weiteren, wie er in Gesellschaft des Kaisers und der Kaiserin einer den Soldaten im Schloßgarten gegebenen Mahlzeit an-

gewohnt und von denselben Speisen genossen habe, welche den Soldaten aufgetragen wurden. Nach endlosen Festlichkeiten wird ein Ausflug nach Charlottenburg und Spandau gemacht. Der Schah besucht die Gräber der verstorbenen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. und legt als Tribut seiner Achtung einen Blumenkranz nieder; er besteigt die Galerie des Siegesdenkmals. In den nächsten Tagen wohnt er einer großen militärischen Revue bei, die ihn besonders entzückt, und er erzählt, wie der Kaiser an der Spitze einer vorbeidefilirenden Colonne vor ihm das Schwert senkt und er diesen militärischen Gruß im Wagen stehend erwidert. Auf dem Rückwege nach Berlin von einem Wolkenbruch überrascht, wird die persische Majestät trotz Schutzdach und Paletot an mehreren Theilen des Körpers durchnäßt. Besonders ausführlich schildert er ein Fest, das die Bierbrauer damals gefeiert; es ist einzig in seiner Art und ganz unbeschreiblich, meint der König [1]). Gegen hunderttausend Menschen standen stumm und unbeweglich wie ein Stock. Auf ein Zeichen des Kaisers beginnt der Vorbeimarsch der einzelnen Gruppen. Großmächtige Wagen mit riesigen Fässern ziehen vorüber, auf anderen reichgeschmückten Fahrzeugen sieht man zierlich gekleidete Jünglinge und Mädchen mit Gerstengarben, manche liegen, andere wieder stehen, wieder einige haben als Geistliche sich angekleidet und lange Bärte angelegt. Auf einigen Wagen sind Bauernhäuser aus Holz aufgestellt, mit Feldblumen geschmückt. Einzelne Gruppen erscheinen mit allen Geräthen der Bierbrauerei, andere in altritterlicher Tracht mit sonderbaren Helmen. Jede Gruppe hat ihre eigenen Musikanten, die alte und neue Weisen spielen. Das Merkwürdigste in diesem ganzen Schauspiele war aber ein überaus großer Wagen, auf welchem ein ungewöhnlich großer und dicker Mann mit einem langen falschen Barte und horrendem Schnurrbarte saß. Er trug eine vergoldete Mütze, und viele große falsche Edelsteine hingen von Arm und Brust ihm herab. Es war dies der König des Bieres, und neben ihm saßen zwei bildschöne Mädchen mit herabwallenden Locken, herrlich gekleidet, und nach Sitte der Berliner wird die schönere zur Bierkönigin gewählt (?). Dieser Aufzug hat, wie gesagt, das besondere Gefallen des Perserkönigs erregt, und er fügt hinzu, daß die Deutschen recht viel und gern Bier trinken.

Wollten wir alle Tagebuch-Einträge über die verschiedenen Diners, die der Perserkönig in Gesellschaft des Kaisers und der Kaiserin eingenommen, oder über seine Theaterbesuche, wiedergeben, wo er Tänze, Lieder und Garderobe der Schauspieler und Sänger ausführlich beschreibt, so würden wir fürchten, den Leser zu ermüden. Nasreddin Schah zeigt für Alles ein reges Interesse; er schreibt für seine Landsleute, denen unser öffentliches und privates Leben, unser Luxus und unsere Belustigungen, unsere Denkungsart und Weltanschauung ganz unbekannt sind, und da es seine Absicht ist, verstanden zu werden, und ihm besonders daran liegt, seinen Unterthanen zu beweisen, wie

[1]) Der am dritten Pfingsttag (11. Juni) 1889 von dem deutschen Brauereigewerbe veranstaltete Festzug, durch welchen Sr. Majestät dem deutschen Kaiser der Dank für die huldvolle Uebernahme des Protectorats über die damalige Unfallverhütungs-Ausstellung ausgesprochen werden sollte. Der Kaiser nahm diesen Festzug für die Zeit des Besuches des persischen Herrschers an, dem man damit ein besonderes Schauspiel bieten wollte. Die Redaction.

hoch man ihn, ihren König, im wunderbaren mächtigen Frengilande geschätzt und geehrt, so hat er natürlich nichts verschweigen können, was die Einzelnheiten des Empfanges und die Pracht, Größe, Reichthum und Herrlichkeit seiner fürstlichen Gastgeber betrifft. Ob der Perser daheim sich für die Verwandtschaftsverhältnisse, die Charaktere und das Aussehen der einzelnen Prinzen und Prinzessinnen der ungläubigen Welt wirklich so sehr interessirt, wäre schwer zu glauben; doch der Schah will sich als ein vollkommener Hofmann, als ein mit der hohen Welt des Abendlandes vertrauter Gentleman zeigen, daher sein oft so ermüdendes Detail. Uebrigens erstreckt sich seine Aufmerksamkeit nicht nur auf die hohen und allerhöchsten, sondern gelegentlich auch auf andere, ihm von früher her bekannte minder hoch gestellte Persönlichkeiten. Er erzählt uns, daß Dr. Polak, sein ehemaliger Leibarzt in Teheran, ihn in Berlin besucht habe, ebenso der Professor Brugsch, und fügt hinzu, daß beide Herren sich nicht im Mindesten verändert hätten. Dann folgt eine Beschreibung des Zoologischen Gartens, und selbstverständlich widmet der König der Schilderung des Schimpanse und des Hippopotamos viel mehr Worte als dem Wiederbegegnen mit den beiden genannten verdienstvollen Gelehrten.

Endlich muß er von Berlin weiterreisen. Der Abschied vom Kaiser und von der kaiserlichen Familie trägt das Gepräge der Herzlichkeit, und der Schah findet nicht Ausdrücke der Anerkennung genug für Alles, was ihm hier zu Theil geworden. Er nimmt seinen Weg nach Holland über Magdeburg und Kassel, und ist voll des Lobes über den ungemein blühenden Zustand dieser Gegend. Mit Ausnahme der Bahnstrecke findet er keinen Fleck unbebauten Landes. Der Ackerbau, meint der Schah, wäre hier sehr leicht und einträglich, denn Wasser ist reichlich vorhanden, und der ganze Boden besteht aus Erde ohne das mindeste Stückchen kleinen Gesteins. Auf der nahezu fünfhundert Farsach (Meilen) langen Strecke, die er von Dschulfa (die persisch-russische Grenzstadt) bis hierher zurückgelegt, war die Erde durchgehends von weißlicher Farbe, und nur hier auf ungefähr fünfzehn Meilen weit war sie roth. Alles ist eben, Wälder sind nur aus der Ferne sichtbar. Von Magdeburg ab wird das Land hügelig und ist mit schönen Waldungen geziert. Viele mit ländlicher Arbeit beschäftigte Weiber sind auf den Feldern, doch die Schnelligkeit des Zuges ist eine solche, daß man kaum die Menschen unterscheiden kann. In Kassel wird angehalten, und nach Erwähnung der großartigen Empfangsceremonien macht der Schah einen kleinen geschichtlichen Excurs und berichtet vom Königreich Westfalen, von Jerome und Napoleon dem Großen, der zu den Lieblingshelden der Perser gehört, da sie den Naplinn für einen Stockiranier halten. Die geographische und topographische Schilderung des Ländchens ebenso wie die Beschreibung des berühmten Augartens kann übergangen werden; hervorzuheben ist jedoch die Bemerkung des Perserkönigs bezüglich der Kasselaner, die ihm als ein besonders schöner Menschenschlag vorkommen und die bis dato noch keinen lebendigen Perser gesehen, daher unermüdlich in ihren Kundgebungen der Freude und Begeisterung sind. Die Frauen und Mädchen von Kassel schildert er als leibhafte Grazien. Das in seine Wohnung dringende Horn der Pferdebahn scheint ihm nicht besonders

genehm zu sein, und da der Tramway von Sonnenaufgang bis ein Uhr nach Mitternacht verkehrt, so fragt er: wann denn eigentlich die Bediensteten dieser Bahn zu schlafen pflegen? Auch eine Ausstellung wird in Kassel besucht, und wie gewöhnlich wird er auch hier von den Frauen umringt; denn die Neugierde des schönen Geschlechtes ist in Persien wie in Kassel dieselbe, und als er unter den ausgestellten Gegenständen eine alte Luntenflinte in die Hand nehmend, diese versuchen will, entsteht unter den Frauen eine fürchterliche Panik, und alle laufen schreiend davon. „Ich lachte herzlich, es war ein köstlicher Scherz," meint der König. Natürlich konnte auch ein Ausflug auf Wilhelmshöhe nicht unterbleiben. Park und Gemächer werden eingehend geschildert, und Nasreddin Schah erzählt, wie Napoleon III. nach der Schlacht von Sedan als Gefangener nahezu fünf Monate hier verweilte. Die Räume, welche der unglückliche Kaiser der Franzosen bewohnte, wurden in Augenschein genommen; hier ist Alles noch im früheren Zustande belassen, und selbst die von Napoleon auf einen Tisch gelegte glimmende Cigarre und der von dieser angebrannte Tisch ist bis heute nicht von der Stelle entfernt worden.

Das tragische Geschick des französischen Kaisers hat den Perserkönig stark gerührt, doch er verräth seine Gefühle mit keiner Silbe und ergeht sich lieber in der Beschreibung der einzelnen Statuen, Blumenbeete, Anlagen, Cascaden ꝛc., die er in Wilhelmshöhe gesehen, und schließt den Deutschland betreffenden Theil seines Tagebuches mit dem Bericht über seinen Besuch in Essen und den ihm gewordenen ehrenvollen Empfang Seitens des Herrn Krupp. Von Deutschland geht er über Holland und Belgien nach England, wo er sich am längsten aufhält und wo die Gastfreundschaft der englischen Aristokratie ihm reichlich Gelegenheit gegeben, das ganze Land in allen Richtungen zu durchreisen und alle Wunder der Industrie, der Kunst, des angehäuften Reichthumes kennen zu lernen. In Frankreich hat Nasreddin Schah nicht lange geweilt. Die Pariser Weltausstellung gibt seiner Feder vollauf Stoff zur Bewunderung der abendländischen Cultur, doch die Regierungsform des Landes will ihm keineswegs behagen; denn als Orientale von echtem Schrot und Korn hat er für ein Land ohne Krone, d. h. ohne König oder Fürst, kein Verständniß, und er hält das ganze Zeug für einen kopflosen Körper. Von Frankreich den Heimweg antretend, passirt er wieder deutschen Boden und seinem Aufenhalt in Baden-Baden, das er schon einmal besucht und beschrieben, widmet er wieder einige Seiten seines Tagebuchs. Besonders viel beschäftigt er sich mit dem Großherzog, mit dessen Palästen und mit den Jagdausflügen, die er daselbst gemacht. In Oesterreich und in Ungarn hält er sich nur kurze Zeit auf, und ohne die Türkei zu berühren, wo eine Etiquette-Frage ihn vom Besuch abgehalten, eilt er über Südrußland seinem iranischen Lande zu, reich beladen mit allerlei Erfahrungen, Kenntnissen und Geschenken, die er von den verschiedenen Höfen und hohen Persönlichkeiten in Europa erhalten hat.

Wenn wir nun auf das Tagebuch des Perserkönigs einen Gesammtblick werfen, so wird das Resultat unserer Betrachtungen Nasreddin Schah als einen solchen orientalischen Fürsten erscheinen lassen, der in so mancher Beziehung unter den regierenden Häuptern des mohammedanischen Ostens un-

vergleichlich dasteht. Mangelhafte Kenntnisse vom Orient waren schuld daran, daß man ehedem die Besuche dieses Fürsten mißdeutet und seine Persönlichkeit in ein falsches Licht gestellt hat. Unsere Presse hat besonders in dieser Beziehung viel gesündigt, indem seine dem orientalischen Leben angepaßten Manieren und Sitten als barbarisch verspottet wurden und seine Person zur Zielscheibe allen erdenklichen Scherzes diente. Ein solcher Ruf war ihm vorangeeilt, daß ein gekröntes Haupt nach der ersten Zusammenkunft mit dem Schah in Verwunderung dem Schreiber dieser Zeilen sagte: „Das ist ja ein ganz interessanter kluger Mann, grundverschieden von Allem, was über ihn berichtet wurde!" Ja, Nasreddin Schah ist bei Weitem nicht jener rauhe, wilde und ungebildete orientalische Despot, wie ihn die Zeitungen seinerzeit geschildert haben. Daß er als Schiite, ja als Haupt dieser Secte, nach deren Satzungen der Verkehr, ja die Berührung mit Christen als verunreinigend gilt, die abendländische Welt dreimal besucht, zeigt vor Allem den aufgeklärten Sinn und die Vorurtheilslosigkeit des Mannes. Es sind jetzt dreiunddreißig Jahre her, da war ich in Teheran Augenzeuge davon, daß nach dem Empfang des italienischen außerordentlichen Gesandten Corrutti die Diener des Schah alle Porzellangefäße in Stücke zerbrachen, aus welchen die ungläubigen Gäste gelegentlich des officiellen Empfanges die Erfrischungen genossen hatten — und nach einigen Jahrzehnten sehen wir den König desselben Hofes in den Palästen der christlichen (folglich nedschis = unreinen) Fürsten vorsprechen und sammt Gefolge an deren Tafeln sich gütlich thun. Nun, das ist jedenfalls ein Fortschritt, der nicht ignorirt werden darf. Ich habe in meinem langen Verkehr mit Orientalen auch thatsächlich nur wenig Mohammedaner kennen gelernt, die in Religionssachen so frei denken und handeln würden, wie der kluge König von Persien. Wer den Abscheu der Moslimen vor christlichen, namentlich katholischen Ceremonien kennt, wer da weiß, mit welchem Schauder sie die Heiligenbilder, Crucifixe und das kirchliche Gepränge betrachten, dem wird die Objectivität und die gewählte Sprache mit Recht auffallen, in welcher der Perserkönig die Messen, denen er beigewohnt, beschreibt. In Brüssel findet er Weihrauch, Glocke, Meßgewänder und heilige Fahnen sogar erhebend und meint, der Gesammteindruck wäre sehr feierlich. Die Steinbilder nennt er Religionsstatuen und rühmt bei einigen sogar die plastische Kunst. Mit einem Worte, sein Urtheil in Glaubenssachen kennzeichnet eine seltene Unparteilichkeit, die von Christen seines Standes und seiner Erziehung schwerlich übertroffen werden könnte. Was aber seine weltliche Bildung anbelangt, so wird es wohl Wenigen bekannt sein, daß Nasreddin Schah schon im vorgerückten Alter französisch gelernt hat und diese Sprache jetzt so ziemlich versteht. In Kunstsachen, namentlich in der Malerei, ist er gut bewandert und gelegentlich seines Besuches in der Esterházy-Galerie zu Budapest hat er mit den Namen der Maler der alten und neuen Schule förmlich brillirt. Als man ihm prähistorische Gegenstände zeigte, hielt er einen ganzen Vortrag über Paläontologie, den ich den Zuhörern aus dem Persischen übersetzen mußte.

Ja, aber seine despotische Regierung und sein Absolutismus daheim, wird man einwenden. Nun, in Persien ist Nasreddin Schah keinesfalls derselbe wie

in Europa, denn ländlich, sittlich, und in einem Jahrtausende lang despotisch regierten Lande kann die Aufklärung eines einzelnen Menschen nicht maßgebend sein. Die gefährliche politische Stellung zwischen zwei mächtigen Rivalen und der verstockte Conservatismus der Orientalen werden noch lange einen Stein des Anstoßes in Persien bilden. Als Staat lebt Persien von heute auf morgen, und in Anbetracht dieser prekären Lage kann die Eigennützigkeit und die Geldgier des Schah einigermaßen entschuldigt werden. Die vier Millionen Pfund Sterlinge, welche sein Privateigenthum bilden, sind die einzige Stütze seiner Person und seines Thrones. Daß er mittelst seiner Reisen und Erfahrungen seine Unterthanen belehren will, das beweist die Mühe, die er sich genommen hat, Alles sorgfältig zu notiren und zu veröffentlichen. Wer seine Reisebücher gelesen, wird von unserer Welt sich ein annähernd vollständiges Bild machen können, und es ist gar keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß bisher kein einziges türkisch, persisch, arabisch oder hindustanisch geschriebenes Buch existirt, in welchem unsere Höfe, unsere Sitten, Gebräuche und die Wunder unserer Industrie so einfach und doch so anschaulich dargestellt sind, wie in den Reisebüchern des Königs von Persien. Schade, daß unsere Gelehrtenwelt derartigen Publicationen nicht größere Aufmerksamkeit zuwendet, als bisher geschehen; und noch mehr zu bedauern ist, daß man in Deutschland, wo orientalische Wissenschaften am eifrigsten und am gründlichsten betrieben werden, für die praktische Kenntniß des Morgenlandes nicht mehr Verständniß zeigt. Umfangreiche Abhandlungen über ein persisches Particip oder über einzelne Momente der altparsischen Cultur gehören jedenfalls zu den lobenswerthen und nützlichen Unternehmungen; doch ob neben den grammatikalischen Spitzfindigkeiten mitunter auch ein Blick auf das actuelle Persien nicht geboten wäre? — das ist jedenfalls eine berechtigte Frage. Wir leben im Zeitalter der Telegraphen und Bahnen, und der Koransatz: „Wandert hin, denn Gottes Erde ist weit und geräumig", hat heute mehr denn je seine Bedeutung.

Die Geschichte einer Amme.

Von

Carlotta Leffler,
Herzogin von Cajanello[1]).

Wenn man an einem schönen Frühlingstag im Februar in dem sogenannten Park von Neapel, das Meeresufer und die „Banchina Caracciolo" entlang lustwandelt, so bemerkt man sofort die vielen bunten Costüme, die zwischen den alten Steineichen schimmern. Die Ammen und die Säuglinge haben hier nämlich ihren hauptsächlichen Aufenthaltsort, und die Ammen in Neapel bilden eine Rasse für sich, und zwar eine so ausgeprägte, daß die Amme eine typische Figur geworden ist, die gleich ihrer besonderen Tracht auch ihre besonderen Charakterzüge und ihre besondere Geschichte hat.

Sie ist die ehrsame Gattin eines kleinen Landwirths aus dem Gebirge. Es gibt gewisse Gegenden in der Nähe von Neapel, wo fast jede zweite Bäuerin nach Neapel geht, um eine Stelle als Amme zu suchen, und eine jede dieser Gegenden hat ihr besonderes Ammencostüm, das keine Volkstracht ist, sondern eine Art Theatercostüm, dabei aber doch derartig an die Tradition gebunden, daß jeglicher Versuch einer Aenderung vergeblich sein würde.

Ursprünglich erlaubte sich nur die Aristokratie den Luxus einer Amme in Costüm. Jetzt ist es eine Ehrensache für die Bourgeoisie geworden, eine stattlich herausgeputzte Amme zu haben, und sieht man eine solche im Sammetmieder, mit großen, Epauletten ähnelnden Goldtressen auf den Schultern, einem Kamm mit goldenen Kugeln auf dem Kopf und leuchtend rothem oder blauem

---

[1]) Dies ist das Letzte aus dem Nachlaß der großen schwedischen Schriftstellerin, die in Italien ihr Heim und ihr Grab gefunden hat. Die kleine Geschichte, die man nicht ohne Rührung wird lesen können, behandelt offenbar einen Vorgang aus den letzten glücklichen Tagen ihres Lebens; die Via Tasso deutet auf das Haus über dem Golf von Neapel, aus dem ein früher Tod sie dem Gemahl und dem Kinde entriß. Wie viel hätten wir von einer Frau noch erwarten dürfen, die das Volk so zu beobachten und zu schildern verstand! Dem Bruder der Verewigten, Herrn Professor Mittag-Leffler in Stockholm, sind wir dankbar für die Mittheilung der bisher noch nicht veröffentlichten Skizze, welche Frau M. Mann für uns aus dem Schwedischen übersetzt hat.
Die Redaction.

Rock nebst rosa oder knallgelben Bändern, so kann man beinahe sicher sein, daß sie in einer Familie dient, wo die Frau wie ein Mädchen arbeitet, wo vielleicht überhaupt kein anderes Mädchen existirt als diese Amme, die für gewöhnlich im Hause mit schmutzigen, nackten Füßen, im Unterrock und befleckten Mieder einhergeht.

Je entwickelter der Geschmack einer Frau, um so einfacher das Auftreten der Amme; die Farben werden weniger grell, die Spitzen an der Schürze weniger breit, sind dafür aber echt; an die Stelle des vergoldeten Kammes tritt der hübsche silberne Pfeil; die Epauletts und die goldenen Franzen machen seidenen Bändern in gedämpften Farben Platz u. s. w. Ohne von dem traditionellen Stil abzuweichen, kann man auf diese Weise ganz geschmackvolle Costüme herstellen, die sich sehr gut ausnehmen, wenn die Ammen in Gruppen auf den alten Marmorbänken in dem ewig grünen Park sitzen, die in weiße Stoffe und Spitzen gekleideten Säuglinge an der Brust, während die etwas größeren Kinder umherspringen und spielen oder in den niedlichen kleinen Wägelchen fahren, die von bärtigen Ziegenböcken gezogen werden. Auf der Rotunde in der Mitte des Parks spielt die Musik, und draußen, auf dem langen Kai am Golf — einer der schönsten Promenaden der Welt — fahren die Wagen mit hell gekleideten Damen in ununterbrochener Reihe hin und her, und gegen den tiefblauen Himmel zeichnet sich ein Frauenprofil nach dem anderen ab, rein in den Linien wie eine feingeschnittene Kamee. Die Ammen plaudern lebhaft miteinander, und die Unterhaltung dreht sich ausschließlich um die Bedingungen, unter denen sie gemiethet sind, und die Geschenke in Form von Kleidern und Schmucksachen, die sie erhalten haben.

Die Bedingungen sind in der Regel: Zwanzig Francs pro Monat, hundert Francs an Schmucksachen, hundert Francs bei der Entwöhnung, sowie eine vollständige Ausstattung von Kopf bis zu Fuß, Kleider und Wäsche, Alles zu halben Dutzenden, sechs Kleider, sechs Paar Schuhe u. s. w. Aber außer diesen von Anfang an abgemachten Bezügen erwarten und verlangen sie Extrageschenke bei allen möglichen Gelegenheiten: wenn das Kind seinen ersten Zahn bekommt, wenn es zum ersten Male Mama, Papa, Mamella (Mamachen, die Bezeichnung für die Amme) sagt, wenn es sich zum ersten Male in sitzender Stellung aufrichtet, wenn es den ersten Gehversuch macht — gar nicht davon zu reden, wenn sein Geburtstag und sein Namenstag oder der der Amme ist. Und noch außerdem hat diese stets um Etwas zu bitten: heute wünscht sie sich eine Korallenschnur, die den Effect des goldenen Halsbandes erhöhen soll, morgen eine neue Bandrosette für das Haar mit langen Enden, die bis an den Saum des Kleides reichen, denn das hat sie bei einer anderen Amme gesehen, und die eigenen Bänder, die nur bis an die Taille gehen, scheinen ihr zu kurz; in der nächsten Woche möchte sie gern eine seidene Rüsche unten um das Kleid herum haben, in derselben Farbe wie das Haarband, ein ander Mal eine gestickte Schürze, denn die Spitzenschürze, die sie trägt, ist ihr zu dünn, und so fort bis ins Unendliche. Ist man mit der Amme zufrieden, so sagt man ungern nein, denn man will sie natürlich stets bei guter Laune erhalten.

Aber nicht genug damit, daß man sie mit Geschenken ermuntert, man muß auch darauf bedacht sein, sie zu amüsiren und zu zerstreuen. Gestattet das Wetter dem Kinde den Aufenthalt in der freien Luft, so verbringt sie den größten Theil des Tages auf dem Balcon, denn von dort kann sie die vorüberrollenden Equipagen und die kleinen Familienscenen beobachten, die sich unter den zu ebener Erde wohnenden Neapolitanern fast ausschließlich auf der Straße abspielen. Wenn sie auf die Promenade soll, geräth das ganze Haus in Bewegung. Die Kammerjungfer muß kommen und sie ankleiden; selber vermöchte sie sich all ihren Staat nicht anzuziehen, es ist schon viel, wenn sie sich ihre langen, schwarzen Zöpfe flechten kann, gewöhnlich muß die Kammerjungfer auch das thun. Und dann kommt die Frage: Wer soll sie hinausbegleiten? Daß sie allein geht, davon ist nicht die Rede. Eine ehrbare Frau allein auf der Straße! Das wäre ja ein Scandal ohne Gleichen.

Wenn das Baby ausgeht, so begleitet die Mutter es in der Regel, und man nimmt dann gewöhnlich einen Wagen bis an den Park oder die Via Tasso hinauf, die sich mit ihren Obstgärten die Hügel vor der Stadt hinanzieht. Soll das Baby nicht mit, so muß eine der Dienerinnen des Hauses sich frei machen, am liebsten eine Respect einflößende Frau oder Wittwe, z. B. die Frau des Kochs oder des Kutschers oder die ehemalige Amme der größeren Kinder, die, wenn sie verwittwet ist, für den Rest ihres Lebens in der Familie bleibt. Die französische, deutsche oder englische Bonne des Kindes kann auch, wenn sie etwas bei Jahren ist, den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Amme auf ihrem an Gefahren reichen Weg durch die Straßen Neapels zu geleiten.

Wenn man eine Amme sucht, muß man sich entweder in eine der dafür bekannten Gebirgsgegenden oder an eine der „sensali“ wenden, Maklerinnen, die diese Art Angelegenheiten vermitteln. Im ersteren Falle findet sich die in Frage kommende Person in der Wohnung der betreffenden Familie in Neapel ein, begleitet von ihrem Manne, ihrer alten Mutter — die stets uralt aussieht — und oft auch von der Hebamme oder deren Mann, ihr Kind natürlich auf dem Arme. Man muß die Hin- und Rückreise für alle diese Personen bezahlen, mag man die Amme behalten oder nicht.

Im anderen Falle begleitet die Maklerin die Amme und ihren Mann bei deren Bemühungen um einen Platz; sie erhält dafür den Lohn des ganzen ersten Monats und noch fünf Francs extra von der neuen Herrschaft, auch preßt sie dem Manne so viel wie möglich ab für das Logis während der Wartezeit in einem sogenannten Hôtel, wo es von Ammen, von Säuglingen und von Ungeziefer wimmelt.

Wie hart aber auch die Bedingungen dieser Weiber sein mögen, so wagt die Amme doch nicht, sich ihnen zu widersetzen, denn die Maklerin besitzt nicht nur die Macht, ihr einen Dienst zu verschaffen, sondern außerdem auch die weit furchtbarere, ihr die „Brust zu nehmen“, falls sie mit ihr unzufrieden ist. Wie dies zugeht, weiß Niemand so recht, aber es ist ganz sicher, daß sie es vermag; es genügt schon, wenn sie sie nur aus der Entfernung sieht. Ja, dies glauben nicht allein die Ammen, sondern auch die Frauen, und das ist wohl mit der Grund, weshalb man es für gefährlich hält, sie auf der Straße

allein gehen zu lassen, oder ohne Vermittlung einer Maklerin zu nehmen, dieselbe könnte sich sonst rächen.

Hat man nichts an dem Aeußeren der Ammen auszusetzen, so sendet man sie mit einem Billet an den Hausarzt, der sie einer gründlichen Untersuchung unterzieht und sie nur empfiehlt, wenn er nicht die geringste Unvollkommenheit, nicht einmal einen schadhaften Zahn an ihr entdecken kann. Wenn man sich über den Preis geeinigt, so miethet man sie, doch nicht, ohne zuvor gewisse Bedingungen gestellt zu haben: der Mann darf die Amme nur einmal zu Ostern und einmal zu Weihnachten besuchen, und auch dann nur im Vorgemach bei weit geöffneten Thüren mit ihr reden; er darf ihr nur einmal monatlich schreiben, wenn er den Monatslohn erhalten hat, den die Amme selber nie in die Hände bekommt.

Diese monatlichen Briefe sind außerdem noch einer besonderen Controle unterworfen; denn da weder Mann noch Frau schreiben können, muß die Correspondenz stets durch dritte Hand gehen. Der Mann wendet sich an einen öffentlichen Schreiber, und sein Brief enthält fast immer Klagen über Geldmangel; es fehlt ihm an dem nöthigen Capital, um seine Landwirthschaft zu betreiben, er kann die Bäuerin nicht bezahlen, bei der das Kind in Pflege ist u. s. w. In artigen und formellen Ausdrücken appellirt er an die Güte seiner Frau — die er stets mit „Sie" anredet — ermahnt sie, ihre Herrschaft nach jeder Richtung hin zu befriedigen und sendet dem kleinen Prinzen, Herzog oder Marchese einen Handkuß. Der Brief ist nämlich auf die Herrschaft berechnet, die ihrerseits, da sie ihn der Amme vorliest, Alles überspringt, was diese beunruhigen könnte, weshalb die demüthigen Hindeutungen auf ihre Güte ihr nie zu Ohren kommen, bis sie in einer etwas weniger gewählten Form zu ihr gelangen, wenn die Eheleute sich gelegentlich des Weihnachts- oder Osterfestes wiedersehen.

Der Brief der Amme an ihren Mann wird nach ihrem Dictat von der Herrschaft geschrieben und enthält gewöhnlich Ermahnungen, gut auf das Kind zu achten, bald wieder zu schreiben und von seinem Ergehen zu berichten.

Aber während die Amme voller Zärtlichkeit an ihr eigenes Kind denkt, das sie verlassen hat, und zwar nicht eigentlich aus Noth, sondern um Geld und Schmucksachen zu erwerben, oder auch von dem Mann getrieben, der für sein Stückchen Boden eines kleinen Betriebscapitals bedarf, so hängt sie doch in der Regel sehr an dem fremden Säugling und wartet ihn mit derselben Zärtlichkeit, als wäre es ihr eigenes Kind. Eine Amme erzählte mir, daß sie nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Neapel vergebens bemüht gewesen sei, sich der Züge ihres eigenen Töchterchens zu entsinnen, und als sie dann nach einjähriger Abwesenheit wieder in die Heimath nach Hause kam, fühlte sie sich ihrem Kinde gegenüber fremd und dachte nur an das andere, das sie verlassen und das sie unaufhörlich vor sich sah, wie es ihr mit dem kleinen Händchen zum Abschied zugewinkt hatte.

Ja, die Geschichte dieser Amme, der Catarina di Filippo, wollte ich eigentlich erzählen.

Sie gefiel mir gleich auf den ersten Blick wegen ihres ungewöhnlich milden, sanften Ausdrucks im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Typus, der derb, dummdreist und seiner wichtigen Rolle in der menschlichen Gesellschaft bewußt zu sein pflegt. Sie hatte etwas Gedrücktes, Demüthiges in ihrem Wesen und erwiderte auf Alles, was man sagte, oder wonach man sie fragte, nur ein unveränderliches: „Signora si“, selbst wenn ein „Nein“ auf die Frage gehört hätte. Sie war klein von Gestalt und ziemlich schwächlich; ihr Haar war förmlich blau wie das des Ritters Blaubart, und in langen, schweren Flechten zu einem Kranz um den Hinterkopf geordnet, ihre Hautfarbe sehr dunkel, und ihre schwarzen Augen hatten einen schalkhaften Schimmer.

Ihr eigenes, vier Monate altes Kind, das sie auf dem Arme trug und das so fest gewickelt war, daß es einer steifen Holzpuppe glich, sah ungewöhnlich gut aus; es war ganz blond und so völlig verschiedenartig von der Mutter, daß wir zu Anfang an einen Betrug glaubten. Es gehört nämlich zu den von der Maklerin angewandten Kniffen, einer Amme, deren Kind kränklich oder gar todt ist, ein anderes zu leihen, das sie dann als ihr eigenes präsentiren muß. Nachdem wir diese Amme aber ihr eigenes Kind einige Tage hatten behalten lassen, verschwanden bald alle Zweifel vor der unverkennbaren Zärtlichkeit und Fürsorge, die sie dem Kinde erzeigte.

Sie zählte dreiundzwanzig Jahre, als sie bei uns eintrat, und war zum zweiten Male als Amme in Neapel. Der Mann hatte einen kleinen Grundbesitz, und sein Stückchen Land brachte Alles hervor, was der Familie zum Lebensunterhalt diente. Aus Mais und Weizen werden von der Hausfrau die verschiedenen Arten „Pasta“ bereitet, die die hauptsächliche Nahrung einer wohlsituirten Familie auf dem Lande bilden. Für die Uebrigen ist „Pasta“ — Maccaroni und andere ähnliche Teigarten — ein Luxus, den man sich nur zu Weihnachten und zu Ostern gestattet. Minestroni — d. h. alle möglichen Gemüse und Kräuter, die unter den Weinranken wachsen — werden in Wasser gekocht und, mit Oel zubereitet, als Suppe gegessen. Obst, Pfirsiche, Pflaumen, Feigen, Birnen, Aprikosen u. dgl. m. (nur Apfelsinen und Citronen wachsen in dieser Berggegend nicht) werden für den Winter gedörrt; der Olivenhain sorgt für den in italienischen Familien stets sehr starken Bedarf an Oel; der Weinkeller ist wohl versehen aus dem eigenen Weinberge, und außerdem werden Schweine und Hühner auf dem Hofe gehalten, so daß es zuweilen auch Fleisch gibt. Und dies Alles auf einem kleinen Stückchen Land — auf dem dritten Theil eines Hektars — nicht viel größer als ein gewöhnlicher Garten. Ein kleiner, angrenzender Kastanienwald versorgt den Haushalt mit einem weiteren vorzüglichen Nahrungsmittel.

Aber es wird auch Alles ausgenutzt auf diesem Fleckchen Erde. Das Wein- und Feigenlaub wird abgepflückt, sobald die Frucht reif ist, und zum Mästen der Schweine verwendet. Der Erdboden wird unermüdlich begossen, gedüngt, umgegraben. Mann und Frau selber verrichten alle diese Arbeit.

Aber außer diesem eigenen Grundstück hat Antonio di Troja noch ein wenig Land gepachtet. Er ist folglich ein ganz wohlsituirter Mann, und man sollte nicht glauben, daß seine Frau bei fremden Leuten in Dienst zu gehen

brauchte. Aber die Sache ist die, daß er sie ohne Mitgift genommen hat, einzig und allein, weil er in sie verliebt war. Und nun muß sie sich ein kleines Capital verdienen, das in die Wirthschaft gesteckt wird, um sich auf diese Weise die unabhängige Stellung zu erwerben, die die Ehe jeder italienischen Frau verleiht.

Die Vorgeschichte dieser Ehe ist voll von dramatischen Scenen, eine Art „Cavalleria rusticana", die jedoch in meinem Munde sehr verliert, da es unmöglich ist, die bilderreiche, halb phantastische, halb skeptische Sprache, in der sie mir erzählt wurde, wiederzugeben.

Filippa Catarina's Mutter, die zwölf Kinder gehabt hat, „un pezzo di donna" — ein großes Stück Frauenzimmer — ist der böse Geist in dieser Geschichte. Sie hat ihren gutmüthigen Mann und alle ihre Kinder stets in strenger Zucht gehalten; sie ist hart, aber nicht gefühllos, im Gegentheil, sie ist sehr leidenschaftlich und heftig in ihrer Freude wie in ihrem Schmerz. Als einem ihrer Kinder das Unglück zustieß, ins Feuer zu fallen und den Arm zu verbrennen, so daß man befürchtete, es würde Zeitlebens ein Krüppel bleiben, weinte sie derartig darüber, daß sie blind wurde und drei Jahre lang im Krankenhause zu Neapel ärztlich behandelt werden mußte. Von den zwölf Kindern hat sie selbstverständlich neun in zartem Alter verloren; ich kenne kaum eine italienische Familie, der nicht Aehnliches widerfahren, denn in dem Volke, bei dem die Fruchtbarkeit unendlich, ist auch die Sterblichkeit unter den Säuglingen größer als in jedem anderen Lande Europa's, Rußland ausgenommen.

„Stirbt eins, so bekomm' ich ein anderes!" das ist das gewöhnliche philosophische Raisonnement, mit dem diese Frauen sich über den Verlust eines Kindes trösten. Ein Gebrechen oder Kränklichkeit bei einem Kinde betrachten sie dagegen als ein entsetzliches Unglück.

Als Catarina siebenzehn Jahre zählte, fing die Mutter schon an, mit Antonio di Troja zwecks einer Ehe zwischen den Beiden zu verhandeln. Er war ein vermögender junger Mann, doch entsprach auch die Mitgift des Mädchens den Forderungen, die er zu stellen berechtigt war. Der Vorschlag scheiterte jedoch an dem energischen Widerstand des Mädchens. Sie fand ihn häßlich und hatte sich obendrein in einen Andern verliebt.

Jetzt begann der Kampf zwischen Mutter und Tochter. Die kleine, schmächtige Catarina mit dem sanften Wesen war im Grunde genau so energisch und eigensinnig, wie die große, kräftige Mutter, und sie ließ sich nicht erweichen durch die Mißhandlungen in Gestalt von Püffen und Schlägen, denen sie ausgesetzt war, ja, selbst der Hunger machte sie nicht zahm, im Gegentheil, ihr Widerstand wurde dadurch nur gereizt, und sie war fest entschlossen, Antonio di Troja ihr Jawort nicht zu geben, sollte man sie auch mit Gewalt an den Traualtar schleppen.

Während diese Unterhandlungen gepflogen wurden, hatte die Mutter häufig Zusammenkünfte mit dem künftigen Schwiegersohn, und diese führten zu dem Resultat, daß die leidenschaftliche Frau, die Mutter von zwölf Kindern, sich in den ganz jungen Mann verliebte, den die Tochter zurückgewiesen hatte.

Bald ward es allgemein bekannt, Antonio di Troja sei Celestina Giovanelli's Geliebter, und das Gerücht drang auch zu Catarina's Ohren, die nun natürlich die Annäherungen, die der junge Mann dessen ungeachtet noch immer versuchte, mit verdoppelter Energie zurückwies.

Denn er war im Grunde in sie verliebt, und trotz seines Verhältnisses zu der Mutter hatte er heilig und theuer geschworen, die Tochter zu gewinnen.

Jetzt war das Drama im vollen Gange; die Mutter war so eifersüchtig auf die Tochter, daß die Mißhandlungen einen lebensgefährlichen Charakter annahmen. Einmal z. B. schleppte sie sie an den langen Zöpfen zum Feuerherd, um diese anzuzünden, ein ander Mal schloß sie sie drei Tage lang ein, ohne ihr etwas zu essen zu geben u. s. w.

Catarina, die ihrer eigenen Aussage nach früher ein schönes Mädchen gewesen war — und davon zeugten noch jetzt die feinen Linien in ihrem Gesicht und in ihrer Figur — wurde vor Gram, Zorn, Angst und Demüthigung so elend, daß sie zu einem Schatten abmagerte und plötzlich alt wurde.

„Als ich noch schön war, wollten mich Viele haben," sagte sie, „jetzt aber sah mich außer Antonio Niemand mehr an, und der war so verliebt in mich, daß man es gar nicht einmal glauben kann."

Diese hartnäckige Liebe scheint nach und nach Eindruck auf sie gemacht zu haben, und unglücklich, wie sie sich zu Hause fühlte, fing ihr Widerstand allmälig an, zu weichen, um so mehr, als der Gedanke, sich an der Mutter zu rächen und ihr den Geliebten wegzunehmen, wohl auch etwas Verlockendes für sie gehabt haben mag.

Sie verhielt sich jedoch noch immer sehr schroff gegen den jungen Mann und wollte ihm nicht einmal gestatten, ihr die Hand zu drücken. Das schändliche Benehmen der Mutter reizte sie, und sie sagte sich: „Wenn ich mir die geringste Unvorsichtigkeit erlaubte, würden die Leute sofort alles mögliche Schlechte von mir glauben und sagen: Wie die Mutter, so die Tochter."

Deswegen wagte sie es nicht, sich jemals den geringsten Scherz zu erlauben oder fröhlich zu lachen, wie andere junge Mädchen, sondern ging ernst und schweigsam einher, niedergebeugt von der Schande ihrer Mutter und sich grämend über die Mißhandlungen, die sie erdulden mußte.

Auf dem Gipfel des Monte Vergine, an dessen Fuß Altavilla, ihr Heimathsdorf, liegt, befindet sich eine sehr wunderthätige Madonna, zu der nicht nur die Bevölkerung aus der Umgegend, sondern auch ganz Neapel an ihrem Namenstage wallfahrtet. Auf den Straßen von Neapel sieht man an einem solchen Tage eine Menge bunt aufgeputzter Wagen in schnellem Trabe, mit klingelnden Schellen dahinfahren, gezogen von Pferden, die mit Bändern und Fahnen verziert sind, und vollgepfropft mit barhäuptigen, schmucküberladenen Bürgerfrauen und Mädchen auf dem Vordersitz, während die Männer den Rücksitz einnehmen. Es sind die Pilger, die den Namenstag der Madonna als Vorwand benützen, um eine Vergnügungsfahrt zu machen, die drei Tage währt. Man führt Körbe voll Speisen mit sich und schläft unter offnem Himmel.

Antonio di Troja, der selber nicht gerade zu den Frommen gehörte, begab sich zu Fuß auf die Wallfahrt nach dem Monte Vergine, um der Madonna

zu geloben, daß er, falls sie ihm Catarina zur Frau geben würde, nie mehr sündigen, noch der Mutter jemals wieder ins Gesicht sehen wolle. Er beichtete so reumüthig, und der Priester rüttelte ihn so gründlich auf, indem er ihm mit den Höllenstrafen nach dem Tode und der Excommunion in diesem Leben drohte, daß er als ein tief Zerknirschter heimkehrte. Nun konnte Catarina nicht länger widerstehen, sie ließ sich erweichen und versprach, seine Frau zu werden.

Jetzt aber brach der Sturm ärger denn je über sie los.

Der Zorn der Mutter war so unbändig, daß der älteste Sohn, ein riesenhafter Soldat, einschreiten mußte, um das Leben und die Gliedmaßen der Schwester zu schützen. Der Vater war den ganzen Tag auf Arbeit und hielt sich am liebsten außerhalb der Familienzwistigkeiten. Dafür mischte sich die ganze Nachbarschaft mit ihren Ansichten in das Drama, und diese Großmacht, die Meinung der Leute, ergriff Partei für das mißhandelte Mädchen und den zur Tugend zurückgekehrten, treuen Liebhaber. Und eines Tages gingen die Beiden „promessi sposi“ in Begleitung der Eltern und Geschwister nach dem Municipio, um den Ehecontract zu unterzeichnen. Catarina's Mutter hatte scheinbar dem allgemeinen Druck nachgegeben und war mit dem Brautgefolge gegangen.

Der Sindaco fragte zuerst den Vater: „Cosimo di Filippo, willst Du Deine Tochter Catarina dem Antonio di Troja zur Ehe geben?“

„Ja.“

„Celeste Giovanella“ (die Frau trägt nie den Familiennamen ihres Mannes, sondern stets ihren eigenen, sowohl im Bauernstande als in der betitelten Aristokratie), „willst Du Deine Tochter Catarina dem Antonio di Troja zur Ehe geben?“

Ein gellendes „Nein“ war die Antwort.

Der Sindaco besann sich einen Augenblick, fuhr dann aber mit der Verrichtung des Actes fort, als habe er die Antwort der Mutter nicht gehört: „Antonio di Troja, willst Du diese Catarina di Filippo zu Deinem Weibe nehmen?“ und endete damit, sie als ehelich Verbundene zu erklären.

Catarina hatte damals ihr zwanzigstes Jahr zurückgelegt, weswegen die Einwilligung der Mutter nicht unumgänglich nothwendig war.

Als aber die Neuvermählten mit dem Brautgefolge auf den Platz vor dem Municipio hinauskamen, nahm die Mutter einen Stein vom Boden auf und warf ihn der Tochter gerade ins Gesicht. Er traf sie unter dem Auge, das sofort stark anschwoll, so daß die arme Braut ganz entstellt vor dem Priester erschien, der dem eben geschlossenen Bunde den kirchlichen Segen ertheilen sollte.

Hier aber harrte ihrer ein neuer Schicksalsschlag. Das Aufgebot war drei Sonntage in der Kirche verlesen worden, und sie glaubten, daß Alles in Ordnung sei, erhielten nun aber statt dessen den Bescheid, daß sie nicht getraut werden könnten, da der Priester von seinem nächsten Vorgesetzten die Weisung erhalten habe, ihnen die kirchliche Einsegnung zu verweigern auf Grund des

sündhaften Verhältnisses, in welchem der Bräutigam zu der Mutter der Braut gelebt.

Was nun? Filippo und Catarina waren gesetzlich getraut, und trotz des großen Gewichts, das das Volk auf den kirchlichen Segen legt, konnte sich der junge Ehemann doch nicht entschließen, seine Frau wieder zu der Mutter zurückkehren zu lassen, die sie todt geschlagen haben würde. So nahm er sie denn ohne Weiteres mit sich in sein Haus, das festlich zum Empfange des jungen Paares bereitet war, und wo seine Mutter, eine achtzigjährige, sanfte, gutherzige Greisin, Alles that, um der Schwiegertochter die mütterliche Liebe zu ersetzen, die sie bisher entbehrt hatte.

Catarina mußte außer der Demüthigung, ohne kirchlichen Segen in das Haus ihres Gatten zu kommen, die vielleicht noch größere Schande über sich ergehen lassen, daß sie nichts mitbrachte, als was sie auf dem Leibe trug; denn die Mutter verweigerte ihr jegliche Mitgift und sogar die Auslieferung ihrer übrigen Kleider, die der Mann später durch Carabinieri holen lassen mußte.

Aber die gute Schwiegermutter, die ganze Schränke voller Leinenzeug hatte, schenkte ihr eine vollständige Aussteuer, was ihr die Schwiegertochter niemals vergessen und nicht genug rühmen konnte. „Sie ist so gut, daß man es gar nicht beschreiben kann," sagt sie, wenn sie von der Schwiegermutter spricht.

Am Morgen nach der Trauung, als der Mann sich gegen vier Uhr an seine gewohnte Arbeit auf dem Felde begeben wollte, das ungefähr eine Stunde vom Dorf entfernt liegt, sagte er zu seiner Frau: „Du brauchst nicht zu arbeiten, aber ich wünsche, daß Du mit mir kommst und Dich zu mir in den Schatten setzest Nach Allem, was vorgefallen ist, wage ich nicht, Dich allein zu Hause zu lassen. Man weiß nicht, was die Leute Alles sagen könnten."

Und so gingen die Eheleute jeden Morgen zusammen auf das Feld und verbrachten dort den ganzen Tag. Dort stand ein kleines Haus, in welchem das Essen gekocht und alle Erzeugnisse des Feldes zubereitet wurden; nur zum Schlafen kamen sie in das Dorf zurück.

Von Zeit zu Zeit verhandelten sie mit dem Priester, daß er ihnen doch die Erlaubniß zur kirchlichen Trauung verschaffen möge; dieser erklärte aber, dazu bedürfe es einer Erlaubniß von Rom, und diese würde im billigsten Fall hundert Lire kosten.

Woher sollten sie nur die hundert Lire nehmen?

Als Catarina ihr erstes Kind zur Welt bringen sollte, entschlossen sie sich, einen letzten Versuch zu wagen. Sie gingen zu Fuß mehrere Meilen bis zu einer Stadt, Benevento — „eine sehr große Stadt, viel größer als Neapel," sagte Catarina — wo ein Vicar des Papstes seinen Sitz hat, und baten ihn, sich ihrer Sache anzunehmen.

Der Vicar meinte, entweder würden sie die Erlaubniß erhalten oder auch nicht.

„Was sollten die hundert Lire wohl nützen?“ sagte er. „Die will der Priester gewiß für seine Bemühungen haben.“

Endlich erhielten sie dann einen Dispens von Rom, der ihnen nicht mehr als zehn Lire an Porto, Papier und ähnlichen kleinen Expeditionsausgaben kostete.

Aber die Verfolgungen der Mutter nahmen kein Ende. Die Tochter hatte ihr gesagt, wenn sie es jemals wagen sollte, den Fuß über ihre Schwelle zu setzen, so würde sie hinausgeworfen werden, und sie hatten einander seit mehreren Jahren nicht gesehen, als Catarina eines Tages, das erste Kind auf dem Arm und das andere „dentro la pancia“, auf einem Fußpfad zwischen den Gartenmauern dahergegangen kam und unerwartet mit der Mutter zusammentraf. Diese nahm sofort einen Stein auf und warf ihn der Tochter nach, so daß diese fliehen mußte, um ihre Kleinen zu retten.

Als sie dies aber ihrem Manne erzählte, stieg ihm das Blut zu Kopf. Er richtete es so ein, daß er der Mutter begegnete und prügelte sie gründlich durch.

Am nächsten Sonntag, als er mit seiner Frau in der Kirche war, um die Messe zu hören, kam der Bruder, der Soldat, zu ihm und forderte ihn auf, sich nach Beendigung der Messe vor der Kirche einzufinden. Was dies zu bedeuten hatte, konnte ein Jeder verstehen. Ein Duell sollte auf die im Volke übliche Weise ausgefochten werden. Eine solche Aufforderung hieß mit andern Worten: „Ich will versuchen, Dich niederzustechen. Vertheidige Dich!“

Der Bruder war zwar stets in den Zwistigkeiten mit der Mutter auf Seiten der Geschwister gewesen, aber seine Ehre verbot ihm, stillschweigend zu gestatten, daß der Schwager Hand an seine Mutter lege.

So kämpften sie denn im Beisein aller Kirchgänger mit einander, bis die Carabinieri kamen, sie trennten und beide ins Gefängniß steckten, wo sie einige Tage sitzen mußten.

Catarina's größter Kummer, als sie zu uns ins Haus kam, war, daß wir unserm Baby nicht die kleinste der Madonna oder irgend einem Heiligen geweihte Medaille, und nicht einmal einen Corallenzweig umhängen wollten, um es gegen böse Blicke und Zauberei zu schützen.

„Wenn ihm nachher etwas ankommt,“ sagte sie, „so glauben Sie, daß ich schuld daran sei, während es böse Blicke und vielerlei Gefahren gibt, die das Kind bedrohen können, weil es so ganz ohne Schutz ist.“

Eines Tages, als wir uns bis nach Sonnenuntergang mit dem Kinde im Freien aufgehalten hatten, und ich die Befürchtung aussprach, daß die in diesem Augenblick stets etwas feuchte Luft ihm schaden könne, zog sie ihren Rosenkranz aus der Tasche und hing ihn dem Kleinen um den Hals mit einer entschlossenen Kampfesmiene, als wolle sie sagen: „Jetzt ist es mir ganz einerlei, was Sie denken, das Kind soll den Rosenkranz haben.“

Und ich bemerkte oft, daß sie heimlich den Rosenkranz über seinem Kopf an dem Zeltdach seines kleinen Wagens aufhing.

Eines Tages, als sie mit dem Kinde auf der Brücke saß, während ich im Bade war, sah ich zwei Damen an sie herantreten, mit ihr reden und das Kind streicheln. In Folge dessen sagte ich ihr, daß sie das Kind nie von einer Fremden berühren, geschweige denn küssen lassen dürfe.

„Ja," erwiderte sie, „ich dachte mir gleich, als sie sagten: ‚welch ein entzückendes Kind!' daß Zauberei dabei sein könne, und ich machte ihnen auch ein Horn zu und spie auf die Erde; aber ich wandte mich um, damit sie es nicht merken sollten, denn es waren feine Damen, denen man Respect schuldig ist."

Wenn man „ein Horn gegen Zauberei macht," so streckt man den kleinen Finger und den Zeigefinger in der Richtung der verdächtigen Personen aus. Begegnet man einem betrunkenen Weibe, so muß man es der Vorsicht halber sofort thun, aber selbst die schönsten jungen Damen mit dem unschuldigsten Gesicht können zuweilen Hexen sein.

Die religiöse Anschauung dieses Volkes besteht aus einer eigenthümlichen Mischung von Skepticismus und Aberglauben, von Frömmigkeit und Lästerung. Sie können ihre Heiligen, wenn diese ihre Wünsche nicht erfüllt haben, oft lächerlich machen und verlästern, im selben Athem aber auch wieder mit tiefer Ueberzeugung von ihren Wunderwerken berichten, die nicht allemal in Wohlthaten bestehen, sondern oft Strafen und Werke der Rache sind. So hatte z. B. die Stadt einstmals nicht genug zu dem Namensfest eines Heiligen spendirt, worauf sich dieser rächte, indem er eine große Feuersbrunst sandte. Oder es besteht eine Eifersucht zwischen zwei Heiligen oder zwischen zwei Bildern derselben Heiligen, wie das kürzlich bei einem schrecklichen Unglücksfall in einem Dorf in der Nähe von Neapel der Fall war.

Ein Bauer ließ eine alte Mauer auf seinem Hof umreißen. Auf dieser Mauer waren einige halbverwischte Heiligenbilder gemalt, eins derselben aber, St. Alfonso, fing ganz plötzlich an zu bluten. Jetzt strömte Volk von allen Seiten herbei, um das Wunder zu sehen; der Besitzer des Gehöfts ward verhindert, den Abbruch fortzusetzen, und statt dessen errichteten die Bauern einen Altar am Fuße des Heiligenbildes und opferten St. Alfonso Wachskerzen, Räucherwerk und allerlei Gaben.

Der Besitzer fand es höchst unbequem, sein Gehöft stets voll Menschen zu haben, und die begonnenen Arbeiten nicht fortsetzen zu können, weswegen er eines Nachts mit Hülfe der vielen Wachskerzen eine kleine Feuersbrunst arrangirte. Als die Gläubigen bei Tagesanbruch herbeiströmten, war ihr Heiliger verschwunden.

Der Priester war sich sehr wohl bewußt, welch ein Verlust es für das Dorf und für ihn selber war, einen so wunderthätigen Heiligen verloren zu haben. Er verschaffte deshalb seiner Gemeinde einen andern St. Alfonso, ein altes hölzernes Bild, das das verbrannte Kalkgemälde ersetzen sollte, und ordnete ein großes Fest an, um es feierlich in seiner Kirche zu installiren.

Wie bei allen italienischen Volksfesten, wurde auch bei dieser Gelegenheit ein Feuerwerk abgebrannt. Es gibt nichts, was dies kindliche und ungestüme Volk so sehr liebt, wie Feuerwerke und öffentliche Musik. Aber das leichtsinnige Spielen mit dem Feuer, das in solchen Fällen betrieben wird, ver-

ursacht oft Unglücksfälle. Diesmal trat eine so ernsthafte Explosion ein, daß zwanzig bis dreißig Menschen ihr Leben dabei einbüßten.

Das Volk war vor Schrecken wie gelähmt, denn nun war man fest überzeugt, daß der in Oel gemalte St. Alfonso sich an dem hölzernen St. Alfonso habe rächen wollen.

Aber nicht allein der gänzliche Mangel an Heiligenbildern beunruhigte die Amme. Auch eine andere Gefahr bedrohte sie.

Sie gerieth in Streit mit der Haushälterin, und dieser ward theils um ihretwillen der Dienst gekündigt. In Neapel ist es nun etwas ganz Allgemeines, daß verabschiedete Dienstboten sich rächen, sei es an ihrer Herrschaft oder an den andern Dienstboten, die ihrer Ansicht nach die Schuld an ihrer Entlassung tragen. Der Gedanke an Rache ist überhaupt der erste Impuls, der sich bei einem Süditaliener regt, wenn er glaubt, daß ihm ein Unrecht geschehen sei.

Die Amme setzte es sich daher in den Kopf, daß die Haushälterin ihr etwas unter das Essen mischen werde. Die Leute aus dem Volk sind nämlich fest davon überzeugt, daß es gewisse Kräuter gebe, die eine geheime Macht besitzen, die Liebe zu erwecken oder zu tödten, Eifersucht hervorzubringen oder die Muttermilch verschwinden zu machen.

Catarina weigerte sich, das Geringste zu genießen, was sie nicht mit eigenen Händen zubereitet hatte; aber trotzdem — sei es nun in Folge dieser heftigen inneren Erregung, sei es aus einem anderen Grunde: das Gefürchtete trat wirklich ein — die Milch blieb aus. Zuerst wollte Catarina sich vom Balcon stürzen. Dann, nachdem wir, in Uebereinstimmung mit dem Arzte, sie durch allerlei unschädliche Pulver beruhigt hatten, versuchte sie selber noch ein paar andere, sehr erprobte und als unfehlbar geltende Mittel. Das eine war, daß sie heimlich Wasser aus einem Weihbecken in der Kirche trank, das andere bestand darin, daß sie einer Ziege die Milch stahl, was auf folgende Weise geschieht: Man reicht der Ziege einen Kopf Salat, läßt sie ungefähr die Hälfte davon fressen und verzehrt dann selber den Rest. Dann verliert die Ziege ihre Milch, und die betreffende Frau erhält dafür das entsprechende Quantum. Die Anwendung dieses Mittels war jedoch mit einer gewissen Gefahr verbunden, denn Catarina war fest überzeugt, daß der Ziegenhirt sie todtschlagen würde, falls er hinter ihr Vorhaben käme.

Es half indessen Alles nichts, und wir mußten uns entschließen, eine andere Amme zu nehmen.

Catarina sah selber ein, daß sie nicht bleiben konnte, und war nun in großer Sorge, daß der Mann sie umbringen würde, wenn sie ohne das Capital nach Hause kehrte, auf das er für seine Wirthschaft gerechnet hatte. Sie bat uns, ihm gleich zu schreiben und ihn vorzubereiten, daß er in einigen Tagen kommen und seine Frau abholen müsse. Wir hofften, daß sein erster Zorn sich bis dahin gelegt haben würde. Sie bat ihn, umgehend zu antworten, damit sie sehen könne, wie er über die Sache denke.

Aber es vergingen acht Tage, ohne daß eine Antwort von ihm kam. Catarina wurde immer unruhiger und ließ hin und wieder eine verbitterte

Aeußerung über den Mann fallen, von dem sie bisher stets nur Gutes geredet hatte.

„Ich hoffe, daß er todt ist!“ rief sie eines Tages aus. „Ich schwöre bei Gott — und bei etwas Höherem als bei Gott kann man doch nicht schwören, also werden Sie wohl begreifen, daß ich es so meine, wie ich sage — ich schwöre bei Gott, daß, falls ich jetzt die Nachricht bekäme, daß mein Mann todt sei, ich nicht einen schwarzen Faden anlegen würde — nein, das allerweißeste Halstuch, das ich habe, würde ich umbinden!“

„Und wie wolltest Du Dich dann wohl mit Deinen beiden Kindern ernähren?“ fragte ich prüfend, denn ich wußte ja, daß die ökonomische Frage in solchen Fällen stets eine große Rolle spielt.

„Ach, das würde sich schon machen! Meine Schwiegermutter hat ganze Schränke voll von neuem Leinen genug, und außerdem fällt ja das Haus und der Grund und Boden und Alles meinen Kindern zu, denn mein Mann hat keine Geschwister. Und dann würde ich mit meiner Mutter Frieden schließen, die ist reich. Mein Vater hat eine Menge Land, und wir sind nur drei Geschwister.“

„Hast Du denn aber Deinen Mann gar nicht lieb?“ fragte ich.

„Wie? Ob ich ihn nicht lieb habe?“ rief sie mit naiver Indignation. „Ich habe ihn so lieb, daß ich mich um seinetwillen wie eine Unkluge benommen habe! Wozu hätte ich wohl mein Heim zu verlassen brauchen, wo ich Alles habe, was das Herz begehrt, um nach Neapel zu gehen, wenn ich ihm nicht ein wenig Erleichterung in seiner Wirthschaft hätte verschaffen wollen? Der Aermste! Ich wollte ihm so gern zu einer größeren Pachtung verhelfen!“

„Aber weshalb sagst Du denn, daß Du wünschest, er wäre todt?“ bemerkte ich, die ich es noch nicht gelernt hatte, dieser farbenreichen, leidenschaftlichen Sprache nicht mehr Gewicht beizulegen, als sie verdient.

„Ach, Signora! Das sind ja nur Worte!“

Worte, Worte! Redensarten! Ja, das hätte ich wissen können; hab' ich es doch unzählige Male gesehen, und lasse mich immer wieder bethören von der leidenschaftlichen Energie, mit der alle Gefühle und Stimmungen hier zum Ausdruck gebracht werden!

Es liegt eine eigenthümliche Mischung von Eigennutz und Selbstaufopferung, von kalter Berechnung und selbstvergessender Hingebung in dem Charakter dieses Volkes. Das Geld spielt bei den Italienern eine große Rolle, wie das bei den Bauern aller Länder der Fall ist; aber die Spontaneität und die Wärme aller Gefühle werfen leicht die Berechnungen über den Haufen.

So hatte z. B. Catarina einstmals einen Brief erhalten, daß ihr jüngstes Kind krank sei, und daß der Mann deswegen der Frau, bei der es in Pflege war, zwölf Lire pro Monat, anstatt der verabredeten zehn, habe versprechen müssen. Ich wußte, wie zärtlich sie an ihren Kindern hing, wie sie sie nie aus den Gedanken verlor, und ich hatte ihr deswegen den Brief erst nach einigem Bedenken gegeben. In ihren Zügen machte sich sofort eine heftige Erregung bemerkbar; aber das, was sie sagte, war doch etwas ganz Anderes, als was ich erwartet hatte.

„So eine Nuß!“ — der Mann nämlich — „der sich zwei weitere Lire per Monat abschwatzen läßt! Wenn das Mädchen krank ist, so mag sie sterben, das ist viel besser, als auf diese Weise das Geld zum Fenster hinauswerfen. Ich bekomme wohl bald ein anderes Kind!“

Gleich darauf aber erzählte sie, wie sie ihrem ältesten Töchterchen einstmals das Leben gerettet hatte, als es dem Tode nahe war.

„Sie kostete uns zweihundert Francs an Medicin und ärztlicher Hülfe, und dabei wurde sie doch nicht besser. Alles, was ich auf meiner ersten Ammenstelle verdient hatte, setzte ich zu, um sie zu retten.“

„Und weshalb willst Du denn an das Kind nicht die zwei Lire monatlich wenden?“

„Ach, Signora! Was würde man nicht thun, wo es sich um das Leben des Kindes handelt! Und sollte man sich das Fell vom eigenen Leibe ziehen! Als ich aber sah, daß der Arzt ihr nicht helfen konnte, da verschloß ich mich mit ihr und versuchte es auf meine eigene Manier. Ich hatte gesehen, daß die Signora in Neapel, bei der ich als Amme gedient hatte, Senfpapier für Gliederschmerzen anzuwenden pflegte. Ich kaufte nun mehrere Packete davon und legte sie dem Kinde über den ganzen Körper, bald hier, bald da, und als dann der Arzt kam, sagte er mir: es ist unglaublich, aber sie ist gerettet. Eben deswegen bin ich auch so unruhig gewesen, als ich die Kinder diesmal verließ; denn ich habe mir in den Kopf gesetzt, wenn eins von ihnen krank wird, während ich fort bin, so stirbt es unrettbar; und was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, trifft stets zu. Und was kann es da nützen, wenn man sich monatlich zwei Lire abschwatzen läßt!“

Als noch immer keine Antwort von dem Manne kam, und wir uns gezwungen sahen, eine neue Amme anzunehmen, telegraphirten wir ihm, er solle sich eilen, und seine Frau holen, sie könne nicht länger bei uns bleiben. Aber auch auf dies Telegramm erfolgte nichts.

Jetzt gerieth die arme Catarina außer sich. Vergebens suchte ich sie zu überzeugen, daß das Einzige, was sie thun könne, darin bestehe, die nur eine Stunde lange Eisenbahnfahrt von Neapel allein zurückzulegen.

„Das ist unmöglich,“ erwiderte sie. „Eine Frau, die allein reist, wird von Allen für eine schlechte Person gehalten, und mein Mann würde mich nicht wieder bei sich aufnehmen, wenn ich so zu ihm käme. Er würde mich mit Füßen stoßen und mir die Thür vor der Nase zuschlagen.“

Als noch ein Tag in ängstlichem Warten verstrichen war, entschloß sie sich, ohne ihren Mann zu reisen, aber nur unter der Bedingung, daß wir ihr eine andere Person mitgäben, eine ältere Frau, die ehemals in der Familie gedient hatte.

„Sie kann meinem Mann dann wenigstens auseinandersetzen, daß ich nicht nach Hause geschickt worden bin, weil ich etwas Schlechtes gethan habe,“ sagte sie. „Sonst wage ich es nicht, ihm vor die Augen zu treten, denn ich weiß nicht, was mein Mann mir anthun könnte. Er ist kein „cristiano“ — der gewöhnliche Ausdruck für einen Menschen — „sondern ein wildes Thier.“

Ich staunte über diese neue Art und Weise Catarina's, ihren Mann darzustellen, da sie doch bisher stets gesagt hatte, daß er so gut gegen sie sei; indessen beschlossen wir nun auf ihren speciellen Wunsch, an den Sindaco zu telegraphiren und ihn zu bitten, Antonio di Troja unverzüglich nach Neapel zu senden, um seine Frau zu holen. Einen Tag wollten wir noch warten und sehen, welchen Erfolg dies haben werde.

Mitten in dieser peinlichen Spannung, die ich vielleicht ebenso sehr empfand wie sie — ich zuckte gleich ihr bei jedem Schellen der Hausthürglocke zusammen — verleugnete sich die leichte und wechselnde Laune des Naturkindes keinen Augenblick. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie, als wir im Scherz meinten, er habe sich vielleicht eine andere Frau genommen, die er nun nicht so plötzlich verlassen könne, mit spielendem, katzenähnlichem Behagen ein Knie beugte, die Hände faltete und entgegnete: „Dann sage ich: Dio benedica! Dann lasse ich die neue Frau alle Arbeit verrichten und setze mich hin und commandire."

„Aber wenn er nun von Dir verlangt, daß Du alle Arbeit thust und Dich von ihr commandiren läßt?" wandte ich ein.

„Nein," erwiderte sie im vollen Ernst. „Davon kann gar keine Rede sein, denn ich bin doch stets die rechte Ehefrau."

Gegen Abend dieses Tages wurde sie indessen sehr unruhig. „Was soll ich thun, was soll ich nun thun! Sagen Sie es mir doch, Signora!" jammerte die arme Catarina.

Dann lief sie hinaus und verschloß sich in ihrem Zimmer. Nach einer Weile kam sie zum letzten Mal in ihrem ganzen Ammenstaat zurück, mit allen ihren Schmucksachen angethan. Sie kam in den Salon gesprungen mit Bewegungen, die unwillkürlich an eine Tigerkatze erinnerten, und rief unter Thränen aus: „Ja, nun gehe ich, und lege das erste Kind, das mir auf der Straße begegnet, an die Brust. Mag es auch krank sein, so viel es will, denn ich bin eine arme Ausgestoßene, von Gott und Menschen verlassen. Ich habe keine Mutter und keinen Mann und keine Kinder und Niemanden mehr in der ganzen Welt. Aber wenn ich dann nach Hause komme" — und die schwarzen Augen sprühten Funken — „so soll mein Mann es entgelten. Ich bin nicht so ein Waschlappen, wie er glaubt, und ich lasse mich nicht stillschweigend mißhandeln — ich räche mich. Mein Mann soll sehen, daß ich Haare auf den Zähnen habe."

Und damit stürzte sie hinaus, auf die Straße. Wir sandten ihr die Kammerjungfer nach, um sie zu beruhigen; aber ehe diese sie erreicht hatte, saß sie schon in einem bosso — einer jener unterirdischen Höhlen, in denen die armen Leute wohnen — ein krankes, beinahe sterbendes Kind an der Brust.

Später am Abend ertönte durch das ganze Haus der Freudenschrei: „Catarina's Mann ist gekommen!" Die frohe Botschaft ging von Mund zu Munde.

Ich hielt mich zurück und ließ mich nicht gleich sehen, denn ich meinte, es würde am besten sein, wenn die erste Begegnung zwischen Mann und Frau unter vier Augen stattfände. Nun aber kam sie zu mir herein und bat mich,

mit ihr auf den Vorplatz zu kommen und ihren Mann in Empfang zu nehmen. Da ich mich noch immer unter dem Eindruck ihrer Schilderung von diesem „wilden Thiere von Mann" befand, glaubte ich, ihr sei bange, und begleitete sie hinaus.

Der Anblick des Mannes, den ich nie zuvor gesehen, überraschte mich aufs Aeußerste. Eine kleine, magere, eingefallene Erscheinung mit einem so grau-bleichen Gesicht und einem so kummervollen Ausdruck, mit so schlechten, vertragenen Kleidern, daß er, weit entfernt, Furcht einzuflößen, vielmehr nur das Gefühl aufrichtiger Theilnahme erregte. Seine Frau, in ihrem hellblauen, geblümten Kleide, mit ihrer Spitzenschürze und dem Spitzenhalstuch, das kreuzweise über der Brust verschlungen war, mit ihrer goldenen Kette, den langen Ohrgehängen und dem granatenfarbenen Bandkranz um den Kopf, mit ihrer schon während ihrer ersten Ammenzeit in Neapel erworbenen Weltgewohnheit und ihrer jetzt strahlenden Miene, erschien im Vergleich mit diesem armen, zu Ende gearbeiteten Bauern so überlegen, daß ich nicht mehr aus noch ein wußte.

Mann und Frau wechselten keinen Gruß, keinen Handschlag, nicht einmal einen Blick mit einander.

Ich war darauf vorbereitet gewesen, daß der Mann den Versuch machen würde, gegen die Heimsendung der Frau zu protestiren; aber er antwortete mit der tiefsten Demuth, als er von dem Vorgefallenen erfuhr: „Gott hat uns so hart strafen wollen."

Den Brief hatte er gar nicht bekommen, das Telegramm hatte ihn deswegen ganz unvorbereitet getroffen, aber aus Mangel an Geld — die Reise kostete drei Lire! — hatte er nicht sogleich kommen können. Er hatte zwei Tage gebraucht, um die Summe in Kupferstücken und Posten von fünfzig und fünfundzwanzig Centesimi zusammenzuleihen. Die Weinernte war dieses Jahr in Folge der Dürre gänzlich mißrathen, Alles war vertrocknet, und er wußte nicht, woher er das Geld nehmen sollte, um seine Pacht zu bezahlen, jetzt, wo auch die Frau i h r Capital verloren hatte.

Als ich ihn damit tröstete, daß Catarina nun doch wenigstens zu ihrem eigenen Kinde zurückkehren würde, sah er nur noch bedrückter aus, und auf die Fragen nach dem Befinden der Kleinen erwiderte er: „Sie hat unter der Wärme gelitten. Die Frau, bei der sie in Pflege war, arbeitete den ganzen Tag auf dem Felde und nahm dann die Kleine mit — da hat sie zu viel Sonne bekommen."

Draußen in der Küche, bei einem tüchtigen Gericht Maccaroni und einem Glase Wein, und als wir nicht mehr zugegen waren, ward er ein wenig offenherziger, und nun kam die Wahrheit heraus. Die Kleine war schon vor ein paar Monaten gestorben. Sie starb gleich nachdem er geschrieben und erzählt hatte, daß sie krank sei; aber er hatte nicht gewagt, es seiner Frau mitzutheilen, weil er fürchtete, daß der Kummer ihr schaden könne. Er selber war so verzweifelt über die Nachricht gewesen, daß er sich sofort zu Fuß nach dem mehrere Stunden entfernten Dorfe begeben hatte, wo das Kind untergebracht gewesen war, um die Frau, die es in Kost gehabt, zur Verant-

wortung zu ziehen, und dort hatte er sich so leidenschaftlich gebärdet, hatte solche Drohungen ausgestoßen, daß er beinahe arretirt worden wäre.

Die arme Catarina!

„Ich muß doch auch stets Unglück haben," jammerte sie. „Ich habe mein Haus und mein Kind verlassen, um nur einige Soldi zu verdienen. Und nun habe ich beides verloren!"

Rührend war ihr Abschied von ihrem Säugling. Ihr Schmerz, sich von ihm trennen zu müssen, war fast ebenso groß, wie der über den Tod des eigenen Kindes. Sie bat wieder und wieder, wir möchten ihr doch sein Bild senden, sobald es photographirt werden würde. „Er wird mich vergessen, aber ich werde ihn nie vergessen."

Allerdings wußte sie sich auch handgreiflichere Erinnerungen an ihn zu verschaffen.

So kindlich beweglich waren ihre Bitten, und so vorzüglich verstand sie es, aus ihren ohne Zweifel aufrichtigen Gefühlen Münze zu schlagen, daß sie es schließlich dahin brachte, den Schmuck, die Kleider und die Hälfte des Geldes mit heimzunehmen, das ihr erst nach einem Jahre, vielleicht erst nach achtzehn Monaten zugekommen sein würde, während sie jetzt kaum drei Monate bei uns gewesen.

Daß ihr dies gewissermaßen ein Trost war, glaube ich bestimmt; denn schöne Kleider, Schmucksachen und Geld können zwar nicht ein verlorenes Kind ersetzen, aber sie versüßen das Leben doch außerordentlich, und in diesem Falle leisten sie noch dieselben Dienste, zu denen in den höheren Gesellschaftsclassen die Orden bestimmt sind, d. h. ehren den, der sie trägt.

Nun konnte man doch wenigstens nicht sagen, daß sie um eines Fehltritts willen heimgeschickt sei — „und was *man* sagt," hat bekanntlich eine um so höhere Bedeutung, je niedriger die Rangstufe ist, auf der man steht.

In den Wagen unseres Kindes hatte sie noch ein Medaillon aus Glas mit einem Madonnenbilde gelegt.

Ein paar Tage nach ihrer Abreise kam ein geradezu rührender Brief von ihrem Manne:

„Meine Frau," hieß es darin, „weint Tag und Nacht aus Liebe zu dem Kleinen und bittet, Sie möchten ihr doch recht bald sein Bild senden und ihr schreiben, ob er gedeiht. Ich muß auch noch um Entschuldigung bitten, weil ich so still war und es nicht verstand zu sagen, was ich hätte sagen müssen, und der Herrschaft zu danken, wie ich es hätte thun müssen, aber ich war gar zu betrübt."

Hans von Bülow.

Wenn man das jetzt abgeschlossen vor uns liegende Leben dieses eminenten Künstlers überblickt, so wird man sagen müssen, daß es nicht reicher gewesen ist an großen Erfolgen und glänzenden Triumphen, als an schweren inneren Kämpfen und standhaft ertragenen Leiden. Es war Etwas in ihm von dem Ritterthum und der adligen Tapferkeit des Geschlechtes, dessen Namen er trug; allerdings stark versetzt mit Elementen des Charakters und der Bildung, wie sie sich in dieser Mischung selten wiederfinden werden, ja vielleicht einzig möglich gewesen sind in einer Zeit des Ueberganges und der schroffen Contraste. Noblesse war der Grundzug seines Wesens, den er, trotz der Heftigkeit und Wandelbarkeit seines Temperaments, niemals verleugnet hat. Er konnte sich hinreißen lassen sowohl von seinem Enthusiasmus wie von seiner Leidenschaft, unüberlegt sein in seinen Aeußerungen, ungerecht in seinen Urtheilen: unedel in seinem Handeln ist er nie gewesen, vielmehr Einer von Denen, die mehr Unrecht erlitten als Unrecht gethan haben. Wenn man den großen Künstler in ihm bewundert, so hat man ihn damit noch bei Weitem nicht ganz gewürdigt: unabhängig von der Kunst, welche seinem Dasein die höchsten Weihen gab und schließlich ihn mit der Welt, die Welt mit ihm aussöhnte, war er eine der genialsten und merkwürdigsten Persönlichkeiten, in der alle Reflexe der Zeitbewegung, ihre politischen, philosophischen und literarischen Impulse wundersam zusammenspielten.

Aus dem noch unter dem Einfluß der Romantik und der Romantiker stehenden Vaterhaus, und vom akademischen Studium kam Hans von Bülow zur Musik mit all' der Inbrunst des als imperativ erkannten Berufs, zugleich aber auch mit einer Vielseitigkeit der Interessen, wie sie von allen Genossen seiner Kunst nur ihm eigen war. Passionirter Bücherfreund und unersättlicher Leser, war er auch in der Literatur mehr als bloßer Dilettant. Er war Kenner und, wenn man so sagen darf, Feinschmecker auf diesem Gebiete, liebte die Raritäten und vermochte selbst an Werken der specifischen Wissenschaft Geschmack zu finden. Als er schon auf der Höhe seines künstlerischen Ruhmes stand, sandte Lassalle 1861 ihm sein „System der erworbenen Rechte", welches er, wie es in dem Begleitschreiben (Briefe an Hans von Bülow, S. 49, 50) heißt, keinem seiner nicht-juristischen Freunde überreicht hatte. „Sie sind der Einzige derselben, bei dem ich dies thue, um Ihnen dadurch das wie immer kleine, so doch einzige Zeichen meiner besonderen Hochachtung und Huldigung abzulegen." In keinem Augenblick dieser scheinbar so widerspruchsvollen Existenz könnte man sich ihn getrennt von dem Einen oder Anderen denken: immer bereit, seinen Ueberzeugungen einen unumwundenen, wenn er es für nöthig hielt, aggressiven Ausdruck zu geben, ist es immer doch auch die Musik, die die Harmonie seiner Seele wieder herstellt und seiner Erscheinung, wie sie nun der Geschichte des ausgehenden Jahrhunderts angehört, die Signatur einer großartigen Individualität verleiht.

Wer diese zarte, schmächtige Figur mit dem feinen und energischen Kopf, dem scharf profilirten und von geistiger Arbeit durchfurchten Antlitz, welches jede Nüance des Innenlebens gleichsam durchscheinen ließ: wer Hans von Bülow jemals so gesehen, den unfehlbaren Interpreten unserer Classiker am Clavier, den gewaltigen

Beherrscher der Tonmassen am Dirigentenpult, inmitten des um ihn geschaarten Orchesters, der weiß, was ihm die Musik, weiß, was er der Musik gewesen ist. Aber darüber hinaus gab er dem Publicum noch Gelegenheit, was Künstler sonst nicht zu thun pflegen, seine persönlichen Neigungen und Abneigungen kennen zu lernen. Es waren keine leeren Demonstrationen, er war aufrichtig auch darin, wenn er vor den Augen einer eben noch andächtig lauschenden Zuhörerschaft plötzlich den schönen Schleier der Kunst zerriß, um einen grellen Blitz des Tages hineinfallen zu lassen, Ovation oder Invective, jedoch ehrlich in beiden. Wenn er, in einem solchen Momente, von dem Piedestal, das Beethoven errichtet, Napoleon hinabstürzt, um Bismarck darauf zu stellen, so mochte das in einem philharmonischen Concert allerdings befremden; aber was für Andere das Heterogene, war das Natürliche für Bülow. Ihm ging von Anfang an, mit der schwärmerischen und hingebenden Begeisterung für die Musik und die Musiker, jener andere Zug Hand in Hand und manifestirte sich auch ebenso. Er witterte gleichsam, wenn es den Anderen noch verborgen war, mit seinem Instinct das Große, vor dem er einen Respect hatte, bis zur Selbstverleugnung, während er das Kleinliche, das Mesquine, oder was er dafür hielt, mit der gleichen Unbarmherzigkeit geißelte. Denn wir wollen nicht sagen, daß die Laune nicht auch, und zuweilen die Willkür in seinen Antipathien vielleicht noch mehr als in seinen Sympathien erkennbar war; Eines aber war ihm völlig fremd: die Berechnung. Viele seiner Paradorien mögen wir jetzt, wo wir über den Grund seines Leidens unterrichtet sind, auf dieses zurückführen, das früher schon in einer gewissen Unstetigkeit und Unrast sich zeigte. Doch wenn er sich geirrt, so war es sicher eher nach der generösen als nach der anderen Seite hin; denn bei Weitem mehr als in seinen geistreichsten und boshaftesten Epigrammen kam seine wahre Natur in dem zum Vorschein, was er anerkannte, was er bewunderte. Der Heroencult, im Sinne Carlyle's, war ihm erstes Bedürfniß und ist es bis zuletzt geblieben. Er hat sich nie vor der Menge gebeugt, sondern verlangte, daß die Menge sich vor ihm und seinen Helden beuge. Verhöhnt und lächerlich gemacht, wie diese selbst, hat er es am Ende doch immer siegreich durchgesetzt: denn seine Minoritäten hatten das in sich, was sie schließlich zu Majoritäten machen mußte. Der Enthusiasmus für das Genie war von allen Impulsen sein stärkster, und darin lag auch das Geheimniß von Bülow's Herrschaft über die Massen — er übte diese Gewalt nicht nur als ausübender Künstler, sondern ebenso sehr als Persönlichkeit. Unerschrocken bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit, war in ihm selber etwas Heldenhaftes, das auch unter den unsäglichen Qualen und Foltern seiner beiden letzten Jahre Stand hielt. Wer ihn gehört und gesehen hat an jenem Eröffnungsabend des Bechstein-Saales, einem der letzten, an welchem Bülow vor dem Publicum erschien, dem wird es unauslöschlich in die Seele geprägt sein, wie viel ein Mensch leiden und dennoch leisten kann.

Er hat, trotz aller rauschenden Ehren, mit denen es ihn überhäuft, die Grausamkeit des Schicksals ganz erfahren. Hin- und hergeworfen von den Stürmen und nirgends recht wurzelnd, schien Bülow endlich in Hamburg den Ort erreicht zu haben, der ihm noch ein spätes Glück, einen friedlichen und freundlichen Lebensabend verhieß. Die Hamburger schätzten und verehrten ihn; ein trauliches Heim, aus dessen Fenstern man über die Baumgipfel des Glacis hinweg den weiten Horizont und die stillbewegte Fläche der Außenalster sah, war ihm dort gegründet, und eine liebenswürdige Gemahlin, die, nachdem sie der Bühne entsagt, nur noch für ihn lebte, wußte diesen Räumen den ganzen Zauber eines Künstlerinterieurs zu geben. Doch nicht einmal hier zu sterben war ihm vergönnt. Das Unberechenbare, das über seinem Leben gewaltet, hatte noch Macht über seinen Tod. Unter dem Himmel Aegyptens hat dies ungestüme Herz, das so viel gelitten, zu schlagen aufgehört; aber Alle, die sein Verhältniß zu Hamburg kannten, werden es begreifen, daß seine Asche da ruhen soll, wo der Lebende glaubte, seine Heimath gefunden zu haben.

J. R.

Aus dem Berliner Musikleben.

Berlin, März 1894.

Das öffentliche Berliner Musikleben ist während des letzten Winters so in die Breite gegangen, daß eine noch weitere Ausdehnung schon deshalb kaum möglich scheint, weil die zur Verfügung stehenden Concertsäle so gut wie jeden Abend besetzt sind. Es ist hier nicht der Ort, den Ursachen dieser Concerthypertrophie nachzuspüren. Die Wirkung ist jedenfalls die, daß gutes und schlechtes Musiciren sich nicht immer im günstigsten Verhältniß mischen. Zwar wird Bedeutendes genug geboten, aber die Mittelmäßigkeit überwuchert doch das wirkliche Künstlerthum, zerstreut und verwirrt das Publicum, ermüdet die Kritik und drückt den Durchschnitt der Leistungen bedauerlich herab. Dem Einzelnen ist es durch diese Umstände unmöglich gemacht, auch nur das Hervorragendste immer selbst zu hören; eine musikalische Ueberschau kann also nur Stichproben bieten, und darf nicht von ferne den Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

Im Rahmen der Concertveranstaltungen nehmen die Vorträge der Solisten weitaus den größten Raum ein. Hier ist es am schwersten, das künstlerisch Gültige vom Minderwerthigen auszuscheiden, weil das ewig Gestrige zu sehr vorherrscht. Weit ab vom Alltäglichen lagen die Liederabende der Frau Joachim. Die Künstlerin, die in früheren Jahren ihre Hörer in großem Zuge über die Entwicklungsgeschichte des deutschen Liedes wegführte, hatte es diesmal unternommen, an drei Abenden Volkslieder verschiedener Nationen vorzutragen. Nun hat es mit dem Volkslied eine eigene Bewandtniß. Wie das volksthümliche Sprichwort die Summe aus vielen Erfahrungseinheiten zieht, so faßt das Volkslied ganze Stimmungs- und Empfindungsgruppen in einen knappen, musikalischen Satz zusammen. Dieser weite, typische Charakter des Volkslieds bringt es mit sich, daß es nur dann seine volle Wirkung üben kann, wenn es dem Milieu, aus dem es herausgewachsen ist, wieder zurückgegeben und dadurch persönlich verengert wird: wenn es in Feld und Wald, auf der Wanderschaft, im geselligen Kreise beim Wein erklingt. Im Licht des Concertsaales, vor einer Versammlung geputzter Menschen von einem Einzelnen gesungen und am Clavier begleitet, muß es gegenüber dem schärfer individualisirten Kunstlied verblassen. Das wird Jeder empfinden, wenn es sich um deutsche, allgemein bekannte Volkslieder handelt. Wollte Jemand im Concert „In einem kühlen Grunde" oder „O Straßburg" singen, so würde er damit gewiß mehr Verwunderung als irgend ein anderes Gefühl erregen. Kommen Volkslieder anderer Nationen in Betracht, so trägt das Fremdartige des Colorits für uns deutsche Hörer wohl einen eigenen Reiz hinzu. Aber wer solche Gesänge in den Ländern gehört hat, wo sie ihren Ursprung haben, in einer Umgebung, auf deren Charakter sie gestimmt sind, und mit Begleitung von Guitarre und Mandoline, oder Bagpipe, oder anderen nationalen Instrumenten an Stelle des Claviers, der vermißt im Concertsaal einen starken Bruchtheil des früher durch sie empfangenen Eindrucks. Diese

principiellen Einwände gegen die Verpflanzung des Volkslieds auf das Concertpodium bleiben bestehen, auch wenn man zugibt, daß Frau Joachim mit ihren Vorträgen großen Eindruck machte. Sie hatte eine sehr kluge Auswahl getroffen. Der erste Abend wurde durch altniederländische, englische, spanische, französische und italienische, der zweite durch nordische, slavische, neugriechische und ungarische Volkslieder ausgefüllt; der dritte allein gehörte dem deutschen volksthümlichen und Volkslied, meist aus älterer Zeit. Und die große Sängerin trug unvergleichlich vor. Geist, Empfindung und feinster Kunstgeschmack reichten sich die Hände, eine geschickt gearbeitete Clavierbegleitung gab die harmonische Grundlage — und so wurde das Volkslied ziemlich in die Sphäre des Kunstlieds hineingerückt. Aber gerade diesem Umstand war es zu danken, daß die Zuhörer mit immer wachem Interesse den Vorträgen folgten.

Neben Frau Joachim that sich die Wiener Gesangmeisterin Frau Nicklaß-Kempner hervor, und die ehemalige Coloraturdiva unserer Hofoper, Frau Lilli Lehmann, die im Lauf der Zeit eine ausgezeichnete Liedersängerin geworden ist. Sie nimmt sich mit großer Wärme der Lyrik Bungert's an. Im Eifer für den Componisten ihrer Neigung schießt sie nur dadurch übers Ziel, daß sie einen ganzen Abend mit seinen Werken ausfüllte. Bungert ist ein sehr anmuthendes, aber doch eng umgrenztes Talent. Seiner Natur fehlt die Vielseitigkeit, die es allein ermöglicht, etwa zwanzig Lieder von ihm hintereinander ohne Ermüdung anzuhören; es wird ihm also durch eine Massenvorführung seiner Compositionen mehr geschadet als genützt. Auch die Individualität von Robert Franz, dem Frau Lehmann's zweiter Liederabend galt, ist einem solchen Experiment kaum günstig. Die intimste, feinsinnigste Stimmung geht zuletzt unter in dem allzu gleichmäßigen Grau der Gesammtfärbung. Die künstlerische Wirkung beruht nun einmal auf dem Gegensatz.

Unter den Claviervorträgen stehen die drei Vormittage, an denen Anton Rubinstein das Musikerpublicum von Berlin zu sich gebeten hatte, an erster Stelle. Rubinstein spielte nur eigene Compositionen, und Mancher mag erstaunt gewesen sein über die Fülle unbekannter Schönheit, die sich hier vor ihm aufthat. Es ist unbegreiflich, daß Rubinstein's Clavierstücke nicht mehr berücksichtigt werden, wo sich in Concerten so viel Werthloses vordrängt. So, wie von Rubinstein selbst, wird man sie freilich nie wieder spielen hören, mit diesem vollen, weich einhüllenden Ton — dem Clavierton kat' exochen — und diesem unbeschreiblichen Vortrag, der Herz und Phantasie gleich mächtig anregt.

In den bekannten Kammermusikvereinigungen hat sich im letzten Winter noch ein neues Unternehmen hinzugefunden: der treffliche Pianist Franz Rummel veranstaltete vier Concerte, in denen hauptsächlich neuere oder unbekannte ältere Kammermusikwerke zur Aufführung kamen. Erwähnung verdienen ein Clavierquintett und ein Claviertrio von Christian Sinding: desselben Componisten Variationen für zwei Claviere wurden von Eugen d'Albert und Frau d'Albert-Careño gespielt. Sinding's Schöpfungen sind nicht immer gleichwerthig; in demselben Werk stehen oft kräftige, eigenartig gefaßte Gedanken neben volltönender Phrase. Den bedeutendsten Eindruck im Ganzen hinterließ das Quintett in E-moll. Im Trio (op. 23), das mehr den Zuschnitt eines arrangirten Orchesterstücks als eines originalen Kammermusikwerks trägt, wirkt der erste Satz noch überzeugend, dann geht's abwärts mit der Erfindung, und im Finale wird eigentlich nur noch Lärm geschlagen um Nichts, oder wenigstens um Einfälle, die so viel Aufhebens nicht werth sind. Aehnlich ist es mit den Claviervariationen bestellt: Anfangs ein interessantes Drehen, Wenden und Entwickeln des Themas, im letzten Drittel leeres Virtuosenthum. Ein Sextett (op. 6) für Clavier und Blasinstrumente von Ludwig Thuille hatte nichts gerade tief Bewegendes zu sagen, aber es war sehr liebenswürdig in seiner ganzen Art, mit sicherem Formgefühl gearbeitet und gut zu hören. In einigen Liedern von Thuille, die Frau Herzog wunderschön sang, konnte die Empfindung nicht frei aufathmen, die Reflexion lag zu schwer auf ihr.

Wenn von Berliner Orchesterconcerten gesprochen werden soll, so kann man nicht ohne tiefe Wehmuth an den Tod Hans von Bülow's denken. Sein Hingang ist für Berlin ein unersetzlich schwerer Verlust. Er war der Erste, der uns individuelle Orchesterleistungen kennen lehrte, und er war der Einzige, der immer Geistvolles, Neues, Ueberraschendes vorbrachte, auch wenn er Compositionen dirigirte, die Jeder schon Dutzende von Malen gehört hatte. So lange er in den philharmonischen Concerten die Herrschaft führte, bildeten sie den Mittelpunkt des winterlichen Musiklebens; nach seinem Rücktritt haben sie alle und jede Bedeutung eingebüßt: neue Compositionen kommen in ihnen so gut wie gar nicht, und die alten nicht gut zur Aufführung. Und da nun die Hoffnung, Bülow doch noch wieder an ihrer Spitze zu sehen, endgültig abgeschnitten ist, so sind sie zum mindesten überflüssig, wenn nicht schädlich geworden. Denn ihr einziger Zweck würde der sein, ein Scherflein zur Uebersättigung des Publicums beizusteuern, und den Abonnementsconcerten der königlichen Capelle, die seit Weingartner auf sehr beträchtlicher Höhe stehen, einige Hörer zu entziehen.

Merkwürdig berühren sich die beiden Concertunternehmungen darin, daß sie je eine Sinfonie von Anton Bruckner aufgeführt haben. Dazu wiederholte der Ochs'sche Gesangverein noch das Te Deum, das früher schon gelegentlich der Tonkünstlerversammlung hier gehört worden war. Es hat also fast den Anschein, als ob der greise Wiener Stürmer und Dränger ein wenig in Mode käme. Aber um mehr als Modelaune wird es sich auch hier nicht handeln. Bruckner kann wohl augenblicklich interessiren, aber schwerlich auf die Dauer anziehen. Bei allem Feuer und bei allem Schwung der Phantasie fehlt ihm doch die Fähigkeit, ein Stück organisch zu bilden und eine Stimmungseinheit festzuhalten. Ein Ländler-Scherzo schreibt er ohne Stocken, er singt auch eine herzrührende Melodie breit heraus, und dann auf einmal wieder erhebt er ein ganz wildes Getöse ohne Grund und ohne Ziel, und schüttelt ohne Unterscheidung Perlen und farbige Glasstücke bunt durcheinander. Wo ein Text ihn fest im Zügel hält, da läuft die Sache besser ab, da kann er nicht so leicht der musikalischen Logik aus dem Wege gehen. So ist auch das „Te Deum" ein Werk von großem Zug und von eindringlicher, wenn schon etwas pathetischer Beredtsamkeit. Der Ochs'sche Verein brachte mit Bruckner's „Te Deum" zugleich mehrere Werke für Solostimmen und für Chor mit Orchester von Hugo Wolf zur Aufführung. Das „Elfenlied" für Sopransolo, Frauenchor und kleines Orchester ist ein gefälliges und äußerst wohlklingendes Stückchen. Größer im Umriß und bedeutsamer in der Ausgestaltung erscheint die Composition von Mörike's geheimnißvollem „Feuerreiter". Der Chorpart bietet sehr erhebliche Schwierigkeiten; durch ihre glänzende Ueberwindung hat der Verein seinen guten Ruf aufs Neue bestätigt.

Die königliche Oper war bei der Wahl ihrer Neuheiten im Allgemeinen wenig vom Glück begünstigt. Als Erstes brachte sie einen Abend mit drei Einaktern: Gringoire von Ignaz Brüll, Maria von Ferdinand Hummel und — Mendelssohn's Walpurgisnacht, für die Bühne eingerichtet. Die Inscenirung eines Oratoriums oder einer Cantate ist ein völlig unkünstlerisches Unternehmen. Denn darin besteht eben die Größe dieser Kunstgattung, daß nicht eigentlich die Handlung selbst sich vor uns abspielt, daß vielmehr aus den Aeußerungen der Solisten und des Chors nur die Gefühlsreflexe einer Handlung ins Auditorium fallen. Durch Versetzung des Vorganges aus der unendlich weiten Phantasie des Hörers auf den flachen Bühnenraum wird dem Oratorium gerade sein Eigenstes und Bestes genommen. Wenn anderswo Versuche in dieser Richtung angestellt sind, wenn man die Walpurgisnacht selbst, Liszt's heilige Elisabeth und gar Mendelsohn's Paulus in Costüm und Decorationen gezwängt hat, so mußte das Mißlingen solcher Zwitterbildungen von Rechtswegen warnen, sich weiteren Fehlschlägen dieser Art auszusetzen. Doch haben die Erfahrungen Anderer für Berlin

nichts gefruchtet. Die königliche Oper ließ es sich nicht nehmen, die künstlerische Unmöglichkeit einer scenischen Oratorienaufführung erst selbst zu erproben.

Brüll's „Gringoire", wiewohl eine echte, rechte Oper, aber von blasser Muthlosigkeit der Musik, verschwand gleichfalls bald — blieb also nur „Mara", der wohlgelungene Text von Axel Delmar, die weniger gelungene Musik von Ferdinand Hummel. Mara gehört zu jener Gattung musikdramatischer Aphorismen, die durch Mascagni's „Cavalleria" aufgekommen sind: es ist der Schlußaccord eines Dramas, kein Drama selbst. In der Concentration der Handlung, in der Schlagfertigkeit der Scenenfolge ruht auch seine Wirkung, nicht etwa in der Musik. Die Vorgänge spielen sich im Kaukasus ab. Mara sitzt vor ihrer Hütte, tändelt mit ihrem Söhnchen Dmitri und singt es in Schlaf. Da kommt hastigen Laufs Eddin, ihr Mann, daher: er hat auf einem Beutezug im Gebirge den Angehörigen eines feindlichen Stammes erschossen, und die Verfolger sind ihm auf den Fersen. Aufs Höchste erschreckt, verbirgt ihn Mara. Bald werden auch die Feinde sichtbar, Allen voran Mara's Bruder. Der Erschossene ist ihr Vater gewesen, die That fordert blutige Sühne. Wenn Mara nicht Eddin's Versteck angibt, wird Dmitri es mit dem Tode büßen. Eddin hört die Drohung und stellt sich selbst. Er soll lebend vom Fels in die Tiefe gestürzt werden, wie er auch fleht, daß man ihn vorher tödten möge. Doch als er am Abgrund steht, ergreift Mara seine Büchse und erschießt ihn. Ferdinand Hummel hat den Neuitalienern eifrig ihre Technik abgesehen und weiß das von außen Angenommene mit Geschick zu verwerthen. In der Ouvertüre wogen aufgeregte Motive der Oper. Auf halber Wegstrecke kehrt der Componist um und führt das bisher Gespielte noch einmal vor: ein bequemes, aber wenig empfehlenswerthes Verfahren. Dann fällt hinter dem Vorhang ein Schuß, und eine jäh abstürzende Coda beschließt das Vorspiel. Denselben Charakter, wie in der Ouvertüre, trägt die Musik in der ganzen Oper. Sie begnügt sich damit, die Handlung durch harmonisches Orchestergeräusch intensiver zu färben, sie ist wild und drängend in den leidenschaftlichen Momenten, fanft sich anschmiegend bei lyrischen Stellen. Zu selbständiger Bedeutung kommt sie nicht, kaum, daß ein und das andere Motiv schärfer heraustritt. Nur in dem Schlummerlied schließt sich eine einigermaßen feste, allerdings sehr hysterische Melodie zusammen. Man könnte diese Art der Textcomposition „objective Musik" nennen. Die Tonmasse steht dem Drama gegenüber wie eine Art Publicum: wo die Zuschauer sich aufregen würden, wird die Musik laut, wo die Zuschauer sich wieder beruhigen, wird die Musik leise. Aber die Bedingung, daß die Töne etwas ganz Besonderes hinzutragen sollen, eben das Transscendentale, was Wort und Handlung zusammen noch nicht ausdrücken können, diese Bedingung erfüllt Hummel's Musik nicht. Man wird schwer entscheiden, ist es kluge Selbstbeschränkung, die den Componisten darauf verzichten läßt, markig in die Entwicklung der Ereignisse einzugreifen, oder ist es Unvermögen. Darüber würde erst ein zweiter Bühnenversuch Hummel's ein Urtheil gestatten. Die Darstellung der Titelrolle lag in der Hand von Frau Pierson. Schauspielerisch gelang ihr die Partie nicht übel, aber der gesangliche Theil wurde, wie immer bei dieser Sängerin, durch unausgesetztes Detoniren und Tremoliren stark beeinträchtigt.

Das erste größere Opernwerk, das in diesem Winter seine Aufführung in Berlin erlebte, waren die „Medici" von Leoncavallo. Wie jetzt üblich bei Stücken, die aus Italien kommen, war auch dieses mit einem großen Aufwand von Lobeserhebungen im Voraus angekündigt worden. Um so schlimmer mußte für jeden Kunstfreund hinterher die Enttäuschung sein. Denn die „Medici" halten nach keiner Richtung, was die „Bajazzi" versprochen haben. Dort ein Stück Leben, durch die Musik erwärmt und erhöht, hier schlechte Schablone, ein matter Abglanz der alten, großen Oper Meyerbeer'schen Stils, leider ohne Meyerbeer's melodische Erfindung. Wie für die „Bajazzi", so hat sich Leoncavallo auch für die „Medici" den Text selbst geschrieben. Das Stück ist gedacht als das erste einer historischen Trilogie mit

dem Titel „Crepusculum“. Diese Bezeichnung lehnt sich offenbar an Wagner's und der nordischen Mythologie „Götterdämmerung“ an: wie dort der Untergang des Asenreichs, so soll hier das Absterben des Italiens der Renaissance geschildert werden. Wagner's Einwände gegen die historische Oper werden mindestens bis zu dem Punkt gelten müssen, daß die Musik nur Gefühlsausdruck sein kann, und daß es ihr vollkommen versagt ist, aus eigenen Mitteln historisches Localcolorit zu geben. Für das zeitgeschichtliche Detail muß in letzter Linie immer der Costümschneider und der Decorationsmaler einstehen. Da aber die Oper durch das Zusammengehen vieler Künste zu Stande kommt, so könnte man die Bestreitung eines Factors in der Gesammtwirkung schon den decorativen Kunstfertigkeiten überlassen — sind sie doch auch für die romantische Oper von nicht geringer Bedeutung — wenn anders nur in den historischen Costümen wirkliche Menschen stecken. Das ist aber in den „Medici“ nicht der Fall.

Der erste Act spielt im Walde bei Florenz. Er beginnt mit einem, glücklicherweise nur kurzen, politischen Zwiegespräch zwischen Giuliano und Lorenzo de Medici. Dann naht die Jagdgesellschaft, und Giuliano singt mehrere Canzonen. Für jede einzelne dieser Dichtungen weist Leoncavallo im Textbuch durch Fußnoten umständlich die Quellen nach. Auch jedes andere historische Detail wird bis zur Lächerlichkeit mit Anmerkungen verbrämt, so daß der Text fast das Aussehen eines wissenschaftlichen Werkes gewinnt. Dies Verfahren wirft ein eigenes Licht auf Leoncavallo's Anschauung vom Wesen des Dramas. Ob die geschichtliche Wahrheit mit philologischer Genauigkeit wiedergegeben ist, darauf kommt es gewiß am allerwenigsten an. Das Bühnenwerk soll unmittelbar zu den Sinnen sprechen, und der Dichter hat erst dann seine Schuldigkeit gethan, wenn es ihm gelungen ist, die Personen seiner Handlung so auszustatten, daß sie uns zum Mitempfinden ihrer Freuden und Leiden an sich ziehen. Gerade hier versagt nun Leoncavallo's Gestaltungskraft. Er gleicht in der Aengstlichkeit seiner Quellennachweise und in der Kleinlichkeit der Menschenbildung manchem der modernen Realisten, die mit blödem Auge die Natur bis aufs Tüpfelchen nachmalen, statt weitblickend über sie hinzusehen. So tritt keine Person plastisch und lebendig hervor. Nachdem Giuliano und Lorenzo eine lange Scene hindurch gesungen und agirt, haben wir kaum so viel erfahren, daß Giuliano der feurigere und thatkräftigere, Lorenzo der mehr träumerischem Kunstschwärmen zuneigende der beiden Brüder ist. Obendrein sagt auch das noch zumeist der Text, die Musik betheiligt sich wenig an der Charakteristik. Erst als Simonetta auftritt, erscheint ein menschliches Wesen auf der Bühne. Simonetta und ihre Freundin Fioretta wollen sich im Grünen ergehen. Die lebhafte Fioretta wird vom Jagdgetümmel angezogen, Simonetta bleibt allein und singt ein schwermüthiges Liedchen. Dies ebenso anmuthige wie originelle „Ritornello toscano“ ist die glücklichste Eingebung, die der Componist in der ganzen Oper gehabt hat; wenn es nicht etwa aus dem italienischen Volksgesang herübergenommen ist, darf man Leoncavallo zu seiner Erfindung Glück wünschen. Ein Hofcavalier belauscht die Singende und bedrängt sie mit Liebesanträgen. Simonetta ruft um Hülfe, und Giuliano tritt aus dem Gebüsch. Die jungen Herzen finden sich bald: ein ungestümes Werben, ein schamhaftes Zurückweichen erst, dann völliges Sich-Hingeben. Fioretta's Stimme schreckt das Liebespaar aus der Umarmung. Die Freundin merkt bald, wie es um die Beiden steht; mit Schmerz, denn auch ihre Neigung fliegt dem schönen Jüngling entgegen. Diesen zweiten Theil des ersten Acts hat der Dichter mit einigem Anschein des Lebens aufgebaut. Aber dem Componisten, der hier so recht hätte zeigen können, was an musikalischer Kraft in ihm steckt, geht vollständig der Athem aus. Seine eigene Erfindung kommt nicht wesentlich über die Phrase hinweg; wo es stimmungsvoll und bedeutend wird, hat Wagner das Material geliefert. Und zwar mehr als bloße Aehnlichkeiten. Die Nachempfindung geht so weit, daß man mit Leichtigkeit Stelle für Stelle die Melodieströme nachweisen könnte, aus denen Leoncavallo geschöpft hat.

Im zweiten Act wird ein Complott geschmiedet, die Medici zu verderben und Florenz von ihrer Herrschaft zu befreien. Bei anbrechender Nacht finden sich die Pazzi, Bandini, Salviati und Montesecco zusammen und singen nach guter Opernverschwörer Art ihre tiefsten Geheimnisse auf den Markt hinaus. Sie bedienen sich zu diesem Behuf einer Melodie, welche in unmittelbarer Nähe der Schwerterweihe aus den „Hugenotten" gewachsen ist. Ueberhaupt hat diese ganze Scene etwas eminent Meyerbeer'sches: solche pochenden Triolen, solche schwer aufsteigenden Baßgänge und Melodiefloskeln schrieb der alte Meister des Effects öfter, aber immer geschickter und wirksamer. Nachdem die Spießgesellen zu dem Entschluß gekommen sind, Giuliano und Lorenzo auf einem Gastmahl zu ermorden, gehen sie befriedigt auseinander. Es tritt dafür Lorenzo mit Lautenspielern auf und bringt der Lucrezia Donati ein Ständchen. Bald sammelt die Menge sich um ihn, Fackelträger erscheinen, Tanzlieder erschallen, und das junge Volk schwingt sich im Reihen. Was Leoncavallo hier an Melodien ausgibt, fließt wenigstens ungezwungen hin; leider ist es recht unbedeutend, zum Theil sogar trivial und für den Chor schwer sangbar. Unter den Zuschauern befindet sich, nebst Giuliano, auch Simonetta mit ihrer Mutter. Simonetta, durch die Nähe des Geliebten angefeuert, wird von der allgemeinen Lust mitgerissen und, trotzdem die Mutter sie mahnt, ihre zarte, von innerem Leiden angekränkelte Gesundheit zu schonen, singt sie ein leidenschaftliches Lied und stürzt sich in die Fluth des Tanzes — um nach wenigen Minuten in einem Blutsturz zusammenzubrechen. Voll Entsetzen zerstreut sich das Volk, Simonetta wird nach Hause getragen. Als die Letzten finden sich Giuliano und Fioretta zusammen; im Hin und Her des Gesprächs gesteht Fioretta dem Mediceer ihre Liebe und entflieht eilig. Giuliano bleibt erschreckt zurück. So wenigstens schreibt es das Textbuch vor. Herr Sylva, der Darsteller des Giulio, bringt aber die wenig geschmackvolle Aenderung an, daß er dem Mädchen nachstürmt, wie um auf frischer That die Früchte dieser Liebe zu ernten.

Im dritten Act hat Leoncavallo das Bedürfniß gefühlt, ein Septett zu schreiben. Um das zu ermöglichen, gibt er der Scene eine Einrichtung, die heutzutage auf der Opernbühne doch nicht mehr erlaubt sein sollte. Links im Vordergrunde steht Simonetta's Häuschen, dem vorn eine Wand fehlt, damit man in das Zimmer hineinsehen kann. Hier singen Giuliano und Fioretta ihre Kümmernisse aus: Giuliano's Herz gehört Simonetta, die schwer krank darniederliegt; seine Sinne umstrickt Fioretta, die sich ihrerseits wieder Gewissensbisse macht, daß sie die Freundin betrügt. Vor dem Hause treffen sich die vier Verschwörer und wiederholen den ersten Auftritt des zweiten Acts, nur daß sie jetzt übereinkommen, die Mediceer sollten in der Kirche umgebracht werden. Und auf der Rampe des gegenüberliegenden Hauses steht Simonetta im hellen Mondschein dicht neben den Verschwörern, belauscht ihren Plan und singt in ihre Unterredung hinein, ohne daß Jemand sie hört und sieht! Ist schon die scenische Einrichtung ziemlich ungeschickt, so darf die musikalische wohl mißlungen genannt werden. Die sieben Stimmen werden auf und nieder bewegt und zu einander in Gegensatz gebracht, ohne daß daraus ein musikalisches Gebilde emporwüchse, das zu den aufgebotenen Mitteln auch nur annähernd in einem richtigen Verhältniß stände. Man denkt an das Quartett aus „Rigoletto" oder an das Sextett aus „Lucia von Lammermoor". Wäre Leoncavallo etwas Aehnliches gelungen, dann dürften wir zufrieden sein, und seine bedingungslosen Anhänger würden ihn sicher als den größten Meister aller Zeiten preisen. Was in diesem Septett vor sich geht, ist aber nur ein ermüdendes und zweckloses Umwälzen der Stimmen ohne melodisches Rückgrat. Mehr befriedigt das darauf folgende Quartett; hier ist wenigstens musikalisches Leben und eine, wenn auch in bescheidenen Grenzen sich bewegende Melodie nachzuweisen. Nachdem Pazzi, Salviati und Bandini gegangen sind, entdeckt Montesecco die lauschende Simonetta und zeigt ihr durchs Schlüsselloch Giuliano zu den Füßen Fioretta's, um sie vom Verrath abzuhalten. Aber Simonetta, obwohl ins Innerste getroffen, will den Geliebten doch

retten. Sie dringt ins Zimmer — da verlassen sie ihre Kräfte, und sie sinkt leblos nieder, ehe sie ihre Warnung aussprechen kann.

Der vierte Act ist wieder ein geringwerthiger Meyerbeer. In der Kirche Santa Reparata hat der Gottesdienst begonnen. Priester und Chor intoniren das Credo. Nun ist es höchst wunderlich, daß Leoncavallo sich die einzige Gelegenheit, auch in der Musik historische Genauigkeit zu zeigen, hat entgehen lassen. Es sind aus dem fünfzehnten Jahrhundert Messen in ziemlicher Anzahl erhalten, und Leoncavallo hätte mit leichter Mühe entweder einen dieser alten Gesänge in seine Oper hinübernehmen oder dessen Stil nachbilden können. Er hat keins von beiden gethan, sondern setzt zu den Worten des Credo eine sehr wenig erbauliche, inhaltleere Musik, die so neumodisch ist, daß z. B. die Orgel zweimal hintereinander schauervolle Sequenzen von acht verminderten Septimenaccorden spielt, was hoffentlich in keiner Kirche der Welt vorkommt. Beim Intoniren des Sanctus dringen Pazzi und Bandini auf Giuliano ein und erdolchen ihn. Lorenzo wird in dem folgenden Getümmel nach der Sacristei gedrängt. Während die Mörder aus der Kirche stürmen, um die Freiheit auszurufen, tritt er wieder unter das Volk und hält eine Ansprache, fast wie Antonius an der Leiche Cäsar's, kürzer zwar, aber deshalb nicht bündiger. Die Bürger sind trotzdem sofort überzeugt, daß Pazzi und Bandini nicht zu den ehrenwerthen Männern gehören, und eilen, den Mord zu rächen. Damit schließt das Stück. Als Ganzes betrachtet, ist es unbedeutend nach Seite des Dramatischen sowohl als des Musikalischen. Man hat immer die Empfindung, daß der Dichtercomponist sich an einer Aufgabe abmüht, der er nicht gewachsen ist; daß er Großes will und Mittelmäßiges erreicht, weil seine Kräfte nicht zulangen. Das relativ Interessanteste enthalten die beiden ersten Acte; was nachher kommt, dient nur dazu, vorher empfangene Eindrücke abzuschwächen.

Unter den Darstellenden der Oper steht Allen voran Frau Herzog als Simonetta. Sie leistet bei der Verkörperung dieser einzigen Person, die uns menschlich nahe kommt, schlechthin Vollendetes in Gesang und Spiel. Für Frau Sucher ist die Fioretta nicht recht geeignet, und Herr Bulß mußte sein bedeutendes Können an den Lorenzo verschwenden. Er that, was in seinen Kräften stand, aber Leben vermochte er der Puppe auch nicht einzuflößen. Der Chor und das Orchester waren in den beiden Vorstellungen, die ich hören konnte, keineswegs tadellos. Von der königlichen Oper muß man jedenfalls eine andere Höhe der Leistungen verlangen.

Um Opern vom Schlage der Medici brauchen wir uns wahrlich nicht nach Italien zu bemühen; bessere gibt's in Deutschland noch eine ganze Anzahl, und die Bedürfnisse des Alltags müßten doch so viel wie möglich aus den Erzeugnissen des eigenen Landes gedeckt werden. Womit nicht etwa einer nationalen Absperrung das Wort geredet werden soll: Meisterwerke haben die Bestimmung, von Volk zu Volk zu wandern, und werden willkommen sein, von wo sie auch stammen. So kann es nur freudig begrüßt werden, daß die königliche Oper ihren Spielplan mit Verdi's Falstaff bereichert hat. Schon vor einem Jahre, bei ihrer Aufführung im Kgl. Opernhause durch die Mitglieder des Teatro alla Scala, hatte diese Musik-Comödie, welche wir damals eingehend gewürdigt haben[1]), die Zuneigung Aller gewonnen, die graciöse Erfindung und geistreiche Gestaltung zu schätzen wissen. Je näher man dem Werk tritt, desto mehr noch verstärkt sich dieser erste, günstige Eindruck; die deutsche Bearbeitung von Max Kalbeck läßt die intimen Beziehungen zwischen dem witzigen Dialog und dem witzigeren Orchesterpart noch schärfer hervortreten; die Zierlichkeit der Einzeltheile, die so fein und doch so fest zusammengefügt sind, kommt dem Hörer noch klarer zum Bewußtsein; das Ganze erscheint als die schönste Blüthe, die bislang aus der Vereinigung deutscher und romanischer Tonkunst sich aufgeschlossen hat. Freilich — so recht shakespearisch ist weder Falstaff

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1893, Bd. LXXVI, S. 146—148.

noch sind es die übrigen Personen des Stückes; der derbe Humor Alt-Englands hat einem eleganteren und abgeschliffeneren Scherz weichen müssen, in der Musik vielleicht noch mehr, als im Text. Aber wer möchte hieraus Verdi einen Vorwurf machen? Darin zeigt sich gerade seine Stärke und künstlerische Klugheit, daß er gar nicht versucht, sich und sein Können Zuständen und Persönlichkeiten anzupassen, die ihm als Italiener fern liegen und im Kern ihres Wesens deshalb eigentlich unverständlich sein müssen. Er assimilirt sich vielmehr das Fremde und gestaltet es seinen Bedürfnissen gemäß: so allein ist es ihm möglich geworden, ein ganzes und vollwichtiges Kunstwerk zu schaffen, dessen wir uns freuen wollen. Wozu wir umsomehr Grund haben, als die deutsche Aufführung über die italienische wesentlich hinwegragt. Damals erwiesen sich namentlich die Damenrollen als ungenügend besetzt, während die Herren besser mit ihren Partien fertig wurden. Jetzt stehen Alle auf gleich hoher Stufe. Meister Betz hat im Falstaff eine Gestalt gefunden, wie sie für seine Individualität passender kaum zu denken ist. Das behäbig Breite, das wohl seine eigenste Natur ist, und das seinem Hans Sachs so gut steht, kann er hier reichlich entfalten, und seine außerordentliche Gesangskunst wie seine musterhaft deutliche Aussprache, die sich keine Nüance des Textes entgehen läßt, treten damit zu einer Leistung von seltener Größe und Einheitlichkeit zusammen. Neben ihm that sich als Ford Herr Fränkel hervor, und als Alice und Frau Quickly boten die Damen Leisinger und Götze Ausgezeichnetes. Die sehr schwierigen Ensembles waren von Dr. Muck, der das Werk leitete, aufs Beste einstudirt. Als Gipfelpunkte der Aufführung müssen die Waschkorbscene im zweiten Act und das prächtige fingirte Finale des dritten Actes hervorgehoben werden.

Carl Krebs.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, Mitte März 1894.

Der deutsch-russische Handelsvertrag ist das Ereigniß des Tages. Zwischen den beiderseitigen Regierungen vereinbart, hat er die Zustimmung des deutschen Reichstages in der entscheidenden Abstimmung der zweiten Lesung nicht nur mit der verfassungsmäßig erforderlichen relativen, sondern mit absoluter Mehrheit gefunden. Während der Berathungen kamen aus den verschiedensten Kreisen des deutschen Volkes unaufhörliche Zustimmungserklärungen zu dem nach langen Unterhandlungen endlich dem Abschluß nahe gebrachten Werke: von den Webereien am Rhein, von den Stahl- und Eisenwerken in Westfalen und Schlesien, von den chemischen Fabriken in den verschiedensten Gegenden, von Interessenten-Vereinen, Handelskammern, von den communalen Vertretungen der großen und Mittelstädte. Demgegenüber ist in Deutschland eigentlich nur ein Stand, der sich, wenigstens in seinen gewohnten Vertretern, gegen den Vertrag ausspricht, aber ein Stand, der den Anspruch erhebt, vor allen Anderen berücksichtigt zu werden: der Stand der Landwirthe. Und was diesem Widerspruch einen gewissen Hintergrund gibt, das ist die auffallende Thatsache, daß auch in den Kreisen, die dem Vertragswerke zujubeln, doch eigentlich nicht behauptet wird, daß wir in der Herabminderung russischer Zollpositionen so besonders viel erreicht hätten. Worin ist nun eigentlich die Bedeutung dieses Handelsvertrages zu suchen?

Wir finden ihn in erster Linie nicht in den viel besprochenen einzelnen Positionen des Zolltarifs, sondern in dem vertragsmäßig ausgesprochenen Grundsatz, daß von nun an beide Länder sich auf dem Fuße der „meistbegünstigten Nation" behandeln werden. Bisher hatte Rußland traditionell daran festgehalten, seinen Tarif autonom zu gestalten, keinerlei Verpflichtungen andern Völkern gegenüber einzugehen, und es hat seine Autonomie seit dem Tarif von 1822 stets in schutz- und finanzzöllnerischem Sinne gehandhabt. Selbst die Erleichterungen, die in früherer Zeit nicht gerade selten eintraten, dienten doch nur demselben Zwecke. Nur einmal schien es, als ob eine andere Strömung auf die russische Zollpolitik Einfluß gewinnen sollte. Es war eben damals, als durch den englisch-französischen Handelsvertrag von 1860 die Meistbegünstigungs-Clausel aufkam und in Westeuropa sich schnelle Geltung verschaffte. War es doch für die westeuropäischen Staaten gegenüber den verwickelten alten Tarifverträgen, in denen jedem Volke jede Position erst mühsam abgerungen werden mußte, eine Erlösung, daß befreundete Völker sich dahin verständigten, sich von nun an jede Erleichterung zu gewähren, die nur irgend einem Volke an ihren Grenzen gewährt würde. Das war nun gerade die Zeit, wo die russische Gesellschaft anfing, liberal zu werden und eine Europäisirung zu betreiben, wie sie der russische Juvenal in seinen „Todten Seelen" soeben verspottet hatte, ohne sie hindern zu können. Damals, als Zar Alexander II. nach dem Vorgange westeuropäischer Staaten die Leibeigenschaft aufhob, als Reformen auf den

verschiedensten Gebieten der russischen Staatsverwaltung in Angriff genommen wurden, machten sich auch in der Zollpolitik Bestrebungen geltend, das russische Tarifsystem dem westeuropäischen zu nähern. Aber selbst in dieser Zeit der freihändlerischen Allüren blieb doch das Princip der Autonomie unangetastet. Einen Vertrag, in welchem Rußland sich die Hände gebunden hätte, hat es auch damals nicht geschlossen. Welch' furchtbare Waffe diese Autonomie für alle Industriellen enthielt, die in Handelsbeziehungen zu Rußland standen, wurde namentlich klar, als am 1. Januar 1877 die Regierung die Zahlung der Zölle in Gold anordnete; eine Anordnung, die bei dem damaligen Rubelkurse eine Steigerung der Zollbeträge um etwa ein Drittel ausmachte und kaum acht Wochen vor ihrem Inkrafttreten angekündigt war. Seit damals folgte Erhöhung auf Erhöhung bis zu dem Zollkriege, den wir im Septemberheft (1893) zu besprechen hatten. Jetzt hat Rußland, um seinem Getreide an der deutschen Grenze die andern Ländern bewilligte Zollermäßigung von 50 auf 35 Mark per Tonne zu sichern, selbst einen Vertrag auf Grundlage der Meistbegünstigung angeboten.

In zweiter Linie ist die Bedeutung des Vertragswerkes in der Festlegung auf zehn Jahre zu erblicken. Die wichtigsten Positionen des Zolltarifs (von 218 Positionen 95) sind für die deutsche Einfuhr nach Rußland theils ermäßigt, theils in ihrer gegenwärtigen Höhe gebunden. Fabrikanten und Kaufleute können für den Export nach Rußland jetzt genaue Berechnungen anstellen, sie können Handelsbeziehungen anknüpfen, ohne befürchten zu müssen, daß eines Tages ein neuer Ukas alle ihre Berechnungen über den Haufen werfe. Die Bindung mit der Meistbegünstigung zusammen sichert dem deutschen Kaufmanne, der eine russische Kundenwelt für den Consum westeuropäischer Artikel erzogen hat, auch dagegen, daß irgend ein anderer westeuropäischer Concurrent durch Zollbevorzugungen irgend welcher Art ihm den Rang ablaufe und dort ernte, wo der deutsche Kaufmann gesät hat.

Eine dritte und fast nicht minder bedeutende Reihe von Zugeständnissen liegt in den kleinen Bemerkungen zu den einzelnen Positionen des Tarifs, die einen Schutz gegen Zollchicanen bieten. Es ist keineswegs immer die Höhe der Zölle gewesen, die unsere Industrie am Export gehindert hat. Rußland gegenüber steht unsere Industrie anders da, als in ihrem Verhältniß zu den westlichen Ländern. Wir können selbst bei Zöllen bis zu 100 Procent des Werthes vielfach noch als erfolgreiche Concurrenten auf den russischen Markt treten, wenn es sich um Artikel handelt, in denen viel Arbeitswerth enthalten ist, in denen also vermöge der fein entwickelten deutschen Technik die Ersparniß gegenüber der noch unentwickelten russischen Industrie so bedeutend ist, daß sie selbst einen hohen Zoll aufzuwiegen vermag. Aber wenn das Bethecren von Eisenröhren oder die Glättung von Gußnähten in den Augen der Zollbehörden schon als „Bearbeitung" gilt und eine Versetzung in eine höhere Tarifclasse zur Folge hat; wenn Strickwaaren wegen eines angenähten Besatzes als Nähfabrikate betrachtet, wenn einfache Lederwaaren, denen eine Narbe eingepreßt ist, mit feingemusterten auf eine Stufe gestellt werden, dann freilich hört jede Möglichkeit der Berechnung und auch jede Möglichkeit der Concurrenz auf. Eine ganze Reihe eingestreuter Bemerkungen dient zur Beseitigung derartiger Interpretationen. Auch für Erleichterung der Zollabfertigung ist gesorgt; insbesondere hat Rußland eine Vermehrung der Zollämter zugesagt. Den beiderseitigen Staatsangehörigen wird freie Berechtigung zum Aufenthalt und zum Erwerb von Grundstücken, ungehindertes Auftreten vor Gericht, gegenseitige Anerkennung der Gewerbescheine u. a. m. zugesagt, theils in der Form, daß die Ausländer den Inländern, theils wenigstens in der Form, daß sie den meistbegünstigten Ausländern gleichgestellt werden.

Die Bedeutung des Vertragswerkes liegt also in seinem programmatischen Charakter. Rußland erklärt mit diesem Vertrage, daß es seine traditionelle Politik der unbedingten Autonomie in Zoll- und Handelssachen aufgibt. Mit vollem

Recht hat man bei Gelegenheit dieses Vertrages an einen Ausspruch des Fürsten Bismarck erinnert, daß Preußen seit fünfzig Jahren sich abgemüht habe, Rußland aus seiner Isolirung herauszubringen, und daß es in diesen Bemühungen fortfahren werde, wenn es auch noch weitere fünfzig Jahre dauern sollte. Es spielt hier für uns nicht nur das Interesse des höher civilisirten Landes mit, welches sein Nachbarland in das europäische Culturleben hineinziehen will, sondern darüber hinaus handelt es sich für uns auch darum, an der Kulturmission, welche Rußland an den noch weiter östlich gelegenen Ländern übt, auch unsrerseits theilzunehmen. Rußland steht gegenwärtig vor Culturaufgaben, im Vergleich zu denen Alles, was wir in Europa planen, klein erscheint. Es steht im Begriff, sein Eisenbahnnetz gleichzeitig bis nach Kiachta, nach Samarkand, nach Buchara vorzuschieben. Da handelt es sich für die deutsche Industrie keineswegs bloß um die Eisenbahnlieferungen für die Dauer des Baues. Es kommt auch darauf an, daß der deutsche Kaufmann der erste ist, der hinter den russischen Pionieren die neu entstehenden Handelswege nach den entfernten Theilen Sibiriens, nach der Mongolei, nach China hin, betritt. — Faßt man den Vertrag unter weiteren Gesichtspunkten auf, so erscheinen auch manche Einzelbestimmungen in anderem Lichte. Viel besprochen ist die Bestimmung des Schlußprotokolls, daß für die durchgehenden Eisenbahntarife nach Königsberg, Memel und Danzig die russischen Tarife für die directe Verbindung mit den Ostseehäfen Geltung haben sollen und zwar auch für die deutschen Strecken. Man hat darauf hingewiesen, daß hiermit die preußische Eisenbahnverwaltung ihre Tarifhoheit an das Ausland ausgeliefert habe, daß der russische Eisenbahnminister in Zukunft bestimmen werde, welche Tarife auf jenen preußischen Bahnen gelten sollen. Thatsächlich hat diese Vereinbarung eine ganz andere Bedeutung. Bei Beginn der deutschen Zollpolitik im Jahre 1879 ging Rußland sofort an einen Ausbau der Ostseehäfen in Mitau und Libau. Gleichzeitig wurden die Eisenbahntarife für die directe Verbindung mit diesen russischen Ostseehäfen so herabgesetzt, daß die russischen Importeure die ihnen näher gelegenen deutschen Ostseehäfen (außer wenn Naturereignisse dazu nöthigten) nicht mehr aufsuchten. Die russische Politik war darauf gerichtet, den gesammten russischen Ostseehandel durch systematische Tarifbegünstigungen von den deutschen Ostseehäfen abzulenken. Jene Erklärung im Schlußprotokoll bedeutet, daß Rußland jetzt auf diese Politik verzichtet. Daß die formelle Fassung des Artikels geschmackvoll oder für uns Deutsche ehrenvoll sei, wollen auch wir nicht behaupten in der Sache dürfte der Artikel für uns einen Vortheil enthalten.

Programmatisch ist die Bedeutung des Handelsvertrages auch für unsere innere Politik. Andere Kreise kommen jetzt zur Geltung als die, denen die Zollpolitik in dem Jahrzehnt 1879 bis 1889 gedient hat (oder dienen sollte). Unser Tarif von 1879 verdankte seine Entstehung einem Bündniß zwischen den östlichen Landwirthen und den westlichen Industriellen, welche gleichzeitig die Vertreter des rheinischen Handelslebens sind. Eine erheblich in Betracht kommende Landwirthschaft im Westen gibt es bei uns nicht, wohl aber hat es bei uns ein Handelsleben im Osten gegeben, das einstmals von Bedeutung war. Die Zollpolitik von 1879 war hinweggeschritten über die Leichen unserer Ostseestädte. Königsberg und Danzig, Memel und Tilsit sahen ihre Handelsstraßen veröden. Mit ihnen nehmen jetzt Stettin und Lübeck an den neu sich eröffnenden Verbindungen nach Rußland hin Theil. In Ost- und Westpreußen hat man immer anders über Rußland gedacht, als in Berlin oder gar in den Rheinlanden und Süddeutschland, wo man an die große wirthschaftliche Bedeutung unserer russischen Beziehungen nicht glauben mochte. In höchst beachtenswerther Weise hat sich die Heranziehung der an diesem Vertrage interessirten Kreise der Nation vollzogen. Der Tarif von 1879 war bei uns durch eine brutale Coalition zu Stande gekommen, welche jeden Widerspruch durch Niederstimmen beseitigte. Bei diesem Vertragswerke hat die Regierung von Anbeginn an sich eines „Zollbeiraths" aus den Kreisen der Interessenten bedient.

Die Regierung berief einzelne angesehene Vertreter aus der Landwirthschaft, der Industrie und dem Handel, welche ihrerseits sich so schnell wie möglich mit Specialisten für alle einzelnen Branchen in Verbindung setzten. Hinter jedem von der Regierung ernannten Sachverständigen standen ganze Bureaux von Interessentenvereinen mit ihren Correspondenten und ihren im Laufe der Jahre angesammelten handelsstatistischen Materialien, welche weit über die amtlichen Quellen hinausgingen. Es war eine in unserem Verfassungsleben ganz neue Einrichtung. Die Art, wie hier ein Sachverständiger einen andern und dieser wieder einen dritten zur Arbeit heranzog, sah freilich einer Schneeballcollecte ähnlicher, als einem ordnungsmäßigen Ernennungsverfahren. Allein trotz der Eile, mit der gearbeitet werden mußte, hat sich das Verfahren auch schon in dieser primitiven Gestalt nach dem übereinstimmenden Urtheil der Rathgeber und der Berathenen entschieden bewährt. Die von der Regierung ernannten Hauptsachverständigen bildeten ein Bindeglied zwischen den massenweis zu Gehör gelangenden Specialisten und den Mitgliedern des Bundesraths. Der Hauptvortheil dieses Zollbeiraths bestand darin, daß während der Verhandlungen die Regierung täglich, ja stündlich im Stande war, sich sachverständigen Rath zu holen. Und oft genug hat der Zollbeirath den werthvollsten Dienst darin geleistet, daß er russische Anerbietungen rundweg abwies, weil die kaufmännische Erfahrung mit Sicherheit die Werthlosigkeit des Zugeständnisses ohne längere Unterhandlungen von vornherein constatiren konnte.

Das System der Handelsverträge, das mit dem russischen Vertrage, wenn nicht seinen Abschluß, so doch eine definitive Festigung erhält, wird übrigens, wie schon jetzt zu merken ist, auch einen Einfluß auf den wissenschaftlichen Betrieb der Nationalökonomie haben. Die Wissenschaft hat sich bei uns seit dem Ende der siebziger Jahre allzusehr mit der Rolle des Zustimmenden begnügt, welcher für die augenblicklich herrschende Politik das Beweismaterial sammelt. Wer unter den Theoretikern nicht mit dem Strome schwamm, wurde einfach Doctrinär gescholten. Jetzt haben die überaus wenigen Doctrinäre, die in dieser Zeit dem Emporwuchern unseres Protectionismus entgegengetreten waren, doch schließlich Recht behalten, und man wird sich in der deutschen Wissenschaft in Zukunft etwas in Acht nehmen, Jedem, der hergebrachte Ansichten nicht allzu schnell abzulegen vermag, den Vorwurf des Doctrinarismus zu machen. Der schnelle Wechsel des Systems wird auch den Anreiz zur Zustimmung erheblich vermindern, und die deutsche Wissenschaft wird sich wieder auf ihre Aufgabe besinnen, den Ereignissen voranzueilen, ohne Rücksicht darauf, ob dies den augenblicklichen Machthabern gefällt.

Wenn wir so nach den verschiedensten Seiten hin dem Vertragswerke zuzustimmen haben, so haben wir uns freilich auch über die Gegengründe auszusprechen. Wenn es wahr wäre, daß der Vertrag die deutsche Landwirthschaft zu Grunde richtet, so wäre kein Vortheil groß genug, diesen Schaden aufzuwiegen. Mit dieser Folgerung haben die Vertreter der Landwirthschaft vollkommen Recht. Allein sie haben Unrecht mit ihrer Voraussetzung. Selbst vom Standpunkte eines Landwirthes, welcher den 50 Mark-Zoll für nothwendig hält, könnte allenfalls behauptet werden, daß die Ermäßigung in den *früheren* Handelsverträgen eine Gefahr für die Landwirthschaft enthielt. Nachdem wir aber theils durch Verträge, theils infolge der Meistbegünstigung dem Getreide von Oesterreich-Ungarn, von Rumänien, von Indien, von Nordamerika, von Argentinien den ermäßigten Zoll gewährt haben, liegt kein Anlaß mehr vor, ihn gerade dem russischen zu versagen. Und wenn wir ihn versagten, welche Folgen würde dies auf die Dauer haben? Das russische Getreide würde in Dänemark, Holland und Oesterreich vermahlen werden und als dänisches, holländisches oder österreichisches Mehl zu uns gelangen (denn zwei „Ursprungszeugnisse" zu verlangen, für das Fabrikat und für seinen Rohstoff, ist doch nicht wohl möglich.) Ein Kranz von ausländischen Mühlenetablissements würde sich rings um die deutsche Grenze legen und den Agrariern ihren besten Abnehmer, den deutschen Müllerstand, ruiniren. — Daß übrigens eine emporkommende Grenzmühlen-Industrie

immer noch einen Nachtheil für den russischen Producenten übrig ließe, ist zweifellos richtig. Falsch ist nur die Anschauung, als ob diese Schädigung des russischen Besitzers einen Vortheil für den deutschen Getreideproducenten bedeute. Das von Deutschland ferngehaltene russische Getreide wandert auf den Weltmarkt, ist dort weniger werth als anderes Getreide (weil ihm vermöge seines Ursprungs auch in den Händen eines neuen Käufers ein Theil des Marktes verschlossen bleibt), drückt den Weltmarktpreis und damit auch den Preis in den einzelnen Ländern. Hat doch die Erhöhung des Getreidezolles während des Zollkrieges auf 7 1/2 Mark, sobald der erste Schrecken sich gelegt hatte, nicht eine Steigerung, sondern ein Herabgehen der Preise zur Folge gehabt. Die Agrarier, in ihrem Bestreben, dem russischen Producenten nur ja Verlegenheiten zu bereiten, gleichen dem Krämer, der seinen Concurrenten so lange chicanirt, bis dieser zu Schleuderpreisen verkaufen muß und in den eigenen Sturz seinen Verderber mit hineinzieht.

Der ganze Mangel an wirthschaftlicher Bildung, der unseren Agrariern anhaftet, zeigt sich in der verbohrten Art, mit der sie ihr Interesse immer nur auf eine einzige Weise glauben wahrnehmen zu können. Nichts hat der deutschen Landwirthschaft mehr geschadet, als der Aberglaube, daß ihr nur durch einen Schutzzoll genützt werden könne. In den zehn Jahren, während welcher die Vertreter der Landwirthschaft den maßgebenden Einfluß auf die Gesetzgebung übten, hat man von großen Reformen zur Verbesserung der ländlichen Verhältnisse nichts zu sehen bekommen, weil die Sucht nach Vortheilen im Wege der Zoll- und Steuerpolitik ihnen Denk- und Thatkraft für andere Dinge benahm. Auch der Schutzzöllner strengster Observanz muß sich klar machen, daß eine energische Schutzzollpolitik in Deutschland auf die Dauer unmöglich ist, weil es an einer leistungsfähigen Partei fehlt, mit der diese Politik zu machen wäre.

Allerdings müssen die Anhänger absoluten Freihandels sich das Gleiche sagen. Auch wer von der Richtigkeit der Freihandelslehre ganz durchdrungen ist, darf nicht übersehen, daß die Ausführbarkeit nicht sowohl davon abhängt, ob diese Theorie richtig ist, als davon, ob und inwieweit sie als richtig anerkannt wird. Weitaus der größte Theil der an der Handelspolitik interessirten Kreise Europas legt heute auf irgend ein Maß von Zollbegünstigung im eigenen Lande Gewicht. Eine Regierung, die mit Niederreißen der Zollschranken vorginge, würde zunächst den schutzzöllnerischen Widerstand gegen sich vereinigen und dadurch stärken, während eine Mäßigung des Schutzzolles und eine verschiedene Behandlung der verschiedenen Productionszweige je nach der Nothwendigkeit der Zollminderung die gefahrdrohenden Interessen-Coalitionen trennt und schwächt.

Für eine extreme Schutzzollpolitik und für eine Politik des absoluten Freihandels fehlen heutzutage in Deutschland die Voraussetzungen in gleicher Weise. Schon aus diesem Grunde muß man eine Politik, welche gemäßigte Schutzzöllner und gemäßigte Freihändler um sich schart, als einen hoffnungsvollen Fortschritt begrüßen.

Diese Nothwendigkeit des Lavirens erklärt es auch, daß die Regierung zu derselben Zeit, wo sie mit dem russischen Handelsvertrage den Agrariern entgegentritt, drei Maßregeln vorschlägt, die als Entgegenkommen gegen die Agrarier aufgefaßt werden: Die Aufhebung des Identitätsnachweises, die Abschaffung der Staffeltarife, die Einberufung einer Silbercommission.

Die drei Maßregeln sind nicht einheitlich zu beurtheilen. Die ostelbischen Gutsbesitzer beklagen sich darüber, daß der englische Markt ihrem Weizen verloren gegangen sei. Wenn jeder Getreidehändler, der Getreide einführt, bei entsprechendem Export den Zoll vergütet erhalten würde, ohne wie heute nachweisen zu müssen, daß die exportirte Waare mit der importirten *identisch* sei, so würde das alte deutsche Exportgeschäft nach England wieder emporblühen, und auf dem inländischen Markte wäre dem Getreideproducenten stets die volle Wirkung des Zolles gesichert.

Umgekehrt befürchten aber die Landwirthe in den Rheinlanden und in Süddeutschland von der Aufhebung des Identitätsnachweises einen Anreiz zu gesteigertem Import, da der Importeur dann sicher ist, bei nothwendig werdender Ausfuhr eines etwaigen Ueberschusses den Zoll vergütet zu erhalten. Sie wollen daher wenigstens bei dieser Gelegenheit eine andere Maßregel, die ihnen viel Schmerzen macht, loswerden. Die preußischen Staatsbahnen gewähren auf große Entfernungen hin staffelweis billiger werdende Tarife und befähigen so die Getreideproducenten in Ostpreußen, Westpreußen, Posen ꝛc., ihr Getreide auf billige Art an die rheinischen Mühlen zu bringen und hindern die dortigen Producenten am Hochhalten der Preise. Während die Aufhebung des Identitätsnachweises ganz in der Richtung einer Politik liegt, die dem Schutzzoll seine Schärfe zu nehmen bestimmt ist, hat die Frage der Eisenbahntarife mit der Zollpolitik keinen andern Zusammenhang, als den des geschäftlichen Interesses. Während man dort nur darauf zu achten hat, daß die Zollvergütung nicht zur Exportprämie ausarte, muß hier davor gewarnt werden, daß die große Frage, was geschehen kann, um eine ausgiebigere Benutzung der Eisenbahnen zu befördern, unter kleinlichen Gesichtspunkten todt gedrückt werde. — Daß gegenwärtig der bimetallistischen Kritik unseres Münzwesens manche Zugeständnisse gemacht werden können, ohne die Goldwährung zu gefährden, haben wir bereits voriges Mal bemerkt. Wenn jetzt die Silbercommission wirklich beschließt, eine vollwerthige Ausprägung der Silbermünzen zu empfehlen, so kann dies den Besitzern der Silberbergwerke vielleicht einen kleinen Vortheil bringen, aber den Agrariern nicht die erträumte bimetallistische Erlösung von ihren Schulden. Wenn die Reichsregierung beabsichtigt hat, mit der Einberufung der Enquête den Beweis zu liefern, daß Alles, was sich in der Silberfrage thun läßt, für die Agrarier werthlos ist, dann war die Einberufung dieser Enquête ein kluger Schachzug.

Den Nachrichten über auswärtige Staaten kann man nachgerade die gemeinsame Ueberschrift „Staatsbankerotte" geben. Neue Nachrichten sind diesmal aus Portugal, Italien und Griechenland zu verzeichnen.

In Portugal geht die Liquidation ihren schon lange gewohnten Gang. Daß aus den Staatskassen nichts zu holen ist, nachdem die Einnahmen zum Theil verpfändet und im Ueberrest für das Nothwendigste allzu knapp ausreichend sind, wissen die Inhaber der Staatsschuldentitel und sind zu Abmachungen bereit, die ein erträgliches Weiterfungiren der Maschine gestatten. Im Januar kam die Königlich portugiesische Eisenbahngesellschaft zum Arrangement heran. Die nichtbezahlten Coupons aus dem Jahre 1892 sollen für endgültig verfallen erklärt, die des Jahres 1893 zwar nachgezahlt, aber die $4\frac{1}{2}$ procentigen Obligationen in 3procentige privilegirte umgetauscht werden. Die Vorzugsrechte der Gläubiger von der Eisenbahn Beira-Baixa werden jedoch ausdrücklich anerkannt. Die Verhandlungen finden unter Oberleitung des Handelsgerichtes statt; doch wird die portugiesische Regierung durch unaufhörliche Proteste genöthigt, Rede und Antwort zu stehen. Frankreich hat, um seinen Vorstellungen mehr Nachdruck zu geben, seinen Gesandten aus Lissabon abberufen.

Italien hatte unter dem Mißgeschick des Zusammentreffens dreier drückender Ereignisse zu leiden: steigendes Deficit im Staatshaushalte, Bankscandale, sicilischer Aufruhr. Alle drei Ereignisse sind ernst zu nehmen und sind auch ernst genommen worden. Dem Deficit trat der neue Finanzminister Sonnino, im Unterschiede von seinen Vorgängern, mit dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber, welches in erster Linie die Verpflichtung zur Klarheit auferlegt. Während man bisher das Deficit nach Möglichkeit zu verschleiern suchte, begann Sonnino seine Thätigkeit mit rigoroser Durchrechnung des gesammten, an Ecken und Winkeln nur allzu reichen italienischen Staatsbudgets und gab vor der Kammer die Erklärung ab, daß dasselbe ein Deficit von 177 Millionen Lire aufweise. Durch

Abstrich an verschiedenen Verwaltungszweigen sollen im bevorstehenden Rechnungsjahre 1894—95 27 Millionen Lire erspart werden. Weitere 100 Millionen sollten im Steuerwege aufgebracht werden, und zwar 10 Millionen durch eine neue Einkommensteuer, 90 Millionen durch Erhöhung der bestehenden directen und indirecten Steuern. Ein ferneres Deckungsmittel bildet die zwangsweise Umwandlung der 5 procentigen Staatsschuld in eine 4 procentige. Dafür wird den Staatsgläubigern für die Zukunft die Steuerfreiheit garantirt, während ihnen gegenwärtig von ihren 5 Procent alljährlich $^2/_3$ Procent an Couponsteuer abgenommen werden; thatsächlich handelt es sich also nur um eine Reduction von $4^1/_3$ Procent auf 4 Procent. Eine Vermehrung der Staatseinnahmen soll endlich auch durch gesteigerte Ausprägung von Scheidemünzen bewirkt werden. — Den Bankscandalen war schon das Ministerium Giolitti in voller öffentlicher Verhandlung entgegengetreten. Da aber die allgemeine Unsicherheit einen „run“ auf die Banken und selbst eine massenweise Rückforderung der Guthaben aus den Sparkassen herbeiführte, sah sich die Regierung in demselben Augenblicke, in welchem sie die Fürsorge für größere Solidität der Bankverwaltung begonnen hatte, auch zu Maßregeln genöthigt, die man sonst als laxere zu bezeichnen pflegt. Sie mußte den drei großen Nationalbanken (Bank von Italien, von Neapel, von Sicilien) die Erhöhung ihres Notenumlaufs um 125 Millionen gestatten, um ihnen so die Mittel in die Hand zu geben, mit welchen sie den bedrängten Sparkassen zu Hülfe kommen konnten. Allerdings soll ein Drittel der neu ausgegebenen Noten durch Metall gedeckt und zwei Drittel zum üblichen Discontsatz versteuert werden. Die Staatskassenscheine wurden zwar nicht vermehrt, aber mit Zwangscours versehen. — In Sicilien, wo eine irrationelle, die unteren Volksklassen maßlos belastende Communalsteuer-Verfassung und die zerrütteten Agrarverhältnisse schon lange ein steigendes Maß von Erbitterung angehäuft hatten, brach in den letzten Tagen des Jahres 1893 unter dem Einflusse socialistischer Organisationen gleichzeitig an verschiedenen Orten der Insel offener Aufruhr aus. Die Regierung hat zunächst den Aufruhr durch energisches Eingreifen unterdrückt, gleichzeitig aber eine Untersuchung der Uebelstände in die Hand genommen und Reformen in der Communalsteuer-Verfassung und im Agrarwesen zugesagt.

Was in Griechenland in den ersten Monaten des neuen Jahres sich ereignet hat, war durch die Finanzoperationen der achtziger Jahre nur allzu gut vorbereitet. In dem Jahrzehnt von 1881 bis 1890 ist Griechenland nicht weniger als fünfmal an den Geldmarkt herangetreten, hat also im Durchschnitt alle zwei Jahre eine Anleihe aufgenommen. Als Griechenland im Jahre 1881 sich zu neuem Kriegsruhme rüstete, waren die Zolleinnahmen von Athen, Piraeus, Patras, Zante bereits verpfändet. Unter Vorbehalt der älteren Pfandrechte wurde der Rest dieser Zolleinnahmen den neueren Gläubigern eingeräumt, ebenso wie die noch unberührte Tabaksteuer und die Erträgnisse der Staatsdomänen als Sicherheit dienen sollten. Im Jahre 1884 wurden dieselben Einnahmen in ihren etwaigen Ueberschüssen den hinzutretenden Gläubigern als Unterpfand gegeben, dazu die Zölle von Volo und Arta. Nachdem so Pfandrecht auf Pfandrecht gehäuft war, sah die griechische Regierung bei erneutem Finanzbedürfniß im Jahre 1887 sich zu anderem Vorgehen genöthigt. Sie besaß noch selbständige Einnahmen aus ihren Monopolen (Salz, Petroleum, Spielkarten, Zündhölzchen, Cigarrettenpapier, Naxosschmirgel). Diese Einnahmen stellte sie den neuen Gläubigern nicht mehr im Wege des Versprechens, sondern im Wege vollständiger Auslieferung zur Verfügung. Es wurde eine eigene Monopol-Gesellschaft begründet, welche die Einnahmen aus den Monopolen für die ganze Dauer der Schuldverpflichtung direct erheben und den Gläubigern zuführen sollte. Schon nachdem diese directe Verwaltung zu Gunsten der Gläubiger zwei Jahre lang gedauert hatte, konnte Griechenland an dem vertrauensselig gewordenen Geldmarkte des Jahres 1889 eine neue Anleihe ohne specielle Garantie erhalten. Zu diesen vier Staatsanleihen kam als fünfte im Jahre 1890 eine Eisenbahn-Anleihe, bestimmt zum Bau der Strecke Piraeus-Larissa, und auf den Eisenbahnkörper hypothekarisch eingetragen.

— Der größte Theil der ersten Anleihe ist in den beiden Mobilmachungen Griechenlands draufgegangen. Ueber den Verbleib der anderen ist man nicht genau unterrichtet. Am allerwenigsten weiß man, was aus den Geldern für die Eisenbahn-Anleihe geworden ist; jedenfalls sind sie zum Bau der Eisenbahn, welche erst eigentlich die hypothekarische Sicherheit werthvoll machen sollte, nicht verwendet worden. Es ist nicht gerade gesagt, daß der ganze Rest der Anleihe veruntreut sein muß. Es mag sein, daß ein Theil der Anleihegelder dazu benutzt worden ist, um die älteren Coupons einzulösen und so den Schein der Zahlungsfähigkeit noch eine Zeit lang zu erhalten. Schon im Mai 1893 sah sich der damalige Minister Sotiropoulos genöthigt, diesen Modus, Zinsen mit Anleihen zu bezahlen, offen einzugestehen und weiter auszubilden. Er schloß mit dem Hause Hambro in London einen Vertrag über eine „Fundirungsanleihe" ab, welche den Besitzern fälliger Coupons und Obligationen in die Hand gegeben werden sollte. Bei der unaufhörlichen Steigerung der Staatsausgaben und dem schwindenden Credit entschloß man sich aber bald zu energischerem Eingreifen in die Rechte der Gläubiger. Mitte December gab der wiederum zur Regierung gelangte Trikupis in der Kammer die Erklärung ab, die Regierung habe sich zu einem Finanzarrangement entschlossen: sie werde den Staatsgläubigern 30 Procent der Zinsforderungen in Gold und 50 Procent in Papieren zahlen, dafür aber alle Steuer- und Monopoleinnahmen, auf welche der Anleihedienst angewiesen sei, direct zum Staatsschatz vereinnahmen. Die Erklärung machte, wie damals telegraphische Berichte meldeten, auf die Kammer einen „guten Eindruck" und wurde, unter ganz vereinzeltem Widerspruch aus den Reihen der Opposition, angenommen.

Alle diese Nachrichten von Finanznöthen stammen aus dem Süden unseres Erdtheiles. Daß es in Spanien nicht viel anders aussieht als in Portugal, haben wir schon wiederholt betont. Daß Griechenland mit seinen Reductionen nur das Beispiel der Türkei nachahmt, weiß jedermann; und wenn man von Serbiens Finanzen nicht mit gleicher Sicherheit urtheilen kann, so genügt eben die Unsicherheit als Charakteristicum vollständig. Von dem einzigen Bulgarien abgesehen (dessen Finanzleistungen übrigens von seinen journalistischen Leistungen in der Berliner Presse vielleicht doch noch überboten werden) zeigen alle südeuropäischen Staaten eine trübe Physiognomie. Die drei großen Gebirgswälle der Pyrenäen, der Alpen, des Balkans scheinen die geographische Grenze für den Wohlstand der Staaten zu bilden. Welcher Abstand gegen die Zeiten des Alterthums, in denen eben diese drei Gebirgslinien die Grenze für die im Süden heimische Cultur bildeten! Die blühende Civilisation, die einstmals Südeuropa von den Barbarenländern unterschied, beruhte wirthschaftlich auf dem damaligen Capitalsreichthum dieser Länder gegenüber der Armuth der nördlichen, noch uncivilisirten Völker. Jede der drei südeuropäischen Halbinseln blickt auf eine stolze Handelsgeschichte zurück. Von jeder derselben sind zweimal glänzende Handelsherrschaften ausgegangen, welche das alte Athen und das mittelalterliche Constantinopel an die Spitze großer Handelssysteme stellten, welche den weltbeherrschenden römischen Kaufmann des Alterthums und die italienischen Handelsrepubliken der Renaissance zu zwingendem Einfluß brachten, welche zuerst den portugiesischen und dann den spanischen Seefahrer zum Könige in einem Reiche machten, in dem die Sonne nicht unterging. In der damaligen Blüthezeit dieser Länder waren die vortrefflichen Staatsfinanzen allerdings zum Theil nur das Symptom, zum Theil aber auch das Mittel ihrer Erfolge. Ihre Ueberlegenheit beruhte darauf, daß sie das jedesmal bestentwickelte Finanzmittel für ihre Zwecke auszunutzen wußten. Dies waren im Alterthum die Tribute der unterworfenen Völker, in deren Handhabung Athen und Rom Meister waren. Es war im Mittelalter die Ausnutzung der Handelsmonopole, in welcher zuerst Byzanz, dann die oberitalienischen Städte ihre Ueberlegenheit behaupteten und ihre Staatskassen füllten. Es war endlich in der Neuzeit die Ausnutzung von

Colonialländern, welche die Portugiesen und die Spanier zu viel nachgeahmten Mustern erfolgreicher Handels- und Finanzwirthschaft machte. Heute sind diese Mittel verbraucht. Wollen diese Staaten jemals wieder zu Wohlstand gelangen, so müssen sie suchen, für ihre Finanzwirthschaft die Grundlage zu gewinnen, die nach dem Stande der heutigen Cultur und der heutigen Finanzwissenschaft die einzig brauchbaren sind. Es besteht kein Zweifel darüber, daß heutzutage ein Finanzwesen nur auf eine Steuerverfassung begründet werden kann. Daß es den südeuropäischen Staaten an einer allgemeinen Einkommensteuer als Rückgrat für das Finanzwesen fehlt, dies allein läßt schon einen Blick in die Gestaltung des Finanzwesens thun. Ein solcher Mangel kann in einem Lande wie Frankreich bestehen. Allein daß dort die Umwandlung der $4\frac{1}{2}$procentigen Rente in eine $3\frac{1}{2}$procentige, eine Zinsersparniß von 68 Millionen Francs jährlich an einem Schuldcapital von 6—7 Milliarden (vielleicht die größte Finanzoperation, welche die Geschichte des Bankwesens kennt!) in vornehmer Stille vor sich gehen konnte, das beweist nicht die Güte der romanischen Steuerverfassungen, sondern nur die Unverwüstlichkeit des französischen Wohlstandes, dem auch eine mangelhafte Steuerverfassung mit Leichtigkeit so viel Fett abschöpft, wie nöthig ist, um die Staatsfinanzen zu speisen. Die allgemeine Abneigung der südlichen Völker gegen eine Einkommensteuer (oder doch gegen eine ernstliche Handhabung derselben) ist bei ihrem jetzigen wirthschaftlichen Zustande nicht haltbar, ohne ihre Finanzen einer völligen Verrottung auszusetzen.

Uebrigens lehrt die obige Darstellung der Hergänge, daß wir die Finanzkrisis in den drei Staaten nicht etwa gleichmäßig mit dem Worte Staatsbankerott bezeichnen dürfen. Dem Königreich Italien thut man Unrecht, wenn man es mit den anderen südeuropäischen Staaten auf eine Stufe stellt. Wenngleich Notenpresse und Münzstempel sehr bedenkliche Rettungsanker sind, wenngleich eine Zinsreduktion, und sei sie noch so klein, immer das Eingeständniß der Insolvenz enthält, so ist doch andererseits anzuerkennen, daß die leitenden Kreise keineswegs die Hauptlast der Sanirung auf die Gläubiger wälzen, daß sie im Gegentheil den Einwohnern erhöhte Lasten aufzuerlegen entschlossen sind. Uebrigens ist auch schon die bestehende Steuerverfassung Italiens besser als die der anderen südeuropäischen Staaten. Italien besitzt bereits eine Art Einkommensteuer, die nur nicht allgemein genug durchgeführt ist. Wenn neben dieser eine neue Einkommensteuer nur mit dem bescheidenen Betrage von 10 Millionen Lire in Aussicht genommen ist, so hängt alles davon ab, ob dies der Anfang zu einer energischen Ausbildung einer Einkommensteuer-Verfassung sein, oder ob etwa damit die Reorganisation als vollendet gelten soll. Aus den bisherigen Zeitungsnotizen ist noch nicht einmal mit Bestimmtheit zu ersehen, ob hier nicht eine Verwechselung mit der „Einkommensteuer auf Coupons“ (so ist der amtliche Name der Zinsreduction) vorliegt. Wie weit übrigens die parlamentarisch maßgebenden Kreise einem Appell an ihr Pflichtgefühl folgen werden, bleibt abzuwarten. Nimmt Italien eine Neuregelung seines Steuerwesens in die Hand, so muß es sich vor dem Irrthum hüten, als ob der Staatscredit bloß von der Gestaltung der Staatssteuern abhängt; die Regierung muß die Regelung der communalen Finanzen ebenfalls in die Hand nehmen. Der sicilische Aufstand hat die Welt darüber aufgeklärt, daß dort in den Communen eine förmliche Ausraubung der unteren Classen zur Entlastung der oberen besteht. Man hat ausgerechnet, daß die sicilischen Gemeinden jährlich 40 Millionen Lire an Steuern aufbringen, davon 5 Millionen an Grundsteuern und den ganzen Rest von 35 Millionen an Verbrauchssteuern. Bei einer solchen Aussaugung der unteren Volksclassen durch die begüterten Familien, die in den Communen das Heft in Händen haben, ist es ganz bedeutungslos, wenn der Staat seine Zuschläge auf die Salzpreise und auf die Alkoholsteuer dadurch wett zu machen sucht, daß er bei den directen Staatssteuern die untersten Stufen von den Erhöhungen ausnimmt; oder wenn er versichert, daß die Erhöhung der Getreidezölle um 2 Lire nichts zu sagen habe, weil dafür die staatliche Mahlsteuer in dem gleichen Betrage fortfallen

werde. Auch mit den Ersparnissen im italienischen Budget muß in größerem Umfange vorgegangen werden. Die Lage in Italien ist keineswegs so beängstigend, daß der Staat Ausgaben, welche für das Gemeinwohl nothwendig oder auch nur förderlich sind, zu unterlassen brauchte. Wohl aber müssen solche Ausgaben gestrichen werden, welche unnütz, wenn nicht gar schädlich, sind und nur aus der Zeit der Vielstaaterei noch weiter geschleppt werden (vgl. Januarheft, S. 143). Klug war es unter diesen Umständen nicht, durch eine, wenn auch nur geringe Zinsreduction zunächst den Anschein zu erwecken, als ob man die Absicht habe, die Wege Portugals und Griechenlands zu wandeln. Das Versprechen, in Zukunft keine Zinsreduction in Gestalt von Couponsteuern zu machen, sollte ein Staat, der auf seine Würde hält, stets unentgeltlich geben. Allein wenn jetzt die maßgebenden Kreise der Nation Pflichtgefühl zeigen, wenn sie die Lasten, die zur Ordnung der Staatsfinanzen nothwendig sind, mit einem gewissen Anstand auf sich nehmen, so braucht das Ansehen Italiens und seiner Finanzen nicht zu leiden. Wenn aber, wie es im Parlament zuweilen den Anschein hat, die besitzenden Classen statt den unteren Schichten des Volkes das Beispiel der Hingabe und Aufopferung zu geben, ihren politischen Einfluß dazu mißbrauchen, die Lasten von sich fern zu halten, dann muß mit der inneren Consistenz des Staatswesens auch sein äußeres Ansehen und sein Credit leiden. — Hat man es in Italien immerhin noch mit einem Staate zu thun, in welchem ehrlicher Wille vorhanden und nur vielleicht zweifelhaft sein mag, wie weit er verbreitet ist, so ist schon sehr viel weniger davon in Portugal zu spüren. Aber völlig beispiellos in der europäischen Finanzgeschichte steht da, was wir aus Griechenland zu berichten hatten. In Griechenland fehlt das Geld zur Bezahlung der Staaatsgläubiger nicht. Es ist vorhanden, aber Regierung und Parlament finden es bequemer, darüber anderweit zu verfügen. In keinem der bisher vorgekommenen Staatsbankerotte ist so unter brutaler Vergewaltigung aller eingeräumten Vorzugsrechte gewirthschaftet worden. Auch in Portugal hat man das Pfandrecht an den Tabakszöllen anerkannt, man hat eine Art handelsgerichtlichen Verfahrens eingeleitet, um unter den verschiedenen Eisenbahngläubigern zu unterscheiden. Griechenland hat mit der einfachen Nichterfüllung seiner Zahlungsversprechen die Vergewaltigung der Pfandgläubiger, ja sogar die Wegnahme der Pfänder, welche der Monopolgesellschaft ausgeliefert waren, kurzer Hand vereinigt.

Wir können daher die verschiedene Stellung, welche die öffentliche Meinung zu den drei nothleidenden Staaten einnimmt, nur billigen. Italien genießt (wenn man von Frankreichs verbissener Feindschaft absieht) noch immer Sympathien. Man erkennt an, was dort geschieht; man wünscht und hofft, daß es gelinge. Um Portugal und seine Gläubiger kümmert man sich nicht viel; man erwartet einstweilen, daß beide Theile ihre Sache unter einander ausmachen. Gegenüber Griechenland aber verlangt die öffentliche Meinung eine Intervention der Regierungen. Die deutsche Regierung hat einen Protest eingereicht, und andere sind ihr gefolgt. Man sagt wohl, daß heutzutage kein Staat mehr einen anderen wegen Nichterfüllung seiner Verbindlichkeiten mit Krieg überziehen werde. Ebenso wie man heute den privaten Schuldner nicht mehr in die Sclaverei verkauft oder in Schuldhaft stecken läßt, so wird eben auch der schuldnerische Staat nicht mehr unter Sequester gestellt. Allein die Milde gegen den Schuldner hat auch ihre Grenzen, und wenn neuerdings die griechische Regierung erklären läßt, die getroffenen Maßregeln hätten nur eine provisorische Bedeutung, sie werde nichts endgültig bestimmen, ohne sich vorher mit ihren Gläubigern verständigt zu haben, so beweist dies nur, daß in der Heimath des Aristophanes der Humor noch nicht ausgestorben ist.

In Amerika zeigt der Süden dasselbe Antlitz wie in Europa, oder vielmehr er zeigt es nicht, sondern sucht es zu verschleiern. Nur der Blitz einer inneren Krisis wirft ab und zu einmal ein Schlaglicht bis in die dunkeln Gänge der sorgfältig verbauten Staatsbudgets. Wenn in Peru (der ehemaligen Goldgrube

der spanischen Conquistadoren!) nicht auswärtige Gläubiger, sondern inländische Beamte massenweis über Nichtbezahlung klagen, dann richtet der Congreß an den Finanzminister eine so energische Aufforderung um Aufklärung über die Finanzlage, daß derselbe so schnell wie möglich seine Entlassung aus Gesundheitsrücksichten nimmt. Was sein Nachfolger eingestanden hat, ist hauptsächlich, daß die Rückständigkeit von Gehaltszahlungen seit 1887 sich hinschleppt, und daß die Einnahmen von 1893 erheblich (nach Zeitungsnachrichten um 30 Procent) zurückgeblieben sind. Ob man danach dem Deficit im Voranschlag von 1894 trauen darf, oder ob man dasselbe erst multipliciren muß, um es glaubwürdig zu machen, kann dahingestellt bleiben. Für die selbstverständlich vorgeschlagene neue Anleihe wird das Gerücht verbreitet, daß Capitalisten in Chile eine Million Soles (etwa $2^1/_5$ Millionen Mark) übernehmen wollen. Vermuthlich wird man demnächst hören, daß eine Million chilenischer Dukaten Aussicht hat, von reichen Peruanern vorgeschossen zu werden. Es ist ein abgebrauchtes Manöver, daß discreditirte Firmen sich durch gegenseitige Wechselreiterei zu helfen suchen. — Auf dem umgekehrten Wege sucht Argentinien seinen Credit wiederherzustellen. Es gibt die feierliche Erklärung ab, daß es an die Aufnahme neuer Anleihen nicht denke; eine Versicherung, die allgemeinen Glauben finden wird, ebenso wie der Ausspruch des Fuchses über die sauren Trauben. Mehr werth, wenn ernst gemeint, ist die Ausdehnung dieser Zusage auf die Papiergeld-Fabrikation, welche von 1885 bis 1893 von 60 bis über 300 Millionen Pesos gestiegen war (1 Peso Gold = 4,38 Mark). Um sich einstweilen Ruhe zu schaffen, hat die argentinische Regierung schon im vorigen Jahre Alles daran gesetzt, um mit dem durch Lord Rothschild vertretenen Gläubiger-Comité einen Vertrag zu vereinbaren, wonach bis zum Jahre 1898 die Zinszahlung auf etwa die Hälfte herabgesetzt wird. Zum Zwecke der Verhandlungen über die Genehmigung des Vertrages hat die Regierung dem Congreß eine ausführliche Denkschrift vorgelegt. Die Thatsache, daß von 1885 bis 1893 die auswärtige Schuld von 118 Millionen Papierpesos auf über 250 Millionen Goldpesos gestiegen ist, wird constatirt, aber als „unverständlich" bezeichnet. In anderen Staaten pflegt man derartige Ereignisse verständlich zu machen, indem man die Schuldigen vor den Strafrichter stellt und sie über den Verbleib der Staatsgelder befragt. Trotz dieser Unterlassung soll allerdings nicht geleugnet werden, daß es immerhin einen Fortschritt darstellt, wenn die gegenwärtige argentinische Regierung anfängt, sich und Anderen in Form von Denkschriften Rechenschaft abzulegen.

Es versteht sich, daß man einen dicken Strich zu machen hat, wenn man von der Besprechung dieser nothleidenden Länder zum Deficit der Vereinigten Staaten übergehen will. Hier ist der Fehlbetrag deswegen so merkwürdig, weil er eine gänzlich ungewohnte Erscheinung ist. Die amerikanischen Eisenbahn- und Bankenkrache haben mit den dortigen Staatsfinanzen nichts zu thun. Der Rückgang der letzteren erklärt sich durch den Unfug der Staatspensionen an allerhand angeblich um das Vaterland verdiente Männer, sowie durch den Rückgang der Zolleinnahmen, der von verständigen Männern bei Erlaß der Mac-Kinley-Bill vorausgesagt war. Der Schutzzoll kann noch nebenbei Finanzzoll sein, der Prohibitivzoll nicht mehr. So drängt selbst das Bedürfniß der Staatskassen auf eine Mäßigung der Zölle und bringt auch in Amerika die Stimmen zu Gehör, die in Europa in der neuen Vertragspolitik zum Worte gelangt sind.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Die zweite Lesung des deutsch-russischen Handelsvertrages hat am 10. März begonnen und nach dreitägigen Debatten ihren Abschluß gefunden, so daß im Hinblick auf die immerhin ansehnliche Mehrheit von vierundfünfzig Stimmen, mit der Artikel I. angenommen wurde, die endgültige Genehmigung der hochbedeutsamen Vorlage mit Bestimmtheit vorhergesagt werden durfte. Neue Argumente konnten, nachdem die einzelnen Bestimmungen in der Presse, in öffentlichen Versammlungen, im Reichstage selbst in ausgiebigster Weise erörtert worden waren, kaum noch angeführt werden. Die Aufhebung des Identitätsnachweises, durch welche berechtigte Forderungen der Landwirthschaft in den östlichen Provinzen erfüllt werden, sowie der Verzicht der preußischen Regierung auf die bisher geltenden Staffeltarife für Getreide und Mühlenerzeugnisse, der im Interesse der Landwirthschaft in Süd- und West-Deutschland erfolgte, hatten allerdings, obgleich diese Maßnahmen vorher angekündigt worden waren, dazu beigetragen, einzelnen früheren Gegnern die Annahme des deutsch-russischen Handelsvertrages zu erleichtern. Ist im Verlaufe der Debatten der Nachweis erbracht worden, daß die deutsche Landwirthschaft, deren Wichtigkeit für den Nationalwohlstand keineswegs unterschätzt werden darf, durch die Herabsetzung des Getreidezolls für die russische Einfuhr auf drei Mark fünfzig Pfennige, nachdem die Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn und Rumänien abgeschlossen worden sind, keinen Nachtheil erleiden wird, so ist durch die bis in die jüngste Zeit übermittelten Meldungen von zustimmenden Erklärungen aus den Kreisen der deutschen Industrie erhärtet worden, daß von diesen die Ablehnung des Handelsvertrages in der That als eine schwere Beeinträchtigung empfunden worden wäre. Nicht minder verdient betont zu werden, daß durch die Abschließung dieses Vertrages im Sinne freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland eine Grundlage geschaffen worden ist, deren Bedeutung sowohl von unseren Verbündeten als auch in Frankreich deutlich erkannt worden ist. In einer Zeit, in der die Staatsordnung verschiedener Länder von Seiten des Anarchismus bedroht wird, ist es jedenfalls von hohem Werthe, große Nationen durch solche Friedenswerke mit einander verbunden zu sehen.

Während der deutsch-russische Handelsvertrag nicht bloß dazu beitragen wird, die Beziehungen zwischen den beiden benachbarten Kaiserreichen inniger zu gestalten, sondern auch als eine weitere Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens angesehen werden darf, fehlt es andererseits nicht an Anzeichen, daß das französisch-russische Zukunftsbündniß heute geringere Aussichten auf Verwirklichung hat als in den Tagen der geräuschvollen Feste, die in Toulon und Paris zu Ehren des Admirals Avellan und seiner Officiere veranstaltet wurden. Mußte es in Rußland von Anfang an seltsam berühren, daß im Gegensatze zu Deutschland, das dem russischen Getreide wieder geöffnet werden soll, die französischen Kammern gerade

eine Zollerhöhung für das hauptsächliche Bodenerzeugniß der befreundeten Macht beschlossen, so waren auch die jüngsten Enthüllungen des Pariser „Figaro" über gewisse Vorgänge am Hofe von Kopenhagen wohl geeignet, beim Zaren Mißtrauen hervorzurufen. Mögen in diesen Enthüllungen Einzelheiten immerhin der Richtigstellung bedürfen, so sind die hauptsächlichen Vorgänge doch keineswegs in Abrede gestellt worden; vielmehr wird durch die Amtsentsetzung des früheren französischen Gesandten in Kopenhagen erhärtet, daß die Mittheilungen des Pariser Blattes, die auf ihn zurückgeführt werden, im Wesentlichen den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Es kann dahingestellt bleiben, ob der „Figaro" im Interesse Frankreichs handelte, als er auf die vom Elysée aus gemachten Versuche hinwies, eine orléanistische Prinzessin, die mit dem dänischen Prinzen Waldemar vermählte Tochter des Herzogs von Chartres, Marie, gleichsam als politische Agentin beim Zaren zu benutzen; jedenfalls erhellt aus den Enthüllungen, daß zwischen Frankreich und Rußland bisher keineswegs ein Offensiv- oder auch nur ein Defensivbündniß abgeschlossen worden ist. Da zugleich die inneren politischen Verhältnisse Frankreichs in eine eigenthümliche Beleuchtung gerückt worden, empfiehlt es sich wohl, der Darstellung des Pariser Blattes um so mehr Bedeutung beizumessen, als die Fäden der von Paris aus gesponnenen Intriguen nicht etwa von Uebelwollenden, sondern von entschiedenen Anhängern eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Rußland klargelegt worden sind.

Vorangeschickt werden darf, daß es sich nicht etwa um Hofgeschichten handelt, in denen wenig Wahrheit und viel Dichtung mit einander verwebt sind; vielmehr bekundet neben der Amtsentsetzung des früheren französischen Gesandten am dänischen Hofe auch das Verhalten der autorisirten Organe, nicht minder die Zurückhaltung der sonst stets zu Interpellationen und Anfragen neigenden Deputirten, daß für die Regierung der Republik sehr delicate Fragen aufgerührt worden sind. Der Plan, eine orléanistische Prinzessin für die Verwirklichung des französisch-russischen Zukunftsbündnisses zu benutzen, ist im Elysée allem Anschein nach im Hinblick darauf entstanden, daß der Kaiser von Rußland während seines Sommeraufenthaltes in Dänemark gerade für die Prinzessin Waldemar besonderes Vertrauen an den Tag legte. So wird denn berichtet, daß der frühere Militärattaché der französischen Gesandtschaft in Kopenhagen, Capitän de Beauchamp, als er sich auf seinen Posten begab, durch Vermittelung des Chefs des Militärstaates im Elysée, General Borius, den Auftrag erhielt, „vertraulichere und minder officielle Mittheilungen als diejenigen zu liefern, die man gewöhnlich über die Gedanken, die Dispositionen und die Eindrücke des Kaisers von Rußland erhält". Mit diesen vom Elysée ausgehenden, dem französischen Ministerium des Auswärtigen unbekannten Instructionen versehen, begab sich Capitain de Beauchamp auf seinen Posten, wo sich auf Grund gewisser Empfehlungen sehr bald für ihn die Gelegenheit bot, von der Tochter des Herzogs von Chartres empfangen zu werden. Daß diese bei den ersten Begegnungen auf diejenige Zurückhaltung verzichtete, durch die jede Indiscretion von Seiten des französischen Militärattachés ausgeschlossen gewesen wäre, kann nicht überraschen, da die Prinzessin Waldemar eben die Ueberzeugung hatte, daß sie sich einem Mitgliede der französischen Gesandtschaft gegenüber befände, das sicherlich keinen Mißbrauch mit vertraulichen Mittheilungen treiben würde. Es erscheint daher auch begreiflich, daß der „Temps", der die ganze Angelegenheit sehr ernsthaft und keineswegs als Hofgeschwätz behandelt, ausdrücklich hervorhebt, die Tochter des Herzogs von Chartres habe sich als „französische Prinzessin" gezeigt, die nicht in diese delicate Lage hinsichtlich eines Souveräns hätte versetzt werden dürfen, so daß sie dessen persönliche Neigungen in einem politischen Interesse auszubeuten schien.

Allerdings bekundete die Prinzessin Waldemar den feinfühligen Tact, weiteren Versuchen des französischen Militärattachés, die darauf abzielten, die Dispositionen des Zaren in Bezug auf die französische Republik zu ergründen, entgegenzutreten.

Mußte es doch der Gemahlin eines dänischen Prinzen seltsam erscheinen, daß der Capitän de Beauchamp sich auf eine weitere, ihm vom General Borius ertheilte Instruction berief, nach der er fortfahren solle, das Elysée direct zu unterrichten. Ihr Erstaunen wuchs, als ihr der französische Militärattaché einige Tage später einen förmlichen Fragebogen unterbreitete, an dessen Spitze, wie der Gewährsmann des „Figaro" berichtet, mit dürren Worten gefragt wurde, was Rußland von Frankreich erwarte, um der Freundschaft zu entsprechen, die dieses dem Kaiserreiche bekunde, und ob angenommen werden dürfe, daß der Zar sich gegenüber der französischen Republik wenigstens im Falle der Defensive für verpflichtet halte? Ein derartiges, von einem Militärattaché an die Prinzessin eines fremden Hofes gerichtetes Ansinnen erscheint zunächst so tactlos, daß Zweifel an der Richtigkeit dieser Mittheilung wohl gehegt werden müßten, wenn der Uebereifer nicht darin seine Erklärung finden sollte, daß in Frankreich selbst sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn bricht, der Worte seien nunmehr genug gewechselt, so daß man endlich Thaten sehen wolle. Glaubte derjenige, von dem der frühere französische Militärattaché in Kopenhagen seine Anweisungen empfing, die Position des Präsidenten der Republik zu befestigen, wenn er diesen in den Stand setzte, in Folge einer vom Elyséepalaste ausgehenden Initiative dasjenige zu erreichen, was seinen verschiedenen Ministerien bisher nicht gelungen war? Würde es als ein politischer Meistercoup angesehen worden sein, durch Vermittelung einer orléanistischen Prinzessin das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland endlich in authentischer Form bestätigen zu lassen? Gelang dies, so konnte der Urheber einer solchen Action wohl mit Zuversicht erwarten, daß der Präsident der Republik bei der im Ausgange dieses Jahres bevorstehenden Neuwahl auf die Dankbarkeit des Landes für eine solche Morgengabe rechnen dürfte.

Ganz abgesehen davon, daß der Zar viel zu sehr an eine selbständige Politik gewöhnt ist, als daß er sich dilettantischen Versuchen gegenüber zugänglich erweisen sollte, scheiterte die nach dem „Figaro" vom Elysée ausgehende Action noch daran, daß die Prinzessin Waldemar sogleich sich nicht verhehlte, auf einen wie schwankenden Boden sie sich begeben würde, falls sie solchen Intentionen entspräche. Sie beeilte sich daher, den französischen Geschäftsträger in Kopenhagen, Pasteur, zu benachrichtigen, und die ganze Angelegenheit gelangte nach einiger Zeit zur Kenntniß des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten, dessen Leiter mit Recht sehr erstaunt über eine Initiative sein mußte, die nur einer verantwortlichen Regierung zugestanden hätte. Der Militärattaché, Capitain de Beauchamp, ist inzwischen abberufen worden, während die Amtsentsetzung des früheren französischen Gesandten am dänischen Hofe, Grafen d'Aunay, beweist, daß die im „Figaro" gemachten Enthüllungen von ihm ausgehen sollen. Gerade diese Maßregel muß unter den obwaltenden Verhältnissen wenig geschickt erscheinen, da mit Fug von dem Pariser Blatte selbst hervorgehoben wird, jetzt zeige sich erst, wie begründet seine Mittheilungen waren, so daß ihre Quelle sogar, allerdings mit Unrecht, auf den diplomatischen Vertreter Frankreichs in Dänemark zurückgeführt werde. Der erwähnte Diplomat hat sich selbst in der Angelegenheit vernehmen lassen, indem er in einer an den „Figaro" gerichteten Zuschrift erklärt, er lege gegen seine Entsetzung Berufung ein, zumal die Enthüllungen des Blattes seit mehreren Wochen den Gegenstand der Unterhaltungen in den diplomatischen Kanzleien gebildet haben. Wie sehr diese Vorgänge das Interesse der diplomatischen Kreise in Anspruch genommen, erhellt unter Anderem daraus, daß der frühere französische Gesandte am dänischen Hofe versichert, in Kopenhagen hätten sich der Reihe nach drei Gesandte mit ihm darüber unterhalten, wie denn auch in Paris selbst mehrere Diplomaten mit verschiedenen Personen denselben Gegenstand erörterten. Bezweckte Graf d'Aunay mit diesen Ausführungen offenbar, seine eigene Verantwortlichkeit zu entlasten, so steht doch nicht minder fest, daß in der That eine cause célèbre vorliegt, deren Tragweite dadurch nicht abgeschwächt wird, daß der in Frankreich in solchen

Fällen übliche bouc émissaire geopfert wird. Der „Temps“ kann aber nicht umhin, hervorzuheben, welches Unheil durch den Zwischenfall angerichtet worden ist. Er betont ausdrücklich, daß, wenn es sich nur um innere Fragen handle, das Uebel bereits arg genug, obgleich nicht unheilbar sei, daß aber, sobald auswärtige Angelegenheiten und das Vaterland selbst in Betracht kommen, der Schaden oft gar nicht wieder gut gemacht werden könne.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß mit diesen Vorgängen der Kampf zwischen dem Präsidenten der Republik, Carnot, und dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten, Casimir-Perier, eingeleitet worden sei. Müßte die Initiative für das wenig diplomatische Verhalten des früheren französischen Militärattachés in Kopenhagen auf den Chef der Executivgewalt selbst zurückgeführt werden, so könnte sich der mit der verantwortlichen Leitung des auswärtigen Ressorts betraute Minister an erster Stelle beschwert fühlen. Da nun Casimir-Perier unter den Mitbewerbern bei der Neuwahl des Präsidenten der Republik ernsthafte Aussichten hat, erscheint es nur begreiflich, wenn das Mißgeschick, das Herrn Carnot bei der vom Elysée ausgehenden Action betroffen haben soll, zu Gunsten des gegenwärtigen Conseilpräsidenten verwerthet wird. Einen einigermaßen pikanten Beigeschmack erhält die ganze Angelegenheit dadurch, daß die Unterstützung einer orléanistischen Prinzessin in einer Angelegenheit angerufen worden sein soll, die von den französischen Republikanern als eine Lebensfrage für die bestehenden Einrichtungen angesehen wird.

Man würde jedoch bei der Annahme fehlgehen, daß diese Vorgänge auf die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland eine unmittelbare Wirkung ausüben werden; andernfalls hätten die anarchistischen Verbrechen in Frankreich auf die Entschließungen des Zaren längst bestimmenden Einfluß haben müssen. Vielmehr würde sich ein solcher Wandel erst allmälig vollziehen können, zumal immer deutlicher erhellt, daß der Dreibund lediglich Vertheidigungszwecken dienen soll und seine Spitze durchaus nicht gegen ein friedliches Rußland richtet. In dieser Beziehung ist nun sowohl der deutsch-russische als auch der geplante russisch-österreichische Handelsvertrag wohl geeignet, im versöhnlichen Sinne zu wirken. Der deutsche Reichskanzler konnte denn auch in einer seiner Reden im Reichstage mit Fug darauf hinweisen, daß die beiden verbündeten Staaten ihrer Genugthuung über die Unterzeichnung des Handelsvertrages mit Rußland Ausdruck geliehen haben. Kriegerische Anwandlungen des Dreibundes erscheinen auch dadurch ausgeschlossen, daß jeder der betheiligten Staaten Gewicht darauf legt, nicht nur selbst mit den außerhalb stehenden Mächten freundliche Beziehungen zu pflegen, sondern auch die Verbündeten solche unterhalten zu sehen. Dies gilt in Bezug auf Frankreich nicht minder als hinsichtlich Rußlands, so daß das Nachlassen der Spannung zwischen der französischen Republik und Italien, weit davon entfernt, irgend welches Mißtrauen bei dessen Bundesgenossen zu erregen, vielmehr als eine weitere Bürgschaft des europäischen Friedens angesehen wird.

Welche Bedeutung andererseits gerade Italien im „concert européen“ beanspruchen darf, zeigt sich aus Anlaß der jüngsten Verwicklungen, von denen dieses Land betroffen worden ist. Die Ruhestörungen auf der Insel Sicilien und in Massa-Carrara sind inzwischen von Crispi mit starker Hand unterdrückt worden, und es ist bezeichnend, daß der Ansturm, der von Seiten der Ultraradicalen in der italienischen Deputirtenkammer wegen der Verhängung des Belagerungszustandes in den betroffenen Gebieten gegen den Conseilpräsidenten inscenirt wurde, mit einer überwältigenden Mehrheit zurückgeschlagen worden ist. Mit nicht geringerem Interesse darf dem Verlauf der parlamentarischen Debatten über die Vorlagen entgegengesehen werden, die darauf abzielen, das Gleichgewicht im italienischen Staatshaushalt wiederherzustellen. Auch der Gesetzentwurf, durch dessen Annahme der Conseilpräsident für einen bestimmten Zeitraum mit weitgehenden Vollmachten behufs Vereinfachung des gesammten Verwaltungsorganismus ausgestattet werden

soll, muß von dem Gesichtspunkte betrachtet werden, daß durch die Verwirklichung dieser Reform bedeutende Ersparnisse erzielt werden können. Hauptsächlich wird jedoch der Kampf in der Deputirtenkammer hinsichtlich der in großem Stile vorgeschlagenen Finanzreformen Sonnino's entbrennen. Nicht verhehlt werden darf zunächst, daß die wider alles Erwarten von dem italienischen Finanzminister in sein Programm aufgenommene thatsächliche Erhöhung der Couponsteuer auch für ausländische Rentenbesitzer ungemein überrascht hat.

Als vor einiger Zeit ähnliche Behauptungen in der Presse auftauchten, wurden sie von Seiten der italienischen Regierung in der bestimmtesten Form zurückgewiesen. War doch schon der italienische Botschafter in Berlin ausdrücklich angewiesen worden, derartigen Gerüchten entgegenzutreten. Es mußte daher einen ungünstigen Eindruck machen, als der Finanzminister Sonnino in dem von ihm in der Deputirtenkammer entwickelten Exposé bei der Ankündigung der Erhöhung der Einkommensteuer auf zwanzig Procent nicht zugleich erklärte, daß die ausländischen Rentenbesitzer von der neuen Steuer freibleiben würden. Der Credit Italiens hätte jedenfalls nur gewinnen können, falls die Regierung in Uebereinstimmung mit ihren früheren Erklärungen Treu und Glauben in vollem Maße gewahrt hätte. Da die Finanzprojecte Sonnino's im Parlamente selbst vielfach angefochten werden, empfiehlt es sich zunächst, von dem Eingehen auf Einzelheiten Abstand zu nehmen. Dagegen verdient hervorgehoben zu werden, daß die Linke die Auffassung hegt, der dem Centrum angehörende Finanzminister habe die Lage in allzu düsteren Farben geschildert, um für seine Vorschläge Stimmung zu machen. Andererseits wird von den Organen der Rechten die Auffassung vertreten, daß insbesondere auf dem Gebiete des Militär- und Marinebudgets Ersparnisse erzielt werden könnten, so daß es einer weitgehenden Erhöhung der Steuern gar nicht bedürfte. Wenn aber die italienischen Ultraradicalen stets den Dreibund für die angeblich übermäßigen militärischen Lasten verantwortlich gemacht wissen wollen, so darf als gewiß gelten, daß von Deutschland sicherlich kein Einspruch erhoben werden würde, falls Italien etwa die Zahl seiner Armeecorps verringern wollte, um durch Geschlossenheit der übrigen die Wehrkraft des Landes zu steigern, während ein kostspieliger militärischer Verwaltungsapparat eingeschränkt wird. Italien hat jedenfalls in allen diesen Angelegenheiten die freieste Entschließung, ohne durch seine Bündnißverträge auch nur im geringsten behindert zu sein. Gelingt es aber der italienischen Regierung ebenso, wie sie die Ruhe auf der Insel Sicilien und in Massa-Carrara wiederherzustellen vermocht hat, in die Finanzverwaltung des Landes Ordnung zu bringen, so würde insbesondere der Conseilpräsident Crispi sich von Neuem um sein Vaterland wohlverdient gemacht haben. Da jenseits der Alpen für das nächste Jahr das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der endgültigen Gestaltung des italienischen Einheitstaates mit Rom als Hauptstadt jetzt schon vorbereitet wird, müßte es überall im Auslande, wo die casa Savoia aufrichtige Sympathien genießt, mit freudiger Genugthuung begrüßt werden, falls es jetzt gerade gelingen sollte, das gesammte Staatswesen nicht bloß in seiner politischen Erstarkung zu zeigen, sondern auch auf eine gesunde finanzielle Grundlage zu stellen.

Besitzt Italien, wie in der Anlehnung an die beiden anderen Mächte des Dreibundes, zugleich in der Interessengemeinschaft mit England eine wichtige Stütze, so wird diese Thatsache nach dem Rücktritte Gladstone's und dessen Ersetzung durch den bisherigen Minister des Auswärtigen im englischen Cabinet, Lord Rosebery, sicherlich noch deutlicher zum Ausdrucke gelangen. Allerdings ist auch Gladstone stets ein warmer Freund des Königreichs Italien gewesen, wie er denn bereits im Anfange der fünfziger Jahre durch sein an Lord Aberdeen über die politischen Verfolgungen in Neapel gerichtetes Schreiben, das dann von Lord Palmerston an sämmtliche Höfe gesandt wurde, unmittelbar den Umschwung vorbereiten half, dem Italien schließlich seine Einheit verdankt. Die Einseitigkeit, mit welcher der

„große alte Mann" sich zuletzt seinem Home-Rule-Projecte zuwandte, konnte jedoch die Annahme erwecken, daß selbst die Gemeinsamkeit wichtiger Interessen, die England mit Italien verknüpfen, mehr als billig in den Hintergrund gedrängt werden möchte, obgleich der neue englische Premierminister bereits in seiner bisherigen Stellung als Leiter der auswärtigen Politik im geeigneten Augenblicke sicherlich nicht unterlassen hätte, für die Wahrung des Gleichgewichts im Mittelländischen Meere, auf der Italiens Großmachtstellung zum Theile beruht, mit Entschiedenheit einzutreten. Dieses Verhältniß wird jedoch nunmehr noch klarer durch die Berufung Lord Rosebery's in die leitende Stellung zum allgemeinen Bewußtsein gebracht. Die hohen Verdienste Gladstone's um England, unter denen insbesondere seine Wahlreform hervorgehoben zu werden verdient, durch die mehr als zwei Millionen englischen Bürgern das ihnen bis dahin vorenthaltene Wahlrecht erst verliehen wurde, stehen für immer in der Geschichte seines Landes verzeichnet. Nicht minder verdient der nie versagende Eifer Anerkennung, mit dem Gladstone von jeher allen unterdrückten Völkern und Stämmen sein werkthätiges Interesse widmete. Nur ließ er sich in Folge dieser Eigenschaft verleiten, wohl den größten Fehler in seiner gesammten politischen Laufbahn zu begehen, indem er auf die Gefahr hin, die Einheit Großbritanniens zu gefährden, die Home-Rule-Vorlage an die Spitze seines politischen Programms stellte. Das Schicksal dieses Projectes, das im Unterhause zur Annahme gelangte, im Oberhause jedoch kläglich scheiterte, ist allem Anscheine nach auch für Gladstone selbst verhängnißvoll geworden, dessen leidender Zustand wohl kaum der entscheidende Anlaß seines Rücktrittes geworden ist.

Die bitteren Worte, mit denen der frühere englische Premierminister an dem Verhalten der Peers Kritik übte, lassen kaum einen Zweifel darüber entstehen, daß er durch sie den Abschluß seines Lebenswerkes für zerstört erachtet, weil sein Plan, den Klagen der Irländer über englische Bedrückung ein Ende zu machen, gescheitert ist. Er übersieht nur, daß durch die Verwirklichung von Home-Rule zwar dem gesammten Staatsorganismus ein nie wieder gut zu machender Schade zugefügt, daß jedoch die Begehrlichkeit der Irländer auch nach den weitestgehenden Zugeständnissen an ihre Autonomie keineswegs beseitigt worden wäre. So rächt sich auch an Gladstone, daß er in hohem Maße die „Fehler seiner Tugenden" hatte. Dies erscheint aber so menschlich, daß in dem Charakterbilde des „großen, alten Mannes" selbst dieser Zug uns sympathisch berühren muß, nachdem von Großbritannien die Gefahr abgewendet worden ist, die ihm nicht so sehr von Irland selbst wie von bedenklichen sentimentalen Anwandlungen der eigenen Regierung zu drohen schien.

Daß friedliche Gesinnung sehr wohl mit zielbewußtem Vorgehen gepaart sein kann, ist durch das liberale spanische Ministerium jüngst erwiesen worden. Verlangten doch aus Anlaß des Conflictes mit Marocco die conservativen Organe jenseits der Pyrenäen eine europäische militärische Action. Das Cabinet Sagasta verhehlte sich jedoch nicht, daß durch die Aufrollung der marocconischen Frage die Interessen anderer Nationen berührt werden müßten, während durch geschicktes diplomatisches Vorgehen eine befriedigende Lösung erzielt werden könnte. Dem Marschall Martinez Campos gebührt neben dem spanischen Conseilpräsidenten um so mehr das Verdienst, durch das von ihm bei den Unterhandlungen mit dem Sultan von Marocco erreichte friedliche Resultat ernsthafte internationale Verwicklungen verhütet zu haben, als es gerade für ihn verlockend erscheinen mußte, anstatt auf diplomatischem, auf militärischem Gebiete Lorbeeren zu pflücken.

Literarische Rundschau.

Neuere Literatur über Deutsch-Ostafrika.

1. Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Ein Reisebericht mit Beiträgen von Dr. Emin Pascha, in seinem Auftrage geschildert von Dr. Franz Stuhlmann. Im amtlichen Auftrage der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes herausgegeben. Mit 2 Karten, 2 Porträts, 32 Vollbildern und 270 Textillustrationen von W. Kuhnert u. A. Berlin, Dietrich Reimer (Hoefer & Vohsen). 1894.

Als Emin Pascha nach dem Sturze, der bei dem Feste zur Feier seiner Ankunft an der deutsch-ostafrikanischen Küste sein Leben in ernste Gefahr gebracht hatte, die letzte große Reise antrat, wurde ihm vom Reichscommissar ein Naturforscher, Dr. Franz Stuhlmann, als Begleiter beigegeben. Ueber seine Erlebnisse auf dieser Expedition hat der letztgenannte Reisende, welcher auf bestimmte Weisung des Paschas tief im Innern des dunklen Erdtheils den Rückweg antrat und dadurch wahrscheinlich vor einem ähnlichen Schicksal, wie es Emin traf, gerettet wurde, nunmehr der Welt eingehenden Bericht erstattet. Dr. Stuhlmann gehört noch zu der alten aussterbenden Schule der Reisenden. Sein Ideal sind noch die bescheidenen Forscher vom Schlage Barth's und Nachtigal's; die Stanley'sche Richtung mit ihrem Haschen nach Erfolg bei der großen Masse widerstrebt seinem Wesen. Er will nicht durch „Schneidigkeit" und Wagehalsigkeit Beifall erwecken, sondern setzt seinen Ehrgeiz darein, die Wissenschaft durch ernste gediegene Forschung zu fördern. Dieses Streben hat ihn vor Jahren veranlaßt, aus eigenen Mitteln und auf eigene Faust nach Deutsch-Ostafrika zu gehen, um dort zoologische Studien anzustellen. Ungekannt vom Publicum, unbeachtet von der Tagespresse, hat er dort gelebt und beobachtet, nur gelegentliche kleine Arbeiten in Fachzeitschriften gaben von seiner Arbeit Kunde. Von den Blättern öfters genannt wurde er erst, als er Ende April 1890 im Auftrage des damaligen Reichscommissars, Majors von Wißmann, mit Emin Pascha nach dem Victoria Nyansa aufbrach. Er schloß sich dieser Expedition nicht nur zum Zwecke wissenschaftlicher Studien, sondern auch aus Bewunderung und Hinneigung zu dem so überaus merkwürdigen und schwer begreiflichen Führer an. Diesem seltenen Manne ist denn auch ein großer Theil seines bedeutsamen Werkes gewidmet, und es ist das eifrige Bestreben des Verfassers gewesen, das aus Widersprüchen zusammengesetzte Bild Emin's dem Verständniß der Mitlebenden näher zu rücken. Ob ihm das bei allem besten Willen ganz gelungen ist, möge hier dahin gestellt bleiben; jedenfalls kann sich der Leser bei Stuhlmann's Schilderungen eher eine angemessene Vorstellung von Emin machen als bei Lectüre eines der vielen anderen in den letzten Jahren über ihn erschienenen Bücher.

Emin Pascha gehörte zu den eigenartigsten Erscheinungen unserer Zeit. Der arme schlesische Medieiner, der nach der Türkei auswandert, in ägyptischen Diensten,

fast von aller Welt vergessen, an der Befestigung der civilisirten Herrschaft im Nilquellengebiet arbeitet, durch den Mahdiaufstand von Europa beinahe gänzlich abgeschnitten wird und dabei durch seine Thätigkeit einen wahren Weltruhm erwirbt, scheint mehr die Figur eines Romans als der nüchternen Wirklichkeit zu sein. Ohne Geld, ohne Aussicht auf Hülfe, behauptet er in der Mitte unbotmäßiger Söldner lange Jahre hindurch ein weites Reich. Die Welt betrachtet ihn als den Herrscher jener von Aegypten aufgegebenen, sonst Niemandem gehörigen Gebiete. Aber er macht ebenso wenig Miene, seine Statthalterwürde mit der eines Sultans zu vertauschen, wie er daran denkt, das Land zu verlassen und nach dem Beispiel Wilhelm Junker's die ostafrikanische Küste aufzusuchen. Er schlägt alle Angriffe der Mahdisten wie anderer Feinde ab, läßt sich aber schließlich von Stanley, der mit einer Handvoll erschöpfter Leute zu ihm vordringt, nöthigen, Wadelai aufzugeben und abzuziehen. Er, der ebenso wenig zum Beamten mit eng umgrenzten Vollmachten wie zum Führer einer bloßen Forschungsexpedition paßt, tritt in die Dienste des Reichscommissars von Wissmann, obwohl ihm sein klarer Verstand sagen muß, daß er da nicht an seinem Platze sei, und daß man eigentlich nicht recht wisse, wie man ihn beschäftigen soll. Er verschmäht alle die Ehren und Anerkennungen, welche ihn nicht nur in der Heimath, sondern in ganz Europa erwarten, und nimmt sich kleinliche Kränkungen untergeordneter Leute tief zu Herzen. Er plant großartige neue Thaten und läßt sich von einem gewöhnlichen arabischen Sclavenhändler hinschlachten! — Auch sonst war Emin's Wesen voller Widersprüche. Männern wie Wilhelm Junker, die Jahre lang mit ihm gemeinsam gelebt haben und die tief von dem Bewußtsein seiner großen Eigenschaften durchdrungen waren, ist er nie ganz offen und mit vollem Vertrauen entgegengetreten. Anderen Persönlichkeiten, die es wenig verdienten, hat er dagegen ohne Weiteres sein Herz aufgeschlossen. Uebermäßige Milde wechselte bei ihm mit übertriebener Strenge, und seine gewöhnliche ruhige Selbstbeherrschung und sein Gleichmuth machten manchmal ganz plötzlich nervöser Gereiztheit Platz. Eine vollständige gerechte Würdigung dieses Mannes und seiner vielseitigen Leistungen wird jedenfalls erst nach eingehendsten Studien aller seiner Schriften und des gesammten, über ihn vorliegenden Materials zu ermöglichen sein. Daß sie nicht zu seinem Nachtheil ausfallen werde, davon sind wir allerdings überzeugt.

Das umfangreiche Werk Dr. Stuhlmann's soll übrigens nur der erste Theil einer Darstellung der gesammten natürlichen Verhältnisse Ostafrikas sein. Eine Reihe bedeutender Gelehrter hat sich bereit erklärt, die von Stuhlmann auf verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften gesammelten Materialien im Zusammenhange mit dem bereits vorliegenden Stoffe zu verwerthen und abschließende Schilderungen der Anthropologie, Ethnographie, Zoologie, Botanik und Meteorologie Ostafrikas zu liefern. Indessen dürften noch Jahre bis zum Erscheinen dieser Schriften vergehen, und es ist daher dankbar anzuerkennen, daß der Reisebericht Dr. Stuhlmann's der Specialforschung viel vorwegnimmt und sich mit der Natur der Länder und Völker, welche die Emin'sche Expedition berührt hat, eingehend beschäftigt. Zum ersten Male gewinnt der Leser von jenen so wenig bekannten Gegenden ein treues Bild. Die Verhältnisse Ugandas, die Entstehung und der Verlauf der dortigen blutigen Religionskriege ziehen vor seinem Auge vorüber. Zahlreiche, meist auf Photographien beruhende Illustrationen beleben die Schilderung. Der in vortrefflichem Lichtbild vorgeführte, neu entdeckte Schneeberg Runssoro, welchen Stuhlmann als Erster bis zu ziemlicher Höhe bestiegen hat, wird eingehend beschrieben. Unter den verschiedenen Volksstämmen, deren Leben und Treiben, Sitten und Bräuche der Autor liebevoll beobachtet hat, erregen besonderes Interesse die Zwerge, deren Vorhandensein so lange bezweifelt wurde. Stuhlmann hat dieses merkwürdige Urvolk in seinen Sitzen im Urwalde zum ersten Male genau studirt und, wie bekannt, zwei Zwerginnen sogar in Person nach Europa gebracht. Ihre Photographien sind dem Bande beigegeben und setzen auch den Leser, der sie

nicht selbst zu sehen Gelegenheit hatte, in Stand, sich ein Urtheil über diesen seltsamen Menschenschlag zu bilden.

Für alle späteren Forschungen über Ostafrika wird Dr. Stuhlmann's Buch grundlegend bleiben: es ist ein Werk, auf welches die deutsche Wissenschaft stolz sein darf. — Besonders erfreulich ist, daß Dr. Stuhlmann nicht, wie es so oft der Fall ist, mit dieser Leistung seine Studien über Ostafrika abgebrochen und sich anderen Arbeiten zugewandt hat. Er ist vielmehr als Geograph des kaiserlichen Gouvernements für Ostafrika im December v. J. dorthin zurückgekehrt und hat die systematische Erforschung und Aufnahme der Colonie in Angriff genommen. Bei seiner hervorragenden Sachkunde und Tüchtigkeit verspricht diese seine Arbeit reichste Früchte und wird zur Erkenntniß des wirklichen Werthes dieser Colonie mehr als große Expeditionen und Kriegszüge beitragen. Ω.

2. Usambara und seine Nachbargebiete. Von Dr. Oscar Baumann. Berlin, Dietrich Reimer (Hoefer & Vohsen). 1891.

Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat im Jahre 1889 den bekannten Afrikaforscher Dr. Oscar Baumann nach Ostafrika gesandt behufs geographischer Erforschung Usambaras und seiner Nebenländer. In dem vorliegenden ausgezeichneten Buche ist das Resultat dieser Reise niedergelegt. Dr. Baumann, der schon Mehreres über Afrika geschrieben hat, konnte auf seiner Reise seine früheren Erfahrungen verwerthen, z. B. die dem Neuling so viele Beschwerden verursachende praktische Leitung einer Karawane spielend überwinden; die Kenntniß des Kisuaheli erleichterte die Lösung der gestellten Aufgabe noch mehr. Hier stoßen wir gleich auf einen Punkt, den wir nicht unberührt lassen wollen: er betrifft das Wort „Suahili", wie es Dr. Baumann und ebenso eine Menge Sprachforscher und Schriftsteller schreiben, welche Grammatiken jenes Hauptdialektes der Bantusprache verfaßt haben. Das Wort stammt von dem arabischen „Suahil" = Küste, müßte demnach etymologisch richtig Suahili geschrieben werden. Aber nirgends hört man in Ostafrika von Denjenigen, welche den Sansibardialekt sprechen, und dieser ist der herrschende, dieser liegt allen sprachwissenschaftlichen Arbeiten über Kisuaheli zu Grunde, das Wort Suahili aussprechen, sondern immer nur Suaheli. Die Kisuahelisprache ist ebenso weiter bildungsfähig wie irgend eine andere und kümmert sich wenig um den Ursprung ihrer Worte. Kann sich doch z. B. ein so hoch gelehrtes Institut wie die Académie Française nicht der Macht der Weiterentwicklung der französischen Sprache entziehen und muß schließlich Umformungen anerkennen. Man sollte sich deshalb hier, wie es das orientalische Seminar in Berlin schon gethan hat, dem Sprachgebrauch fügen und allgemein Suaheli schreiben.

Dr. Baumann hat auf seiner Reise kein Gebiet geographischer Forschung unberücksichtigt gelassen und sowohl speciell geographische Arbeiten in seiner Karte, auf welche wir noch zurückkommen werden, niedergelegt, als auch ethnologische, sprachwissenschaftliche, botanische, geologische Forschungen, Beobachtungen und Sammlungen gemacht. Wer nur einigermaßen mit derartigen Arbeiten auf Reisen zu thun hatte, wird leicht würdigen können, wie schwierig es ist, all' diesem gerecht zu werden.

Sehr interessant sind die zahlreich eingeflochtenen Darstellungen geschichtlicher Ereignisse; dieselben documentiren auch hier die den Bantuvölkern eigenthümliche Unruhe, welche sie zu ewiger Wanderung treibt. Wir können Dr. Baumann nur beistimmen, wenn er sich auch zu der Ansicht neigt, daß eine ursprüngliche Einwanderung sämmtlicher Bantu vom Süden her stattfand. Ein besonders großes Interesse beanspruchen des Verfassers Versuche zu statistischer Schätzung der Ein

wohnerzahl. Die eingeschlagene Methode ist unserem Dafürhalten nach ziemlich richtig, indem Dr. Baumann nach der Hüttenzahl die Einwohnerzahl ausrechnet, unter Zugrundelegung von fünf Köpfen für die Hütte. Für das heutige deutsche Schutzgebiet berechnet danach Dr. Baumann die Einwohnerzahl auf 150 740 Menschen, für unsere ganze ostafrikanische Interessensphäre aber kaum vier Millionen, was in Anbetracht des ziemlich stark (natürlich relativ) bevölkerten Ugrego, Unyamuesi, Usukuma und der Länder westlich von Victoria Nyansa etwas zu niedrig sein dürfte.

In Betreff der Bezeichnung für die Jahreszeiten ist Dr. Baumann entgangen, daß mit Masika (im Sing. Msika kaum angewendet) nicht die Regenzeit, sondern die Periode der Ueberschwemmungen gegen das Ende der Regenzeit gemeint ist.

Die Eingeborenen sind stammweise geschildert. Bezüglich Wangas bestanden bisher von Seiten Deutschlands und Englands Zweifel, ob der Ort in deutsches oder englisches Gebiet falle. Diese Ungewißheit hat Dr. Baumann gehoben, indem er unzweifelhaft nachwies, daß Wanga der englischen Interessensphäre angehört, indem dasselbe nördlich des Umbaflusses liegt und dieser entgegen der früheren Annahme kein Delta bildet, so daß also auch kein Arm des Flusses nördlich von Wanga münden kann. Von Wanga berichtet Dr. Baumann, daß dort noch heute der Sclavenhandel blühe und der Ort der bedeutendste Sclavenmarkt der ganzen Ostküste Afrikas sei. „Doch scheinen es unsere englischen Nachbarn trotz ihrer weltbekannten Humanität in dieser Hinsicht nicht eilig zu haben, und Wanga dürfte wohl noch lange der Zufluchtsort alles Gesindels und das Emporium des Sclavenhandels bleiben."

Von allen Küstenplätzen scheint nach Dr. Baumann Tanga die vielversprechendste Zukunft zu haben. Dort sind gegenwärtig (1891) auch die meisten Europäer angesiedelt, doch macht sich das Fehlen eines Arztes sehr fühlbar.

Bezüglich der Missionen stellt auch Dr. Baumann, in Uebereinstimmung mit den Beobachtungen aller Reisenden, der englischen das ungünstigste Zeugniß aus. Die Zöglinge derselben machen sich durch einen anerzogenen Dünkel unangenehm bemerkbar und sind „vor Allem für das praktische Leben ungeeignet". Ein recht interessantes und lehrreiches Beispiel, welches uns Dr. Baumann von der wirklichen Civilisations- und Culturfähigkeit der Neger gibt, ist jener von Jugend auf zum Missionar und Lehrer unter englischer Beaufsichtigung erzogene Schwarze, welcher plötzlich auf den Einfall kam, Vielweiberei zu treiben, indem er ohne Vorwissen seiner vorgesetzten Behörde eine zweite Frau neben seiner ersten heirathete, nachdem er feierlich zum Islam übergetreten war. Am nächsten Tage erschien er wieder ganz harmlos in der Mission, um seinen gewohnten Bibelunterricht fortzusetzen. Er konnte gar nicht begreifen, warum ihm der Missionär ganz entrüstet die Thüre wies.

Wenn Dr. Baumann es als einen Fehlgriff der deutschen Behörde bezeichnet, daß schwarze Akida eingesetzt werden, welchen Missionen unterstehen, so ist dem nur beizupflichten. Vollständig aber stehen wir auf Seite des Dr. Baumann betreff seines Urtheils über Simbodja. Dieser verrätherische, hinterlistige und unehrliche Häuptling muß unter allen Umständen seiner Würde entkleidet und an seiner Statt der rechtmäßige Häuptling des Landes, Kimuari, eingesetzt werden. Es ist unbegreiflich, wie man von Seiten des deutschen Gouvernements diesen Menschen, der die Massai auf ihren Raubzügen noch heute unterstützt, immer noch hält und ihm Gehalt auszahlt, statt ihn zu Tribut zu verpflichten. Zweifellos macht das eingeschlagene Verfahren einen höchst ungünstigen Eindruck bei der gesammten arabischen, schwarzen und europäischen Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas.

Der Schreiber dieses ist immer dafür gewesen, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die räuberischen Massai aus Ostafrika zu vertreiben. Dr. Baumann ist ebenfalls für solches Vorgehen. Zu arbeitsamen Menschen werden wir diese Nomaden kaum jemals machen können, dagegen mit ihrem Verschwinden einem anderen Negerstamm weite Gebiete zum Ackerbau und besonders zur Viehzucht freigeben,

wodurch die Productionsfähigkeit der bisher von den Massai ausgeraubten Küstenländer sicher ganz außerordentlich gesteigert werden würde.

Im letzten Capitel gibt Dr. Baumann seine Ansicht über den wirthschaftlichen Werth des Landes. Er ist ein nüchterner Beurtheiler. Es werden die Producte aufgezählt und die Frage, was geschehen müsse, um eine fruchtbringende Entwicklung der Colonie zu erreichen, damit beantwortet, daß die Production gesteigert werden müsse. Das ist kein neuer Gedanke, auch nicht das einzige Mittel. Es wird nur augenblicklich viel zu wenig gethan, um eine Steigerung der Production durch den Schwarzen selbst zu erreichen. Man erwartet alles Heil davon, durch Einfuhr von Waaren die Begehrlichkeit des Schwarzen zu reizen. Das allein genügt aber nicht zur Erzielung eines günstigen Erfolges. Angewöhnung an größere Bedürfnisse und Steigerung der Productionsfähigkeit der Eingeborenen müssen Hand in Hand gehen, sie müssen in Wechselwirkung beide das Ihrige thun, um ein gewinnbringendes Ergebniß in Deutsch-Ostafrika zu erzielen.

Leider ist für den von Dr. Baumann bereisten Theil keine Aussicht auf Ausbeute irgend welcher mineralischen Schätze. Der geologische Aufbau läßt darüber keinen Zweifel.

Das Klima ist jedenfalls bedeutend günstiger als in Westafrika, welches der Reisende aus eigener Anschauung ebenfalls kennt. Jedenfalls hängt es immer sehr von der Lebensweise ab, ob man dem Klima mehr oder weniger widersteht.

Der ziemlich umfangreiche Anhang macht uns mit den wissenschaftlichen Sammlungen des Verfassers bekannt. Höchst interessant sind die Untersuchungen über die gesammelten Getreidearten, über die, sowie über deren Varitäten und die Gemüse Afrikas, wir noch wenig aufgeklärt sind.

Die Schmetterlingssammlung ist sehr umfangreich, sie umfaßt 112 Arten, darunter neun neue. Dem Verfasser gelang es auch, sechs Schädel zu sammeln, desgleichen Sprachproben des Kisegeju und Kipare. In dem ebenfalls angeführten Kisuaheli finden sich einige Fehler. Markt heißt nicht gulio, sondern soko; Pfeil heißt nicht mshari, sondern mshale oder mshare; Schild nicht mgao, sondern ngao, Schwert heißt upanga, und simme ist das Massaiwort für die kurzen Schwerter jener Völker. Krieg heißt vita, nicht mvita. „Er kann nicht" heißt nicht hajua, sondern hawesi. Die in Noten gesetzten Melodien geben uns einen Begriff von der eigenartigen Musik der Küstenneger.

Der werthvollste Theil des vorliegenden Werkes ist zweifellos die Karte. Der Laie kann nicht beurtheilen, welche Summe von Arbeit, Mühe und Anstrengung in einem solch bunten Kartenblatte steckt. Die Baumann'sche Karte ist in jeder Beziehung vorzüglich und zeichnet sich durch ungewöhnliche Klarheit und Uebersichtlichkeit aus. Als Beweis für ihre Genauigkeit diene die Uebereinstimmung der nach v. Hähnel ermittelten Lage von Taveta mit derjenigen, welche Dr. Baumann graphisch ermittelte. Besonderes Interesse beanspruchen die vier Nebenkarten. Die geologische zeigt den ungemein einfachen Bau jener Gebiete, die ethnographische Karte ein buntes Völkergemisch. Die Karte, welche die annäherungsweise Vertheilung der Bevölkerungsdichtigkeit darstellt, ist als erster derartiger für Ostafrika gemachter Versuch mit Freuden zu begrüßen, ebenso die Uebersichtsskizze der Vertheilung der Hauptnahrungsmittel. Diese Karte zeigt am deutlichsten den verderblichen Einfluß der Massai. Wir erkennen daraus, daß die Bevölkerung der von Natur so bevorzugten Länder, wie diejenigen im Norden Deutsch-Ostafrikas, unter dem Druck der Massai leidend, nicht im Stande ist, Ackerbau und Viehzucht in annähernd ausgiebigem Maße zu treiben.

Aus der Hochfluth literarischer Werke über Afrika ragt das Buch Dr. Baumann's bedeutend hervor, es zählt unter die besten über die betreffenden Gebiete. Bemerken wir noch, daß Dr. Baumann jüngst dem Antisclaverei-Comité, in dessen Dienste er getreten ist, einen höchst interessanten Bericht von seiner großen Reise

nach dem Victoria Nyansa und von dort durch die bisher noch völlig unbekannten Gebiete nördlich des Tanganika gesandt hat. Er hat dort das wirkliche Mondgebirge entdeckt und die am weitesten südlich gelegenen Quellen des Nil. Wir haben nun von dem Verfasser des eben besprochenen Werkes ein neues, vielleicht noch wichtigeres, zu erwarten, welches, bei dem Fleiße Dr. Baumann's, unsere Geduld wahrscheinlich auf eine nicht allzu lange Probe stellen wird und augenblicklich, da Baumann von seiner großen Reise seit Monaten zurückgekehrt, unter seiner Feder ist.

Paul Reichard.

Zur Geschichte der antiken Kunst.

Meisterwerke der griechischen Plastik. Kunstgeschichtliche Untersuchungen von Adolf Furtwängler. Mit 140 Textbildern und 32 Lichtdrucktafeln in Mappe. Leipzig und Berlin, Giesecke & Devrient. 1893.

Einem monumentalen Werke ersten Ranges gegenüber ziemt es sich wohl, den Gesichtspunkt der Beurtheilung zunächst gleichsam jenseits von Lob und Tadel zu nehmen, um vor Allem seinen Platz und die Art seines Aufbaues ins Auge zu fassen.

So oft die Wissenschaft von der Kunst der Alten auf ihre höchsten und letzten Ziele zu sprechen kommt, wird der Name Winckelmanns, ihres Begründers, genannt. Nicht Leistungen im Besonderen sind es, die heute noch Bedeutung hätten, es ist der universale Geist, welcher aus dem innigen Verkehr mit den antiken Denkmälern, aus ihrer Fülle heraus von ihrer Natur und ihrer Geschichte verkündet.

Den Strom Winckelmann'scher Beredtsamkeit und vorahnender Prophetie in bestimmtere Ufer gelenkt zu haben, ist das unvergängliche Werk Heinrich Brunns. Auf dem abgeklärten Grunde werden nun die besonderen Strömungen wahrnehmbar und als ihre Quellen die einzelnen künstlerischen Persönlichkeiten. Hier galt es zunächst, das Charakteristische behutsam zu umgrenzen, und so bildete das Vorherrschen der Specialuntersuchungen die Signatur der neueren Zeit, mächtig gefördert überdies durch die verlockenden Probleme, welche die zahlreichen Entdeckungen auf dem Boden Griechenlands und Kleinasiens stellten.

Furtwängler geht auf Winckelmann zurück in dem großen Wurf aufs Ganze, in der Breite der Materialbenutzung, auf Brunn in der Tiefe der Einzelbetrachtung und Herausarbeitung des Individuellen.

Nur ein besonderer Glückszufall wie derjenige, welcher über dem Hermes des Prariteles in Olympia waltete, kann uns heute noch Werke aus der Hand der allerersten griechischen Meister bescheren. Und doch waren nur sie es, welche den Gang und Geist der Kunst in den verschiedenen Epochen bestimmt haben. Wir müßten auf eine Erkenntniß der Letzteren einfach verzichten, wenn es nicht gelingt, wenigstens Abbilder jener Gestalten zurückzugewinnen. Gibt es ein Mittel dazu? Die geschriebene Ueberlieferung geht meist über dürftige Angaben nicht hinaus, aber sie umfaßt doch die Summe des Besten und Berühmtesten, was man im Alterthum besaß. Andererseits „ist uns in den römischen Copien diejenige Auswahl aus den Meisterwerken der classischen Epoche erhalten, die antiker Geschmack und Kennerschaft in den Zeiten feinster Bildung getroffen hat." Allem Anscheine nach deckt sich diese Auswahl mit der schriftlich fixirten; auf jedes der hier angemeldeten Hauptstücke sind wir also wohl berechtigt, unseren Kunstvorrath zu befragen.

Die Stimmung für eine so einfache Argumentation lag freilich längst in der Luft; eine Reihe wichtiger Einzelentdeckungen ist auf diesem Wege bereits gemacht worden. Aber was zunächst nur gelegentliche These und Richtschnur war,

hat Furtwängler zur beherrschenden Regel erhoben, nachdem er bereits früher die vielfach hinderliche Ansicht von einer selbständig umbildenden römischen Kunstschule hatte beseitigen helfen. In dem vorliegenden Werke tritt er als der Erste auf, welcher jenes Princip nicht nur mit Consequenz und frischer Zuversicht verwendet, sondern zugleich fortlaufend an den beiden wichtigsten Jahrhunderten der griechischen Kunstentwicklung erprobt. Nöthigte ihn diese Anlage dazu, auf jede Frage Rede zu stehen, so erhöhte sich auch durch die gegenseitige Controle seiner Resultate die Gewähr für ihre Brauchbarkeit.

Für den Aufbau, welchen Furtwängler errichtet hat, ist er zum guten Theil sein eigener Werkmeister, ja sein eigener Steinmetz gewesen. Die Vorarbeit allein, die Beschaffung und Zubereitung des Materials (das „museographische Register" führt bloß aus den europäischen Sammlungen nahezu tausend Einzelwerke bezw. Compositionen auf) schien für so umfängliche Zwecke bisher die Kraft des Einzelnen zu übersteigen; man erwartete sie eher von dem Zusammenwirken Vieler im wohlorganisirten Verein eines archäologischen Institutes. Freilich hätte selbst Furtwängler's eminente Arbeitskraft, seine künstlerische und wissenschaftliche Befähigung dazu schwerlich hingereicht, wäre es ihm nicht beschieden gewesen, seit Jahren inmitten unserer hauptstädtischen Museen und Bücherschätze zu leben und auf zahlreichen Reisen alle öffentlichen und privaten Sammlungen Europa's (wohl nur mit Ausnahme der spanischen) immer wieder nachprüfen zu können. An Erfahrung und Antikenkenntniß kommt ihm gegenwärtig Niemand gleich.

So ausgerüstet eröffnet sich ihm erst der Weg, den die neuere Kunst mit ihrer Fülle sicheren Materials in der Regel von vornherein zu betreten gestattet, der Weg zur historischen Betrachtungsweise. Seine Tendenz ist eine grundlegende und deshalb nicht selten grundstürzende. Die Selbständigkeit seines Vorgehens nimmt öfter den Charakter rücksichtsloser Energie an, mit der er entgegenstehende Meinungen beseitigt.

Unter den festen Positionen, die Furtwängler sich selber schafft und die vielfach erst den Gang der Untersuchungen bestimmen, steht Allem voran als wahrhaft schöpferische That die Wiedergewinnung der „Athena Lemnia" des Phidias. Von dieser herrlichen Statue der unbehelmten Göttin, welcher bereits das Alterthum den Preis der Schönheit zuerkannte, ist uns die beste Copie in einem Dresdener Torso erhalten, dem ein Kopf des Museums zu Bologna sich wunderbar anpaßt. Die Geschichte der Entdeckung hat ihren eigenen Reiz, der schon für sich das Nachlesen lohnt. Kunsthistorisch unschätzbar aber ist der Umstand, daß diese Figur als die erste sichere, genaue und datirbare Nachbildung eines Einzelwerkes des Phidias für die Beurtheilung seines Wesens und seines Entwicklungsganges erst den rechten Maßstab abgibt.

Der uns hier zugemessene Raum gestattet nicht entfernt, eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie Phidias, nun von allen Seiten beleuchtet, auf dem Hintergrunde seiner Zeit hervortritt, wie seine Lehrer und Vorgänger (z. B. Hegias, Kritios und Nesiotes, Kalamis), seine älteren und jüngeren Zeitgenossen (ein Myron, Kresilas, Kallimachos), seine Mitarbeiter und Schüler (Praxiteles der Aeltere, Alkamenes, Agorakritos), sich um diese Centralgestalt gruppiren. Aber auch diese Schar steht nicht etwa bloß im Hintergrunde oder in erborgtem Lichte; selbst Meister, deren Existenz dem Laien wohl überhaupt kaum vorschwebte, wie jener ältere Praxiteles und Kresilas, scheinen aus ihren Werken überraschend lebhafte und greifbare Gestalt zu gewinnen.

Als Gegenstück fordert die peloponnesische Schule, mit ihrem Oberhaupte Polyklet, bei mehr einseitig formaler Wirksamkeit um so subtilere Unterscheidungen heraus. An sie knüpfte auch Skopas noch an, den wir im Verein mit dem jüngeren Praxiteles die Kunstblüthe des vierten Jahrhunderts heraufführen sehen. Als Ergänzung dienen zahlreich eingestreute, bis in die Anfänge der griechischen Kunst hinaufgreifende Excurse, darunter wiederum Musterbeispiele exacter, feinsinniger und über-

zeugender Archäologenarbeit, wie die Abhandlungen über den „amykläischen Thron" oder die „Venus von Milo". Auch den Nachweis, daß der berühmte „Apollo Stroganoff" nur ein modernes Werk sei, also für die Beurtheilung des „Apollo vom Belvedere" nicht mehr in Betracht kommt, empfinden wir als wahrhafte Befreiung.

Andere Ergebnisse, die zunächst mehr überraschen als überzeugen, entsprechen doch nicht minder der kühn vordringenden Art des Verfassers, welcher neben dem bedächtigen Pflugthier eben auch das feurige Gespann verwendet. Furtwängler hat den Boden nicht nur auf weite Strecken urbar machen, sondern zum guten Theil auch abernten wollen. Bei so groß angelegtem Betriebe wird man von vornherein dem „Recht zu irren" seinen Platz einräumen müssen. Aber wenn je Irrthümer lehrreich sind, so dürfte es hier der Fall sein; es fragt sich nur, ob die fortan in den Kreis dieses Werkes gebannte Forschung sich bloß auf kritische Nachlese und Meliorationen beschränken, oder ob sie in dankbarer Aneignung des Gebotenen neue und gleichwerthige Früchte zeitigen wird.

Dem Kunstfreund ist es schwerlich zuzumuthen, daß er sich durch die Ueberfülle des Stoffes in allem Einzelnen hindurcharbeite. Aber daraus zu schöpfen wird er immer wieder Anregung finden, sei es, daß er sich durch die vorzüglichen Lichtdrucktafeln und die nicht minder trefflichen Textabbildungen leiten läßt, sei es, daß er sich vermittelst der bequemen Register über Einzelfragen oder Einzelwerke unserer Museen orientiren will. Dem Lernenden endlich bietet allein schon die analytische Behandlung so zahlreicher Kunstwerke ein unvergleichliches Uebungsfeld auf dem Gebiete des Formensinnes und der archäologischen Methode dar.

εσ. **Goethe's politische Lehrjahre.** Von Ottokar Lorenz. Berlin, W. Hertz. 1893.

Eine Weimarische Pfingstrede, allerdings des Geistes voll, ausgeführt und mit bedeutenden Anhängen versehen, die z. B. frappante Uebereinstimmungen zwischen Goethe und Taine ergeben und in raschen scharfen Zügen „Goethe als Historiker", seine eigene Leistung, sein Verhältniß zur „historischen Schule" würdigen. Lorenz liebt die breiten Heerstraßen nicht. Er ist ein eigenrichtiger Betrachter, und der Widerspruch wird bei ihm manchmal aus der Würze zur Kost. Er mag hier, wo es Goethe aus seiner Zeit und Individualität heraus zu begreifen gilt, die Mitwirkung des von Berufsdiplomaten, wie Lucchesini, wohl nie für voll genommenen Staatsbeamten am Fürstenbund überschätzen, stellt aber endlich in das rechte Licht, wie Goethe über das Herrschen und über die Stände der menschlichen Gesellschaft dachte und demzufolge die französische Revolution beurtheilte. Stärker sollte wohl Goethe's Ideal der „ruhigen Bildung" herangezogen werden, auch in der Debatte über den „Epimenides", in dem Lorenz keinerlei persönliche Bekenntnisse sehen will. Wir halten es hier mit Treitschke und betonen auch, daß gleich das Motto die Karlsbader Huldigung an Napoleon widerruft: „Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten."

γ. **Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold's von Gerlach.** Zweiter (Schluß-) Band. Mit einem Bildniß. Berlin, Wilhelm Hertz. 1892.

Der zweite Band dieses wichtigen Werkes, dessen Herausgabe wir der Tochter des Generals v. Gerlach verdanken, enthält die Tagebücher vom 1. Januar 1853 bis zum 2. Januar 1861, dem Todestage Friedrich Wilhelm's IV., an dem der General die Feder niederlegte. Wie aus dem ersten, so schöpft man auch aus dem zweiten Bande reiche Aufschlüsse aller Art, und die historischen Nachrichten sind oft durchsetzt von allgemeinen Betrachtungen, die zwar alle den Stempel der Gerlach'schen Denkweise tragen, aber stets interessant, klug und eigenartig sind. Auch das tritt wieder hervor, daß der General bei aller vasallistischen Ergebenheit gegen seinen königlichen Lehensherrn stets die Würde seiner Persönlichkeit und das Recht zu selbständiger Ansicht wahrt. Wie die Königin ihn einmal tadelt, daß er so oft gegen Bunsen spreche, da er doch merken müsse, daß der König allemal Bunsen Recht gäbe, antwortet Gerlach: „Ich bin, obschon Ihr unterthäniger Diener, doch auch eine Person", und citirt das Möser'sche Edict: „Da wir und unsere fürstliche Gemahlin uns immer mehr überzeugen, daß alle anderen Menschen Grobzeug sind", u. s. w. (S. 2). Gerlach hat auch keine Gelegenheit versäumt, seinen Standpunkt charaktervoll zu wahren; wie einmal von monarchischem und republikanischem Princip gesprochen wird, sagt er trocken: solche Redensarten seien ihm widerwärtig; er nenne das erste Liebe und Treue zum König, das andere Rebellion (S. 2). Merkwürdig ist die Enthüllung, daß der König noch 1855 sich mit dem Gedanken trug, die ihm verhaßte Verfassung, die „charte Waldeck", abzuschaffen und einen neuen „Freibrief" auszustellen, in welchem dem Landtag nur noch die Steuerbewilligung, aber nicht mehr die Gesetzgebung und die Berathung des Staatshaushalts zugestanden werden sollte (S. 356 und 517). Ebenso interessant ist eine andere Mittheilung, nach welcher der Graf Pourtalès vor dem Neuchâteler Putsch in Berlin war, um sich die Billigung des Königs zu holen. In der orientalischen Frage that Gerlach dasselbe wie Bismarck: er hielt den König von einer Stellungnahme gegen Rußland ab, weil er dadurch die Grundsätze der heiligen Allianz über Bord geworfen sah, während Bismarck Preußen den guten Willen Rußlands für spätere Zeiten zu sichern suchte. Beide haben durch diese Bemühungen entschieden Preußen und Deutschland einen großen Dienst geleistet.

γ. **Briefwechsel des Generals von Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck.** Berlin, Wilhelm Hertz. 1893.

Eine fast noch werthvollere Gabe von derselben Hand: nichts mehr und nichts weniger als ein echtes und wahrhaftiges Bismarckwerk aus der Frankfurter Zeit, die wir aus Poschinger's vier Bänden schon genau kennen, und die uns aber jetzt durch die vertraulichen Briefe des damaligen preußischen Gesandten an Leopold von Gerlach noch mehr in den innersten Einzelheiten vor Augen geführt wird. Gewiß wohnt auch den Schreiben Gerlach's an Bismarck kein gewöhnliches Interesse inne: überall tritt uns der charaktervolle Repräsentant des Königthums von Gottes Gnaden und der „ständischen Freiheit" Achtung gebietend entgegen, und manche Nachrichten, die er gibt, wird sich der Geschichtschreiber nicht entgehen lassen, so z. B. die vom 15. April 1852, daß Kaiser Nikolaus von Bonaparte's Anticonstitutionalismus sich so habe einnehmen lassen, daß er alles Ernstes an die Herstellung Heinrich's V. durch „diesen incarnirten Revolutionär" glaube. Aber gleichwohl wird Niemand im Zweifel sein, daß der Hauptwerth des Bandes eben darin liegt, daß er uns eine große Anzahl von Bismarckbriefen beschert. Wenn schon die amtlichen Berichte Bismarck's an Manteuffel auch in formeller Hinsicht durch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit, mit der sie geschrieben sind, hervorragen — als Heinrich v. Sybel ihr Erscheinen im preußischen Abgeordnetenhaus bei der Berathung des Staatshaushalts ankündigte, da bemerkte er mit Recht, daß die Nation nun ihren größten Staatsmann auch unter ihre Classiker einreihen werde —: so bewundert man in diesen Privatbriefen in fast noch höherem Grade die unmittelbare Frische der Empfindung und des Ausdrucks, den Reichthum treffender Wendungen, die glücklichen Anführungen aus Shakespeare, Béranger u. a. Schriftstellern. Die Muse ist so leicht geschürzt und anmuthig, daß man mitunter fast in Gefahr ist, über den stets lehrreichen, oft gedankenschweren Inhalt hinwegzugleiten, indem man sich dem Zauber dieser ursprünglichen Erzählungsgabe, um die unsere Dichter den Staatsmann beneiden könnten, gänzlich hingibt. Manchmal vermißt man eines:

kurze Erläuterungen zu den politischen Themen — sie würden das volle Verständniß des einzigartigen Werkes sehr erleichtern.

ρ. **Hoffmann's von Fallersleben gesammelte Werke.** Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg. Achter Band. Mein Leben. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Mit diesem achten Band ist das schöne Werk vollendet, dem wir theilnehmend und anerkennend durch mehrere Jahre gefolgt sind. Uneingeschränktes Lob zollen wir dem Herausgeber, der sich mit ungemeiner Sachkenntniß und liebevollem Eifer in seine Aufgabe wahrhaft vertieft und in der Fortführung des „Lebens" bis zu dessen Schluß eine selbständige Arbeit von nicht geringem literarischen Werth geliefert hat. Hoffmann's autobiographische Aufzeichnungen enden mit seiner Berufung nach Corvey durch den hochgesinnten Herzog Victor von Ratibor und der bezeichnenden Zeile: „Victor amandus Dux nobis haec otia fecit." Diesen lieblichen Aufenthalt an der Weser, Schloß, Kloster und Bibliothek, Hoffmann's letzte Jahre darin, mit allen Lichtern und Schatten, die darauf fallen, weiß uns Dr. Gerstenberg höchst anmuthend zu schildern. Einige sehr wichtige Nachträge, Briefe, Quellennachweise und Personenverzeichniß beschließen diese Gesammtausgabe, die man in der That eine musterhafte nennen kann und deren Ausstattung, fern von jedem Prunk, wie das Wesen Hoffmann's war, doch eine durchaus gediegene und würdige ist. Der Herausgeber, einige Freunde des Dichters und nicht am wenigsten sein Sohn, der jetzt in Berlin lebende, treffliche Landschaftsmaler Franz Hoffmann-Fallersleben, haben pietätvoll das Ihre gethan: es ist nun am deutschen Publicum, zu zeigen, daß es in Hoffmann von Fallersleben einen der populärsten Sänger Deutschlands nach Gebühr zu ehren weiß.

πρ. **Die französische Novellistik und Romanliteratur über den Krieg von 1870/1871.** Von Prof. Dr. Eduard Koschwitz. Berlin, Wilhelm Gronau. 1893.

Koschwitz' Werk ist in erster Linie aus philologischem Sammeleifer hervorgegangen. Der Verfasser hat an Romanen und Novellen über den deutsch-französischen Krieg zusammengebracht, was er nur finden konnte, und gibt ihren Inhalt wieder, vermeidet aber, allgemeine Betrachtungen daran zu knüpfen, überläßt vielmehr alle Schlußfolgerungen dem Leser. Diese ergeben sich indeß zwanglos und selbstverständlich aus dem Vorgetragenen. Das gebildete Frankreich hat mit dieser patriotischen Hintertreppenlitteratur nichts zu schaffen; das bezeugt die Thatsache, daß alle die Namen, die Koschwitz nennt, im Grunde keine Namen sind, daß ihre Träger nie Zutritt gefunden haben in die besseren Kreise der Leser. Sobald Schriftsteller, wie z. B. Zola in „Débâcle", Kriegsschilderungen geben, tritt sofort das Streben nach Gerechtigkeit und nach Menschlichkeit hervor. Koschwitz' Werk enthält die ernste Mahnung an Frankreich, mit dieser Literatur, die keine Literatur ist, innezuhalten. Aber auch uns predigt es Buße; auch wir haben Ursache, in uns zu gehen. Unsere lärmenden Triumphgesänge unterscheiden sich nur durch die Tonart, nicht durch den Geist von den französischen Revancheliedern.

ζ. **Land voraus! und andere Geschichten.** Von Lili du Bois-Reymond. Berlin, Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1894.

Den Inhalt dieses Bandes bilden zehn sehr einfache Geschichten, die der Leser gewöhnlichen Schlages vielleicht gleichmüthig durchfliegt, ohne ihre eigentliche Qualität zu erkennen. Vor dem feineren Auge jedoch füllen sich diese anscheinend leicht hingeworfenen Umrisse mit vollem, ergreifendem, stark pulsirendem Leben, und wer diese Skizzen oder kleinen Erzählungen so liest, der wird sich sympathisch angesprochen fühlen von einer tief und ernstlich strebenden Künstlerseele, die dem Guten und Schönen, wo nicht im Leben, so doch in der Dichtung zu ihrem Rechte zu verhelfen strebt. Die Sphäre, in der sich, hier wenigstens, das Talent der Verfasserin bethätigt, ist eine begrenzte: die „Geschichten" bewegen sich fast ausschließlich auf dem Gebiete weiblichen Seelenlebens; aber hier rühren sie oft durch erschütternden Naturlaut an die Tiefen unserer Seele. Ein Skizzenblatt wie „Der Fidibus", wie „Nach zwei Jahren", wie „Land voraus!" würden der Mappe manches Meisters Ehre machen. Kein Zug zu wenig, keiner zu viel: in einer gewissen strengen Enthaltsamkeit wird nicht Alles gesagt, vielmehr durch Andeutung zum Nachdenken oder Nachdichten angeregt. Ein graziöses humoristisches Talent bewährt die Verfasserin, abgesehen von einzelnen verstreuten Zügen, vor Allem in den allerliebsten, den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannten „Drei Geschichten von Frau Paschke". Wenn eine gesunde kräftige Weltanschauung, ein edler Idealismus auf realer Basis, psychologisches und humoristisches Talent neben einer reichen Phantasie den wahren Dichter machen, so hat die Verfasserin mit einem Erstlingswerke sich ohne Frage in die kleine Zahl derjenigen weiblichen Talente eingereiht, von denen das deutsche Publicum sich Etwas versprechen darf.

σβχ. **Tess of the D'Urbervilles** by Thomas Hardy. Tauchnitz Edition. Leipzig, B. Tauchnitz. 2 vols.

Nach der Vorbemerkung des Verfassers ist diese Erzählung aus verschiedenen einzeln für sich vorher veröffentlichten Skizzen und Stücken verbunden und zu einem Ganzen überarbeitet worden. Das würde man merken, auch wenn es nicht ausdrücklich mitgetheilt wäre. Schon das Hauptthema, der böse Einfluß, den die genealogische Entdeckung des gelehrten Pfarrers auf die Familie Durbeyfield ausübt, und wie die Vermuthung, sie seien unmittelbare Abkömmlinge des einst berühmten Normannengeschlechtes D'Urberville, ihr Leben ins Schwanken bringt und des Haltes beraubt, schon dieses Problem ist oberflächlich behandelt, verschwindet zeitweilig ganz und tritt am Schlusse nur noch äußerlich hervor. Ebensowenig sind die Hauptcharaktere einheitlich gedacht und ausgestaltet. Ist Angel Clare der Mann, als den Hardy ihn uns vorführt, dann muß er besser Sorge für Teß tragen; und die Teß des ersten Abschnittes darf nach der Analyse, die wir von ihr erhalten, mit ihrer schlimmen Kunde nicht bis nach ihrer

Vermählung warten. Auch der Wandel in der Persönlichkeit Alec d'Urberville's bleibt unerklärt. Die an sich vortrefflichen Schilderungen des Farmlebens, in denen sich die geschickte und wohlgeübte Hand des Verfassers der „Wessex Tales" wieder erkennen läßt, nehmen einen allzubreiten Raum ein und drücken die Haupthandlung zur Seite. Lehrreich ist für uns, daß der Autor selbst sich wegen des Gewagten seiner Darstellung entschuldigt, und daß in der That die anglo-amerikanische Kritik das Buch shocking gefunden hat. Ein continentaler Leser fragt sich umsonst, was da eigentlich Schlimmes passirt sei. Wir sind ganz anderen Tabak gewöhnt. In Teß d'Urberville findet sich kaum eine Stelle, die heute nicht in einem deutschen „Familienroman(!)" vorkommen dürfte, von der erzählenden Dichtung anderer Völker ganz zu schweigen. Die Engländer sind aber nur in Versen etwas kühner, die Prosa scheint sie mit strengen Schranken einzuengen, und es ist ganz interessant, zu sehen, wie die Neigung zum realistischen Stil auch im Roman die Herrschaft des cant zu brechen versucht. Freilich, dem Buche Hardy's, das sich selbstverständlich sehr gut liest, würde man seine Gefährlichkeit nicht ansehen, wenn die Warnungstafeln nicht allerorts ausgesteckt wären.

βλ. **Cœurs Russes.** Pour les soirs d'hiver par le Vte E. Melchior de Vogüé, de l'académie française. Paris, Armand Colie et Cie.

Graf Melchior de Vogüé, der unermüdliche Vermittler zwischen russischer und französischer Literatur, veröffentlicht im vorliegenden kleinen Bande „Wintergeschichten" aus dem russischen Volksleben, die vor zehn Jahren und länger zum ersten Male erschienen sind. Traurig, wie die meisten der Schöpfungen, die unter dem kalten Lichte des Nordens entstehen, beanspruchen mehrere dieser Skizzen, durchaus wahre Begebenheiten mit historischer Genauigkeit zu schildern. Das gilt insbesondere von der Geschichte „Zur Zeit der Leibeigenschaft", wo ein todtgeglaubter Tyrann unter dem Einfluß der Wodka, die seine von Freude und Branntwein trunkenen Bauern ihm zwischen die Zähne gießen, aus der Katalepsie erwacht und ein furchtbares Strafgericht über seine unglücklichen Opfer verhängt. Glücklicherweise für den Leser ist der Schlußakkord der Erzählungen von Vogüé nicht immer so schrill. Den Inhalt von „Onkel Fedia" hat Graf Tolstoi in seiner Weise und unter anderem Titel ergreifend verwerthet.

λγ. **Braunschweigs Kunstdenkmäler.** Vierzig photographische Aufnahmen mit Erläuterungen von Constantin Uhde. Braunschweig, Hans Göritz & Wilhelm Danert. 1893.

Bereits in zweiter Auflage erscheint dieses anspruchslose, aber geschmackvoll zusammengestellte Heft; es gibt ein gutes Bild von dem malerischen Reiz der Welfenstadt mit ihren alten Kirchen und Privathäusern, die immer mehr verschwinden, so daß ihre Fixirung im Lichtdruck unter kundiger Leitung sehr dankenswerth ist.

λγ. **Der Dom zu Speier.** Von Wilhelm Meyer-Schwartau. Berlin, Julius Springer. 1893.

Das stattliche Werk in Groß-Quart mit 32 großen Tafeln und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen wendet sich in erster Linie an die Architekten von Beruf. Die Aufnahme des herrlichen alten Domes erfolgte 1883 auf Grund einer wissenschaftlichen Aufgabe. Der Verfasser hat zur Klarlegung der vielfach durch Umbau entstellten Bautheile die Untersuchung auf die verwandten alten Dome erfolgte 1883 auf Grund einer wissenschaftlichen Aufgabe. Der Verfasser hat zur Klarlegung der vielfach durch Umbau entstellten Bautheile die Untersuchung auf die verwandten alten Domes erfolgte 1883 auf Grund einer wissenschaftlichen Aufgabe. Der Verfasser hat zur Klarlegung der vielfach durch Umbau entstellten Bautheile die Untersuchung auf die verwandten alten Kirchen von Worms, Mainz, Limburg, Hersfeld u. s. w. auszudehnen gehabt. Antiquarische und archivalische Studien mußten sich anschließen, so daß nunmehr alles erreichbare Material in übersichtlich durcharbeiteter Form vor uns liegt, und wir den Dom von seinen frühesten Anfängen auf altheidnischem Baugrund, seinen Glanz in deutscher Kaiserzeit, seine Zerstörung durch die Franzosen von 1689 und alle seine Umgestaltungen bis in unsere Tage verfolgen können.

γο. **Kleine Schriften von Heinrich Natter.** Mit einem Vorworte von Ludwig Speidel und dem Porträt Heinrich Natter's. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 1893.

Das beigegebene Porträt ist eine Phototypie. Ein Antlitz blickt uns an, das Kraft, Güte, Wohlwollen und Freundlichkeit ausspricht. Ein Jammer, daß ein solcher Mann so früh hinweggenommen wurde. Hinterläßt er uns auch in seinem Walther, Zwingli und Hofer eine Trilogie von Statuen, die lange noch für ihn zeugen werden, so hat er all' das doch mit ins Grab genommen, was an Schöpfungen dieser Art vielleicht noch in ihm schlummerte. Mit ‚dieser Art' sei eine besondere Art bezeichnet: die des unschuldigen Eindringens in den Charakter der Männer, deren Darstellung ihm anvertraut worden war. Kein Spiel mit monumentalen Effecten. Kein Bemühen nach mechanisch hergestellter Margarinunsterblichkeit. Natter hatte bei jedem Meißelschlage das Gefühl, daß nicht er, sondern der Mann, dessen Bildsäule er schuf, die Hauptsache sei.

Wir bitten, das Uebrige in dem Bändchen selbst nachzulesen. Es beginnt mit „Erinnerungen an Heinrich Natter von Ludwig Speidel", Aufzeichnungen des Freundes, dem das kleine Buch seine Entstehung verdankt. Darauf folgt „Das Steiner Josele", das Hauptstück der Sammlung, eine nur zwanzig Seiten lange Erzählung, wie Natter in seinem Vaterlande Tirol das Modell zu seinem Hofer fand, der in Innsbruck steht. Dann „Der Widderkampf in Tirol", eine Erinnerung des Meisters aus seinen Tiroler Kinderjahren. Dann, unter verschiedenen Titeln, fünf Erzählungen, oder Märchen, oder Parabeln, wie ein Vater sie seinen Kindern erzählt. Alle Stücke zeichnet ein gesunder Wortklang aus, etwas aus der Tiefe kommendes Springquellartiges. Eine gewisse Tendenz läßt sich nicht ableugnen, sehr wohl aber erklären. Künstler setzen sich zu Manchem in Opposition, wie alle kräftig angelegten, für sich arbeitenden Naturen thun, die an einer festen Stelle stehen und die Gebirge, von denen sie umgeben ist, für die Grenzen der Welt ansehen.

Traurig, daß Natter von der Vorsehung nicht einige Jahrzehnte mehr zugemessen erhielt. Die ihm vergönnte Lebenszeit aber hat er ruhmvoll ausgenutzt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andreas-Salomé. — Friedrich Nietzsche in seinen Werken von Lou Andreas-Salomé. Wien, Carl Konegen. 1894.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1894.

Bapst. — Essai sur l'Histoire du Théâtre: La Mise en scène, le Décor, le Costume, l'Architecture, L'Éclairage, l'Hygiène, par Germain Bapst. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1893.

Beyrich. — Stoff und Weltäther, eine leichtfaßlich geschriebene Naturanschauung mit Gründen für die Auffassung des Weltäthers als Stoff und seiner bedeutsamen entscheidenden Rolle bei allen Naturerscheinungen. Spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode. Von Konrad Beyrich. Warmbrunn, Max Leipelt. 1894.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. — Zweiter Band: Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland aus der polnischen Revolution von 1830/31. Aus dem Russischen übersetzt von Georg Freiherrn von Saß. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1894.

Biedermann. — Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften von Goethe. Von Woldemar Freiherr von Biedermann. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1894.

Brandt. — Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. Von M. von Brandt. Leipzig, Georg Wigand.

Brennecke. — Die sociale Frage und die evangelische Kirche im Lichte der idealistischen Weltanschauung. Vortrag von Dr. Brennecke. Magdeburg, Albert Rathke. 1894.

Conrad. — Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit. Von M. G. Conrad. München, Dr. E. Albert & Co.

Coxe. — An essay on judicial power and unconstitutional legislation, being a commentary on parts of the constitution of the United States. By Brinton Coxe. Philadelphia, Kay and Brother. 1893.

Das Mädchen-Gymnasium in Karlsruhe. Festschrift. Weimar, Weimarer Verlagsanstalt.

Dominicus. — Lessings Stellung zum Judenthum. Von Johannes Dominicus. Dresden, Glöß. 1894.

D'Onufrio. — Gl'Inni sacri di Alessandro Manzoni e la lirica religiosa in Italia. Del Felice d'Onufrio. Palermo, Carlo Hansen. 1894.

Feldegg. — Das Verhältnis der Philosophie zur empirischen Wissenschaft von der Natur. Beantwortung der von der Philosophischen Gesellschaft in Berlin gestellten Preisfrage. Nebst einem Anhange: Widerlegung von A. Baeumker's immanenter Kritik des Gefühls als metaphysischen Prinzips. Von F. Ritter von Feldegg. Wien, Alfred Hölder. 1894.

Gothein. — William Wordsworth. Sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen. Von Marie Gothein. 2. Bde. Halle a. S., Max Niemeyer. 1893.

Guyot. — Les principes de 89 et le Socialisme. Par Yves Guyot. Paris, Ch. Delagrave.

Haas. — Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten von Professor Dr. Hyppolit Haas. Zweiter, in sich abgeschlossener Teil mit 163 Abbildungen. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1894.

Herse. — Liebe und Sport. Novellen von Albert Herse. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1894.

Holst. — John Brown. By Dr. Hermann von Holst. Edited by Frank Preston Stearns. Boston, Cupples and Hurd.

Jacot. — Vingt ans après! Par L'Abbé Auguste Jacot. Strassbourg, K. J. Trübner. 1894.

Keyserling. — Einige Worte über Raum und Zeit. Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1894.

Kraepelin. — Ueber geistige Arbeit von Dr. Emil Kraepelin. Jena, Gustav Fischer. 1894.

Naumann. — Himmlische und irdische Liebe. Roman von Victor Naumann. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1894.

Oechelhaeuser. — Shakespereana. Von Wilhelm Oechelhaeuser. Berlin, Julius Springer. 1894.

Opitz. — Culturbilder aus dem klassischen Altertume VI. Das häusliche Leben der Griechen und Römer. Von Dr. R. Opitz. Leipzig, Arthur Seemann. 1894.

Osterloh. — Der blonde Adjutant. Keine Soldatengeschichte von Osterloh. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Pape. — Gebete aus und nach dem Neuen Testament für Christen jeden Bekenntnisses von Joseph Pape-Essen, G. D. Bädeker. 1893.

Patiens. — L'Alsace-Lorraine devant l'Europe. Essai de politique positive par Patiens. Paris, Paul Ollendorff. 1894.

Plöhn. — Ein Jahr der Liebe. Gedichte von Robert Plöhn. Wien und Leipzig, Max Merlin.

Poetzl. — Das weltliche Kloster von Eduard Poetzl, illustriert von Theo Zasche. Dritte Auflage. Wien, Robert Mohr. 1894.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. Zwanzigster Band. Berlin, Alexander Duncker. 1893.

Presber. — Poveretto und andere Novellen. Von Rudolf Presber. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Pudor. — Guten Appetit! Modernes Erbauungsbüchlein von Heinrich Pudor. Leipzig, Verlag von Heinrich Pudor, vorm. Verlag der Dresdener Wochenblätter. 1894.

Rafael. — Neue Gedichte von L. Rafael. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894.

Ranke. — Der Mensch. Von Professor Dr. Johannes Ranke. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten und 33 Farbendrucktafeln. I. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1894.

Rauscher. — Im Wolfchart. Nach einer alten Erzählung von Ernst Rauscher. Graz, Druck und Verlag „Leykam". 1894.

Reimmann. — Knospen. Dichtungen von Carl Reimmann. Dresden, Oscar Damm. 1893.

Remer — Unterm Regenbogen. Von Paul Remer. Berlin, Verlagsabtheilung Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1894.

Rod. — La seconde vie de Michel Teissier, par Edouard Rod. Paris, Perrin et Cie. 1893.

Rösel. — Juden- und Christenverfolgung bis in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters. Von Georg Rösel. Münster i. W., Adolph Russel's Verlag. 1893.

Schaumberger. — Die neue Ehe. Drama in vier Akten von Julius Schaumberger. München, Dr. E. Albert & Co.

Schwarz. — Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine litterarhistorische Untersuchung von Rudolf Schwarz. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Straup. — Die Kunst der Rede und des Vortrags von Karl Straup. Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1894.

Stenglein. — Wider die Berufung. Ein Mahnwort zur Novelle der Strafprozeßordnung von Dr. M. Stenglein. Berlin, B. Liebmann. 1894.

Stilgebauer. — Menschenschicksal. Von Edgard Stilgebauer. München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto.

Taine. — Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisierte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. Zweite Abteilung. Leipzig, Abel & Müller.

Tausend Geistesblitze oder die Kunst, durch witzige Einfälle, frappante Wortspiele, zündende Schlagwörter, Paradoxe, Sarkasmen und andere leichtgeschürzte Gedankensplitter alle Unterhaltungsstoffe zu beleben. Graz und Leipzig, Verlags-Comptoir „Minerva" (A. Schlöffel). 1894.

Tottleben. — Eindrücke von meiner Reise in Rußland im August und September 1891. Von C. Tottleben. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1894.

Wimpffen. — Ostreich und Westreich. Von Heinrich Emil Graf Wimpffen. Wien, Leopold Weiß. 1894.

Woermann. — Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei von Karl Woermann. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

Wrnbel. — Madonna del Sasso. Eine Erzählung aus dem Tessin. Zürich u. Leipzig, Heinrich Reimmann.

Zabel. — Der Stammtisch und andere Novellen. Von Eugen Zabel. Leipzig, Carl Reißner. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Melusine.

Von

Paul Heyse.

Die Standuhr im Eßzimmer des Professors N*** schlug die neunte Stunde.

Als der letzte der heiseren Schläge verhallt war, erhob sich der Hausherr von dem Tisch, an dem er mit seiner Frau und einem jungen Gast, einem seiner Zuhörer, zu Nacht gegessen hatte, und sagte freundlich zu Letzterem gewendet: „Ich muß Ihnen jetzt gute Nacht sagen, lieber Ludolf. Ich habe noch ein paar Arbeitsstunden vor mir. Sie aber bleiben doch noch ein Weilchen und leisten meiner Frau Gesellschaft. Sie hat mir verrathen, daß Sie musikalische Allotria treiben. Ich selbst bin leider, was Musik betrifft, ein Barbar, obwohl ich nicht mit Shakespeare glaube, daß, wer nicht Musik hat in ihm selbst, zu Verrath und Tücke tauge. Daher ist es mir lieb, wenn meine Frau Jemand findet, der für ihre Passion Interesse und Verständniß hat. Lassen Sie sich doch ja öfter uneingeladen zur Theestunde bei uns sehen. Ich bin Ihrem Papa noch aus unserer Studentenzeit für so viel Freundschaft verpflichtet, sein Herr Sohn sollte unser Haus als ein zweites Elternhaus ansehen. Aber nicht zu lange musicirt, Lusine, hörst Du, Kind? Es greift Dich sonst an. Auch Beethoven und Chopin müssen die Polizeistunde respectiren."

Er lachte gutmüthig, wobei die geistreichen schwarzen Augen in dem südländisch blassen Gesicht fast völlig verschwanden und der etwas große Mund eine Reihe blanker Zähne blicken ließ. Seine Abstammung von einem altadligen Geschlecht der Provence, das seit zwei Generationen in Deutschland ansässig geworden war, verrieth sich auch in der ritterlichen Gebärde, mit der er sich zu der kleinen Frau hinabneigte und ihre schmale Hand, die sie ihm bot, an die Lippen drückte. „Also gute Nacht!" sagte er und nickte auch dem jungen Menschen noch einmal zu. „Und vergiß nicht, Lusine, mir noch eine Tasse Thee hinaufzuschicken."

Dann schritt die hohe, etwas schwerfällige Gestalt der Thüre zu, und die Beiden blieben allein.

Die Frau, die in ihrem Sessel zurückgelehnt lag, hatte seinen Gruß nur mit einem nachlässigen Nicken des blonden Kopfes erwidert. Sie blieb auch jetzt stumm und scheinbar theilnahmlos, als wäre sie ganz allein im Zimmer. Trotz der Wärme des Hochsommerabends zog sie dann und wann mit einer nervösen Gebärde wie fröstelnd das gelbliche Spitzentuch fester um ihre schlanken Schultern. Von den Schüsseln, denen ihr Mann mit lebhafter Eßlust zugesprochen, hatte sie nur ein Hühnerflügelchen auf ihren Teller genommen, es langsam zerschnitten und dann nur gekostet, während sie sich aus einer Krystallflasche mit süßem Ungarwein dreimal ihr Glas gefüllt hatte. Das Gespräch, dessen Kosten der Hausherr fast allein bestritt, hatte sich um einige merkwürdige Rechtsfälle gedreht, die in jüngster Zeit die Gerichte beschäftigt hatten. Der berühmte Professor des Strafrechts an der kleinen Universität dieser Stadt hatte sich herabgelassen, dem jungen Studenten ein Privatissimum über gewisse schwierige Punkte zu halten. Doch sein Zuhörer schien sich Zwang anthun zu müssen, der scharfsinnigen Auseinandersetzung zu folgen.

Nun, da der scheu verehrte Mann ihn mit seiner Frau allein gelassen hatte, stand der Jüngling mit gesenktem Kopf wie abwesenden Geistes am Tische und schien zu warten, bis die Dame des Hauses das Schweigen brechen würde. Als sie aber fortfuhr, auf die silberne Theekanne zu blicken und vor sich hin zu sinnen, als läge ihr viel daran, auf das eintönige Tiktak der Uhr zu lauschen, sagte er plötzlich, indem ein schüchterner Blick ihr Gesicht streifte:

„Verzeihen Sie mir eine vielleicht indiscrete Frage, gnädige Frau. Ihr Herr Gemahl hat Sie Lusine genannt. Ihr Name ist doch aber Theodora. Wie kann daraus Lusine entstanden sein? — Ich selbst — meine Schulkameraden fanden meinen Namen Ludolf zu feierlich und tauften mich in Lucius um. Das liegt ziemlich nahe. Aber aus Theodora — nehmen Sie mir meine Neugier übel, gnädige Frau, so bitte ich tausendmal um Entschuldigung."

„Warum sollte ich Ihnen eine so unschuldige Frage übelnehmen?" erwiderte die Frau nach einer kleinen Pause, und eine leichte Röthe flog über ihr feines, etwas überzartes Gesicht. „Mein Mann hat Sie ja soeben als unseren Hausfreund feierlich installirt; vor einem solchen macht man aus dergleichen Familienscherzen kein Geheimniß. Die Entstehung dieses Spitznamens reicht übrigens in mein Elternhaus zurück. Aber wollen Sie sich nicht wieder setzen? Und Sie haben Ihr Glas nicht einmal ausgetrunken."

Da er in seiner Stellung verharrte, stand sie gleichfalls auf und ging mit langsamen Schritten einmal durch das Zimmer. Sie glich mit ihrer schlanken, schmiegsamen Gestalt in dem leichten Sommerkleide einem Tanagrafigürchen, das in dies reich ausgestattete moderne Gemach nicht hineinzupassen schien.

Sie öffnete einen der hohen Fensterflügel und sah einen Augenblick in die Nacht hinaus. Dann wendete sie sich wieder um und sagte leise: „Sie wissen vielleicht nicht, ich stamme aus einer Officiersfamilie hier in der Stadt. Wir waren unser acht Kinder, und es wurde meinem Vater nicht immer leicht, da er kein Vermögen hatte, von seiner Oberstengage das Haus auf standes-

gemäßem Fuß zu erhalten. Die Mutter war kränklich, ich, als die Aelteste, hatte fast die ganze Last der Haushaltung zu tragen. Ich that es sehr ungern. Meine Neigung ging auf ganz Anderes. Lesen, Träumen, Clavierspielen — damit hätte ich am liebsten den ganzen Tag ausgefüllt. Statt dessen hatte ich für zwei ziemlich anspruchsvolle Brüder und fünf kleine Schwestern zu sorgen, und lernte es denn auch mit der Zeit. Noth ist eine gute Lehrmeisterin. Als aber meine zweite Schwester so weit war, daß auch sie mithelfen konnte, besann ich mich auf das Recht der Selbsterhaltung, das jedes Geschöpf besitzt, und erklärte, sechs Tage der Woche wolle ich nach wie vor die Haushälterin machen und in Küche und Kammern, bei Wäsche und Garderobe nach dem Rechten sehen; den siebenten aber müsse ich für mich haben, wenn ich nicht geistig verkümmern und zu einer Wirthschaftsmaschine herabsinken solle. Das wurde mir denn auch zugestanden. Ich schloß mich seitdem an jedem Freitag in mein enges Stübchen ein, aus dem ich nur zu den Mahlzeiten hervorkam. Da ich am Tage vorher noch alle nöthigen Anordnungen getroffen hatte, kam Niemand dabei zu kurz, und ich selbst hatte Zeit, mich nach den öden, zerstreuenden häuslichen Geschäften in mir zu sammeln. Mein ältester Bruder, der mich sehr liebte und deshalb gern neckte, behauptete, ich sei gar nicht von der gleichen Art wie die Anderen, ich hätte Fisch- oder Nixenblut in den Adern und müsse, wie die Melusine im Märchen, einen Tag in der Woche in mein eigentliches Element zurücktauchen — womit er sehr Recht hatte. Da blieb mir denn der spöttisch gemeinte Name Melusine, in Lusine verstümmelt. Als dann mein Mann um mich warb, erklärte ich ihm freimüthig, daß ich auch in seinem Hause mein Wesen so forttreiben würde. Wenn er mir das nicht zugestehen wolle, könne ich seine Frau nicht werden. Er lachte und erklärte, wenn ich es wünsche, könne diese Clausel sogar in unseren Ehecontract aufgenommen werden. Ihm freilich konnte es wenig bedeuten, ob ich auch alle sieben Tage für mich blieb. Es vergehen ja ohnehin oft genug Wochen, wo ich ihn nur bei Tische zu sehen bekomme, wenn seine Arbeit ihn ganz in Beschlag nimmt."

Eine leise Schärfe klang bei den letzten Worten in ihrer Stimme. Sie war zu dem Tisch zurückgekehrt, griff nach ihrem Glase und trank die letzten Tropfen des Weins. Da er das Schweigen nicht brach, fuhr sie nach einer Weile fort:

„Ich habe später an dieser Mädchengewohnheit doch nicht strenge festgehalten. Als ich ein Kind bekam, gab es keinen Tag in der Woche, wo ich nur für mich leben konnte. Das aber hat nun wieder aufgehört. Mein Mann hat den Knaben in eine Erziehungsanstalt gethan, als er acht Jahre alt geworden war. Er behauptet, Knaben müßten von Männern erzogen werden, zumal wenn sie eine Phantastin zur Mutter hätten, ihm selbst aber fehle bei seinem Amt und seiner gehäuften wissenschaftlichen Arbeit die Zeit, sich des Kindes anzunehmen. Seit ich nun von meinen natürlichen menschlichen Pflichten getrennt bin, mußte ich wohl wieder meine Zuflucht zur tiefsten Einsamkeit nehmen, die allein alle Entsagungen ertragen hilft. Man nährt wenigstens den Geist, wenn das Herz Hunger leidet."

Er warf einen verstohlenen Blick auf sie, da er hörte, daß ihr die Stimme versagte. Daß er ihre Augen feucht von verhaltenen Thränen sah, erregte ihm ein tiefes Mitleiden. Zugleich ein warmes Dankgefühl, daß diese Frau, die für kalt und hochmüthig galt, da sie unter den Frauen der Stadt um ihres überlegenen Geistes willen wenig Freundinnen hatte, ihn einer so vertrauten Aussprache würdigte.

Hatte er nicht auch selbst ihr Unrecht gethan und sich bei den Mittagseinladungen, die jeden zweiten Sonntag besonders empfohlenen Zuhörern des Professors zu Theil wurden, geflissentlich von ihr fern gehalten? Vor acht Tagen aber war er neben der Hausfrau zu sitzen gekommen und, ehe er sich's versah, in ein eifriges Geplauder mit ihr vertieft worden über das, was ihm selbst zumeist am Herzen lag, die Musik und ihre großen Meister. Ja, er hatte sich hinreißen lassen, ihr zu gestehen, wie schwer es ihm geworden sei, sich dem Willen des Vaters zu fügen und Jura zu studiren, statt auf einer Musikschule sich weiter auszubilden, nachdem er im Stillen alle seine Mußestunden mit Clavierspiel und Versuchen in eigenen Compositionen ausgefüllt hatte. Er stand schon im fünften Semester, das Examen drohte heran, mehr und mehr nagte der Zwiespalt an ihm, es mit seinem Vater zu verschütten, oder sein bestes Leben einem verhaßten Beruf zu opfern.

Seine Nachbarin hatte ihm damals sichtbar mit lebhaftem Antheil zugehört, doch nichts darauf erwidert. Nach Tische sah er, wie sie mit ihrem Manne bei Seite sprach, offenbar von ihm. Denn als die jungen Leute aufbrachen, hatte der Professor ihm gesagt, daß es ihn freuen werde, wenn er sich zuweilen Abends bei ihnen einfinde, eine Gunst, die den Jüngling ein wenig beklommen machte. Er fürchtete, unter sechs Augen möchte seine tiefe Unwissenheit an den Tag kommen.

Dieser erste Abend jedoch hatte ihn beruhigt. Es war dem Hausherrn nicht eingefallen, ihn zu examiniren. Sein lebhaftes Naturell und die Leidenschaft für seine Wissenschaft ließen es ihm undenkbar erscheinen, daß einem seiner Zuhörer irgend Etwas wichtiger sein könne als juristische Probleme. Auch war ihm gut zuzuhören. Seine warme, farbige Beredtsamkeit, die immer in den Kern der Sache drang, belebte die dürrsten Gegenstände, und obwohl er es liebte, sarkastische Töne anzuschlagen, wobei um seine vollen, sehr rothen Lippen seine Schlängelchen zuckten, brach doch zuweilen ein tiefer Gemüthston durch, der auch die große Masse der stumpferen Schüler an die mächtige Person ihres Lehrers fesselte.

Gleichwohl fühlte sich der junge Gast erleichtert, als er sich der Hausfrau allein gegenüber sah. Sein Herz war übervoll von Dankbarkeit, daß sie ihm erlaubt hatte, sich ihr zu eröffnen, ohne daß sie ihn, wie eine richtige Professorenfrau, auf die ernste Pflicht gegen sein Brotstudium hingewiesen hatte. Mit einer unbegrenzten Verehrung blickte er sie an; er wäre im Stande gewesen, ihr seine heimlichsten Gefühle zu offenbaren, und hätte jedes ihrer Worte wie einen Ausspruch der Pythia hingenommen.

Sie sah, daß er ganz in ihren Anblick verloren war, erröthete wieder ein wenig und sagte endlich lächelnd:

„Aber wir stehen hier, und die Zeit bis zur Polizeistunde verrinnt unbenutzt. Lassen Sie uns hinübergehen in mein Zimmer. Wir wollen ein wenig Musik machen."

Und da er sich nur unbeholfen verneigte, übrigens aber auf seinem Platze blieb, sah sie ihn einen Augenblick prüfend an und sagte dann, immer lächelnd:

„Wie alt sind Sie?"

„Zwanzig Jahre, gnädige Frau."

„Nun, dann darf ich Sie wohl ein wenig bemuttern. Ich werde nächstens dreißig, aber Ehejahre zählen doppelt, und da mir die Ausbildung meines geringen pädagogischen Talents an meinem eigenen Sohn versagt ist, möchte ich es an Ihnen auslassen. Als wohlerzogener junger Mann und guter Sohn haben Sie jetzt die ritterliche Pflicht, mir den Arm zu bieten und mich hinauszuführen. Kommen Sie!"

Sie nahm seinen Arm, den er erröthend und eine Entschuldigung stammelnd ihr bot, und sie führte ihn über den von einer Hängelampe erleuchteten Hausflur in ein Gemach am anderen Ende der großen Wohnung. Dem Mädchen, das ihnen begegnete und fragte, ob die Frau Professorin etwas wünsche, trug sie auf, dem Herrn seinen Thee ins Arbeitszimmer hinaufzutragen. Sie bewohnten das einstöckige Haus, das vor der Stadt gelegen war, allein. In den Mansardenzimmern hatte der Professor seine Studierstube neben den Räumen, in denen die große Bibliothek untergebracht war.

* * *

Das Zimmer der Frau lag nach dem Garten hinaus, dessen hohe Wipfel zu den fünf schmalen Fenstern des halbrunden Erkers hereinsahen. Ein großer Flügel nahm die Hälfte des Raumes ein; an der einen Wand stand ein niedriges Ruhebett, gegenüber ein Schreibtisch und ein Bücherschränkchen, Alles aus schwarzem Holz mit schmalen Goldstreifen. Nur wenige Bilder: der schöne Kupferstich nach Ary Scheffer's Francesca von Rimini, darüber der düstere Kopf Beethoven's, die Trippel'sche Goethe-Büste auf einer Säule in der Ecke, über dem Schreibtisch die feinen Profile Chopin's und Alfred de Musset's, von einer geübten Hand mit Bleistift gezeichnet und mit schmalen braunen Leistchen eingerahmt. Der ganze Raum war nur schwach erhellt durch zwei Lampen, deren große Kugeln mit rothen Schleiern umhängt waren.

Der junge Mensch, der an eine sehr bescheidene Häuslichkeit gewöhnt war, stand mitten im Zimmer auf dem weichen Teppich still und ließ seine Augen in kindlicher Bewunderung an den Wänden herumgehen.

„Wie reizend Sie wohnen!" sagte er. „Ich begreife, daß Sie sich in diese Einsamkeit gern zurückziehen."

„Glauben Sie, daß einen die Coulissen entschädigen können, wenn einem die Komödie nicht gefällt?" erwiderte sie rasch. „Aber setzen Sie sich dort auf den Divan. Soll ich Ihnen etwas vorspielen? Nur müssen Sie nachsichtig sein. Ich habe nie bei einem rechten Meister Unterricht gehabt."

Er ließ sich auf dem weichen Polster nieder und hörte ihr zu, in einem halb traumhaften Zustande. Sie hatte erst eine Weile präludirt; bei den ersten Accorden erkannte er, daß nicht bloß ihre Fingerspitzen musikalisch waren,

sondern jede Nerve der zarten Gestalt von künstlerischem Empfinden erzitterte. Zu den Erkerfenstern, die alle offen standen, wehte der Duft von Jasminen und Rosen herein, die rothe Dämmerung verjüngte das Gesicht der Spielerin, das er unverwandt betrachtete; alle gütigen Worte, die sie ihm gesagt hatte, klangen in ihm nach, und ein warmes Glücksgefühl überströmte ihn, daß er endlich eine große Seele gefunden hatte, die seine inneren Kämpfe verstand und sich so gütig seiner rathlosen Jugend annehmen wollte.

Indessen hatte sie begonnen, den letzten Satz der Appassionata zu spielen, aus dem Gedächtniß, mit einem Ausdruck, wie er das wundersame Stück selbst von berühmten Meistern nie hatte vortragen hören. Auch er kannte jede Note, und doch erschien ihm Alles neu, als hörte er das Bekenntniß eines sonst verschlossenen Herzens sich gewaltsam losringen. Immer heftiger klang der Sturm dieser Gefühle, in immer rasenderem Tempo wogten die Tonwellen dahin, plötzlich sanken der Spielerin die Hände von den Tasten, und sie fuhr von ihrem Sitz in die Höhe.

„Und so weiter!" kam es von ihren schwerathmenden Lippen. „Ich habe den Faden verloren. Nein, ich will nicht lügen: ich bin zu feige, Alles herauszusagen, was mir bei dem Finale durch den Sinn geht. Nun ist es an Ihnen. Spielen Sie mir etwas von Ihren eigenen Compositionen. Eine Stümperin, wie ich, sollte nie einen Zuhörer haben."

Und da er Miene machte, ihr seine Bewunderung auszudrücken:

„Glauben Sie doch nicht, daß dies nicht ernst gemeint sei. Fishing for compliments ist so verächtlich. Ich weiß selbst, daß eine Künstlerin in mir steckt, aber sie ist verkrüppelt geblieben wie ein Schmetterling, der in der Puppe sich nicht auswachsen konnte. Man muß sein Leben an die Kunst setzen; ein einziger Tag in der Woche genügt nicht; Melusine bleibt ewig ein amphibisches Geschöpf, nicht ganz Fisch und nicht ganz Mensch. Das ist nun nicht mehr zu ändern. Also spielen Sie, spielen Sie!"

„Trauen Sie mir zu, daß ich mit meiner schülerhaften Stümperei mich hervorwagen möchte, nachdem ich eben wieder vom Höchsten berührt worden bin, was ein unsterblicher Genius geschaffen hat?"

Sie trat an ein Tischchen im Erker, auf dem eine Schale voll frischer Blumen stand und nahm eine Jasminblüthe heraus.

„Ihre Zurückhaltung ist ebenso thöricht," sagte sie, „als ob diese Blume sich weigern wollte zu duften, weil draußen im Garten die große Linde über und über voll Blüthen hängt. Was bedeutet Groß und Klein? Jedes Talent hat sein eigenes gutes Recht zum Dasein, wenn es nicht lügt und etwas zu sagen hat."

Er war zaudernd an das Clavier getreten, sie aber nahm seinen Platz auf dem Divan ein, nur daß sie sich müde zurücklehnte und die kleinen Füße auf das Polster zog. So lag sie, die Blume zwischen den schmalen Fingern haltend, den Blick auf den Jüngling gerichtet, der immer noch unschlüssig auf die Tasten starrte.

„Ich habe ein paar Stücke für Clavier gemacht," sagte er. „Aber da ich in meiner Studentenwohnung kein Instrument vorfand, auch keins miethen

wollte, um mich in dem nothgedrungenen Fleiß nicht zu stören, so fürchte ich, diese unbehülflichen Erstlinge möchten sich noch unvortheilhafter ausnehmen, als sie selbst bei gutem Vortrage thun würden. Mein Lehrer in der Harmonie — denn den Contrapunkt habe ich ohne Hülfe studieren müssen — ein alter Organist von unserer Stadtkirche, lobte immer besonders eine kleine Träumerei, die stark an Chopin anklingt. Wenn Sie sie hören wollen —"

Er spielte nun, und sie schien ihm mehr mit den Augen als mit dem Ohr zu folgen. Auch war es auffallend, wie sein Gesicht während des Spiels sich veränderte: die Züge, die sonst weder schön noch bedeutend erschienen, erhielten ein geistiges Gepräge, das sie höchst anziehend machte, eine eigenthümliche träumerische Wildheit glänzte in den dunklen Augen auf, und der fast mädchenhafte Mund, den der Anflug eines weichen Bartes sonst nicht eben männlicher zu machen vermochte, bekam auf Einen Schlag einen vornehmen, charaktervollen Ausdruck.

Als er geendet hatte, hörte er aus dem dunklen Sophawinkel heraus ihre Stimme:

„Recht hübsch, und man merkt Ihrem Spiel nicht an, daß Sie lange nicht geübt haben. Aber ich finde Sie noch nicht in dem Stück. Haben Sie nichts, worin Sie schon zu sich selbst gekommen sind?"

Seine sehr weiße Stirn überflog eine leichte Röthe. „Vielleicht nur ein paar Lieder. Aber ich singe greulich. Ich wage es wirklich nicht —"

„Sie können es dreist wagen. Ich weiß, was man von einer Componistenstimme zu erwarten hat. Auch kommt es mir nur auf die Melodie an."

Er wandte sich wieder zu dem Instrument, schlug ein paar Accorde an und begann dann zu singen:

Du lispeltest: Ich liebe Dich,
Ich liebe Dich bis in den Tod! —
Und Deiner Wange Glanz erblich
Und Deiner Lippe junges Roth.

Ich habe nur gelacht dazu
Und quälte Dich mit losem Sinn.
Die feuchten Augen neigtest Du
Und starrtest träumend vor Dich hin.

Und heiße Briefe schriebst Du mir,
Drin stand: Ich bin zu alt und müd'.
Du junges Blut, wie paßt zu Dir
Die Blume, die schon halb verblüht!

Zu müd' und alt! Da Berg und Thal
Mit neuem Flor sich hell belaubt,
Du sahst mich an zum letzten Mal,
Und in die Kissen sank Dein Haupt.

Und jetzt im Traum besuchst Du mich
Und lächelst trüb ins Morgenroth.
Die Lippe haucht: Ich liebe Dich,
Ich liebe Dich bis in den Tod!

* * *

Die Begleitung verklang leise, wie die letzten Athemzüge einer Sterbenden. Eine Weile war es so still in dem halbdunklen Zimmer, daß man draußen im Garten die Wipfel rauschen hörte, die ein heranziehender Gewitterwind schüttelte.

Dann ließ sich aus der Sophaecke die Stimme der Frau vernehmen:

„Von wem ist das Lied?"

„Von mir, gnädige Frau."

„Ich meine die Verse?"

„Ich habe sie selbst gedichtet. Schon vor drei Jahren."

„Sie waren siebzehn damals. Wie kamen Sie dazu?"

„Es war ein Erlebniß. Im vierten Stock des Hauses, worin wir wohnten, hatte sich eine arme Näherin eingemiethet, mit der ich dann und wann einen Gruß wechselte, wenn wir uns auf der Treppe begegneten. Sie mußte einst hübsch gewesen sein und schien traurige Schicksale gehabt zu haben, die sie lange vor der Zeit alt und lebensmüde gemacht hatten. Denn sie war noch nicht dreißig alt, als ich sie kennen lernte. Einmal sagte sie mir, daß es ihr einziges Vergnügen sei, meinem Clavierspiel zuzuhören, wenn ich mein Fenster offen ließe. Ihre Dachkammer lag gerade über meinem Zimmer, durch zwei Stockwerke getrennt. Ich war noch Gymnasiast, sechzehn Jahre alt, und die rührende Anmuth und Bescheidenheit des blassen Wesens machte Eindruck auf mich. So kam's, daß ich einen Vorwand ergriff, sie in ihrem Vogelbauer, wie sie ihr luftiges Stübchen nannte, zu besuchen, heimlich, da meine Eltern mir einen solchen Umgang nicht erlaubt haben würden. Ich merkte bald, daß sie ein wenig sentimental war, aber sie gefiel mir trotzdem, und ich ließ mich mit der Eitelkeit eines angehenden Dichters, wofür ich mich damals hielt, von ihr hätscheln, las ihr meine schlechten Verse vor, brachte ihr Blumen und erlaubte ihr gnädig, mich anzubeten. Dazwischen bekam sie auch meine ungezogenen Launen zu kosten, denn ich war herzlos genug, mich daran zu weiden, wenn ich sie tyrannisirte und sie demüthig Alles hinnahm. Als sie aber endlich ihren Leiden erlag — sie war brustkrank, und der Tod glänzte schon lange aus ihren großen blauen Augen — hatte ich doch einen heftigen Schmerz zu überwinden. Und noch ein Jahr später war sie mir so gegenwärtig, daß ich das Gedicht niederschrieb und gleich in Musik setzte, um mir den Druck vom Herzen zu singen."

Die Frau glitt leise vom Divan herunter und wandelte schweigend durch das Zimmer. Dann trat sie vor den Jüngling hin und sagte mit einer Stimme, in der eine tiefe Erregung klang:

„Wissen Sie, daß Sie ein gottbegnadeter Mensch sind? Sie können sagen, was Sie leiden. In diesem Liede ist ein Dichter zu Wort gekommen, dessen Herzenssprache von Niemand entlehnt ist. Und doch steht mir der Musiker höher. Halten Sie mich nicht für so thöricht und anmaßend, daß ich mir zu prophezeien getraute, Sie seien berufen, das Höchste in dieser Kunst zu leisten. Aber daß Sie unglücklich werden, wenn Sie nicht Alles daran setzen, zu versuchen, wie weit Sie darin kommen möchten, davon bin ich fest überzeugt."

„Sie wissen, gnädige Frau —"

„Nennen Sie mich nicht mehr so, ich bin Ihre mütterliche Freundin, nennen Sie mich Frau Lusine, da Sie doch einmal in das traurige Geheimniß meiner Halbmenschlichkeit eingeweiht sind.“ (Sie setzte sich auf einen niederen Sitz neben dem Flügel.) „Und nun lassen Sie sich sagen: Ich bin Ihnen auf Ihre Geständnisse neulich bei Tische die Antwort schuldig geblieben. Ich wußte ja nicht, ob Ihre Liebe zur Musik, die Sie mit Ihrem Studium entzweit, nicht vielleicht eine unglückliche Passion sei. Heute weiß ich, daß die Stimme in Ihrem Inneren Sie nicht betrügt, daß Sie ein geborener Künstler sind. Um aber diese Gunst der Götter zu verdienen, müssen Sie den Muth Ihres Talents haben und aller Halbheit entsagen. Ich meine nicht, daß Sie etwa keine Verse, sondern nur Musik machen sollten, oder umgekehrt. Beides verträgt sich sehr wohl mit einander. Aber aus dem Dilettantismus müssen Sie herauskommen.“

„O,“ rief er, „meine theure gnädige — theure Frau Lusine, wem sagen Sie das? Ich verlangte mir ja nichts Besseres, ich fühle ja nur zu gut, daß mich dies Tasten und Tappen elend macht und daß ich's nie weiterbringen werde, als allenfalls ein paar Lieder zu erfinden, wenn ich nicht mein ganzes Leben daran setze. Aber wenn Sie meinen guten Papa kennten“ —

„Ich kenne ihn freilich nicht, aber mein Mann kennt ihn, und ich zweifle nicht, da der Herr Justizrath so großen Respect vor seinem alten Studiengenossen hat, daß es einem Fürwort meines Mannes gelingen wird, Ihnen Ihre Freiheit zu verschaffen und Sie auf einen Weg zu führen, auf dem Ihr Genius Sie weiter geleiten wird. Und wenn der Weg rauh und entsagungsvoll sein sollte und innere und äußere Noth Ihnen reichlich zu Theil würde, — Sie werden es mir doch einst danken, daß ich Sie ermuthigt habe, das Alles über sich zu nehmen. Ich selbst, wenn ich heute wieder vor der Wahl stände, ein glänzendes Leben zu haben, in welchem doch meine innerste Natur verschmachten muß — aber nein, ich darf mich nicht zum Vergleich anführen. Selbst wenn mein Vater die Mittel gehabt hätte, mich in ein Conservatorium zu schicken, im besten Fall hätte ich's nur zu einer Claviervirtuosin gebracht, an denen ja, Gott sei Dank, kein Mangel ist. Und dann empfände ich's vielleicht nur um so schmerzlicher, daß das Schicksal uns Frauen die schöpferische Gabe versagt hat. Ueberhaupt — von mir ist ja nicht die Rede — von Ihnen, lieber Freund, und darum, wenn Sie mich nicht tief betrüben wollen, geloben Sie mir, daß Sie sich zu einem großen, freien Entschluß aufraffen und Ihre Zukunft in die eigene Hand nehmen wollen.“

Sie war wieder aufgestanden, ihre Wangen brannten, sie trat zu dem tief in Sinnen Versunkenen hin und streckte ihm beide Hände entgegen. Als er in glühender Verwirrung den Kopf hob und mit einem begeisterten Blick wie in einem stummen Gelöbniß zu ihr aufsah, beugte sie sich rasch zu ihm hinab, und ihre Lippen berührten seine Stirn. „Theure, verehrte Freundin!“ stammelte er und faßte ihre Hände, auf die er einen schüchternen Kuß drückte — „wie gut Sie sind — wie soll ich Ihnen je genug danken —“

„Durch die That!“ erwiderte sie feierlich, indem sie von ihm zurücktrat. „Das Nächste muß sein, daß Sie mir Alles bringen, was Sie je componirt

haben. Sie haben es doch bei sich? Wir wollen es mit einander durchsehen, es wird Vieles sehr jugendlich sein, Anderes schon von Ihrem eigenen Blut getränkt. Ich habe Verbindungen mit Musikern, an die ich mich dann wenden will, sie für Sie zu interessiren. Haben wir dann einige maßgebende Urtheile in Händen, so frage ich meinen Mann, ob der Juristenfacultät mit einem Studenten gedient sein könne, der invita Minerva — so heißt es ja wohl — über den Pandekten sitze. Das Weitere wird die Zeit bringen. Nun aber müssen Sie gehen. Da wir den guten Willen meines Mannes für uns haben müssen, dürfen Sie die berüchtigte Polizeistunde nicht übertreten. Gute Nacht, Lucius. Träumen Sie sanft — auch von Ihrer mütterlichen Freundin!"

* * *

Als der glückliche junge Mensch die Hausthüre hinter sich verschließen hörte, stand er erst eine Weile auf der dunklen Gasse still und sah zu den Sternen hinauf, unter denen der Nachtwind ein dunstiges Gewölk hintrieb. Auch in seinem Kopf und Herzen wetterleuchtete es, und aus dem Gewühl und Gewoge aller Gefühle tauchte nur eines in voller Klarheit auf: eine überschwängliche Dankbarkeit gegen die edle Frau, die mit so fester Hand in sein schwankendes Schicksal eingegriffen hatte.

Er fühlte sich einen Augenblick versucht, ins freie Feld hinauszuwandern, um seine Stirn zu kühlen und die aufgeregten Sinne zu beschwichtigen. Aber ein paar schwere Tropfen, die aus den Wolken fielen, ließen es ihm doch rathsam erscheinen, sein Haus aufzusuchen. Doch beeilte er seine Schritte nicht. Er ging vielmehr mit gesenktem Kopf langsam wie ein von einem Gelage Kommender und blieb zuweilen stehen, sich jedes Wort, das die Freundin gesagt, zurückzurufen und das ganze wundersame Erlebniß noch einmal zu durchleben. Als er endlich bei seiner Hausthür angelangt war, konnte er noch gerade hineinschlüpfen, ehe das drohende Wetter in einem mächtig niederrauschenden Regen sich löste.

Das schmale einstöckige Haus gehörte der Wittwe eines Eisenkrämers, die das Geschäft mit Hülfe eines alten zuverlässigen Commis fortführte, ohne sich selbst viel darum zu kümmern. Im Erdgeschoß befand sich außer dem Laden und dem Magazin nur noch ein Zimmer, das der Gehülfe bewohnte. Die Hausfrau mit ihrer Tochter und einer jungen Magd hatte die vier kleinen Zimmer des ersten Stocks inne und vermiethete die beiden Mansardenstübchen an Studenten. In diesem Semester war das eine leer geblieben, so daß Lucius ohne alle Störung sich seinen Studien hätte hingeben können, wenn es ihm Ernst damit gewesen wäre. Nun regte ihn die Stille droben und der Ausblick in die kleinen Gärten nur zu langer unfruchtbarer Träumerei und Liedercompositionen an, und da er bei Beginn des Sommersemesters fremd in die Stadt gekommen war und allen Gelegenheiten zu kameradschaftlichem Verkehr beharrlich auswich, stand er bei seinen Hausgenossen in dem Ruf eines Musterstudenten, der vor übereifrigem Studieren seine Gesundheit nicht schone und unzweifelhaft ein glänzendes Examen machen werde.

Der sonderbare Träumer aber zog sein stilles Dachstübchen noch aus einem ganz anderen Grunde der lärmenden Kneipe seiner Commilitonen vor. Die

Tochter der Hausfrau nämlich, das blonde Berthchen, ein schlankes, dunkeläugiges Philisterkind von achtzehn Jahren, das für eines der hübschesten Mädchen der Stadt angesehen wurde, hatte die Gewohnheit, ihre häuslichen Geschäfte beständig mit einem verstohlenen Singen zu begleiten, das, wenn es auf der Gasse still war, droben unter dem Dache sich sehr lieblich anhörte. Gleich, da er sich hier einmiethete, hatte das Herz des jungen Studenten Feuer gefangen an dem kühlen, aber freundlichen Blick, mit dem die Haustochter ihn betrachtete. Da die Mutter sie ziemlich strenge hielt und einen traulichen Verkehr mit ihren jungen Miethern nicht erlaubte, war er auf die flüchtige Begrüßung beschränkt, die beim Kommen und Gehen auf der Stiege sich ergab. Auch war das Berthchen überhaupt nicht von vielen Worten, so daß es schien, als ob die einzige Art, sich den Menschen mitzutheilen, eben jenes liebliche Gezwitscher sei, so wenig auch der Text der alten Volkslieder, deren sie eine große Menge wußte, von ihrer persönlichen Stimmung aussagte. Denn sie waren meist auf einen wehmüthigen Grundton gestimmt, während das junge Mädchen in voller Gesundheit blühte und auch sonst das beste Leben hatte, da sie von all ihren Bekannten bewundert und gehätschelt wurde.

Lucius aber hatte sich mehr und mehr in dem Glauben bestärkt, in der vorwiegenden Molltonart ihres Singsangs verrathe sich ein verschwiegener Kummer, und da ihm selbst so wenig heiter zu Muthe war, fühlte er sich mit einer warmen Sympathie zu dem seltsamen Kinde hingezogen, die nach und nach zu einer zärtlichen Leidenschaft heranwuchs. Sein Künstlerblut hatte ihn von früh an in allerlei Herzensabenteuer verstrickt, die aber stets einen unschuldig romantischen Verlauf hatten und keine tieferen Wunden und Narben zurückließen. Jetzt zum ersten Male, da der geliebte Gegenstand unter Einem Dache mit ihm wohnte, drohte die Flamme ihm über den Kopf zusammenzuschlagen, gerade weil weniger Aussicht als je zu einem glücklichen Ende vorhanden war.

Denn nicht nur die Hoffnungslosigkeit seiner Zukunft, da er mit seinem Beruf zerfallen war, beklemmte ihm das Herz, auch die unleugbare Erkenntniß peinigte ihn, daß er in all den Wochen, seit er durch kleine Aufmerksamkeiten und ehrerbietige Huldigungen das Mädchen umworben hatte, in ihrer Gunst keinen Schritt weiter gekommen war. Sie nahm die Blumen, die er ihr brachte — er legte sie ihr stillschweigend auf das Tischchen im Hausflur hin — mit einem freundlichen Nicken an, stand ihm auf seine Versuche, eine kleine Conversation anzuknüpfen, unbefangen Rede, ohne jedes Bemühen, das Gespräch weiterzuspinnen, und hörte ihn oft die Stiege herunter oder heraufkommen, ohne einen Vorwand zu suchen, das Zimmer zu verlassen, um ihm zu begegnen.

Diese züchtige Zurückhaltung bestärkte ihn in der guten Meinung von Berthchen's Charakter, zugleich aber, da er ohne eitle Selbstgefälligkeit sich sagen mußte, er könne wohl Anspruch darauf machen, von einer jungen Hausgenossin etwas weniger kaltsinnig behandelt zu werden, schürte dieser kühle Hauch sein leidenschaftliches Gefühl, und er nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit sie geradezu zu fragen, ob er ihr wirklich zuwider sei, oder ob sie

einen Grund zur Schwermuth habe, der sie gegen alle freundliche Annäherung gleichgültig mache.

* * *

Wie erstaunte er daher, als er die Hausthür aufgeschlossen hatte und schon unten an der Treppe ein munteres Lachen hörte, das nur von den Lippen des sonst so in sich gekehrten Mädchens kommen konnte. Man pflegte ihm sonst, wenn er sich verspätet hatte, ein trübes Oellämpchen auf die unterste Stufe hinzustellen, da die alte hölzerne Stiege in halsbrechender Steile hinanführte. Heute fehlte diese Leuchte, dagegen drang ein heller Schein von dem Treppenflur des oberen Stockwerkes herab, und wispernde Stimmen, von gedämpftem Lachen unterbrochen, verriethen ihm, daß die Hausbewohner heute nicht wie sonst mit dem zehnten Glockenschlag Nacht gemacht hatten.

Wirklich fand er, als er hastig hinaufgestiegen war, das Berthchen neben dem kleinen Tische sitzend, an der andern Seite desselben eine Freundin, der er schon hin und wieder im Hause begegnet war, zwischen ihnen eine Lampe, bei deren Schein sie beide sich beeiferten, an einer fast fertigen großen Stickerei die letzten Stiche zu machen. Als er vor ihnen stand und seinen Guten Abend vorbrachte, sahen die Mädchen zu ihm auf, und ihre muthwilligen Mienen verriethen, daß sie sich an seinem verdutzten Ausdruck ergötzten. Zum ersten Mal sah er auch das stille Gesicht des geliebten Mädchens von einem leisen Muthwillen glänzen, während die Freundin aufstand und ihn mit einem höflichen Knix begrüßte.

„Ich erlaube mir, mich dem Herrn selber vorzustellen," sagte sie; „ich bin die Jucunde, von der Berthchen Ihnen wohl schon gesprochen hat, wenn sie es überhaupt der Mühe werth hält, einen so gelehrten jungen Herrn mit ihren Freundinnen bekannt zu machen. Sie finden uns hier beschäftigt, ein gemeinsames Hochzeitsgeschenk für Berthchen's Cousine fertig zu machen, und wir müssen dazu die Nacht zu Hülfe nehmen, da schon übermorgen der Polterabend stattfinden soll. Sehen Sie, es ist ein ganz hübscher Tischteppich, nicht wahr? und es fehlt nicht mehr viel daran, nur noch eine Hauptsache, und wegen deren, auch um die Mutter nicht im Einschlafen zu stören, da die Arbeit doch ohne ein bissel Schwatzen nicht vorwärts rückt, haben wir uns hier außen hingesetzt. Wir wollten nämlich Ihnen hier auflauern, denn unser Anschlag betrifft Sie, und wir hoffen, Sie werden uns dies Wegelagern verzeihen, da wir uns nicht anders zu helfen wissen."

Er betrachtete die dreiste kleine Sprecherin während dieser flinken Rede, die ihm räthselhaft blieb, mit großem Wohlgefallen, obwohl sie eher häßlich als hübsch und sogar ein wenig verwachsen war. Aber ihrem klugen Gesicht stand der muthwillige Zug um den blassen Mund und die braunen Augen allerliebst, und daß sie das melancholische Berthchen zum Lachen brachte, rechnete er ihr zum Verdienst an.

Er sei zu Allem bereit, was die Fräuleins von ihm begehrten, erklärte er eifrig, und bitte nur, ihm zu sagen, worauf es bei diesem Hinterhalt abgesehen sei, ob auf Geld oder Blut.

Auf keins von beiden. Doch erst — und dabei warf sie einen schalkhaften Blick auf die erröthende Freundin — müsse eine kleine Sünde gebeichtet werden. Man sei dahinter gekommen, daß Herr Lucius, wie Berthchen den Namen auf einem Briefcouvert gelesen habe, ein heimlicher Dichter sei. Auf seinem Schreibtisch, den in seiner Abwesenheit abzustäuben man nicht der Magd habe überlassen dürfen, hätten sich lose Blätter gefunden, die mit Versen beschrieben gewesen seien, in derselben Handschrift, wie die Collegienhefte. Das Haus fühle sich sehr geehrt, daß es einen Dichter unter seinem Dache beherberge. Aber jede Würde führe eine Bürde mit sich, und so stellten sie an den verehrten Dichter das Ansinnen, ihnen ein schönes Polterabendgedicht zu verfassen, mit welchem sie den Teppich überreichen könnten. Berthchen natürlich, die nicht zum ersten Male bei feierlichen Gelegenheiten eine Ehrenjungfrau gewesen sei und sogar Bismarck einmal habe anreden müssen, werde die Sprecherin machen. Sie selbst, Jucunde, gedenke sich mit umgehängtem Teppich hinter ihr zu halten, da ihr Aeußeres nicht geeignet sei, einer solchen Scene besonderen Glanz zu verleihen.

„Ich fürchte, ich werde Ihre Erwartungen täuschen," sagte der Jüngling lachend. „Ich bin kein gelernter Dichter, der die Poesie commandiren kann, und wenn ich die Personen und Verhältnisse nicht kenne, nicht einmal weiß, ob man etwas Sentimentales oder Lustiges erwartet —"

„Damit kommen Sie nicht durch," unterbrach ihn die lebhafte kleine Person. „Sind Sie sehr müde oder können Sie uns noch zehn Minuten schenken? Nun, ich will Ihnen in Kurzem die Braut und den langweiligen Peter, den Bräutigam, und die lieben Anverwandten beschreiben, da werden Sie schon sehen, auf welchen Ton unsere Ansprache gestimmt sein muß."

Und nun entwarf sie in aller Geschwindigkeit eine Reihe drolliger Caricaturen, nach jedem Charakterkopf Berthchen befragend: „Ist's übertrieben? Hab' ich ihm — oder ihr — Unrecht gethan?" — bis sie endlich alle Drei in eine so ungebundene Lachlust geriethen, daß nebenan aus dem Zimmer der Mutter ein strafender Ruf erscholl, der sie plötzlich still machte.

„Komm," sagte Jucunde und ergriff die Lampe, „wir wollen schlafen gehen — ich übernachte nämlich bei Berthchen, um morgen gleich wieder an die Arbeit zu gehen — erst aber wollen wir unserm Herrn Dichter zu Bette leuchten."

„Was fällt Dir ein!" flüsterte das schöne Kind. „Du weißt — ich darf nicht, außer wenn er nicht zu Haus ist —"

„Ei was! Unter dem Schutz eines solchen Tugenddragoners wie ich bin!" lachte die Andere. „Nur geschwinde und dabei den Mund gehalten! Ich eröffne den Zug."

Mit verhaltenem Athem und auf den Zehen stiegen sie die knarrenden Stufen hinauf und betraten das niedere, aber geräumige Zimmer, dessen zwei viereckige Fenster unter dem abgeschrägten Dach weit offen standen.

Jucunde, während Lucius seine Kerze anzündete, leuchtete an den Wänden herum und sagte: „Es sieht gar nicht recht studentenmäßig bei Ihnen aus, keine gekreuzten Schläger, Pfeifen und Corpsmützen. Nun, ich weiß ja, daß

Sie der reine Tugendsimpel sind und einmal einen Musterehemann abgeben werden, obwohl ich Keinen möchte, der nicht erst recht ausgetobt hätte. Aber nun zeigen Sie uns erst das Bild Ihrer Geliebten. Denn ein Dichter ohne Liebe ist doch wie ein Fisch auf dem Trockenen oder eine Mühle ohne Korn."

Er erröthete zu seinem Verdruß bis an die Schläfen, indem er mit einem scheuen Blick das ihm abgewandte Berthchen streifte. „Ich habe wirklich im Augenblick" — sagte er stockend — „wissen Sie, was man Herzensferien nennt?"

„Ich? Natürlich! Oder doch auch nicht. Denn mein Herz hat immer Ferien, da es nicht so dumm ist, sich hoffnungslos abzuarbeiten. Ein so garstiges Schätzchen wie meine Wenigkeit mag Niemand, das ist nur gut zur Vertrauten von Anderen, die bei der Vertheilung der Gaben besser weggekommen sind. Das Berthchen zum Beispiel —"

„Aber Jucunde!"

„Nun, Schatzkind, ich sage Dir ja nichts Neues, auch dem Herrn Lucius nicht. Aber nehmen Sie sich nur in Acht, Herr Dichter, daß Ihre Herzensferien nicht etwa hier im Hause zu Ende gehen. Stille Wasser sind tief, und wenn ich reden dürfte —"

„Jetzt aber ist's genug!" rief die Blonde dazwischen und ergriff die Lampe. „Wir danken Ihnen sehr für Ihr freundliches Versprechen und bitten nochmals, unsere Zudringlichkeit zu entschuldigen. Gute Nacht, Herr Lucius!"

Sie huschte aus dem Zimmer, und die Freundin folgte ihr mit sichtbarem Widerstreben, nachdem sie dem Studenten ihre warme kleine Hand zum Abschied mit einem herzlichen Druck gereicht hatte. Der aber trat ans Fenster und sah in die Wolken hinauf, zwischen denen schon wieder hie und da ein Stern hervortrat, während das Gewitter fern vergrollte. Ihm war wohl und wonnig zu Muth. Was hatte dieser Abend ihm alles an gegenwärtigem Glück und holden Verheißungen beschert! Die Freundschaft einer so herrlichen Frau und die erste leise Ermuthigung, sich dem geliebten Mädchen nähern zu dürfen. Er sprach mehrmals die beiden Namen laut vor sich hin: Lusine — Berthchen. Da dies aber seiner schwärmerischen Aufregung nicht genügte, holte er seine Geige hervor, die er auf die Universität mitgebracht hatte, um doch etwas Klingendes bei sich zu haben. Seine Kunst auf diesem Instrument, da er das Ueben sehr vernachlässigt hatte, war nicht groß. Er konnte sich nur an einfache Melodien wagen, die er aber rein und mit weichem Ton vorzutragen verstand. Nun spielte er pianissimo eines der Volkslieder, die Berthchen zu singen pflegte, und zu seinem Erstaunen und Entzücken fielen unter ihm, wo die Mädchen schliefen, zwei leise Stimmen ein, die er bei den geöffneten Fenstern deutlich unterschied. Er begann dann eine andere Melodie, hörte aber von unten ein leises „Bst!" heraufzischen, unsicher, ob es von der Mutter oder einem der Mädchen kam. Da legte er die Geige in den Kasten zurück und ging, den Kopf voll seliger Träume, zu Bette.

* * *

Am anderen Morgen war sein erstes Geschäft, das bestellte Polterabendgedicht zu verfassen, das ihn eine schwere Mühe kostete. Immer kam ihm das

Bild der lieblichen Sprecherin dazwischen, und andrerseits die Fratzen, die Jucunde nach den ehrsamen Gesichtern der Brautfamilie gezeichnet hatte, so daß er im Schweiße seines Angesichts nur ein ganz lahmes hochtrabendes Ungethüm von drei achtzeiligen Strophen zu Stande brachte.

Zu seinem Erstaunen fand aber diese Notharbeit großen Beifall bei den Bestellerinnen, als er sie ihnen unten im Wohnzimmer der Hausfrau vorlas, und diese selbst, der die Mädchen den Grund des nächtlichen Rumors gebeichtet hatten, erklärte sich durch einen so schönen Erfolg des unartigen Ueberfalls versöhnt.

Lucius konnte merken, daß von den beiden Freundinnen keine auch nur das leiseste Verständniß für etwas Poetisches besaß. In seiner zärtlichen Verblendung aber schien es ihm gerade doppelt reizend, daß das blonde Kind aus dem Volk jeder künstlichen Bildung entbehrte und doch aus des Knaben Wunderhorn so reichliche Gaben zu spenden hatte. Er entzog sich bescheiden dem bewundernden Dank und flüchtete wieder in sein einsames Stübchen hinauf.

Hier begann er nun sogleich mit der Durchsicht und Prüfung seiner musikalischen Manuscripte, die er in ziemlicher Anzahl in seinem Koffer mitgeführt hatte. Das Wenigste davon wollte ihm noch genügen, und zuletzt schien ihm nur eine Claviersonate, ein paar Rondos für die Geige und ein Dutzend Lieder nicht ganz verächtlich und allenfalls geeignet, für seinen musikalischen Beruf Zeugniß abzulegen.

Er hätte nun am liebsten gleich den ganzen Haufen zusammengerafft und seiner Gönnerin hingetragen. Doch kam es ihm gar zu unbescheiden vor, die gütige Erlaubniß sich so rasch zu Nutze zu machen, und erst am Nachmittag des nächsten Tages trat er, die Mappe mit den Musikalien unterm Arm, den Weg zu der Villa vorm Thore wieder an.

Die Herrin kam ihm an der Schwelle ihres Zimmers entgegen. „Sind Sie es wirklich?“ sagte sie mit einem deutlichen Ton des Vorwurfs. „Ich dachte schon, es sei Ihnen wieder leid geworden, mich ins Vertrauen gezogen zu haben.“

Er stammelte eine unbeholfene Entschuldigung, während er ihr in das traulichе Gemach folgte. Er habe sie nicht überlaufen wollen — ihre Güte nicht mißbrauchen.

Sie sah ihn ernsthaft an und sagte: „Ein für allemal, lieber Freund, müssen Sie sich daran gewöhnen, nicht auf dem Fuß einer banalen Höflichkeit mit mir zu verkehren. Ich habe es ehrlich gemeint, als ich Ihnen meine Freundschaft und die Fürsorge für Ihr junges Leben zusagte. Ich habe gestern den ganzen Tag darauf gewartet, daß auch Sie die Sache ernst nehmen würden, und nun sprechen Sie davon, Sie hätten meine Güte nicht mißbrauchen wollen. Noch einmal, einen solchen Ton zwischen uns dulde ich nicht. Wenn Sie es gut mit sich selber meinen, hüten Sie sich vor allen conventionellen Phrasen, oder wir löschen lieber gleich den vorgestrigen Abend aus unserm Gedächtniß aus.“

Er ergriff ihre Hand und küßte sie ehrerbietig. „Verzeihen Sie,“ sagte er, gerührt von so viel Güte, „ich werde in Zukunft mich in meinen Arten

und Unarten so unbefangen gehen lassen, daß es Ihnen am Ende selbst unbequem sein wird. Hier gleich zum Anfang ein dicker Pack Notenpapier, dessen Durchsicht ich Ihnen zumuthe."

Er mußte sich an den Flügel setzen, die Sonate spielen und einige von den Liedern singen. Sie lag dabei wieder in sich geschmiegt wie eine Eidechse auf dem Divan, und ihre Augen ruhten auf seinem Gesicht, das sich im Feuer des Vortrags anmuthig belebte.

„Es ist nun für heute genug," unterbrach sie ihn endlich. „Ich habe keine lange Genußkraft."

Dann sprach sie ausführlich mit ihm über das Gehörte, von dem nur Weniges ihr ganz genügte. „In Allem aber," sagte sie zuletzt, „finde ich das Wichtigste für den werdenden Künstler, das musikalische Naturell, ohne das alle technische Kunst nur einen Mantel um die Blöße wirft und man es nicht weiter bringt, als zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle. Bringen Sie mir das nächste Mal — ich meine morgen — Ihre Geige. Ich muß die Rondos hören, wie sie eigentlich gemeint sind. Und nun lassen Sie uns ein wenig in den Garten gehen. Sie müssen mir noch von Ihrer Jugend erzählen."

Sie warf ein schwarzes Spitzentuch über das aschblonde Haar und schritt in den Garten ihm voran. Oben im Fenster der Studierstube ward das mächtige Haupt des Hausherrn sichtbar. „Guten Abend, junger Freund!" rief er hinunter. „Ich höre von meiner Frau, daß die Allotria, die Sie treiben, Sie am Ende unserer gestrengen Wissenschaft abtrünnig machen möchten. Nun, davon reden wir noch mehr. Vorläufig wünsche ich Ihnen, daß Sie das Examen bei meiner Frau summa cum laude bestehen mögen. Man braucht darum noch nicht zu fürchten, daß Sie bei Frau Themis durchfallen müssen. Es gab große Juristen, die für Bach und Mozart schwärmten."

Das Fenster flog zu, ehe Lucius ein Wort erwidern konnte. Ihm war aber ein Stein vom Herzen gefallen. „Ich kann Ihnen nicht genug danken, verehrte Frau," sagte er, „daß Sie mit Ihrem Herrn Gemahl gesprochen und ihn günstig gestimmt haben."

„Warten wir's ab!" sagte sie nachdenklich. „Ich habe schon bereut, es gethan zu haben, es war verfrüht. Jedenfalls wird es nun Niemand auffallen, wenn Sie sehr oft kommen. Auch wenn ich nicht zu Hause bin, damit Sie Ihre Clavierübungen fortsetzen können. Sie werden die Thür immer offen finden, obwohl sonst Niemand das Zimmer betreten darf. Aber Sie haben die Eroberung meiner Lisette gemacht, die für Sie schwärmt. Hüten Sie sich nur, nicht einer zweiten Luise den Kopf zu verdrehen."

Als er eine Stunde später sich verabschiedete, zog sie ein kleines Büchlein aus der Tasche und sagte, ein leichtes Erröthen verbergend: „Ich habe hier ein altes Album, von der Hand einer Schulfreundin geschrieben, allerlei sehr jugendliche Reimereien, aber einige darunter, die mir einen Eindruck gemacht haben, so daß ich das Büchlein nicht mit anderm Schulkram verbrannte, als ich heirathete. Nehmen Sie es mit und sehen es durch. Vielleicht weckt eins oder das andere dieser Mädchenlieder eine Melodie in Ihnen."

* * *

Wieder verließ Lucius seine „mütterliche Freundin“ mit dem Gefühl überschwänglicher Dankbarkeit, der er indessen nur in verworrenen Worten Ausdruck geben konnte. Als er aber auf die Straße hinaustrat, gesellte sich sogleich wieder eine andere weibliche Gestalt, unsichtbar und doch mit dem Hauch der nächsten Nähe, zu ihm, die ihn auch hinausbegleitet hatte. Er war so erfüllt von der Wonne dieser lieblichen Gesellschaft, daß sich während des Heimwegs sein Herz in schwungvollen Rhythmen ergoß und er eine richtige kleine Ode zu Stande gebracht hatte, bis er seine Dachstube wieder erreichte. Ohne erst Licht anzuzünden, den Hut noch auf dem Kopf, setzte er sich nieder, die Strophen aufzuschreiben, doch gleich auf Notenpapier, denn schon war ihm die Musik dazu eingefallen, eine leidenschaftlich bewegte Dur-Melodie, die dem Inhalt und der seltenen antiken Form entsprach. Er meinte, nie Etwas, das ihn bewegte, reiner ausgesprochen zu haben.

Eben war er damit fertig geworden, als an seine Thür geklopft wurde und das Dienstmädchen ihm die Einladung der Hausfrau ausrichtete, doch auf ein Plauderstündchen hinunterzukommen. Es war das erste Mal, daß ihm eine solche Ehre zu Theil wurde, und er empfand sofort, die gute Frau wolle sich für den Dienst, den er ihrer Tochter durch das Hochzeitscarmen erwiesen, dankbar erzeigen.

Er fand in dem Wohnzimmer unten die Wittwe mit den beiden Mädchen bei der einen kleinen Lampe, Berthchen in ihrer gewohnten einsilbigen Anmuth, doch sehr bereit, jeden lustigen Einfall ihrer schalkhaften Freundin zu belachen. Der Teppich war inzwischen so weit fertig geworden, daß nur noch die Franzen anzunähen waren. Lucius fand ihn im Stillen ein wenig bunt und geschmacklos, mußte ihn aber doch bewundern und entschuldigte sich wegen seiner Verse. Er könne jetzt einen besseren Spruch dazu verfassen; es würde viel hübscher sein, statt der allgemeinen guten Wünsche zu sagen, die blumige Decke möchte den Zauber besitzen, aus jedem Tisch, über den sie gebreitet würde, ein Tischleindeckdich zu machen. Die Mutter schüttelte den Kopf. Beim Essen, erklärte sie gut haushälterisch, würde das gestickte Deckchen ja doch mit einem leinenen Tischtuch vertauscht. „Und was die Hauptsache ist,“ fiel die Jucunde ein, „Berthchen hat ihr Gedicht bereits auswendig gelernt. Sie sollen nur hören, wie reizend es in ihrem Munde klingt.“

Das schöne Kind aber war nicht zu bewegen, vor den Ohren des Dichters sich mit einer Declamation hören zu lassen. Auch kam man bald wieder davon ab. Es wurde von allerlei Stadtgeschichten geplaudert; einen Augenblick mitten in seiner Bezauberung wollte es dem Studenten denn doch scheinen, als drehten sich die Gedanken der guten Frauenzimmer in einem ziemlich engen Kreise herum, in welchem von all den höheren Interessen, die er mit der verehrten Freundin theilte, nie ein Hauch zu spüren sei. Sein Herz aber nahm sogleich gegen seinen kühleren Kopf die Partei des holden Mädchens, an dem die Natur so viel gethan, daß alle Bildung ihm keinen höheren Reiz hätte verleihen können. Als sie nun vollends in hausmütterlicher Anmuth das bescheidene Nachtmahl auftrug, ihm das Glas mit dem säuerlichen Haustrunk füllte und ihn freundlich zum Essen nöthigte, gab er sich ganz an das Glück

des Augenblicks hin und hätte unbedenklich das Gelübde thun mögen, aus diesen bescheidenen vier Wänden nie herauszutreten, um eine an Kämpfen und Siegen reiche Künstlerlaufbahn zu betreten.

Erst da er spät in seine einsame Klause zurückkehrte, fiel ihm das Büchlein wieder ein, das Frau Lusine ihm mitgegeben hatte. Er zog es aus der Tasche und fing gleichgültig an, darin zu blättern.

Es enthielt bunt durcheinander Gedichte und Denksprüche, hin und wieder eine längere, tagebuchartige Betrachtung, in einer zierlichen Handschrift, wie junge Mädchen noch auf der Schule zu schreiben pflegen. Die ältesten, unter denen sich ein Datum fand, lagen über ein Dutzend Jahre zurück. Dann einige melancholische Sentenzen, aus classischen Dichterwerken abgeschrieben, mit einer freieren Hand; auch die Verse trugen einen eigenartigeren Charakter, fast alle in einer trüben, zuweilen bitteren Stimmung entstanden, Bekenntnisse einer nach Glück, Liebe, Freiheit lechzenden jungen Seele, die vom Leben nichts mehr erwartete. Die letzten dieser Art waren vor zehn Jahren entstanden, dann einige Blätter aus dem Büchlein ausgeschnitten. Den Schluß aber, auf dem ersten neuen Blatt, machten vier Strophen ohne Datum, in einer viel ausgeschriebeneren Hand, die folgendermaßen lauteten:

Des Sommermorgens Kühle
Schauert zu mir herein.
Im Zwielicht der Gefühle
Lieg' ich und denke Dein.

O süß, dies wache Träumen,
Von Glück und Leid gewiegt,
Wenn draußen auf den Bäumen
Noch feuchte Dämmrung liegt!

Die Vögel singen im Düstern
Ihr schüchtern Taglied schon.
Mir ist, als hört' ich flüstern
Der liebsten Stimme Ton.

Und jetzt auf Rosenschwingen
Geht auf der goldne Tag.
Was kann die Sonne bringen,
Das mehr beseligen mag!

„Es ist von ihr," sagte er sofort bei sich selbst. „Sie hat eine Freundin vorgeschoben, um nicht mit ihrem Dichten sich als Blaustrumpf darzustellen, wofür sie ja ohnedies in der ganzen Stadt verschrieen ist. Wie sehr thut man ihr Unrecht! Die übrigen Gedichte taugen freilich nicht viel mehr, als die meisten Backfischpoesien. Aber das letzte — es scheint aus der jüngsten Zeit zu sein. Vielleicht hat sie eine heimliche Liebe gehabt, am Ende der junge Privatdocent, von dem die Jucunde wissen wollte, daß er bei der Professorin sehr in Gunst gestanden — Nun, gleichviel. Ich muß ihr schon den Gefallen thun, dies Lied zu componiren."

Er überlas es noch ein paarmal, ging dann im Zimmer auf und ab und fand bald die rechten Töne für diese verstohlenen Dämmerungsgefühle. Doch schrieb er sie nicht auf, spielte die Melodie nur etliche Male pianissimo auf seiner Geige und dachte eben nicht weiter daran. Es war ihm weit wichtiger, seiner eigenen Liebe nachzusinnen. Noch fühlte er den leisen Händedruck, mit dem das geliebte Mädchen ihm gute Nacht gewünscht hatte, und die stille Flamme ihrer dunklen Augen, die ihn bis ins innerste Herz erwärmte.

* * *

Am Tage fuhr er fort, seine musikalischen Exercitien zu sichten und Einiges davon ins Reine zu arbeiten. Er fühlte sich seltsamerweise wenig aufgelegt, sich wieder damit vor seiner Freundin hören zu lassen. Doch wollte er sich nicht abermals dem Vorwurf aussetzen, es sei ihm mit dem Ringen nach Selbsterkenntniß nicht ernst genug. So fand er sich um dieselbe Nachmittagsstunde wieder im Hause des Professors ein.

Die gnädige Frau habe einen Besuch zu machen gehabt, sagte die Lisette. Sie habe aber hinterlassen, daß sie bald wiederkommen werde. Der Herr Lucius — auch die vertraute Dienerin nannte ihn schon mit seinem Spitznamen — möge sich indessen nur am Clavier unterhalten.

Das that er denn auch, spielte erst ein paar Stücke von Bach, die gerade auf dem Notenpult standen, dann aber, da er merkte, daß er zu sehr aus der strengen Uebung gekommen war, überließ er sich einem freien Phantasiren, indem er eins von Berthchen's Volksliedern zu Grunde legte und das Thema unendlich variirte. Er hatte sich so in Eifer gespielt, daß er überhörte, wie die Thüre sich sacht öffnete und die Herrin hereintrat. Erst als er sich satt gespielt hatte und, die Stirn trocknend, aufstand, wurde er sie gewahr, die, noch im Hut und dem leichten Sommershawl, auf einen Stuhl neben der Thür sich niedergelassen und dem Spiel zugehört hatte.

Sie sagte ihm ein freundliches Wort über sein Phantasiren und fragte dann gleich: „Nun? haben Sie schon Zeit gefunden, die kindischen Worte in dem Büchlein anzusehen? Ich habe schon bereut, es Ihnen gegeben zu haben. Meine Freundin würde mir's sehr übel nehmen, wenn sie eine Ahnung davon hätte."

Er habe nur erst darin geblättert, erwiderte er verlegen. Es seien recht hübsche Sachen, so weit er urtheilen könne, wenn auch von ungleichem Werth. Das letzte aber habe ihm einen tiefen Eindruck gemacht, so daß er es sogleich in Musik gesetzt habe. Ob sie es hören wolle?

„Natürlich. Ich will mir's nur erst bequem machen. Ich kann Musik eigentlich nur genießen, wenn ich mich alles Zwanges entledige und mich ausstrecke wie ein Kind in der Wiege. Darum hasse ich Concerte, in denen man auf einem harten Stuhl ein paar Stunden sich wie angeschmiedet fühlt."

Als sie dann wieder in dem dunklen Winkel auf dem Divan lag, spielte und sang er das Lied. Es blieb eine gute Weile still, nachdem er geendet hatte, und endlich sagte sie nur: „Ich bitte, da capo!" — Auch nach der Wiederholung enthielt sie sich jeder Kritik. „Sie müssen mir das Lied aufschreiben;

ich will es der Verfasserin schicken und Ihnen dann sagen, ob sie ihre Stimmung in den Tönen wiederfindet, woran ich nicht zweifle."

„Ich bin noch nicht recht zufrieden," versetzte er. „Die Begleitung genügt mir nicht, sie müßte das „zwischen Glück und Leid sich Wiegen" noch ergreifender ausdrücken. Mit einem anderen Liede, das ich auch gestern erst gemacht, glaube ich es besser getroffen zu haben."

Sie verhielt sich ganz still, was er als eine Aufforderung nahm, auch dies Lied zu singen, und so begann er ohne weiteres Präludiren:

Schwirrt mir wieder ums Haupt seufzender Lieder Schwarm,
Wie Sturmvögel am Mast ängstigen Flügelschlags,
Da ich lange gesanglos,
Sturmlos furchte des Lebens Fluth?

Sei's denn! Still und gefaßt, während die Brandung schwillt,
Laßt mich harren des Sturms, den mir die Leidenschaft
Um die wankenden Segel
Dunkel grollend heraufbeschwört.

Mag ein klügelnder Mann üben des Steurers Kunst
Und mit menschlicher List trotzen den Himmlischen,
Mich soll schleudern die Woge,
Wie ein Gott ihr die Macht verleiht!

Denn im Tosen des Meers denk' ich, wie manchesmal
An ein lachend Gestad trieb ein Gestrandeter,
Das ihm ewig verborgen,
Bis ein Sturm ihm den Pfad gezeigt.

Auch nach diesem Liede blieb die Frau stumm, so daß der Sänger sich in peinlichem Zweifel befand, ob es ihr am Ende so sehr mißfallen habe, daß sie ihn durch ihre offene Meinung allzu sehr niederzuschlagen fürchte.

„Die Odenform behält immer etwas Künstliches für unser Ohr," brachte er endlich hervor. „Ein so großer Meister wie Brahms hat auch ihr freilich seinen Geist einhauchen können. Aber es kam mir so — ich merkte erst, was ich gethan, als es fertig war. Seit meinen Primanertagen habe ich eine solche classische Anwandlung nicht mehr erfahren."

Sie stand auf und trat vor ihn hin. Ihre Augen schimmerten feucht. Leise strich sie ihm mit der Hand über das buschige Haar und sagte: „Ich sehe ganz deutlich, daß da innen Etwas lodert. Haben Sie Dank. Sie haben mich sehr bewegt. Aber entweihen wir's nicht durch Worte."

Lisette trat in diesem Augenblick herein mit einer bedeutsamen Gebärde. „Sie müssen mich entschuldigen, lieber Freund," sagte die Herrin, „ich muß Sie aber fortschicken, da ich mich zu einer sehr lästigen Gesellschaft zu rüsten habe. Aber man kann sich eben gewissen Pflichten nicht entziehen, auch wenn unser bestes Theil dabei blutet. Uebrigens — diese kurze Stunde war so reich — wir könnten uns nichts Höheres mehr sagen. Also auf Wiedersehen!"

Sie reichte ihm die Hand und ging rasch aus dem Zimmer, von der Zofe gefolgt. Er stand noch ein paar Minuten auf demselben Fleck in einer wunderlichen Verfassung, in welcher das stolze Gefühl, in dieser hochgestimmten Seele einen so starken Widerhall geweckt zu haben, überwog. Wie bedauerte er, daß sie ihn schon hatte verabschieden müssen. Er hätte viel darum gegeben, dieser Freundin, die ihm ihr eigenes Gemüth nicht verschloß, auch sein Herz zu öffnen, ihr das Geheimniß seiner Liebe zu beichten. Nun beschloß er, die nächste Gelegenheit zu ergreifen. Hatte sie nicht die Sorge für seine Zukunft übernommen? Und konnte er sich eine Zukunft vorstellen, in welcher das geliebte Mädchen keinen Platz hatte?

* * *

Doch seltsam, es schien, als ob jene ersehnte Gelegenheit nie kommen sollte.

Zwar verging in den nächsten Wochen kaum ein Tag, ohne daß er sich auf längere oder kürzere Zeit in dem Melusinenzimmer einfand. Mit der Prüfung seiner musikalischen Erstlinge war es längst vorbei. Von den Gedichten in dem Büchlein hatte ihn keins mehr zur Composition gereizt. Einige andere, die ihm von seiner musikalischen Vormünderin „aus Briefen jener ungenannten Freundin" noch mitgetheilt worden waren, fast alle jene halbdunkle selige Schwermuth athmend, schienen ihm zu wenig liedmäßig, mehr wie lyrische Monologe, die hinlänglich Musik in sich selbst hatten. Er pflegte sie wohl mit seiner etwas verschleierten Stimme recitativisch herzusagen und auf dem Flügel eine Begleitung zu improvisiren. Auch legte sie offenbar kein großes Gewicht darauf, was er damit anfing. Daß er sich überhaupt damit beschäftigte, daß er nur kam und eine Stunde ihres einsamen Tages mit ihr verplauderte, dankte sie ihm jedesmal. Zuweilen schlug sie ihm vor, vierhändig mit ihr zu spielen. Dann konnte sie kein Ende finden, und es kam vor, daß ihr Mann sie erst mit einem Scherz daran erinnern mußte, daß es Zeit sei, sich zu Tische zu setzen. Musik sei doch nur bewegte Luft, und von der Luft könne Niemand leben, sonst würde mancher arme Musiker nicht verhungert sein.

Der Jüngling entschuldigte sich dann erröthend, daß er schon zu lange geblieben sei, und war nicht zu bewegen, sich noch mit an den Theetisch zu setzen. „Gehen Sie nur, junger Orpheus!" sagte dann wohl der gütige Hausherr mit seinem dröhnenden Lachen. „Sie ziehen es wahrscheinlich vor, noch irgend einer Eurydike ein Ständchen zu bringen."

Die Frau suchte ihn nie zu halten. Ein einziges Mal hatte er noch von der Erlaubniß Gebrauch gemacht, uneingeladen des Abends zu kommen. Er hatte einen unverheiratheten Collegen des Professors getroffen. Das Gespräch hatte sich fast ausschließlich um Politik und Universitätsangelegenheiten gedreht. Der junge Gast fand kaum einmal Anlaß, ein Wort einfließen zu lassen. Die Hausfrau hatte den ganzen Abend stumm auf ihren Teller geblickt.

Desto lebhafter, mit nervöser Beweglichkeit des Geistes plauderte sie, wenn sie mit ihm allein war. Einmal hatte sie die Rede auf jene Luise zurückgelenkt und die Frage daran geknüpft, ob er noch vielen weiblichen Wesen nahe ge-

treten sei. Er hatte ausweichend geantwortet. Was waren ihm all jene flüchtigen Liebschaften jetzt, da er eine Leidenschaft erlebte, die zum ersten Mal in all seinen Tiefen ihn ausfüllte. Jetzt war die Gelegenheit da, auch die mütterliche Freundin einzuweihen. Und er konnte das Wort nicht über die Lippen bringen.

Wozu auch? Wußte er nicht im Voraus, wie sie die Sache ansehen würde? Er, so jung, vor einer so großen Entscheidung — durfte er seine Zukunft an ein Mädchen binden, das der hochbegabten Frau als eine unebenbürtige Gefährtin eines Künstlerlebens erscheinen mußte?

Wenn sie das stille Kind aus dem Volk freilich in seiner ganzen Anmuth einmal beobachten könnte — er zweifelte nicht, daß sie sein Gefühl begreifen, es verstehen würde, wie es ihn beglücken müsse, im Anschauen eines so unverbildeten Geschöpfes der gütigen Mutter Natur sich von allem Anflug falscher Bildung zu reinigen, von allen Irrwegen sich immer wieder zum Echten und Einfachen zurückzufinden.

Der Zufall kam seinen Wünschen zu Hülfe.

Das kurze Sommersemester war zu Ende gegangen, die meisten Studenten in die Ferien gereist. Lucius dachte nicht daran, die Stadt zu verlassen. Sein Vater glaubte ihn in eifriges Arbeiten vertieft, doch hatte er seit Wochen weder ein Colleg besucht noch ein juristisches Buch aufgeschlagen. Nun veranstalteten die noch zurückgebliebenen Studenten, die weder einem Corps noch der burschenschaftlichen Verbindung angehörten, immerhin aber ein ansehnliches Häuflein ausmachten, ein ländliches Fest, wozu sie die befreundeten Bürgerfamilien einluden, auch von den Docenten so viele noch nicht auf Erholungsreisen gegangen waren. Sie hatten dazu ein Gasthaus gewählt, das den Namen „Zum Waldwinkel" trug, eine kleine halbe Stunde von der Stadt gelegen. Hinter dem Hause befand sich ein lustiger Hain junger Buchen und Birken, in dessen Mitte eine kreisrunde gedielte Bühne, die vielfach bei größeren Sommerhochzeiten zum Tanzplatz diente, gelegentlich auch bei studentischen Gelagen vom Singen und Lärmen der Corpsbrüder erdröhnte. Hier sollte getanzt und an den Tischen im Garten getafelt werden, während die Ehrengäste, die Professoren mit ihren Frauen, oder die älteren Bürgersleute, wenn sie die Nachtluft scheuten, drinnen im Saal sich zusammenfinden konnten, nachdem sie der jungen Lustbarkeit eine Weile zugeschaut hätten.

Daß das Berthchen, das unbestritten schönste Mädchen der Stadt, bei den Einladungen nicht übergangen wurde, obwohl ihre Mutter nicht zu den Honoratorenfrauen zählte, verstand sich von selbst. Aber auch Lucius, so wenig er an allem Studentenwesen Theil genommen hatte, war durch ein paar nähere Bekannte dem Festausschuß vorgeschlagen worden. Auf geheimnißvolle Weise — vielleicht war Jucunde's flinkes Züngelchen dabei im Spiel — hatte sich das Gerücht verbreitet, daß in dem einsamen Gesellen ein Poet und Musikant stecke, dem man seine Zurückhaltung nicht als Hochmuth auslegen dürfe. So wurde er, als er am Abend, seine Philenfe in ihrem besten Putz am Arm, das reizende Mädchen neben ihnen, auf dem Festplatz erschien, schon

um seiner weiblichen Gesellschaft willen aufs Freundlichste begrüßt und rasch in den fröhlichen Schwarm hineingezogen.

Er hatte Tags zuvor erfahren, daß auch Frau Lusine mit ihrem Manne nach dem Waldwinkel hinausfahren würde. Doch erst, nachdem er seine Tänzerin in der Polonaise durch Garten und Haus geführt und den ersten Walzer mit ihr getanzt hatte, besann er sich der Verpflichtung, die mütterliche Freundin aufzusuchen.

Sie war eben erst angelangt und gleich von den älteren Professorenfrauen in Beschlag genommen worden, während ihr Mann mit einigen Collegen eine Whistpartie verabredete. Obwohl es ein zwangloses Fest sein sollte, hatte sie doch eine ausgesuchte Toilette gemacht, sommerlich, aber wie für einen Ball in einem eleganten Hause. Das luftige Kleid ließ ihren Hals und einen Theil ihrer weißen Schultern frei, und in dem reichen, zierlich gekrausten Haar steckte eine tiefdunkle Rose. Als Lucius vor sie hintrat und sich in naiver Bewunderung ihrer Schönheit vor ihr verneigte, lächelte sie erröthend, was sie viel jünger erscheinen ließ.

„Wie schön Sie sind, Frau Lusine!" flüsterte er.

„Husch!" machte sie und bewegte lebhaft ihren Fächer. „Sparen Sie Ihre Complimente für Ihre Tänzerinnen. Meine lieben Colleginnen verzeihen es mir ohnehin nur schwer, daß Manche darunter meine Mutter sein könnte. Ich muß hier nun vor Allem ein bißchen die Facultät repräsentiren helfen. Hernach komme ich hinaus und sehe zu, wie Sie tanzen."

Ihre lächelnden Augen hatten indeß seine Gestalt prüfend überflogen. Er sah freilich nicht aus wie ein untadlig gekleideter junger Stutzer; ein leichtes schwarzes Röckchen war nicht vom neuesten Schnitt und das weiße seidene Tüchlein lose um den Hals geschlungen. Doch seine hohe, schlanke Figur, die sich in völliger Ungezwungenheit bewegte, die Gewohnheit, den Kopf mit den buschigen Haaren wie ein sieghafter junger Held im Nacken zu tragen, dazu der unschuldig feurige Ausdruck seiner schönen Augen ließen ihn doch unter all den geschniegelten Jünglingen als eine vornehme Gestalt herausleuchten.

Sehr guter Dinge, da ihn auch der Professor durch einen freundschaftlichen Händedruck geehrt hatte, kehrte er ins Freie zurück und gesellte sich zu seinen Damen, bei denen sich auch Jucunde, im hochgeschlossenen Sonntagskleide, da sie niemals tanzte, eingefunden hatte. Das Berthchen, das den zweiten Tanz mit einem der Festordner getanzt hatte, ließ sich eben zu der Mutter zurückgeleiten, und er erinnerte sie, daß die nächste Quadrille ihm versprochen sei. Während sie sich dazu aufstellten, hatte er Muße zu bemerken, wie man ihm diese Tänzerin, die offenbar die Königin des Balles war, beneidete. Auch hätte sie wohl überall den Preis davongetragen, denn in dem einfachen weißen Kleide, einen Zweig dunkelrother Fuchsien um das Haar geschlungen, einen Strauß von denselben Blüthen an der eben aufgeblühten Brust, sah sie wie das Urbild süßer Jungfräulichkeit aus, wie es ein Maler oder Poet sich nur träumen lassen mag. Auch belebte die Freude des Tanzes ihre sonst ein wenig ausdruckslosen Züge, und in den reizenden Augen — sie waren so dunkelblau,

daß sie am Abend schwarz erschienen — sah Lucius zum ersten Mal einen feuchten Schimmer wie von aufdämmernder Sinnengluth.

Sein Entschluß stand fest, heute Abend noch wollte er zu ihr sprechen, sein Schicksal in ihre Hände legen. Doch nicht zwischen zwei Walzertouren oder zwei Gläsern Wein, sondern auf dem stillen mitternächtigen Heimweg, wo er sie am Arm zu führen hoffte.

In dieser bangen und glückseligen Stimmung vergaß er Alles um sich her, stand, wenn er nicht gerade mit ihr tanzen durfte, wie eine Bildsäule in dem Kreise der Zuschauer und suchte nur in den vorbeiwirbelnden Paaren nach der weißen Gestalt, glücklich, wenn ein Blick von ihr zufällig dem seinen begegnete. Er beachtete es nicht im Mindesten, daß einige junge Mädchen hin und wieder ohne Tänzer blieben und verstohlen nach dem schlanken Jüngling blickten, von dem sie allerlei Auszeichnendes gehört haben mochten. Eine Art Trunkenheit hatte sich seiner Seele und Sinne bemächtigt. Die Erde war ihm nie so schön, der Sternenhimmel nie so märchenhaft erschienen, und selbst die nicht immer reingestimmten Geigen und Clarinetten konnten sein sonst so empfindliches Ohr nicht beleidigen.

Die Hochsommernacht war ziemlich dunkel, da der Mondschein fehlte, doch gaben die Laternen, die rings um die Bühne angezündet waren, genügendes Licht, um nicht nur das Gesicht seiner Tänzerin, sondern im Vorüberfliegen auch die Corona deutlich zu unterscheiden. Als daher Lucius wieder einmal mit seinem Mädchen sich im weiten Kreise herumschwang, erkannte er unter einer hellen Gasflamme Frau Lusine neben der würdigen Frau des Decans, und augenblicklich durchzuckte ihn der Gedanke, wie gut es sich treffe, daß sie an diesem Abend zuerst seine heimliche Geliebte zu sehen bekomme und nun begreifen müsse, einem solchen Ausbund aller Anmuth und Jugendfrische zu widerstehen, sei einem Künstlerherzen nicht zuzumuthen. Als er zum zweiten Mal an die Stelle kam, konnte er sich's nicht versagen, der verehrten Freundin vertraulich mit den Augen zuzuwinken, mit einer triumphirenden Gebärde, als wolle er andeuten, daß er den Siegespreis, nach welchem er im Geheimen gerungen, jetzt in den Armen halte.

In seiner schwärmerischen Verzückung sah er nicht, daß sich ein tiefer Schatten über das blasse Gesicht der jungen Frau gelegt hatte. Sie wandte sich ab und sagte zu ihrer Gefährtin: „Es wird mir zu kühl hier draußen. Wollen Sie noch bleiben und den jungen Leuten zuschauen? Ich will hinein, mir ist nicht ganz wohl."

Die ältere Dame erklärte, daß auch sie genug habe; es sei doch ein zweifelhaftes Vergnügen, sich daran erinnern zu lassen, daß es in ihren Jahren mit Spiel und Tanz lange vorbei sei.

So kehrten sie in den Saal zurück. „Sie sehen wirklich übel aus," sagte die Decanin. „Sie sollten ein Glas Wein trinken." — Frau Lusine schüttelte den Kopf und zog ihr leichtes Mäntelchen um den offenen Hals.

In diesem Augenblick kam Lucius hereingestürmt. Er wollte während einer Tanzpause mit der Freundin sich unterhalten, von ihr hören, wie sehr

seine Tänzerin auch ihr gefallen habe, vielleicht schon jetzt mit seinem Geheimniß herausrücken.

„Ich habe Sie überall unter den Bäumen gesucht, gnädige Frau," sagte er, noch lebhaft athmend von seinem Herumlaufen. „Ist es nicht hübsch draußen? Wollen Sie sich schon wieder in den dumpfen Saal einsperren?"

Sie sah ihm mit einem scharfen, kalten Blick ins Gesicht und antwortete nicht sogleich. Ihre Gebärde war so fremd und überraschend, daß es selbst ihm trotz seiner ahnungslosen Verworrenheit auffiel. „Ist Ihnen nicht wohl, theure Freundin?" stammelte er in aufrichtiger Bestürzung.

Ihre Brust athmete schwer, und ihre feinen Nasenflügel zitterten.

„Mir fehlt nicht das Mindeste!" erwiderte sie langsam. „Ich merke nur, daß es thöricht war, hierher zu kommen. Wer seine Jugend längst hinter sich hat, soll jungen Festen fernbleiben. Gute Nacht! Unterhalten Sie sich gut."

Sie wollte sich abwenden, aber er ergriff ihre Hand, ohne sich darum zu kümmern, was man von dieser vertraulichen Berührung denken mochte.

„Sie sind unzufrieden mit mir. Was habe ich Ihnen zu Leide gethan? Ich konnte mich Ihnen hier ja nicht so widmen, wie ich gewollt hätte."

„Heucheln Sie nicht!" unterbrach sie ihn mit bebender Stimme. „Sie haben in der Gesellschaft dieses schönen Mädchens keinen Augenblick an mich gedacht. Das ist auch ganz in der Ordnung. Wir alten Frauen, auch wenn wir das Tanzen noch nicht ganz verlernt hätten, müssen den jungen Mädchen ihre Tänzer nicht abspenstig machen. Ist es nicht auch die Tochter Ihrer Hausfrau? Nun, so bringen Sie ihr nun beim Cotillon all Ihre Sträußchen und machen ihr con amore die Cour. Ich kann Ihren Geschmack nur billigen."

Er stand in tiefer Betroffenheit vor ihr. „Wenn ich hätte ahnen können, daß Sie es nicht verschmäht haben würden, mit mir zu tanzen —" stammelte er. „O liebe, theure Frau, gehen Sie nicht so fort, kommen Sie, lassen Sie sich hinausführen und bewilligen Sie mir wenigstens irgend einen Tanz, welchen Sie wollen, Sie machen mich unglücklich, wenn Sie mir's abschlagen."

Sie versuchte zu lächeln; seine ehrliche Bestürzung versöhnte sie halb und halb mit ihm. „Es ist hübsch von Ihnen," sagte sie, „daß Sie den Ritter einer verlassenen Dame machen wollen, die sich unter diesen alten ehrwürdigen Gespenstern zu Tode langweilt. Aber ich will Ihre Güte und Großmuth nicht mißbrauchen, zumal all Ihre Tänze versagt sein werden. Sehen Sie, mein Mann hat eben seine Partie beendet, unser Wagen wartet draußen, es ist besser, wir schleichen uns jetzt davon. Nein, wirklich, Sie dürfen sich die Laune nicht verderben lassen; ich bin ein bißchen nervös heut Abend; Langeweile macht mir stets eine Art Fieber. Gute Nacht, lieber Freund, und morgen, wenn Ihre Zeit es erlaubt —"

Er wollte noch Etwas erwidern, sie aber verabschiedete ihn mit einem Kopfnicken und wandte sich zu ihrem Manne, der eben mit seinem fröhlichen Lachen vom Spieltisch aufstand und erklärte, er werde den Gewinn sogleich in Sect verthun, da man von der munteren Jugendlust doch einmal angesteckt und zu einer liederlichen Nachtschwärmerei verführt werde.

Doch wurde er sogleich ernsthaft, als seine Frau ihm zuflüsterte, sie habe rasendes Kopfweh und wünsche nach Hause zu fahren, wolle übrigens ihm keinen Zwang anthun. Mit der zärtlichsten Besorgniß erklärte er, daß er sie begleiten werde, eilte hinaus, den Wagen vorfahren zu lassen, und vertröstete die Collegen, mit denen er gespielt hatte, auf den nächsten Abend in der Ressource, wo er sie schadlos halten würde. Dann hob er die kleine Frau, in Shawls und Tücher gehüllt, in den offenen Wagen, und sie rollten durch die sternklare Nacht schweigsam ihrem Hause zu.

* * *

Erst drei Stunden später mahnte auch Berthchens Mutter zum Aufbruch, und das Töchterchen in seiner gleichmüthigen Art machte keinen Versuch, sie zum Bleiben zu bewegen, obwohl es noch eine Reihe von Tänzen vergeben hatte. Lucius war's nur allzu recht, daß sie gingen. Er fühlte sich immer sehr unglücklich, wenn er sie einem anderen Tänzer überlassen mußte, und brannte überdies darauf, ihr endlich sein Herz auszuschütten.

Die Verstimmung seiner mütterlichen Freundin hatte nicht lange in ihm nachgeklungen, zumal er den Grund hauptsächlich in einem körperlichen Unwohlsein suchte.

Als aber der kleine Trupp sich auf den Heimweg machte, wurden die leidenschaftlichen Hoffnungen des Liebenden schwer getäuscht. Die Mama ging voran mit einem würdigen Ehepaar aus ihrer Nachbarschaft, dessen Sohn mit beim Feste war und bis an den hellen Morgen zu tanzen und zu trinken wünschte. Dem nachwandelnden jungen Paar indessen gesellte sich die Jucunde, deren lustigste Einfälle heute zum ersten Mal an Lucius ein undankbares Publicum fanden. Sie neckte ihn mit seiner Mißlaune, sagte, sein Brummbaß hätte füglich in dem Tanzorchester mitwirken sollen, und er möge nur gen Himmel blicken, der gerade so schön voller Geigen hinge. Dann verhörte sie das Berthchen, das ebenfalls nicht lachlustig war und ein paarmal ganz unverstellt gähnte, wer von ihren Tänzern ihr am meisten gefallen habe, und ob es nicht langweilig sei, immer dieselben verliebten Narrheiten mit anhören zu müssen. Sie selbst habe sich herrlich unterhalten, da kein einfältiger Courmacher ihr die Ohren vollgesäuselt habe, und sich weder ihre Frisur noch ihre Toilette verdorben. Nun sei sie an Leib und Seele so frisch, daß sie in der köstlichen Sommernacht am liebsten bis an die Morgenröthe herumspazieren würde.

Das wäre nun auch dem verliebten Jüngling sehr erwünscht gewesen, hätte er nicht an beiden Armen ein Fräulein zu führen gehabt. Er grübelte heftig darüber nach, wie er es anstellen sollte, trotz alledem heute noch zum Ziel zu gelangen. Ob er das Berthchen auf der Treppe zurückhalten oder unter einem Vorwande noch einmal auf den dunklen Flur herausrufen sollte? Er erschrak daher nicht wenig, als Jucunde, da sie das Stadtthor erreicht hatten, stehen blieb und erklärte, sie werde den kürzeren Weg nach ihrer Wohnung durch die Promenade einschlagen, statt erst mit durch die Stadt zu gehen, und Herr Lucius werde wohl die Güte haben, ihr auf dem einsamen nächtlichen Wege das Geleit zu geben.

Die Aufforderung der Mama, wieder bei Berthchen zu übernachten, lehnte sie entschieden ab; ihre Tante erwarte sie. So umarmte sie rasch die Freundin, verabschiedete sich von den Alten und schlug sofort den Seitenweg durch die baumreichen Anlagen ein, die sich um die Stadt herumzogen.

Kaum war die andere Gesellschaft in dem dunklen Thorbogen verschwunden, so nahm sie ohne Umstände den Arm ihres widerwilligen Ritters und sagte, indem sie sich langsam in Bewegung setzte:

„Nicht wahr, Herr Lucius, nun sind Sie mir furchtbar böse? Leugnen Sie's nur nicht. Ich habe schon auf dem ganzen Wege gemerkt, daß Sie mich in die tiefste Hölle gewünscht haben, da ich Ihnen so aufdringlich den Spaß verdarb. Ich hätte mich ja auch ganz gut an den alten Herrn hängen können, daß Sie mit Berthchen hinterdrein getaumelt wären, wie im siebenten Himmel, das aber wollte ich gerade verhüten."

„Ich weiß nicht," sagte er in bitterem Unmuth, „ob es ein Zeichen von Freundschaft ist, sich zwischen zwei Menschen einzudrängen, die vielleicht lieber allein geblieben wären."

„Da sind Sie schief gewickelt," lachte sie. „Wenn ich's nicht sehr gut mit Ihnen meinte, hätt' ich Sie ungewarnt hineinplumpsen lassen. Nein, nehmen Sie Ihr Herz in die Hände und hören mir ruhig zu, ich bin wirklich Ihre gute Freundin, mehr als Berthchens, deren Betragen mir gar nicht gefällt. Sie sind verliebt in den Grasaffen, das sieht ein Blinder und ist Ihnen so weit auch nicht zu verdenken, denn sie ist ja auch eine reizende Puppe, und in dem Punkt sind die klügsten Mannsbilder so kindisch, wie die einfältigsten. Ich sagte mir daher: wenn du die Zwei allein gehen lässest, so weiß der Himmel, was er ihr für närrisches Zeug vorplaudert, und dann muß sie doch endlich Farbe bekennen, und so was aus dem eigenen Munde Derer zu hören, der man eben eine Liebeserklärung gemacht hat, muß so schmerzhaft sein, als wenn man in einen Pfirsich hineinbeißt und eine Wespe fährt heraus und sticht einem in die Lippe. Um es kurz zu machen: Berthchen ist verlobt, und Sie werden gut thun, sich das Mädel je eher je lieber aus dem Sinn zu schlagen."

Er war stehen geblieben, als versagten ihm die Knie plötzlich den Dienst. „Ist — das — wahr?" stammelte er.

„Leider!" versetzte sie kopfnickend. „Eine ganz dumme Partie, das heißt, was man so eine *gute* Partie nennt: der Sohn eines Geschäftsfreundes in L., ein langweiliger, gar nicht hübscher junger Fabrikant, den ich nicht nähme, und wenn ich zehnmal garstiger wäre, als ich bin. Auch liebt sie ihn nicht, weder von Herzen und mit Schmerzen, noch ein klein wenig, sondern gar nicht. Aber das ist eben der Punkt: sie ist denn doch, so bildsauber sie aussieht und sich zierlich und manierlich bewegt, ein kleines Gänschen, das eigentlich weder so recht glücklich noch unglücklich werden kann, weil's nur eine schläfrige Seele hat. Sie wundern sich, daß ich trotzdem mich für ihre Freundin ausgebe? Das kommt daher, daß ich ein rasendes Vergnügen daran habe, schöne Menschen zu sehen, und das Berthchen überdies von klein auf kenne. Wenn man selbst als des lieben Herrgotts Vogelscheuche herumläuft, muß man sich an Andern

das Wohlgefallen suchen, das einem der eigene Spiegel versagt. Und gut und lieb auf ihre Art ist das stille kleine Engelsbild ja auch, und ich komme ja auch nicht in den Fall, es zu heirathen. Ihr Bräutigam scheint ebenso lauwarmes Blut zu haben, wie seine Braut. Wenigstens hat er nichts dagegen gehabt, daß die Verlobung geheim bleiben und erst um Weihnachten geheirathet werden sollte, weil seine Mutter zu Ostern gestorben ist. Daran hätte auch nichts gelegen, wenn Sie sich nicht inzwischen so heftig in das Lärvchen verschossen hätten, was Ihnen auf zehn Schritt an der Nase anzusehen war. Nun, und da jammerten Sie mich. Wissen Sie, daß ich schon ganz ernstlich Ihre Fürsprecherin gemacht habe?"

„Das hätten Sie gethan? Und was wurde Ihnen erwidert? Mein Gott, wenn sie nichts für mich fühlt —"

„Das ist es nun eben. So viel sie überhaupt für einen Menschen fühlen kann, würde sie, glaub' ich, mit der Zeit für Sie fühlen und schon jetzt Sie allen Fabrikantensöhnen der Welt vorziehen. Soviel hat sie mir zugegeben. Aber Schatzkind, sagt' ich, so sei doch keine Thörin, so laß diesen prächtigen Menschen doch nicht verschmachten und schreib dem Ekel, dem Langweiler einen artigen Scheidebrief, jetzt, da's noch nicht zu spät und die Sache noch nicht stadtkundig ist. Ich, wenn ein Mensch wie der Herr Lucius nur den kleinen Finger nach mir ausstreckte, ich würf' mich ihm in ganzer Lebensgröße an den Hals und ließe zehn einfältige Rothschilds stehen. Du denkst, so was könnt' ich freilich sagen, da ich nie in die Versuchung kommen würde. Aber wenn mir's auch nicht um Dich wäre, denn Du hast nur Froschblut im Leibe, er dauert mich, und wenigstens sag' ihm rund heraus, daß er sich's vergehen lassen soll, das bist Du ihm schuldig. Pah! sie ist eitel genug, sich's im Grunde gefallen zu lassen, daß sie von einem jungen Dichter angeschwärmt wird. Und dafür könnt' ich sie hassen und habe mir vorgenommen, sie Ihnen zu zeigen, wie sie wirklich ist, damit Sie über die jämmerliche Geschichte rascher hinauskommen möchten."

Er hatte sich, da der Schlag ihn zu schwer getroffen hatte, auf eine Bank unter den Bäumen niedergelassen, und sie war vor ihm stehen geblieben.

„Ich habe furchtbares Mitleid mit Ihnen," sagte sie nach einer Pause, indem sie auf sein ganz verstörtes Gesicht blickte. „Wenn ich Sie nur zu trösten vermöchte! Aber nach so einer Operation muß man's ausbluten lassen. Ja, wenn ich selbst ein reizendes Geschöpf wäre, ich wollte Ihnen schon für Ersatz sorgen, und Sie sollten bald erkennen, daß es Ihr Glück war, beizeiten losgekommen zu sein, wo ihre Augen Ihr Herz hinters Licht geführt haben. O, ich könnte Sie so lieben, daß Sie nach keiner Anderen fragen sollten. Aber das ist eine verrückte Rede. Ich hab' oft genug mich verbrannt, um nicht das Feuer zu scheuen, und kenne die Männer hinlänglich, daß ich mir nicht einbilde, jemals eine rechte Liebe zu gewinnen. Ja, wär' ich reich und hätte eine noch viel schiefere Schulter und ein Gesicht wie eine Nachteule! Aber dann wär' ich erst recht zu gescheidt, um meinem Herzen die Zügel schießen zu lassen. Ja," fuhr sie fort, indem sie sich neben ihn setzte und leise seine kalte Hand streichelte, „Du mußt das nun eben herunterwürgen, armer Junge. Ich weiß

nicht, wie so'n Dichter es damit hält, ob die lamentablen Verse, die man so in Gedichtbüchern findet, ehrlich gemeint sind, und wenn, ob sie dazu helfen, ein Herz zur Raison zu bringen. Na, Du wirst es wohl auch versuchen, es wird gewiß sehr schön klingen, und das ist das Einzige, was ich dem Mädel nicht gönne. Ja wohl, das soll die beste Welt sein, und wie ungleich sind die Gaben vertheilt! Aber nun kommen Sie, armer Freund, wir müssen wirklich weiter gehen. Wenn Jemand uns hier sitzen sähe, würd' er denken, daß Sie einen sehr schlechten Geschmack haben."

Sie wollte aufstehen. Ihre klugen, herzlichen und ehrlichen Worte hatten ihn aber so bewegt, daß er sie mit dem Arm umfaßte und sie näher an sich zog. „Liebe Jucunde," sagte er und küßte sie auf die Wange, „wie soll ich Ihnen — Sie sind das beste, herrlichste Wesen auf der Welt — wenn ich so eine Schwester hätte — verzeihen Sie mir — es traf mich so aus heiterm Himmel —"

Sie hielt sich mäuschenstill in seiner Umarmung. Wer das Gesicht hätte sehen können, das unter seinen Liebkosungen sich verklärte, würde nicht mehr gefunden haben, daß sie zu häßlich sei, um geliebt zu werden.

Endlich gab er sie frei und erhob sich mit einer gewaltsamen Gebärde. „Vorbei!" sagte er und fuhr sich über die Augen. „Ich danke Ihnen, daß Sie mich aus dem Traum geweckt haben. Ich habe nun wenigstens eine Freundin gewonnen — glauben Sie mir — ich weiß zu schätzen, was Sie für mich gethan haben — nein, nicht Sie, ich muß Dich Du nennen. Komm, wir wollen hier erst noch smolliren, freilich ohne Wein, aber es soll dennoch gelten, so oft wir mit einander unter vier Augen reden."

Damit umfaßte er die dürftige Gestalt mit beiden Armen, neigte sich zu ihr herab und küßte sie herzhaft auf den Mund. Dann bot er ihr den Arm und führte sie, ohne daß weiter viel Worte zwischen ihnen getauscht wurden, nach dem Hause, wo sie bei ihrer alten Tante ein bescheidenes Zimmerchen bewohnte.

* * *

Sie trennten sich mit einem stummen geschwisterlichen Händedruck. Dann schlich auch er langsam durch die graue Nacht nach Hause, in einer dumpfen Betäubung, die ihm den Schmerz der frischen Wunde kaum recht zum Bewußtsein kommen ließ.

Als er aber am Morgen erwachte, war aus seinem Gedächtniß Alles wie weggeschwunden, was die mitleidige Freundin ihm zum Trost für die gescheiterte Hoffnung gesagt hatte. Er hörte wieder das verstohlene Singen der geliebten Stimme unten im Flur, und sogleich stand das Bild des Mädchens, dem er entsagen sollte, in all seiner unbekümmerten Anmuth, wie er es beim Tanz so nah am Herzen gehalten hatte, ihm wieder vor Augen. Nein, sie war nicht das flache, froschblütige Wesen, das die scharfzüngige Jucunde aus ihr gemacht hatte. Wenn sie sich gegen ein alltägliches Eheschicksal nicht wehrte, that sie anders, als so viel andere gehorsame Kinder, die den Willen der Mutter ehren, um sich gegen das vierte Gebot nicht aufzulehnen? Ja, wenn sie ihn wahrhaft

von ganzem Herzen liebte! Aber das hatte selbst die Freundin nicht behaupten können. Nun blieb nur die Frage, ob er ihr im Lauf der nächsten Zeit noch so theuer werden konnte, daß sie um seinetwillen dem heimlichen Bräutigam aufsagte und der Mutter gegenüber fest blieb.

Mit schwerem Haupt und Herzen, ganz unthätig, verbrütete der Jüngling den halben Tag auf seinem Zimmer. Er vermied es, hinunterzugehen und, was nur schicklich gewesen wäre, bei seiner Hausfrau anzufragen, wie ihr die Nachtschwärmerei bekommen sei. Sein Herz trieb ihn, jetzt sich erst gegen seine mütterliche Freundin auszusprechen.

Als er aber am Nachmittag zur gewohnten Stunde sich draußen im Hause des Professors einfand, empfing ihn die Lisette mit einem ernsten Gesicht.

Die gnädige Frau sei gestern Abend unwohl vom Feste heimgekehrt, über Nacht habe sich ein Fieber eingestellt, und nun liege sie mit lebhaftem Phantasiren, und der Arzt sei schon zweimal gekommen, ohne noch recht zu wissen, um was sich's handle. Sie habe sich anscheinend bei der Fahrt in der Nachtluft erkältet, da sie schon lange nicht mehr ein Ballkleid angezogen habe. Diesmal habe sie sich recht schön machen wollen und müsse es nun büßen.

Das hörte Lucius sehr niedergeschlagen mit an, doch mit dem Egoismus der Leidenschaft mehr um seinetwillen, da er nun auch die Freundin entbehren mußte. Auch hatte das Mädchen auf seine Frage, ob es gefährlich sei, ihn beruhigt; die Frau Professorin sei überhaupt zu Fieberanfällen geneigt. Ihr Gemahl, der ihm begegnete, als er sich zum Fortgehen wandte, bestätigte, daß man sich keine Sorge zu machen habe, ja nach einer kurzen Unterhaltung zwischen Thür und Angel klang wieder das joviale Lachen, zu dem die Erwähnung eines drolligen Vorfalls von gestern Abend den Anlaß gab.

Die nächsten Tage vergingen trübselig genug. Zwar stellte sich's bald heraus, daß sich's um keine schwerere Erkrankung handelte, aber der Zustand einer tiefen Erschöpfung und Ueberreizung blieb sich unverändert gleich, und selbst dem Hausherrn, bei dem Lucius sich zuweilen genauere Nachricht holte, war die gleichmäßige Heiterkeit vergangen. Lucius fühlte jetzt erst, wie theuer ihm die edle Frau geworden war. Er entbehrte ihren Umgang doppelt, da er seiner jungen Hausgenossin standhaft auswich, und der Verkehr mit der neuen Duzschwester konnte ihn nur wenig entschädigen.

Diese nämlich, da sie ihm bei dem Berthchen nicht mehr begegnete, wußte es mit schlauer Beharrlichkeit so einzurichten, daß er sie bei seinen abendlichen Spaziergängen um die Stadt wie zufällig antreffen mußte, wo sie dann eine Strecke neben einander hingingen. Auch ihm war es nicht unwillkommen, doch gegen irgend eine vertraute Menschenseele sein beschwertes Gemüth lüften zu können. Er verhehlte ihr nicht seine Bekümmerniß wegen der Krankheit seiner Gönnerin, deren Verständniß und Theilnahme bei seinen Wirrsalen er in lebhafter Rührung herausstrich. Uebrigens gestand er Jucunden, daß ihre Standrede von jenem Festabend in Betreff der Unwürdigkeit des Berthchens nicht nachhaltig auf ihn gewirkt habe. Wäre er nur etliche Jahre älter und

wüßte klarer Bescheid über seine Lebensziele, so würde er den Kampf mit allen Fabrikantensöhnen der Welt aufnehmen und sich getrauen, auch das zahme Blut seiner Liebsten zu einer zärtlichen Wallung anzuschüren.

Die Jucunde hütete sich, ihm dann zu widersprechen, um ihm ihre Gesellschaft nicht unlieb zu machen, da sie selbst mehr und mehr ihr Herz in seiner Nähe klopfen fühlte und bei all ihrem klaren Verstande der leise glimmenden Hoffnung, ihn sich geneigt zu machen, nicht entsagen konnte. Also war sie witzig und lustig auf ihre drollige Art und glücklich, wenn sie den Schwermüthigen auf kurze Zeit aufzuheitern vermocht hatte. Sie fragte immer zuerst, wie es der Frau Professorin gehe. Lucius, der sich täglich frische Nachrichten holte und oft der Lisette Blumen für die Kranke übergab, konnte nach vierzehn Tagen melden, daß das Fieber gewichen sei und nur noch eine Schwäche zurückgeblieben, die jetzt in der frischeren Luft zu Anfang des Septembers hoffentlich bald verschwinden werde.

* * *

So kam es eines Nachmittags, als er wieder ein paar verspätete Rosen, die er im Blumenladen gekauft, in die Villa hinausgetragen hatte, daß ihm das Mädchen auf seine Anfrage erwiderte, die gnädige Frau habe das Bett verlassen und wolle ihn selbst empfangen, wenn der Arzt auch noch alle anderen Besuche verboten habe.

Als er in freudiger Hast das Melusinenzimmer betrat, sah er die blasse Frau im halbdunklen Winkel auf dem Ruhebette, in einem weißen spitzenbesetzten Nachtgewande, mit einer gelbseidenen Decke bis an die Brust zugedeckt, in den durchsichtig feinen Händen einen Fächer haltend, den sie sinken ließ, um dem Eintretenden einen Willkommengruß zuzuwinken. Auf einem Tischchen neben ihr standen in verschiedenen Vasen die sämmtlichen Blumen, die er ihr gebracht, die meisten schon ganz verwelkt. Daneben lag das Notenblatt, auf dem er ihr die Zwielicht-Verse mit seiner Composition aufgeschrieben hatte.

Er trat vor ihr Lager hin, stammelte ein paar Worte, wie glücklich er sei, sie endlich genesen zu sehen, und drückte einen ehrerbietigen Kuß auf ihre magere Hand. Es wurde ihm nicht leicht, seine Bestürzung zu verbergen, daß sie ihm gealtert und reizlos erschien, da er sie vor wenigen Wochen so schön und jugendlich gesehen hatte. Nur ihre Augen hatten durch das Leiden an Feuer und Tiefe und melancholischer Anmuth noch gewonnen.

„Setzen Sie sich dort neben die Chaiselongue," sagte sie mit einem glücklichen Lächeln. „Wie ich diese Ewigkeit der Trennung überstanden habe, weiß ich nicht. Freilich lag ich oft stundenlang ohne Bewußtsein. Doch in den lichten Intervallen habe ich sofort wieder an Sie gedacht. Sie werden es nur gethan haben, wenn Sie sich darauf besannen, daß es sich wohl schicke, sich nach meinem Befinden zu erkundigen."

„Wie können Sie mich so gering taxiren," erwiderte er. „Sie ahnen nicht, wie sehr Sie mir gefehlt haben, wie ich die Stunde herbeigesehnt habe, wo ich endlich wieder diesen Raum betreten dürfte."

„Wirklich?“ lispelte sie. „Darf ich das glauben? Sind diese Blumen — Sie sehen, ich habe mich von keiner einzigen trennen mögen — sind sie wirklich treue Boten gewesen? Nun, ich hätte es freilich um Sie verdient. Aber geht es uns armen Menschen hier auf Erden immer nach Verdienst? Ich will nicht darüber nachdenken, sondern den Augenblick genießen. Wie schön Ihre Rosen sind! Aber der Sommer ist hin. Ich habe hier sogar schon ein kleines Feuer gemacht. Nicht wahr, meine Hand ist kalt? Wenn ich nur erst wieder in den Garten darf. In der Gefangenschaft stocken all meine Lebensgeister.“

Sie legte seine Blumen sorgsam auf die seidene Decke, eine neben die andere, und vertiefte sich ein paar Minuten lang in ihren Anblick, dann sah sie wieder zu ihm auf.

„Wissen Sie, daß Sie mir gar nicht gefallen? Sie sind mager geworden und sehr bleich, als hätten auch Sie eine Krankheit durchgemacht. Waren Sie zu fleißig?“

„Ich war so unthätig, daß ich mich schäme, es einzugestehen. Nicht ein Buch hab' ich gelesen, nicht eine Note geschrieben.“

„Aber warum? Was hat Sie plötzlich angewandelt? Ich bin nicht eitel genug, mir einzubilden, es sei die Sorge um mich gewesen, was Sie bedrückt hat. Auch war's ja nicht eine Krankheit auf Leben und Tod. Also beichten Sie, was hat Ihnen das Herz beklemmt? An jenem Festabend war Ihnen kein Kummer anzumerken.“

Er überlegte, ob er es ihr jetzt sagen sollte, was ihm alle Munterkeit geraubt hatte. Aber nach ihrer lebhaften Art mußte ein solches Bekenntniß sie allzusehr aufregen. Nein, es würde sich in den nächsten Tagen eine bessere Stunde finden.

„Ich war allerdings krank,“ sagte er, ihrem Blick ausweichend, „doch nur am Herzen, und bin noch kaum in der Reconvalescenz. Aber ich hoffe, mich jetzt wieder aufzuraffen. Sprechen wir nicht davon.“

„Krank?“ wiederholte sie, „am Herzen krank? Ist das wahr? Oder nur eine Dichterlaune? Hätten die „Sturmvögel am Mast“ eine wirkliche Gefahr prophezeit?“

Sie hatte die Sätze langsam, kaum hörbar vor sich hin gesagt und die Augen wieder auf die Blumen in ihrem Schoß gesenkt. Da sagte er, mit ebenso unsicherm Ton:

„Fragen Sie mich nicht! — ein andermal! Fürchten Sie nichts für mich — ich weiß, was ich meinen Pflichten schuldig bin, und da es ganz hoffnungslos ist — eh' ich an dem Eiland, zu dem der Sturm mir den Weg gezeigt, scheitere, steuere ich lieber wieder ins offene Meer hinaus.“

Es wurde ganz still auf diese Worte. Die Frau hatte die Augen geschlossen und ihren Kopf in das Kissen zurücksinken lassen. Nach einer Weile öffnete sie die Wimpern wieder, die schwer waren von großen Tropfen, während die blassen Lippen sich zu einem rührend schüchternen und doch seligen Lächeln öffneten.

„Hoffnungslos?“ hauchte sie. „Das wäre es ja nur, wenn Sie allein gelitten hätten. Aber wenn das, was Sie gedrückt hat, auch einer anderen

Seele auferlegt war, viel schwerer, weil nicht mehr Jugend und leichter Muth zu Hülfe kommen — ist dann noch von Scheitern die Rede? Kann jenes Eiland dann nicht eine Insel der Seligen sein?"

Ein tödtlicher Schreck lähmte ihm auf Augenblicke alle Sinne; es brauste ihm vor den Ohren, seine Augen verdunkelten sich. Was hatte er gehört? Mußte er es glauben, daß diese leisen Worte nur den einen Sinn haben konnten? Und doch, wie er sich jetzt zu fassen suchte, sich zu besinnen, was er erwidern sollte, erwidern durfte, ohne die Ahnungslose, jetzt aller Schonung zwiefach Bedürftige tödtlich zu verwunden, fühlte er auf einmal ihre bebenden Hände nach den seinen tasten, um ihn mit nervöser Leidenschaftlichkeit näher heranzuziehen.

„Komm!" sagte sie. „Laß mich ganz nah Dein liebes Gesicht sehen, in Deinen Augen lesen, was Dein Mund nur halb zu verrathen wagte. Es ist feige, sein heiligstes Gefühl zu verleugnen. Ja, Du gehörst mir, wie ich Dir seit vielen Tagen, seit jener Stunde, wo Dein Genius mir zuerst aufging, im tiefsten Herzen angehört habe. Ich wäre lieber gestorben, als daß ich Dir's gesagt hätte, wenn Du mir fern geblieben wärst. Siehst Du, ich bin eine alte Frau gewesen, schon seit Jahren. Ich hatte verzichtet auf Alles, was ein junges Herz glücklich macht. Aber nun fühlte ich, es war nur wie ein Nachtfrost auf meine Blüthe gefallen, daß sie lange, lange Zeit wie todt fortvegetirt hatte, und da kamst Du, und hauchtest sie nur an, und auf einmal fing sie an zu sprossen und zu duften, und ich bin so jung, wie ich es zu zwanzig Jahren nicht war. O lieber Freund, wie soll ich Dir das je vergelten?"

Mit einer raschen Bewegung bückte sie sich und küßte stürmisch seine Hände, die er vergebens zurückzuziehen suchte. In rathloser Verwirrung fand er kein Wort, ihr zu wehren, als nur:

„Ich bitte Sie — was thun Sie — was soll ich Ihnen sagen —"

Da gab sie seine Hände frei, und ihr Haupt sank wie überwältigt von ihrem Gefühl in das Kissen zurück.

„Sage mir jetzt nichts! Ich fühle, es würde mich vernichten; ich bin noch zu schwach, und dieser Trank der Wonne zu stark. Wir wollen vernünftig sein, nicht wahr? uns erhalten für einander — wir haben noch so viel Herrliches vor uns — und ich besonders, wie viel Versäumtes habe ich nachzuholen! Also gehe jetzt — ich fürchte, man stört uns sonst — ich könnte keine fremde Stimme jetzt ertragen. Sage dem Mädchen, daß sie mir Niemand herein läßt, Niemand, ohne Ausnahme. Aber morgen, mein einzig Geliebter, wenn ich die erste Nacht wieder geschlafen habe — denn das Glück wird mich einwiegen, wie eine Mutter ihr Kind — morgen kommst Du wieder — und dann findest Du eine ganz gesunde, heitere Frau — und dann werden wir uns tausend holde Dinge zu sagen haben."

Sie bewegte winkend die Hand gegen ihn, und im qualvollsten Bewußtsein, daß Reden und Schweigen gleich verhängnißvoll sei, verließ er wie betäubt das Zimmer.

* * *

(Schluß im nächsten Heft.)

Achim von Arnim's Briefwechsel mit Clemens Brentano[1]).

Von

Herman Grimm.

Achim von Arnim und Clemens Brentano gehören, der Rubricirung der heutigen Literaturgeschichte nach, zur Romantischen Schule. Der Begriff Schule bringt die Vorstellung mit sich, daß eine Anzahl gedrängt vereinter Jüngerer unter dem Einflusse eines Aelteren lernen und arbeiten, den sie verehren und fürchten. Die Romantiker sahen so zu Goethe auf. Keiner darunter zeigte seine Unterordnung so offen wie Arnim und wie Brentano. Trotzdem zwei souveräne Naturen von überquellendem inneren Reichthume, der ihnen eigen war. „Souverän" scheint der Idee der Anerkennung eines Oberhauptes zu widersprechen: Arnim und Brentano waren souverän, wie Studenten sich fühlen, welche, obgleich sie lernen, sich in Betreff geistiger Lebenskraft ihren Lehrern gleichstellen.

Diese Souveränität Arnim's und Brentano's entsprang besonderen Lebensfügungen. Goethe stand lange unter der Direction seines Vaters, die noch bis nach Weimar reichte. Darauf hatte er seinen Landesherrn, anfangs scheinbar neben sich, bald über sich. Bei anderen deutschen Dichtern trat meist schicksalbindende Geldbedürftigkeit statt solcher Fesseln ein. Arnim und Brentano haben sich diese Arten von ἀνάγκη niemals aufgedrängt. Die Ungebundenheit ihres äußeren Daseins gestattete ihnen in frühen Jahren, zu thun, was ihnen beliebte. So ist Lord Byron und vor ihm Alfieri durch das Leben gegangen. Diese beiden, bei scheinbar noch größerer Freiheit, dem Zwange aber unterliegend, mit dem der ihnen angeborene gesellschaftliche Rang sie umgab: eine Gefangenschaft, der zu entrinnen, irdischen Menschen unmöglich ist. Byron fuhr, als er in seinem Vaterlande abgewirthschaftet hatte, auf eignem Schiffe

[1]) Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Von Reinhold Steig und Herman Grimm. Erster Band: Briefwechsel zwischen Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Mit zwei Porträts. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1894.

unter eigner Flagge über das Meer zu neuen Abenteuern aus; Alfieri, zwanzig Jahre früher, mit eignem Wagen und Dienerschaft quer durch das damals noch weglose Europa von Italien nach Rußland und zurück. Beide strebten leidenschaftlich ziellos vorwärts. Den Geist getaucht in Träume, für die sie nach Worten suchten. Weder Vaterland noch Freunde bedurften ihrer. Sie ließen nichts zurück und wollten nichts erreichen. Nur das unerträgliche Schicksal, einsam zu sein, wollten sie los sein. Was ihnen freilich nie gelungen ist.

Zu so großer Unabhängigkeit brachten es Arnim und Clemens Brentano nicht. Aber sie ließen sich doch flüchtigem edlen Wild vergleichen, das auf noch unberührten Erdtheilen die ganze Welt als legitimen Weidegrund ansieht.

Sie waren, jeder in seiner Art, wie man ein Mädchen „das schönste Mädchen" nennt, schön und kraftvoll. Clemens in den zarteren Formen der italienischen Rasse, Arnim ein blühender Norddeutscher. Beide von unbegrenzter Fähigkeit, den Augenblick zu genießen und zugleich ihn künstlerisch zu gestalten. Arnim hatte Vater und Mutter früh verloren, die Großmutter leitete seine Erziehung. Er war einer der besten Schüler des Joachimsthalischen Gymnasiums. Er war als Page der Königin Louise früh an den Hof gekommen. Er machte, voll ausgestattet, eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz, Frankreich und England, und hatte Empfehlungen an vornehme Familien. Zwar genügte das nicht, um so als grand Seigneur aufzutreten wie Byron und Alfieri, unberührt aber von Sorgen wurde er seiner Unabhängigkeit froh. —

Erinnern wir uns, wie Wilhelm Meister vom Zufall sanft getragen wird: Clemens Brentano war der Sohn eines Kaufmannes, eines physisch kräftigen, auf Erwerb ausgehenden Mannes ohne eigentliches Vaterland. Die Brentano sind am Comer See in der Tremezzina zu Hause, wo die drei Arme des schönen Gewässers zusammenstoßen, eine heute wieder vom Königreiche als adlig anerkannte Familie. In Frankfurt bildeten sie nicht mit den anderen dort ansässigen Italienern Clique, sondern gingen auf im allgemeinen Familienbestande der uralt freien Reichsstadt. Denn ohne Haus und Familie galt Niemand dort etwas. Clemens' Mutter war eine feine, kleine, bewegliche, anspruchsvolle Persönlichkeit: geistig bewegt glich sie ihrer Mutter, der Freundin Goethe's; von Goethe selbst war sie einmal geliebt worden, gleich nach Lotte, als sie noch an den Grenzen der Kindheit stand, doch waren auf beiden Seiten keine Wunden zurückgeblieben, die einer Heilung bedurften. Peter Brentano hatte schon Kinder aus einer ersten Ehe. Der ihr entstammende Franz Brentano war nachmals sein Leben lang das Haupt der Familie, eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, vermählt mit einer reichen, schönen Wienerin, der Beethoven Compositionen gewidmet hat. Bekannt waren sie auch durch den Besitz kostbarer Kunstschätze und durch ihr nahes Verhältniß zu Steinle, der eine kaum zu übersehende Reihe von Zeichnungen und Aquarellen für sie arbeitete und dessen Illustrationen von Clemens' Dichtungen am besten den seltsamen Zug des Märchenhaften darstellen, das ihnen innewohnt. Verfolgt man, was Persönliches hier sich ankettet, so wandelt eine gedrängte Schar von Gestalten vor uns vorüber, jede als Träger besonderer Accente geistigen Daseins, alle

aber verrauscht und vorübergeflossen, wie frische Mühlbäche, deren ehemaliger kräftiger Lauf doch nur noch durch stillstehende Mühlen bezeichnet wird, und die von Gras und Blumen und Waldwuchs zugedeckt sind. Es ist eine seltsame Lebenserfahrung, das allmälige Verschwinden des persönlichen Eindrucks in voller Blüthe stehender Persönlichkeiten zu gewahren, die nur Ausschnitte eines Ganzen sind und keine volle Abrundung einer Existenz darbieten.

Peter Brentano's Kinder aus seiner ersten und zweiten Ehe bildeten ein Volk für sich, durch Schönheit, Grazie, Gesundheit, unabnutzbare Lebensfrische, die bis ins hohe Alter vorhielt, und unverwüstliche Anhänglichkeit unter sich verbunden. Jedem Einzelnen war die Fähigkeit eigen, dem Dasein immer neue Erlebnisse abzugewinnen, an denen die Andern alle theilnahmen. Durch dies Beruhen auf dem eignen Geiste hoben sie sich von den übrigen Bewohnern der fröhlichen Stadt Frankfurt ab, einer dauernden Sonnenstelle in einer freundlichen Landschaft vergleichbar. Hundert Jahre hat diese Dynastie Brentano, deren Residenz der Goldene Kopf in der Sandgasse war, sich behauptet, und noch ist ihr Gedächtniß nicht verschwunden. Nicht nur die äußere Erscheinung dieser Brüder und Schwestern, jede von der Natur mit gütiger Hand abgestempelt, sondern auch die an Reichthum grenzende Wohlhabenheit verlieh in dem auf Reichthumsabstufungen sich erhebenden Frankfurter republicanischen Aufbau den Brentano's hohen Glanz. Und nun denken wir uns diese unruhigen Geschwister durch den Tod des Vaters jung plötzlich sich selbst überlassen. Erfüllt vom Triebe, in die Weite auszufliegen, und durch innere Gemeinschaft der Naturanlage stets in den alten Taubenschlag zurückgelockt. Wenn die Brüder sich verheirathen, reißen die jungen Frauen sie nicht auseinander, sondern werden zu Verbündeten, und auch die Männer der Schwestern schließen sich der mächtigen Familie an. Aus der Mitte dieses Kreises erhebt Clemens sich als der am wenigsten verstandene, am meisten besprochene und geliebte, Bedeutendste. Ihrer aller Schmerzenskind. Denn während sich anfangs von selbst verstand, daß er Kaufmann werde wie seine Brüder, war nach dem Tode des Vaters sein Hang zur Ungebundenheit übermächtig, und Niemand mehr da, ihn fest zu halten. So sehen wir ihn von da an überall und nirgends zu Hause, dem Laufe des Mains oder des Rheins folgend, erfüllt von Neigungen jeder Art, Schicksale in seltsamer Verwicklung immer von neuem auf sich und Andere herabbeschwörend, ruhelos wie ein Vertriebener, von Sehnsucht erfüllt, sich anbauend überall, als wolle er ewig bleiben, und eines Tages auf und davon, im tiefen Herzen immer aber das sicher hegend, daß ein warmes Nest ihm aufbewahrt sei: Frankfurt mit den Geschwistern, von deren Liebe nichts ihn zu trennen vermochte, an ihrer Spitze die, welche er zumeist liebte, Bettine, viele Jahre jünger als er, ebenso frei und ungehemmt wie er, an Tiefe der Gedanken und an Macht der Sprache ihm vielleicht überlegen, und beinahe mit der gleichen Kraft ausgestattet, unablässig Märchen zu erträumen und den Bestand des täglichen Lebens sofort in Märchen umzuprägen.

Diesem Clemens, als er, vom Studium des Geldverdienens zu dem der Wissenschaften kurzenwegs übergehend, im Glauben, daß er studire oder

wenigstens studiren wolle, mit voller Tasche, leidenschaftlich liebenswürdig, von unersättlicher Begier nach neuen Menschen erfüllt, völlig dem Moment hingegeben und nur leise erst von dem dunklen Drang nach dem zukünftigen Ewigen gepeinigt, der in späteren Jahren dann allein seine letzten Schicksale formte, in die neuen Kreise der gelehrten Jugend eindrang, begegnete Achim von Arnim. Nur ein Jahr jünger als Clemens. Immer, auch er, die Augen auf das Unendliche, Ewige, träumerisch gerichtet. Eine andere Natur, fast wie aus einem anderen Volke stammend, von ernster, erfolgreicher Erziehung begleitet. Diese beiden schließen sich aneinander an, so fest, daß Trennung unmöglich wird.

Ihr Briefwechsel aus den Tagen der herzüberströmenden Jugend wird, nachdem er beinahe ein Jahrhundert in den beschriebenen Blättern aufeinander gelegen, zum ersten Male in einem Buche nun zusammengefaßt. Zuerst hatte ihn Bettina herausgeben wollen, nach Arnim's Tode und nachdem sie ihre Correspondenz mit Goethe, dann die mit der Günderode, ihrer Freundin, die in unglücklicher Liebe, da, wo Lahn und Rhein zusammenfließen, den Tod suchte, dann den mit Clemens herausgegeben hatte. Aber es kam nicht mehr dazu. Dann lag er verschlossen, und meine Bemühungen, ihn ans Licht zu bringen, waren lange Jahre vergeblich, bis endlich, als mir die Papiere in die Hände gegeben wurden, ich die Arbeit nicht mehr zu übernehmen vermochte, die Steig nun vollendet vorlegt. Dieser Briefwechsel ist durch den Gegensatz der Charaktere und die Harmonie, die sie verband, eines der wichtigsten Denkmäler für die Geschichte des deutschen Geistes zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Clemens ist die Unbeständigkeit. Fast immer ist er von Dante's selva oscura umfangen. Treulos gegen die zu sein, die er am meisten liebt, wird ihm fast zum Bedürfnisse. Die Betroffenen empfinden es oft schmerzlich genug, verzeihen ihm aber und halten nur um so fester an ihm. Arnim's Natur ist auf Beharren, Treue und Maßhalten angelegt. Clemens ist zumal Arnim's stille Beobachtung der waltenden Verhältnisse fremd. Das exacte Rechnungswesen, das die Grundlage der höheren kaufmännischen Existenz ausmacht, war ihm stets unerträglich; Achim von Arnim's Neigungen waren naturwissenschaftlichem, mathematischem, Sammlung der Gedanken erforderndem Studium zugewandt. Clemens als halber Italiener und ganzer Katholik, unberührt von politischem Selbstgefühl, entstammte einer freien Reichsstadt, wo Adel und Patricierthum und Reichthum einander ebenbürtig schienen und dem, der sie besaß, gleichmäßigen Uebermuth verliehen; Arnim, dem aller Hochmuth fremd war, wurde in Gefühl und Gedanken geleitet von der Rücksicht, daß er ein Protestant, ein Deutscher und ein preußischer Edelmann sei und alles dreies stets zu repräsentiren habe. In beiden Freunden aber, diese Gegensätze ausgleichend, lebte ein republikanisches Bewußtsein vom Werthe literarischer Wirksamkeit höchster Art, welches jene eben aufgezählten Elemente der Geburt und Erziehung niemals überboten, so daß sie zu Hemmnissen der geistigen Entwicklung geworden wären. Wie sie dachten, verhehlten beide einander niemals: was sie ohne diesen höchsten Vereinigungspunkt getrennt haben würde, kettete sie vielmehr um so fester zusammen: Jeder besaß, was dem Anderen fehlte.

Beide erfüllte die Neigung zur breiten Masse des niederen Volkes, dessen stabilen, aus Natürlichkeit und halber Bildung oder auch Bildungslosigkeit gemischten Zustand sie im Geiste der französischen Revolutionszeit bewunderten, der Alle damals erfüllte. Brentano mischte sich gesellig gern in diese niederen Kreise, indem er die Maske vornahm, als gehöre er ihnen an; Arnim gab sich ihnen liebenswürdig hin, nie aber verhehlend, daß er sich über ihnen empfinde. Nicht der niedere Handwerker, sondern der Bauer war die Grundlage des Volkes für ihn. Ihre Schriften geben oft genug den Widerklang dieses Unterschiedes. Die Vorrede zum Wunderhorne zeigt Arnim, der seine Bauern liebte, im heutigen Lichte als starren Conservativen. Diese Gegensätze jedoch verschwanden beinahe in den Zeiten der napoleonischen Unterdrückung. Der Drang nach Wiedererlangung der deutschen Freiheit verband Arnim und Brentano. Scheinbar hielt sie nur das Bewußtsein zusammen, daß Niemand sich so gut verstehe, wie sie beide. Ihre Freundschaft bestand aus vielerlei Ingredienzien. Hätten sie von einander nicht gewußt, wie kostbar es sei, soviel geistigen Reichthum in ein geistiges Compagniegeschäft einschießen zu können, ohne, Jeder für sich, ärmer zu werden, so würde ein Wort, ein Blick manchmal vielleicht genug gewesen sein, sie zu trennen. So aber wenden sie alle Sorgfalt darauf, sich nicht zu verlieren, und streben, wo Raum und Zeit und Zufall sie trennen, im Gefühl der Unentbehrlichkeit des Einen für den Anderen wieder zu einander.

Diese beiden jungen Leute schütten in Briefen rückhaltslos sich das Herz aus.

II.

Wo wir Briefen begegnen, haben wir das Gefühl, unmittelbaren Aufschluß über Personen, Zeitstimmungen und Ereignisse zu empfangen. Obgleich Jeder von sich selbst her weiß, daß, wenn er einen Brief schreibt, er nur Fragmente gibt, seiner Stimmung sowohl als der Thatsachen, und daß oft absichtlich das Wichtige ausgelassen oder falsch dargestellt wird, so ziehen wir doch den Schluß nicht, bei jedem anderen Briefe walteten dieselben Bedenken, sondern unterliegen dem Reize immer wieder, in Briefen reines, zuverlässiges historisches Material zu verehren. Sie scheinen uns in die Gegenwart ihrer Schreiber zu versetzen, als sähen wir ihnen auf die Hand und in das Herz. Sie erwecken seltsame Ahnungen uns unbekannter Verhältnisse in uns, als steckten wir darin. Sie machen uns zum Vertrauten geistiger Verbindungen, bei denen wir der wissende, unbefangen urtheilende Dritte zu sein scheinen.

Die Jahrhunderte sind verschieden gewesen in der Fassung von Briefen, gleichen sich in ihnen aber mehr doch als in anderer Schriftstellerei. Alles andere Geschriebene pflegt das Product schärferen Nachdenkens, wiederholter Durchsicht und Bearbeitung zu sein: Briefe verdanken jederzeit dem Gefühl der augenblicklichen geistigen Bewegung ihre Entstehung. Scheinbar wenigstens. Sie werden geschrieben, wenn der Geist ergriffen ist von momentanem Drange, sich auszusprechen, wenn die Sehnsucht uns zu dem zieht, dem wir schreiben, wenn ein Erlebniß unsere Hand treibt und die Feder niederzulegen nicht gestattet.

Das 18. Jahrhundert ist erfüllt von Briefschreiberei. Sie leistete, was heute die Journale bieten. Berühmt sind der Billetwechsel zwischen Goethe und Frau von Stein und der zwischen Goethe und Schiller laufende briefliche Verkehr. Goethe und die Leute seines Zeitalters, auch die des unsrigen also in seiner ersten Hälfte, schrieben, um ihre Einsamkeit zu beleben. Um innere Unruhe zu beschwichtigen. Auf jeder Seite der Goethischen Briefe fühlt man neben der praktischen Absicht, bestimmte Dinge mitzutheilen, das Bedürfniß, irgend wohin in die Ferne Kunde gelangen zu lassen seines inneren Lebens. Der Genuß am Formen des Briefes, am schriftlichen Wiederholen des Gedachten dringt aus den Blättern hervor. Wir bedenken heute zu wenig bei der Betrachtung der Literatur unserer eigenen Tage, wie einsam und abgetrennt im 18. Jahrhundert die Schreibenden lebten. Jeder, von Stille dicht umbaut, Briefe als Boten aussendend und erwartend.

Rousseau brachte diese Briefstellerei als Bild einsamen Seelenlebens allgemein wirksam in die Literatur. Romane in Briefform, wie seine neue Héloïse, wären heute nicht denkbar. Die Gestalten, die wir darin auftreten sehen, handeln kaum, sie sehnen sich beinahe danach, von einander gerissen zu werden, weil sehnsuchtsvolle Briefschreiberei ihrer Natur mehr entspricht als Vereinigung, thätiges Dasein und ruhiges Genießen.

Goethe's Helden sind darin recht die Kinder vergangener Zeit, daß sie am Getrenntsein von der handelnden Welt leiden. Werther, Tasso, Egmont, Wilhelm Meister: immer anders geformte Naturen, die große Verhältnisse vermissen, aber mit einem gewissen Behagen an der Entbehrung in kleinen sich herumquälen. Schiller und Lessing waren glücklicher veranlagt: sie schufen ihren Charakteren Punkte, von denen aus sie ihre Welt zu bewegen suchen. Jene lassen es sich genug sein, an Einzelne sich zu wenden, die einsam sind wie sie selber. Shakespeare stellt seine Creaturen alle in die Mitte von Verhältnissen, die die schärfsten Ansprüche an sie stellen. Auch an Hamlet wird von allen Seiten gerissen, wie Stürme einen Baum umtoben, als wollten sie ihm die Aeste knicken: von Tasso, Werther, Wilhelm Meister verlangt Niemand Etwas. Wie zart tritt die Forderung des Königs an Iphigenie heran, seine Königin zu werden. Bei Shakespeare hätte ein solcher gekrönter Skythe der zu ihm verschlagenen Königstochter mit Einkerkerung, Hungertod und Zwang gedroht. Das 18. Jahrhundert war das der stillen Spaziergänge in Abendröthe und Mondschein. Man war unkriegerisch. Denn die Soldaten, mit denen Friedrich und Maria Theresia sich bekämpften, sind nicht, wie die der Freiheitskriege, die Blüthe des Volkes, sondern beinahe Ausgestoßene der Gesellschaft gewesen, denen Spießruthen und der Galgen drohte, wenn sie nicht losgingen.

Betrachten wir auf diese Lage der Dinge hin Die, welche in ihrer Gesammtheit die Romantische Schule genannt werden, so überrascht das Emportauchen einer Schaar jüngerer Schriftsteller, die um Goethe herum, einsam wie er, eine Masse zu bilden scheinen ohne eine zu sein. Man vergleiche mit ihnen ihre französischen und englischen Zeitgenossen: wie da Alles sich kennt und sich beurtheilt. Wie unvermittelt, sich selbst und dem Volke gegenüber, ziehen di-

unsrigen ihre Kreise. Scheinbare Verbindungen bilden sich oft genug, bleiben aber folgenlos. Wir gewahren Cliquen, aber es fehlen ihnen gemeinsame Pläne und Absichten. Jemehr wir in die Schicksale Derer eindringen, deren Gesammtname Romantische Schule soviel verspricht, um so mehr schwindet das Gemeinsame ihres Daseins. Daher denn auch die Verschiedenheit ihrer Leistungen. Jeder schreibt für sich, und wenn die Werke zum Druck gelangen, wird zuletzt daran gedacht, ob Leser und Käufer sich finden werden. Vergleiche ich Alles, was mir von Correspondenzen der Romantiker bekannt ist, so erscheinen mir die Briefe, welche von Clemens Brentano und Achim von Arnim geschrieben worden sind, als am meisten inneres Leben enthaltend. Nur die Hölderlin's lassen sich an Inhalt und Sprachgefühl den ihrigen vergleichen, besonders die, aus denen sein Roman Hyperion zusammengesetzt ist. Arnim und Clemens scheinen nur zu leben, um Neues zu erleben und Briefe daraus zu schmieden. Ihr Bedürfniß, Kunde zu geben von ihren äußeren und inneren Ereignissen, wird erreicht von ihrer Fähigkeit, es zu befriedigen. In diesem Wunsche und der Art, ihm zu genügen, sind sie Goethe aufs Innigste verwandt. Wenn ich Goethe's Briefe durchlese, wozu mir die in einzelnen Sendungen anlangenden Bogen der Weimaraner Ausgabe immer wieder Gelegenheit geben, so empfinde ich, in welchem Grade seine Natur dazu angelegt war, alles sinnlich und geistig Erlebte sofort niederzuschreiben. Es ist, als verwandelten sich die Dinge in ihre Geschichte. Goethe's sämmtliche Schriften bilden eine nicht abreißende Folge von geschriebenen Seiten, auf denen das steht, was ihm durch die Seele ging. Was er auch erlebt, er erlebt es zum zweiten Male in veränderter Form mit der Feder in der Hand. Briefe zu schreiben, ist ihm Bedürfniß, Erholung und Genuß. Man vergleiche die Blätter, welche zwischen ihm und den Boisserées gewechselt werden. Die Boisserées sind junge Leute, die etwas von Goethe wollen, die ihm Meinungen und Notizen üppig zukommen lassen, denen die Herstellung so vieler inhaltreicher Seiten Zeit und Mühe kostet, die sie gern und eifrig jedoch aufwenden. Aber ihre Briefe entspringen nicht dem natürlichen Drange, sich auszusprechen. Sämmtliche Briefe in den beiden dicken Bänden der Sammlung der Boisserée'schen Correspondenz haben nichts Spontanes. Selbst die des einen Bruders an seine Braut verleugnen den Ton geschäftsmäßiger Herzensergießung nicht: Goethe dagegen antwortet ihnen, wo sie ihm mit ihren seitenlangen Geschichten kommen, in ganz anderer Weise breit und gemächlich. Seine Diction rinnt ruhig dahin wie ein sanfter Fluß, dessen Schöpfungsaufgabe es ist, wasserwälzend unaufhörlich zum Meere dahinzufließen. Goethe's Briefe haben nichts von künstlichen Cascaden, für die man Wasser aufstaut. Sie gleichen, um ein anderes Bild zu wählen, nicht schimmernden Früchten, die künstlich arrangirt servirt werden, sondern im Winde herabfallendem Obste vom Baume seines Daseins. Sehen wir die Briefe der Schlegel, ja die Wilhelm von Humboldt's, zu dessen Bedürfnissen Briefstellerei gehörte: wie zurückhaltend, wenn nicht hinterhältig, wie absichtlich klingen ihre Mittheilungen. Man fühlt unbekannte, versteckt obwaltende Hindernisse freien Ergusses; nie scheinen sie das Leben ungeschält und ungewaschen darzubieten, wie ein Kind die Aepfel vom Wege aufliest und

in die Schürze sammelt. Sie gewähren weder Goethe's unverfälschte Stimmung, mit der er die Feder in der Hand hielt, noch seine Zufriedenheit beim Loswerden des Geschriebenen. Bei Arnim und Brentano gehören, wie bei Goethe, Schreiben und Empfangen zu den natürlichen Dingen. Sie überschütten einander, einerlei, ob die Briefe gelesen werden oder ungelesen bleiben. Sie scheinen sich die Gedanken manchmal gegenseitig an den Kopf zu werfen, wie Kinder sich mit dem ersten Besten bombardiren. Die edelsten dichterischen Gedanken sind ihnen oft dazu eben gut genug. Ihre Briefe und Dichtungen entspringen unmittelbar dem, was sie erleben. Sie wirken, als erschienen sie selber und begönnen mündlich zu verhandeln. Das Freudige ihrer jugendlichen Schritte klingt aus ihren Worten heraus und erweckt freudigen Widerhall.

III.

Der Begriff Romantische Schule beginnt heute an Deutlichkeit zu verlieren. Man spricht von einer älteren, jüngeren und jüngsten. Am liebsten aber behandelt man jeden dieser Schüler Goethe's allein. Goethe nannte sie die forcirten Talente. Die „Kranken" im Gegensatz zum gesunden „Classischen". Die Eigenschaft der Romantiker war, innere Erlebnisse nicht direct in Dichtung zu übertragen, sondern in der Nachahmung gewisser formaler Elemente vergangener Jahrhunderte das zu sehen, was für sich allein den geistigen Werth des Gefühls und des Gedankens der Dichtung erhöhte. Und zwar in solchem Maße erhöhte, daß dies Formale fast zur Hauptsache wurde. Clemens Brentano und Achim von Arnim waren nicht frei davon. Ihre erste That war das „Wunderhorn". Ihr Triumph: den Volksliedern der älteren Zeit eigene Verse zuzusetzen, als gehörten sie zu ihnen. Sie ahmten vergangene Versformen und Sprache nach. Goethe hatte mit seinem König von Thule nie den Glauben erwecken wollen, als sei das Gedicht ein Product eines früheren Jahrhunderts.

Ich glaube, daß die heute scheinbar auseinanderfallende Romantische Schule dem 20. und den folgenden Jahrhunderten doch wieder als enger verbunden erscheinen wird. Sie bildet ein Element der deutschen Geschichte, das an Umrißschärfe der es repräsentirenden Persönlichkeiten im Einzelnen verlieren, im Allgemeinen als Ganzes aber deutlicher hervortreten wird. Die Jahrzehnte der Revolution riefen an der Wende der Jahrhunderte besonders gestaltete Phantasiearbeit hervor. Man wird zu den deutschen Romantikern enger die französischen und englischen hinzunehmen. Ihr Hauptkennzeichen wird dann eine gewisse Abhängigkeit von der Gelehrsamkeit sein, sowie ein gewisser Beigeschmack nationaler Beziehung im Sinne des Provinzialpatriotismus.

Es wird nie gelingen, Goethe und Schiller etwa als Repräsentanten von Nord- und Süddeutschland hinzustellen. Der Norddeutsche blickt nach dem Meere, das unsere Küsten nach Norden hin frei macht, der Süddeutsche nach den Alpen, die Deutschland nach dem Süden abschließen. So ließe sich denn im Gedankenspiel sagen, Schiller's Begriff der höchsten Freiheit sei im Tell ausgesprochen, der in seinen Bergen die persönliche Unantastbarkeit vertheidigt,

von Goethe im Faust, der dem Meere eigenes freies Gebiet abgewinnt, das er anbaut und beherrscht. Goethe und Schiller kennen jedoch keinen Unterschied deutscher Natur, die aus ihren Werken redete. Der Gegensatz bestand aber und besteht: Clemens Brentano und Achim von Arnim sind Provinzialen. Ihrer Geburt nach und auch in ihren Werken. Das Vergangene entzückte sie und sollte in ihren Dichtungen die Gegenwart wieder erfüllen. Sobald wir innerhalb unserer Geschichte von denen absehen, die ganz auf der Höhe nisten, stoßen wir auf anders geartetes Gefühl und Phantasiespiel der Bewohner der norddeutschen Ebene im Vergleich zu denen der südlichen Gebirgslande. Clemens Brentano zieht sich allmälig fort von Berlin nach München, das in der Ferne die Alpen mit den Blicken erreichen läßt; Achim von Arnim war sich da heimisch, wo die untergehende Sonne über flache Strecken hinweg durch das hängende Gezweige der Birken scheint. Im norddeutschen Göttingen war auch im vorigen Jahrhundert der eigentliche Sitz der norddeutschen Dichtung. Dort durfte man Goethe ignoriren. Dort erstand Bürger, gleichalterig (geb. 1747) neben ihm, der Einzige heute, der mit Naturgewalt sich für die Production der Anfangszeiten neben Goethe erhält. Man hat genug an Bürger gerüttelt, er erweist sich als festgewurzelt. Schiller's Kindermörderin, kennte man ihren Ursprung nicht, würde vielleicht Bürger zugewiesen werden. Goethe's Erziehung und erstes Emporkommen hatte mit Göttingen nichts zu thun. Auch mit classischer Philologie kaum etwas. Er studirte neben dem Jus die sogenannten Humaniora in Leipzig, von der eigentlich philologischen Art der Norddeutschen aber war er unberührt geblieben. Lessing bot ihm in dieser Richtung keine Verführung. Erst in Straßburg öffnet Herder ihm die Augen, zu thun ist ihm aber auch jetzt nicht um Philologisches, das ihm bis zu späterer Zeit gleichgültig blieb. Der Gewinn der Europa beherrschenden Durchschnittscultur, die auf Voltaire beruhte, zu dessen Gedanken die Rousseau's hinzukamen, war Goethe's erstes Ziel. So hatte auch Schiller begonnen. Schiller däuchte kein Unterschied, ob er die griechische und lateinische Dichtung aus Urtext oder Uebersetzung kennen lernte. Goethe ist zu allem Wissenschaftlichen auf ganz besonderen Wegen gelangt. Als er nach Weimar ging, brachen seine Frankfurter schriftstellerisch-journalistischen Versuche plötzlich zusammen, und er wurde einfacher Beamter. Erfurt und Jena oder Wieland und Herder in Weimar boten ihm nichts. Damals erhoben die Göttinger Dichter und Kritiker sich übermächtig in Deutschland. Klopstock, Bürger, Lichtenberg, die Stolberge, Voß, die Schlegel, Humboldt und Tieck waren Göttinger. Das ist die älteste Romantische Schule des vorigen Jahrhunderts. Die Leute, die darauf warteten, bis der ihrer Meinung nach im Geheimerathsfette erstarrende Goethe ganz abgethan wäre. Darin irrte man sich. Jena wurde von Göttingen aus in diesem Sinne colonisirt, Goethe selbst, soviel seine Natur es erlaubte, nun für philologische Interessen gewonnen. Die Gelehrsamkeit begann Hoffnungen auf ihn zu setzen. Goethe, Schiller und Voß wollen ein großes Deutsches Wörterbuch unternehmen, das vor allem das Mundartliche zu berücksichtigen hätte.

Die Tage, in denen das neue Jahrhundert erwartet wurde — wie heute als Etwas, das bereits da sei — sind die der Bekanntschaft Clemens Brentano's

mit Arnim geworden. In Göttingen trafen sie zusammen, die Seele voll vom Gefühl des Hereinbrechens neuer Volksgestaltung. Hier sieht Arnim als Student Goethe zum ersten Male und bringt ihm von der Straße aus seine ersten Huldigungen. An dieser Stelle beginnt Clemens' und Arnim's Verbindung. Jeden, der ihre Briefe liest, wird es treffen, wie diese Art, sich innere und äußere Erlebnisse mitzutheilen, für jene Zeit ungewollt eine neue literarische Form sei. Das sind nicht mehr die Briefe des 18. Jahrhunderts mit ihren liebenswürdigen Einleitungen und Schlußeffecten, es sind Ausbrüche jugendlicher Naturkraft. Man war überzeugt damals, wo die französische Revolution waltete, daß die bisherige Welt abgethan sei, und daß bei uns, wo man keine Throne stürzen wollte, doch irgend eine wunderbare Wiederholung der deutschen Kaiserherrlichkeit früherer Jahrhunderte frisch aus dem Mutterleibe der Geschichte sich offenbaren müsse.

Wir haben uns heute daran gewöhnt, den Geist des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts und des ersten des 19. als eine aus französischen Irrthümern entstandene seltsame Verwirbelung des Stromes der europäischen Entwicklung anzusehen, die bei einiger Vernunft mit Hülfe verstärkter Polizeimannschaften sich hätte vermeiden lassen. Unseren Historikern liegen die schwachen Seiten des in Frankreich untergegangenen ancien régime klar zu Tage und nicht minder die des siegreichen Wahnsinns verbrecherischer Thorheit. Unsere Jugend wird zum Theil schon damit erzogen, eine Häufung böser Zufälle sei an Allem schuld, was sich ereignete. Woher Wind und Wetter aber jener Zeit kamen, weiß man noch immer nicht. Sobald wir ins Einzelne gehen, gewinnen die damaligen Zeiten in unseren Augen die verlorene Macht zurück und unterjochen uns durch ihre Größe und sogar Schönheit. Es ist Etwas, wenn die Völker der Erde einmal an eine tiefste Erneuerung ihres Wesens glauben, die, im Weltenrathe beschlossen, über Nacht einbrechen werde. Wir fassen die geistige Arbeit der Nationen immer noch zu sehr nach dem Inhalte unorganischer, von uns erfundener Facheintheilung auf und schaffen uns dadurch die scheinbare Berechtigung, als getrennte Symptome der allgemeinen Bewegung zu beurtheilen, was nur im großen Zusammenhange verstanden werden kann. Ohne den vergleichenden Blick auf ganz Europa und auf die frischen Vereinigten Staaten von Amerika, begreift sich die französische Revolution nicht. Die Lebensentwicklung der bedeutenden und ebensosehr der unbedeutenden Leute müssen wir im Auge halten. Je weiter wir den Kreis ziehen, um so deutlicher wird das von ihm Umschlossene. Als Clemens Brentano und Achim von Arnim sich trafen, war der Maler Carstens noch nicht lange gestorben. Der mit nothdürftiger Schulbildung ausgestattete Sohn eines Müllers in Schleswig, der sich aus erniedrigender Lehrlingsschaft bei einem kleinen Kaufmann befreit und in der Sammlung von Gipsabgüssen der Kopenhagener Akademie zuerst die Antike kennen lernt. Nach armseligem Sichhinundherwinden gelangt er nach Berlin und von da, mit Staatsunterstützung, die dem Fremden gewährt wurde, vierzigjährig nach Rom, wo er an alteingepflanzter Brustkrankheit und verzehrt von Aufregungen, der täglichen Nahrung wegen, rasch zu Grunde geht. Nicht was diesen Menschen endlich

dahinstreckte, sondern was ihn aufrecht hielt, ist das Wichtige, seine Zeit Bezeichnende in seiner Laufbahn. Ein unbeirrbarer Glaube an die hohe Kunst, ein Drang zu schaffen, den letztes Gekritzel auf dem Todtenbette noch bethätigte, ein wachsender Nachruhm, der ihn heute in die Reihe der großen Meister stellt. Der Glaube an das unverwüstlich Reinmenschliche erfüllte jene Tage. Selbst die Greuel der Pariser Revolution vermochten diese Zuversicht nicht zu dämpfen. Sie lag in den Völkern: dieselbe Sicherheit des Sieges alles Wahrhaftigen erfüllte sie damals, wie Viele heute an Berechnung und Intrigue als die zu Erfolgen leitenden Mächte glauben. Jene alte Romantische Schule erhoffte ein Wiederaufwachen des alten deutschen Daseins, wo Walther von der Vogelweide im Walde sang, Hans Sachs in Nürnberg schrieb, und Luther überall, wo Menschen waren, predigte. In diesem Geiste faßten Arnim und Brentano den Gedanken des Wunderhorns als einer Liederbibel des deutschen Volkes; sie sammelten, was Bibliotheken und Antiquare darboten; von allen Seiten kamen die Beiträge: sie dichteten hinzu, wo Lücken sich aufzuthun schienen; wie die fahrenden Gelehrten der Renaissance häufen sie mit Freude den sich mehrenden Stoff zusammen und erhoffen unbekannte Wohlthat für Deutschland von ihrem Buche. Ihre Briefe geben Bericht, von wie Vielen Beiträge kamen und mit welchem Genusse sie beide daran arbeiteten. Dazwischen die Entstehung eigner Dichtungen und das Eingreifen der persönlichen Verhältnisse. Seltsam muthet uns an, wie in den Jahren, als Preußen niedergeworfen war, während das Gebiet des Donaulandes zum Schauplatze der Kämpfe zwischen Oesterreich und Frankreich wurde, Clemens all' das doch nur halb wie ein Spiel behandelt. Seine Erzählungen über die Stimmung des südlichen Deutschlands, über Wien, über Tirol, bilden zu denen Arnim's aus dem Norden starke Gegensätze. Es ist beinahe, als seien verschiedene Nationen nur mit sich beschäftigt. Unendlich weit auseinander scheinen beider Gedanken zu liegen. Fest verbunden aber hält sie deutsches Gemeingefühl. Zorn auf die Gegenwart, Hoffnung auf die Zukunft erfüllt sie. Ihre eigenen Geschicke und die des Vaterlandes wühlen sie durcheinander. Kein Gedanke jemals aber, das deutsche Volk werde, politisch organisirt, sich erheben wie das französische etwa. Nur als eine Gottesgabe, die über Nacht kommt, wurde alles Heil aufgefaßt, das Deutschland zu Theil werden könne. An sein Erscheinen aber wurde sicher geglaubt. Die Jugend der Völker war hier das mächtige Element. Man empfindet den Geist, der damals die Jünglinge von den Schulen fort mit sich in den Kampf riß. Die meisten erfüllt von unklarer politischer Erwartung, die auch der Krieg nicht aufklärte, so daß, nach dem Ueberwinden Frankreichs, die siegreiche Masse der Deutschen ohne Organisation, ja ohne gemeinsamen Willen immer noch auf plötzliche politische Erleuchtung wartete. —

Schluß.

Eine Freundschaft wie die Arnim's und Brentano's mußte sich mit den Jahren und den beiderseitigen eignen Erfahrungen ändern. Aber es stürzt nichts zusammen. Schön ist auch diese Umgestaltung bei ihnen. Sie beginnt mit dem allmäligen Eindringen Bettina's in Arnim's Leben und mit dem der

Brüder Grimm. Nie kommt es zum Bruch, oder auch nur zu einem Erkalten: die Veränderung ist eine organische. Clemens' Zuneigung zu Arnim und die Offenherzigkeit seiner Bekenntnisse bleibt dieselbe auch die Arnim's, aber die Mittheilung der erlebten Masse beginnt sich gleichsam in Arme zu theilen. Untereinander kennen sich alle fünf und halten zusammen. So beobachten wir, mit der wachsenden Möglichkeit, im Leben sich zu bethätigen, Wachsthum der Mittel dafür. Unaufhörliches Zuwachsen auch Derer, die daran Theil nehmen. Um ein Beispiel zu geben: neben Jacob und Wilhelm Grimm taucht Ludwig, einer ihrer jüngeren Brüder auf, der in München Maler und Kupferstecher werden soll. An Savigny, in Landshut damals, und an Bettina, auf einige Zeit bei Savigny's im Hause, wird er von seinen Brüdern empfohlen. In München ist wieder Clemens mit ihm. Georg, der jüngste der Brüder, nimmt ihn mit nach Italien; zurückgekommen radirt er dort aufgenommene Eindrücke, malt die an Guaita vermählte Meline Brentano, radirt Kunigunde, die Frau Savigny's, radirt Savigny selbst, Christian Brentano (wieder einen der Brüder: den Vater Lujo Brentano's), und Bettina, die das Blatt Goethe sendet, während Ludwig Grimm Bettina damals die Briefe Goethe's vorlesen hört, und endlich in Frankfurt Goethe selber sieht, dem er, von Wilhelm vorgestellt, seine Skizzenbilder zeigen darf. Zu eingreifender Bedeutung aus eigener Kraft kommt er nicht, aber es fällt Licht auf ihn. An Verkettungen dieser Art waren eine Fülle von Menschen betheiligt, deren persönliches Sichtreffen und Sichtrennen wieder zu einer Fülle von Begegnissen führt, wie das heutige Leben sie nicht mehr gewährt. Das waren die Tage der Romantik.

Bettina ist die Erste gewesen, die diese Dinge dem deutschen Publicum eröffnete in den Jahren, als die Romantik eben unterging. Goethe's Tod und die pariser Julirevolution brachten das deutsche Volk auf andere Gedanken; aber man blickte noch zurück. „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", „Die Günderode" und „Clemens Brentano's Frühlingskranz" wurden begierig gelesen, das letztere Buch, das in die vorrückenden vierziger Jahre fiel, schon weniger. Seit 1848 endlich schienen Bettina's Bücher wie in einen Winterschlaf verfallen. Seit einigen Jahren aber sind sie wieder aufgewacht und werden neu gedruckt und gelesen. Bettina hat sie aus den Briefen, die sie besaß, herausgearbeitet. Niemand wird sie in dieser Art, Wahrheit und Dichtung zu mischen, erreichen, denn sie allein nur besaß die Erinnerungen, die sie als frischgepflückte Blumen in die altbewahrten einflocht: Bettina verfuhr wie Goethe im Werther, in Dichtung und Wahrheit und in den Italienischen Reisebriefen: nichts, das nicht erlebt war, nichts aber so, wie es erlebt war. Bettina erscheint in Arnim's und Brentano's Briefwechsel, den Steig hier vorlegt, nicht anders als in den von ihr selbst herausgegebenen drei Sammlungen, nur oft unter anderer Beleuchtung. Wiederum anders wird sie in den beiden noch ausstehenden Correspondenzen dastehen: in der mit Arnim, wo wir gewahren, wie beider Freundschaft allmälig zu einem innigeren Gefühle wird, und im Briefwechsel Arnim's mit Jacob und Wilhelm Grimm, wo Bettina bald als Arnim's Frau erscheint. Die Entwicklung ihres Geistes zu beobachten, ist eine Freude. Jeder nur auf sich selbst gestellte, nur aus sich selbst zu erklärende

Mensch zieht sich im Laufe seines Lebens eine Saat theilnehmender Freunde und Feinde auf, die später den Eindruck seiner Persönlichkeit verfälschen. Ist dieser Beiwuchs dann endlich aber in sich vertrocknet, so wird unbefangene Anschauung wieder möglich, und die Gestalt erscheint abgetrennt von dem Störenden. Dieses Glück ist Bettina endlich wieder zu Theil geworden. Wie Clemens trat sie jung und unabhängig ins Leben ein und ist bis zu ihren letzten Jahren, wo Krankheit ihre unverwüstlich erscheinende Natur zerbrach, frisch geblieben.

Jugend, eigener Wille, und stetiges Fortschreiten waren auch das Zeichen der Brüder Grimm. Ihrem Briefwechsel mit Arnim wird der dritte unserer Bände geweiht sein.

Jacob und Wilhelm, ganz auf ihren literarischen Verdienst angewiesen und mit der Aufgabe belastet, vier Geschwister zu erziehen und zu ernähren, treten bescheiden, fest und unabhängig auf. Die bösen Tage der Brüder Grimm begannen erst spät, als sie in Berlin eintraten. Nun erhoben sich Leute um sie her, die besser als sie zu wissen meinten, was sie zu thun und zu lassen hätten. Faßt man beide nur als Universitätslehrer und Akademiker, so wendet man ein zu beschränktes Maß an.

Arnim und Clemens kamen von der Poesie zum Wissenschaftlichen, Jacob und Wilhelm Grimm schlugen den anderen Weg ein. Tieck und die Schlegel machten sie zuerst mit dem deutschen Alterthum bekannt, der Jurist Savigny lehrte sie methodisch arbeiten, Goethe gab ihnen den liebevollen Blick für das Walten der deutschen Phantasieschöpfung. Ihr Zusammenhalten lehrte sie auf fremdes gelehrtes Echo beinahe verzichten. Marburg, wo sie studirten, hatte sie vor philologischem Parteiewesen bewahrt, und Cassel, wo sie bis in die Vierziger ihres Lebensalters verblieben, war keine Universität. Die dortige Bibliothek bot ihnen ein stilles Arbeitsfeld. Reisen durch einzelne Theile Deutschlands gewährten ihnen ein Bild des Vaterlandes und dauernde Bekanntschaften. Clemens und Arnim entdecken sie wie seltsame Einsiedler. Jacob und Wilhelm halten sich zurück: ein nur um so festeres Band entsteht so. Bald werden die Brüder in einem bestimmten Kreise der Romantiker Die, an deren Autorität appellirt wurde.

An dem inneren Behagen aber, das briefliche Mittheilung an sich gewährte, haben sie geringeren Antheil. Wilhelm eher; Jacob aber schreibt nur gedrungen, und mit dem Bestreben, den Brief nicht länger werden zu lassen, als nothwendig war. Seine Sprache bekommt hier etwas Monumentales, das dem Geiste der heutigen Zeit entspricht und das vom zwanzigsten Jahrhundert noch bewundert werden wird.

Von Bettina und den Brüdern Grimm wird beim Erscheinen der folgenden Bände die Rede sein.

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick[1]).

XXVI.

Am 1. September 1864 erschien die erste Nummer der „Neuen Freien Presse". Max Friedlaender und Michael Etienne, die Begründer des neuen Blattes, waren die Seele von August Zang's „Presse" gewesen. In seiner knickerigen Kurzsichtigkeit hatte Zang diese Seele entweichen lassen, und wir andern Seelchen flogen ihr fröhlich nach. Der etwas langathmige Titel des neuen Blattes rührt daher, daß Zang, sobald er von Friedlaender's Plan Wind bekam, sofort bei der Regierung zwei von ihm projectirte neue Zeitungen anmeldete, betitelt: „Neue Presse" und „Freie Presse". Diese beiden Titel, welche Friedlaender vorgeschwebt, waren nun durch Zang — der natürlich an ihre Realisirung gar nicht dachte, — vorweggenommen, und es blieb nur der stärker instrumentirte: „Neue Freie Presse". Ich athmete erleichtert auf, ganz glücklich darüber, mit zwei wissenschaftlich gebildeten, geistreichen und wohlwollenden Chefs arbeiten zu dürfen. In Wahrheit: ein neues freies Leben! Etienne und Friedlaender, — sie waren einander so unähnlich wie möglich, aber ihre Charaktere und Fähigkeiten ergänzten sich ganz unvergleichlich, und wo sie zusammenwirkten, da „gab es einen guten Klang". Friedlaender, ein Ostpreuße, Doctor der Rechte: durchdringender, klarer Verstand, ruhig, maßvoll, schweigsam — neben ihm der gewaltige und gewaltsame Etienne, in welchem sich österreichisches und französisches Blut zu lebhaftestem Temperament mischten: phantasievoll, aufbrausend und gutmüthig. Wenn ich Friedlaender ein Anliegen vortrug, pflegte er statt aller Zwischenfragen oder Einwendungen ein einziges Wort zu erwidern: „Abgemacht". Brachte man aber Etienne irgend etwas ihm nicht ganz Passendes vor, so konnte er auflodern und mit dem Donner seiner Stimme das ganze Redactionslocal erfüllen. Man brauchte ihn aber nur ein Weilchen ausdonnern zu lassen und hatte wieder den gutmüthigsten, gefälligsten Menschen vor sich. Gegensätze in ihrem

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXVIII, S. 254 ff.

Aeußeren und ihrem Temperament, unterschieden sich die Beiden auch in ihrem Stil. Aus Friedlaender's Aufsätzen blickte das helle, scharfe Auge des geschulten Juristen; Etienne hatte in seiner phantasievollen Beredtsamkeit stets etwas vom Künstler, vom Poeten. Vollkommen einig standen aber beide in ihrer politischen Ueberzeugung, ihrer freiheitlichen und deutschen Gesinnung, endlich in dem rastlosen Eifer, ihr Blatt mit echten Mitteln zur größtmöglichen Bedeutung zu erheben. Diesem Eifer sind beide im rüstigsten Mannesalter erlegen. Es gibt kaum eine grausamere, aufreibendere Thätigkeit, als die eines leitenden politischen Journalisten in unseren Tagen. Was wußte die gute alte Zeit davon, mit ihren dreimal in der Woche erscheinenden Blättchen! Wie ruhig segelten diese bei steter Windstille auf glattem Spiegel dahin, ohne Leitartikel, ohne Telegramme, mit ihrer leichten Fracht von Theaterkritiken, Hof- und Stadtnachrichten, Anekdoten und „Allerlei"! Heute ist der Leiter eines politischen Journals ein gehetztes Wild, ein Sklave, der keine Stunde lang sich selbst und seiner Familie angehört, ein Mann, dem immer der Kopf brennt und der doch immer hellen Geistes à la minute productiv und jeder Ueberraschung gewärtig sein muß. Selbst ein vielbeschäftigter Arzt, dessen aufreibende Thätigkeit jener vielleicht am nächsten kommt, unterliegt nicht so furchtbar raschem Verbrennungsproceß des Gehirns und der Nerven. Je länger die Zeitungen geworden sind, desto kürzer das Leben ihrer Schöpfer. Mit dem Hinscheiden von Friedlaender und Etienne, welche das Blatt so schnell zur höchsten Blüthe gebracht, befürchteten manche ein Sinken der „Neuen Freien Presse". Das Gegentheil trat ein. Die Abonnentenzahl und der Einfluß der Zeitung stiegen von Jahr zu Jahr. Aus dem Kreise der Mitarbeiter gelangten Dr. Bacher und Moriz Benedikt an die Spitze des Blattes, zwei Männer von ebenso großem Talent und Wissen wie außerordentlicher Arbeitskraft. Es geziemt mir, dankbar der wohlwollenden Rücksicht zu gedenken, welche sie mir stets angedeihen ließen und bis zur Stunde bewahren. Ich bin einer von den drei einzigen Mitarbeitern der „Neuen Freien Presse", die seit dem ersten Tage bis heute darin thätig sind. Der Tod hat in diesen dreißig Jahren viele hinweggerafft: Etienne und Friedlaender, Johannes Nordmann, Moriz Hartmann, die Humoristen Karl Bauernschmied und Daniel Spitzer.

Einige Lockungen zum Uebertritt in andere Blätter sind nicht ausgeblieben. Nach dem Tode von Dr. Ambros sollte ich zur „Wiener Zeitung" übergehen, später wiederum zu andern neu aufgetauchten Journalen, welche goldene Berge versprachen, aber bald selber im Graben lagen. Ich fühlte nicht die mindeste Versuchung. Wie Renan, als Mitarbeiter des „Journal des Débats", unter ähnlichen Umständen ausrief: „Pour aucune raison au monde on ne quitte pas le Journal des Débats," so antworte ich: „Von der Neuen Freien Presse scheidet man um keinen Preis!"

XXVII.

Das Jahr 1870! Ich jubelte über die Siege der Deutschen und die Gründung des neuen Reichs. Daß Elsaß wieder deutsch geworden, — ein Herzenswunsch schon meiner Knabenzeit — machte mich so glücklich, als wäre

mir persönlich ein Fürstenthum geschenkt worden. Zehn Jahre zuvor war ich zum ersten Mal über die Kehler Brücke nach Straßburg gegangen. Wie habe ich mich geschämt, von dem deutschen Wachtposten um meinen Paß angehalten und argwöhnisch ausgefragt zu werden, während man auf der französischen Seite mich unbehindert aus- und eingehen ließ! Ja, ich triumphirte Tag für Tag mit den Erfolgen der deutschen Armee, obgleich mir die Franzosen stets sympathisch gewesen und es noch sind im Privatverkehr wie in der Kunst. Kein Zweifel, die Welt wäre sehr viel langweiliger ohne die Franzosen. Aber ihre Prahlsucht und Ueberhebung Deutschland gegenüber hat mich unter Louis Napoleon ebenso widerwärtig berührt, wie heute noch ihr kindischer Trotz und Größenwahn nach empfangener Lection, ihre Unfähigkeit, sich nach vierundzwanzig Jahren in das Unabänderliche zu fügen, ihr unsterbliches Revanche-Geschrei — „Revanche" dafür, daß geraubtes Gut von dem Eigenthümer wieder zurückerobert ward! Oesterreich verhielt sich bekanntlich neutral zwischen den beiden kriegführenden Mächten, unsere deutsche Bevölkerung hingegen fühlte unverblümt national und äußerte die lauteste Freude über Deutschlands Siege. Die officielle Bewahrung der „Neutralität" ging in Wien so weit, daß die Polizei das Singen der „Wacht am Rhein," dieses harmlosen, dreißig Jahre vor dem deutsch-französischen Kriege gedichteten Liedes verbot. Es durfte auf keinem Programm figuriren, wurde aber in jedem Concert unserer zahlreichen Männergesangvereine so stürmisch vom Publicum begehrt, daß es trotz des Verbotes gesungen wurde, drei- und viermal nacheinander.

XXVIII.

„Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn man als „Lebender" über sich und über Andere schreibt, man doch sehr unfrei ist. Man könnte manche Fesseln abwerfen, wenn man Memoiren schriebe, die erst später veröffentlicht werden. Man könnte dann sich selbst im Guten wie im Schlimmen freier geben, sein innerstes Innere preisgeben; dann gäbe es wohl schärfere Lichter und Schatten. Diese fehlen und müssen fehlen, wenn man lebend über seine Erlebnisse schreibt. Ich habe schon das Gleiche bei Hasner's Memoiren empfunden. Man sieht nur Lichtbilder, keine scharfen Conflicte des Selbstbiographen mit sich selbst, mit Andern, mit der Welt, — kurz, keine Schatten. Ich weiß wohl, daß es nicht anders sein kann; doch im Allgemeinen wirst Du mir Recht geben. Man möchte hier und da auch Dissonanzen, ein Himmelssacrament! oder dergleichen. Aber das geht eben nicht, und so hat man die Empfindung: er sagt doch nicht Alles! Vielleicht kommen später doch kräftigere Schatten. Du hast das Bild Deiner Lebenslandschaft mit blauem Himmel von oben angefangen zu malen; je näher Du der Erde kommst, wird es wohl scharfschattiger werden."

Wohl hast Du Recht gehabt, Freund Billroth, der Du mir Obiges schriebst über das erste Heft meiner Erinnerungen! „Er sagt nicht Alles!" Alles, was ich hier erzähle, ist vollständig so erlebt und gefühlt, ist buchstäblich getreu. Aber nicht Alles, was ich erlebt und empfunden habe, erzähle ich. Jede Seele hat ihr Privatkämmerlein, ihre alleinigen, verschwiegensten Freuden

und Leiden. Wir öffnen es höchstens einem alten, treuen Jugendfreunde, niemals fremden Lesern. Es hat mir nicht gefehlt an beglückenden Momenten, die keinen Dritten interessiren, noch weniger an Tagen des Kummers und bitterer Verzagtheit, die mir allein gehören. Ich würde sie nicht preisgeben, wäre ich selbst eine bedeutende Persönlichkeit, die, wie Jean Jacques Rousseau, für ihre intimsten Heimlichkeiten das Interesse der ganzen Nation ansprechen durfte. Vorübergehende thörichte Herzensneigungen eines immergrünen Herzens und ähnliche Privatissima — gehören die vor das Publicum? „Ja, für dergleichen," versichert mir ein Freund, „interessiren sich die Leute gerade am meisten!" Wirklich? Nun, dann erst recht nicht. Noch weniger mag ich meine Leser an das Krankenlager und Todtenbett geliebter Personen führen. Wahrlich, an den Schatten, die Freund Billroth vermißt, hat es meiner „Lebenslandschaft" nicht gefehlt, wenn ich auch dankbar bekennen muß, daß der „blaue Himmel" überwog, sowohl in der Landschaft selbst, als in meinem Temperament. Eine meiner trübsinnigen Perioden war es, die mich zu einer großen Thorheit verführte. Nach einer längeren Krankheit vernichtete ich alle meine Tagebücher, die ich von meinem fünfzehnten Jahre an durch volle fünfundzwanzig Jahre mit liebevoller Sorgfalt geführt hatte. Wozu diese schmerzliche Erinnerung an entschwundene glücklichere Zeiten? Und sollten sie, wenn ich stürbe, in fremde Hände fallen? So verbrannte ich denn einen Band nach dem andern und schaute mit schmerzlichem Behagen in das Kaminfeuer, wie die geliebten Blätter rasch aufflammten und sich dann zu schwarzen funkendurchsprengten Schichten zusammenballten. Nur meine Reisetagebücher wurden verschont; sie bestanden bloß aus kurzen täglichen Notizen. Wie oft, wie schwer habe ich dieses voreilige Autodafé bereut! — Während ich diese Zeilen schreibe (1894), erhalte ich den ersten Band von Gottfried Keller's Biographie. Wie schmerzlich packen mich die Worte, mit welchen der junge Keller sein Tagebuch einleitet: „Nicht bloß in Tagen der Muthlosigkeit, nein! auch in Tagen der festlichen Freude will ich stille Momente verweilen und ausruhen im traulichen Schmollwinkel meines Tagebuchs. Ich will die schönsten Blüthen erlebter Freude hineinlegen, wie die Kinder Rosen und Tulpenblätter in ihre Gebetbücher legen; und wie sie sich dann in späteren Zeiten wehmüthig erfreuen, wenn ihnen so ein verblichenes Blumenblatt in einem alten Buche zufällig wieder in die Hände fällt: so will ich mich in meinen letzten Erdentagen erfreuen an den Bildern entschwundener Freuden." Um diese wehmüthige Freude, die beglückender ist, als so manche lärmende, habe ich mich selbst gebracht.

XXIX.

Und wieder eine Weltausstellung! Im Mai 1873 wurde sie in Wien eröffnet und lockte von Nah und Fern zahlreiche Scharen in die grünen Auen des Praters. Meine geringe Sympathie für Weltausstellungen habe ich schon bei Gelegenheit der Londoner 1862 und der Pariser 1867 offen eingestanden. Eine zu schnelle Aufeinanderfolge derselben wird überdies Jeder beklagen, der es mit dem industriellen Zweck solcher Unternehmungen ernstlich

meint. Der für die Aussteller unvermeidliche enorme Aufwand von Geld, Zeit und Mühe erzeugt, zusammengenommen mit der Ueberreizung des Ehrgeizes, der Hast der Production, der Jagd nach Orden und Medaillen, einen fieberhaften Zustand, welcher nur auf längere Zeiträume vertheilt, erträglich oder gar heilsam wirken kann. Von andern versteckten oder verfälschten Motiven, welche derlei Ausstellungen als Ableiter politischer Krankheitsstoffe, als glänzendes Spectakelstück oder endlich als ganz gemeine Speculation auf den Beutel der Fremden benützen, will ich ganz absehen. Vom nationalökonomischen und technologischen Standpunkt sind die Nachtheile einer solchen von fünf zu fünf Jahren sich wiederholenden Hetze evident. Kaum hat der Industrielle sich von den Auslagen und Mühen einer Weltausstellung erholt und den geregelten Gang der Arbeit wiedergefunden, so klopft schon eine neue an seine Thür. Nun flattern alle Gedanken wieder dieser Lockspeise zu; man arbeitet nicht mehr für sein sicheres Publicum, sondern für einen zweifelhaften Weltruhm, nicht mehr um der Sache, sondern nur der Medaille willen. Zu den berechtigten Eifer, sich auszuzeichnen, träufelt sofort jener andere giftige Ehrgeiz, welcher mit der eigenen Geltung nicht zufrieden, vor Allem den Nächsten unter sich herabgedrückt sehen will. Diese moralischen Mißklänge gehören mit zu den entstellendsten Dissonanzen der großen Industrie-Concerte. Man kann leider in dem engen Rahmen eines Ausstellungspalastes mehr Neid und Gehässigkeit kennen lernen, als sonst in weiten Entfernungen von Zeit und Raum.

Zum Mindesten eine Pause von zehn Jahren müßte je zwei Weltausstellungen trennen, wenn wirklich entscheidende Fortschritte ans Licht treten und eine fruchtbare Vergleichung ermöglichen sollen. Bezüglich der Fabrication von Musikinstrumenten haben wir, kleine Verbesserungen abgerechnet, 1873 in Wien eigentlich kaum etwas Anderes gesehen als in London 1862. Epochemachende Erfindungen, wie seinerzeit das double échappement von Erard, das doppelte Harfenpedal, der pneumatische Heber an den Orgeln, die Böhm'sche Reform der Holz-Blasinstrumente und Steinway's kreuzsaitiges System hat die Wiener Ausstellung so wenig wie die letzte Pariser gebracht. Weit erheblicher als die Reformen im Instrumentenbau erschienen die Verbesserungen in der Fabricationsweise — Methoden zweckmäßigerer, billigerer und ausgedehnterer Production; die, allerdings nicht erst seit fünf, sondern seit fünfzehn und zwanzig Jahren bemerkbar, sich immer mehr consolidiren und ausbreiten: die Anwendung der Dampfmaschinen, die größtmögliche Theilung der Arbeit, die Entlohnung der Arbeiter nach der Stückzahl, statt nach den Arbeitstagen u. A.

Von all' dem Schönen und Merkwürdigen, das in der Wiener Ausstellung und um dieselbe herum aufgestapelt lag, will ich nur eine Specialität nennen, die als neu und lehrreich eigenartig hervorstach: den Pavillon „für Geschichte der Gewerbe und Erfindungen in Oesterreich". Den ganzen Tag war diese „Additionelle Ausstellung" belagert von Besuchern, die im ersten Zimmer alle erdenklichen Kleider- und Hutmoden früherer Zeit, in einem zweiten die verschiedensten Möbel und Geräthschaften, in einem dritten eine Auswahl älterer

musikalischer Instrumente betrachteten. Professor Wilhelm Exner (gegenwärtig Hofrath und Reichsrathsabgeordneter) hatte sein reiches technologisches Wissen und seine außerordentliche Arbeitskraft vollständig dieser schwierigen Aufgabe gewidmet. Die Zusammenstellung des Musikzimmers war mir anvertraut, und ich genoß die Befriedigung, daß die zahllosen Briefe, welche ich dafür nach allen Richtungen der Monarchie ausgesandt, fast durchweg von Erfolg begleitet waren. Museen und Privatpersonen, vom Fürsten bis zum Landschullehrer herab, vertrauten uns werthvolle und seltene Instrumente für die ganze Dauer der Weltausstellung. Der Musikfreund fand hier durch Tonwerkzeuge aller Gattungen die Entwicklung des Instrumentenbaues in Oesterreich seit hundertzwanzig bis hundertdreißig Jahren versinnlicht. Er erblickte neben einem Spinett von Josef Haydn, die Claviere Mozart's, Beethoven's und Schubert's, dann Geigen und Blasinstrumente der ältesten österreichischen Instrumentenmacher u. s. w. in systematischer Anordnung schön aufgestellt.

Zum Präsidenten der musikalischen Jury wurde auf Antrag eines italienischen Mitgliedes der Operncomponist Petrella gewählt. Der gute Mann — von seinem gedachten Landsmann stets „Unser hehrwürdige Err Präsidente" genannt, — konnte nicht Deutsch, noch Französisch; ich glaube, er konnte auch nicht recht Italienisch. War das ein verlegenes Stottern und Fragen und peinliches Unvermögen, die Verhandlungen zu leiten! Es konnte so nicht weiter gehen. Da hatte das Ministerium, dem unsere Klagen zu Ohren gekommen, die glückliche Idee, einen der Jury gar nicht angehörigen Kunstfreund, Herrn Nicolaus Dumba, als eine Art Neben- oder Ehrenpräsidenten kurzweg in unsere Versammlung zu delegiren. Nun ging Alles ganz vortrefflich. Dumba's unvergleichliche Gabe, überall den Nagel auf den Kopf zu treffen, Wesentliches von Unwichtigem zu scheiden, seine im parlamentarischen Leben erworbene Geschicklichkeit, eine Debatte zu leiten und ihr Resultat klar und bündig zusammenzufassen, gedieh uns zu größtem Vortheil, um so mehr als Dumba's persönliche Liebenswürdigkeit keine Opposition gegen seinen Vorsitz aufkommen ließ. Man freute sich schon an dem Anblick des schönen kräftigen Mannes, dessen große, kohlschwarze Augen und dunkle Gesichtsfarbe seine griechische Abkunft verrathen.

Nicolaus Dumba nimmt als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten Wiens eine so ganz eigenartige Stellung ein, daß ich in meiner langen Erfahrung mich keiner ähnlichen zu erinnern wüßte. Privatmann ohne Amt oder Titel, wird er doch überall zuerst gesucht und gefunden, wo man einer gewichtigen Stimme und erfahrenen Hand bedarf in politischen oder künstlerischen Unternehmungen. Er „sitzt" nicht bloß, er arbeitet in der Direction der Gesellschaft der Musikfreunde, des Wiener Männergesangvereins, des Kunstvereins, des Gewerbemuseums — und wo nicht sonst! Handelt es sich um die Concursausschreibung für ein Monument — Schiller, Grillparzer, Radetzky, Beethoven, Mozart — überall ist Dumba die organisirende und stetig arbeitende Kraft. Das Schubert-Monument, der Zeit nach das erste Tonkünstlerdenkmal in Wien, verdanken wir der Initiative und größtentheils der Opferwilligkeit Dumba's, des begeisterten Schubertverehrers und Schubert-

fängers. Seine Künstlernatur hat ihn niemals zu unpraktischen Vorschlägen verleitet, überall repräsentirt er den gesunden Menschenverstand, das richtige Maß, den klaren Ausdruck. Er verschmäht Auszeichnungen, Titel und Würden, die ihm zur Auswahl stünden, und bleibt der bürgerliche Nicolaus Dumba, mit dem einzigen Ehrgeiz, seinem Vaterlande aus allen Kräften nützlich zu sein. Woher der vielbeschäftigte Landtags- und Reichsrathsabgeordnete, Fabriksbesitzer und Landwirth, noch die Zeit nimmt zu allen jenen freiwillig übernommenen Arbeiten, das ist sein Geheimniß, oder richtiger: sein Talent. Im herzlichen Verkehr mit Dumba fand ich stets aufrichtigen Genuß; besonders im Kreise seiner Familie, auf seiner Villa in Lietzen. Vor kurzem befiel ihn auf der Rückkehr aus Italien eine schwere Augenentzündung; der stets arbeitsfrohe Mann mußte mehrere Wochen, eine Binde um die Augen, in völlig verfinstertem Zimmer zubringen. Auch die beiden anstoßenden Zimmer waren ganz verdunkelt. Es kam mir wie eine Opernscene vor, als Dumba's schöne, gemüthvolle Frau mich an der Hand durch diese finsteren Räume zu meinem armen Freund führte. Wer hat nicht Männer gekannt, die voll muthiger Kampflust im öffentlichen Leben zusammenknicken, sobald sie daheim ein Mißgeschick trifft? Dumba gehört nicht dazu. „Wie kannst Du das nur aushalten?" rief ich erschreckt. Er antwortete gelassen, fast heiter: „Wozu hätte der Mensch sein bißchen Vernunft, wenn er solche Proben nicht bestehen, Unabänderliches nicht geduldig ertragen sollte!"

Wie in London und Paris, so waren mir auch in Wien jene Weltausstellungsmomente die genußreichsten, welche mich abseits vom Jurorstische mit guten alten oder lieben neuen Freunden zusammenführten. Zu Letzteren gehörte Dr. Julius Rodenberg, den die Weltausstellung nach Wien geführt hatte. Es war ein schöner Sommerabend, den ich mit ihm, seiner geistvollen Frau und Eduard Schön in dem Park „zur Neuen Welt" bei Schönbrunn verlebte. Wir kamen zu einer festlichen Production des „Wiener Männergesangvereins". Eine der beliebtesten Nummern desselben war und ist heute noch der Chor „So weit!" Das gemüthvolle Gedicht Rodenberg's mit der reizenden Melodie von Eduard Schön (Engelsberg) entzückte die aus allen Ländern zusammengeströmten Gäste, welche den Chor stürmisch zur Wiederholung verlangten, ohne zu ahnen, daß Dichter und Componist stillvergnügt unter ihnen saßen. Die duftige, laue Sommernacht in dem von tausend Lichtern widerstrahlenden Park erhöhte das Poetische dieses Eindrucks; wir konnten so recht von Herzen uns freuen, vertraut und freundschaftlich einander mittheilen. Rodenberg hat in Erinnerung an diesen Abend Schön und mir ein werthvolles Büchlein zugeeignet, worin er, aus Anlaß der Weltausstellung, eine Wanderung durch Wien schildert und eine Menge der interessantesten historischen Daten anführt, von denen viele eingeborene Wiener gewiß zum ersten Male Kenntniß erhielten [1]).

Es gab damals kaum eine Production irgend eines Männergesangvereins ohne den Namen Engelsberg auf dem Programm. Und doch habe ich lange zu kämpfen gehabt gegen Schön's Bescheidenheit und bureaukratische Bedenken,

[1]) „Wiener Sommertage". Leipzig, Brockhaus. 1874.

bevor er sich entschloß, Etwas von seinen Compositionen öffentlich aufführen und gar drucken zu lassen. Sobald aber einmal seine ersten Chöre durch den „Wiener Männergesangverein" und den aus Studenten gebildeten „Akademischen Gesangverein" bekannt geworden, konnte man gar nicht genug davon haben. Hatten ihn Tags über die schwierigsten Arbeiten im Finanzministerium noch so intensiv beschäftigt, des Abends setzte er sich heiteren Muthes hin und componirte Männerchöre, meist humoristischen Inhalts, zu welchen er sich selbst den Text gedichtet. So entstanden seine köstlichen „Ballscenen", seine „Narrenquadrille", sein „Landtag zu Wolkenkukuksheim", „Doctor Heine" u. A. Selbst ein guter Sänger, schrieb er immer stimmgemäß, wirksam und klangschön. Sein poetischer Sinn und wählerischer Geschmack leiteten ihn auch auf neue Stoffe. So führt er uns in seinem Cyclus „Poeten auf der Alm" mitten in eine Gesellschaft junger Freunde, die auf einer Alpenpartie ihrer Begeisterung, je nach Sinn und Stimmung verschieden gefärbt, in Citaten aus deutschen Lieblingsdichtern Luft machen. Ein größerer Cyclus, das „Italienische Liederspiel", ist aus Paul Heyse's trefflichen Nachdichtungen toscanischer Volkslieder so sinnreich zusammengestellt, daß wir etwas wie dramatischen Zusammenhang durchfühlen. Hier haben wir die innigste Verschmelzung von Engelsberg's poetischer Textauffassung mit seinem fast unerschöpflichen Melodienreiz. An Großes, Gewaltiges hat er sich nie gewagt; aber viele von zarter Empfindung getragene, ernstere Chöre stehen seinen humoristischen Schöpfungen nicht nach; auch der kleinsten Composition Engelsberg's fühlt man es an, daß sein Talent durch eine feine allgemeine Bildung hindurchgegangen ist. Komisch berührte mich Schön's immer wache Besorgniß, seine Vorgesetzten im Ministerium könnten von seinen musikalischen Seitensprüngen Notiz nehmen, oder die Journale den wahren Namen dieses „Engelsberg" verrathen. Aber Schön stand als Beamter in zu großer Werthschätzung, als daß sein Doppelgänger Engelsberg ihm hätte schaden können. Er war ein nur allzu eifriger, leidenschaftlich fleißiger Arbeiter, der sogar während der ihm vorgeschriebenen Kurzeit in Marienbad Stöße von Akten erledigte. Das hat ihn vor der Zeit ins Grab gebracht (1879).

Die Weltausstellung fand einen merkwürdigen Abschluß in einem Festconcert, das — die chinesische Ausstellungscommission, aus Dankbarkeit gegen die Stadt Wien, veranstaltete. Eigentlich gaben die Chinesen bloß das Geld zu dem Concerte; arrangirt ward es in fabelhafter Schnelligkeit von Herbeck. Es galt an diesem Abend mit Pomp aufzutischen, was österreichisch, gut und theuer ist. Nachdem Dessoff und Herbeck Schönstes von Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert aufgeführt hatten, trat Strauß ans Pult und dirigirte Lanner's „Romantiker", — eine Walzerpartie voll Schwung und Adel, deren Franz Schubert sich nicht geschämt hätte — hierauf den majestätischen „Nobelgarden-Marsch" von Strauß Vater, endlich seinen eigenen „Donauwalzer". Diese Stücke belebten das bereits etwas müde gewordene Publicum bis zu einem völligen Rausch des Entzückens. Nach dem Concert setzte ich mich in einer nahen Restauration an einen Tisch mit Herbeck, Dumba und Johann Strauß. Man wird nicht leicht drei so schöne, geistvolle Künstlerköpfe

neben einander sehen. Mit Strauß bin ich immer gerne zusammengetroffen; er gehört zu den liebenswürdigsten, aufgewecktesten und zugleich anspruchslosesten Persönlichkeiten Wiens. Die Triumphe, die ihn von Jugend auf umbraust haben, konnten seiner echten, gefühlten Bescheidenheit nichts anhaben. Diese unterscheidet sich gar sehr von der gewöhnlichen, bescheiden thuenden Ziererei, welche meistens nur die Maske lobgieriger Eitelkeit ist. Weit entfernt, Alles, was er niedergeschrieben, für vortrefflich zu halten, pflegt Strauß auch das Beste anzuzweifeln und gern dem Urtheil verschiedener Leute vorzulegen, von denen dann meistens der Letztgekommene Recht behält. Die schöne Natürlichkeit und Offenheit des genialen Walzercomponisten gewinnt alle Welt, mich hat sie stets gefangen genommen. Das Concert, aus dem wir eben kamen, und der ungeheuere Erfolg der Tanzstücke brachte das Gespräch gleich auf den alten Strauß und Lanner. Wer waren von Haus aus diese Beiden, welche den Wiener Walzer ganz eigentlich geschaffen haben? Zwei „Lehrbuben" aus der ärmeren Vorstadtbevölkerung Wiens — der eine zum Buchbindergesellen, der andere zum Handschuhmacher bestimmt. Beide waren ohne regelmäßigen Musikunterricht und trieben heimlich auf dem Dachboden ihre verpönten Violinübungen! Lanner hatte mit einem kleinen, Anfangs nur fünf bis sechs Mann starken Orchester begonnen, das er als Vorgeiger in den bescheidenen Vorstadtbällen beim „Sperl" oder der „Goldenen Birn" dirigirte. Unser Strauß erzählte uns nun, wie sein Vater, kaum sechzehnjährig, als Bratschist bei Lanner eintrat. Mit dem wachsenden Erfolg Lanner's vergrößerte sich auch sein Orchester; er mußte es, um der vermehrten Nachfrage zu genügen, theilen und Strauß die Leitung der einen Hälfte überlassen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte Strauß zufällig sein Compositionstalent. Ich lasse den Sohn erzählen: „Das Componiren war offenbar damals eine leichtere Kunst als heutzutage. Zur Hervorbringung einer Polka studirt man jetzt die gesammte Musikliteratur durch. Früher gehörte zum Componiren nur Eines: „es mußte Einem was einfallen", wie man sich populär auszudrücken pflegte. Und merkwürdigerweise „fiel Einem auch immer was ein". Das Selbstvertrauen in dieser Richtung war so groß, daß wir Alten häufig eine Walzerpartie für einen bestimmten Abend ankündigten, von welcher am Morgen desselben Tages noch keine Note vorhanden war. In einem solchen Falle erschien zumeist das Orchester in der Wohnung des Componisten. Sobald dieser einen Theil fertiggestellt hatte, wurde er vom Personal für das Orchester hergerichtet, copirt ꝛc. Inzwischen wiederholte sich das Wunder des „Einfallens" beim Componisten bezüglich der übrigen Theile; nach einigen Stunden war das Musikstück fertig, wurde durchprobirt und am Abend vor einem in der Regel enthusiastischen Publicum zur Aufführung gebracht. Lanner — der Leichtblütige, Leichtlebige — producirte beinahe nie anders. Da widerfuhr es ihm, daß er eines Morgens sich sehr leidend und arbeitsunfähig fühlte, während für den Abend eine neue Walzerpartie angekündigt war, von der natürlich noch kein Takt existirte. Er schickte zu meinem Vater mit der einfachen Botschaft: „Strauß, schauen's, daß Ihnen was einfallt." — Am Abend gelangten die neuen Walzer — selbstverständlich als Composition Lanner's — zur Auf-

führung und fanden außerordentlichen Beifall. Dieser Umstand sowie seine in dasselbe Jahr fallende Verheirathung veranlaßten meinen Vater, sich selbstständig zu machen. Er organisirte vorerst ein Quintett, aber nach kaum Einem Jahre zählte sein Orchester bereits vierzehn Mann."

Wir baten Strauß, uns Etwas von seiner eigenen Jugend zu erzählen. „Daran," meinte er, „ist nicht viel Gutes. Der Vater war streng, oft hart; wir blieben aber nicht lange bei ihm. Ich und meine beiden jüngeren Brüder Josef und Eduard waren noch Knaben, als der Vater sich von unserer Mutter trennte, der wir nun überlassen blieben. Von einer sorgfältigen Erziehung konnte in so verstörtem Familienleben nicht die Rede sein. Zum Vater, der in einer anderen Vorstadt wohnte, kamen wir nur am Neujahrstag und an seinem Namenstag, um pflichtschuldigst zu gratuliren. Der Vater hat meine musikalische Carrière nicht gefördert, wie man annehmen könnte, sondern eigensinnig verhindert. Ich sollte der Musik fern bleiben und Techniker werden. Allein es ging mir genau so, wie früher ihm selbst, als er seinem Buchbindermeister entlief und Musiker wurde. Des Talentes, das ich vom Vater geerbt, fühlte ich mich sicher: so nahm ich denn muthig die Geige zur Hand und stellte mich an die Spitze eines kleinen Orchesters, mit dem ich im October 1844 meine ersten Walzer „beim Domeyer" in Hietzing producirte. Die Sachen machten unerwartetes Furore, aber mein Vater hat nichts davon gehört, nichts hören wollen." Ich fragte nach dem Titel jener ersten Walzerpartien; es waren die „Gunstwerber" und „Sinngedichte". Wir drei, Dumba, Herbeck und ich, mußten bekennen, nie davon gehört zu haben und sogar die etwas späteren, überaus reizenden „Johanniskäferl" und „Liebesgedichte" nur aus dem Clavierauszug zu kennen. Es überkam mich eine ganz zornige Aufregung: „Warum spielt man diese schönen Sachen nicht mehr, sobald sie zwei oder drei Jahre alt geworden sind? Und müssen erst Chinesen ein Concert geben, damit wir, wie heute, wieder einmal Etwas von Lanner und Alt-Strauß zu hören bekommen? Man kann in jedem beliebigen Badeort des Deutschen Reichs in einem Sommer mehr Strauß und Lanner hören, als hier in zehn Jahren. Einmal im Jahr wird allerdings ein „Strauß- und Lannerabend" in irgend einem Garten veranstaltet, wo man dann vor Gedränge sein Leben riskirt. Aber diese laute Stimme der Bevölkerung bleibt unbeachtet. Es bleibt bei dem einen Abend, an dem die Veranstalter sich mit der unbequemen Pflicht der Pietät abfinden, ungefähr wie die Friedhofbesucher am Allerseelentag. Es sollten aber in jedem Programm eines Wiener Garten-Concerts Alt-Strauß und Lanner wenigstens eine Nummer haben. In ihrer Art classisch, haben diese Tanzmusiken den Anspruch auf einen bleibenden Platz in unsern Garten- und Ballorchestern, so wie die Symphonien von Haydn, Mozart und Beethoven in unseren Philharmonie-Concerten. Seit vierzig Jahren sind ihre Walzer in Wien wie vertilgt und verwunschen. Das gilt auch, lieber Strauß, von den köstlichen Walzern aus Ihrer ersten Periode, die bei uns so verschollen sind, als stammten sie aus der Zeit Friedrichs des Großen. Es ist eine Schande!" Herbeck und Dumba gaben meiner etwas erregten Anklage Recht. Strauß machte zur Entschuldigung der Orchesterdirigenten nur geltend, daß die Musik-

verleger auf die Aufführung der so massenhaft producirten Novitäten dringen, und die Componisten erst recht. Mit dem Axiom „das Publicum will nur Neues", glaubt man das bessere Alte todtschlagen zu dürfen. In dieser Behauptung ist jedenfalls das „nur" falsch. Ich muß in meiner Erzählung um zwölf Jahre vorgreifen, um den schlagendsten Beweis dafür zu erbringen: das kleine Ballet „Wiener Walzer". Dieses harmlose Divertissement, das in Wien bereits an dreihundert Mal gegeben worden ist und seinen Siegeslauf durch halb Europa noch immer fortsetzt, — wem verdankt es diesen Erfolg? Den Fragmenten von Lanner und den beiden Strauß, aus welchen die ganze Musik zusammengesetzt ist! Die Leute können sich nicht satt hören an diesen reizenden alten Walzern, die sie eben nirgend anderswo zu hören bekommen. Aus dieser kostbaren Quelle ließe sich noch sehr viel mehr und besser schöpfen.

Herbeck kam abermals auf das Kapitel „Memoiren" zu sprechen: „Was mußt Du, unternehmender und verhätschelter Mann nicht Alles erlebt haben in jüngeren Jahren!" Strauß aber meinte: „In jungen Jahren habe ich's sehr toll getrieben, und das kann man nicht drucken lassen. Meine Frau (Henriette Treffz) hat einmal angefangen, meine Erlebnisse niederzuschreiben, ist aber nicht weit gekommen. Mein Petersburger Aufenthalt, der war freilich interessant genug; da habe ich mich so genial aufgeführt, daß die Polizei mich ausgewiesen hat und nur hohe Protection diesen Befehl annullirte. Davon will ich Euch vielleicht ein andermal erzählen. Mitternacht ist längst vorbei; wir wollen lieber nach Hause gehen!"

XXX.

Am 17. Januar 1874 wurde in Wien ein neues schmuckes Theater eröffnet: die „Komische Oper". Nach einem vielverheißenden Anfang hat sie allerhand Drangsale durchgemacht und nach wenigen Monaten ein schnelles Ende genommen. Trotzdem möchte ich der „Komischen Oper" hier mit einigen Worten gedenken; weil die einem wahren Kunstbedürfniß entsprungene Idee dieses Unternehmens mir unsterblich scheint und fruchtbringend über Wien hinaus für ganz Deutschland.

Mit der Eröffnung des neuen Hofoperntheaters im Jahre 1869 hatte Wien eins der prächtigsten Schauspielhäuser in Europa erhalten. Von imposanter Eignung für die großen Opern Meyerbeer's, Gounod's, Wagner's erwies es sich doch als zu groß für die Spieloper, das musikalische Lustspiel. Man hielt sich dieses Genre im neuen Opernhaus möglichst lang vom Leibe. Aber das Publicum sehnte sich bald danach, die angestrengten Sinne in den klaren Fluthen einfacher Musik zu laben. Man gab ihm zeitweilig den Fra Diavolo, die Weiße Frau, den Postillon. Der intime Reiz dieser heiteren Genrebilder versagte jedoch in den weiten Hallen. Da begann in einigen musikalischen Köpfen die Ueberzeugung aufzudämmern, daß in Wien eine eigene Unternehmung für die Komische Oper noth thue. Ich hatte längst und nachdrücklich dafür plaidirt. So thaten sich denn einige geschäftstüchtige und vermögende Kunstfreunde zusammen, bildeten eine Actiengesellschaft und bauten

ein neues Theater am Schottenring: Die „Komische Oper". Der Name empfahl sich als wörtliche Uebersetzung von „Opéra comique" und war in demselben Sinne zu verstehen, wie von jener berühmten Bühne, welche das musikalische Lustspiel vorzugsweise, aber nicht ausschließlich pflegt. Da man bei uns die strenge Clausulirung der französischen Theaterprivilegien nicht kennt, so durfte die „Komische Oper" in Wien ihr Repertoire noch viel weiter ausdehnen als ein Pariser: italienische Opern mit Recitativen (Barbier, Liebestrank ꝛc.) geben, sich den Luxus eines kleinen Ballets erlauben, nach Herzenslust von Grétry bis Lortzing, von Dittersdorf bis Donizetti sich ausbreiten. Die Wiener Komische Oper konnte unter glücklichen Verhältnissen allmälig zur Opéra comique von Deutschland werden.

Das neue Haus war mit vornehmer Eleganz errichtet, nicht zu groß, noch zu prachtvoll. Die Eröffnungsvorstellung, Rossini's „Barbier", erregte Jubel, Minnie Hauck, früher eine Zierde des Hofoperntheaters, sang die Rosina mit glänzender Virtuosität und natürlicher Heiterkeit. In Anton Erl (jetzt Mitglied der Dresdener Hofoper) war ein ausgezeichneter Almaviva gewonnen; Sohn und musikalisches Gegenstück des ehedem in Wien gefeierten Josef Erl, des Achilles unter den Heldentenoren. Da auch der schmucke, jugendliche Hermany als Figaro und der erprobte Baßbuffo Hölzl als Basilio ihr Bestes gaben und ein allgemeines Frohgefühl die ganze Aufführung belebte, so glänzte diese Eröffnungsvorstellung als ein sehr günstiges Omen. Nur zu bald jedoch ging es abwärts. Director Albin Swoboda, früher ein gefeierter Operettentenor, zeigte sich seinem neuen Amte nicht gewachsen. In kurzen Zwischenräumen folgten ihm nach einander mehrere Directoren ohne Namen und Autorität; sie konnten den Zusammensturz der so freudig begrüßten „Komischen Oper" nicht aufhalten. Vereinzelte Glanzpunkte brachten noch die Gastvorstellungen der Patti und der Lucca. Nachdem das Haus einige Zeit leer gestanden, erwarb es Franz Jauner und eröffnete es 1880 unter dem Titel „Ringtheater". Es sollte hauptsächlich das Volksstück und das Lustspiel pflegen, brachte aber doch eine interessante Opernvorstellung: Offenbach's nachgelassene Oper „Die Erzählungen von Hoffmann". Die erste Aufführung dieser Oper war auch die letzte — nicht bloß des Werkes, sondern des ganzen Theaters. Am nächsten Tage (den 8. December 1881) vernichtete eine furchtbare Feuersbrunst das schmucke Haus und zugleich eine große Anzahl Menschenleben. An den Wiederaufbau einer „Komischen Oper" war nach diesem Unglück nicht zu denken; es sollte keine „Fenice" aus ihrer Asche entstehen. Der entsetzliche Eindruck dieser Schreckensnacht wirkt heute noch so lähmend auf die Wiener Bevölkerung, daß kein Theater es gewagt hat, jene Oper Offenbach's trotz ihres großen Erfolges wieder aufzunehmen.

Ich hege noch immer die stille Hoffnung, es werde in günstigeren Zeiten eine eigene Opéra comique in Wien wieder erstehen und in den großen Deutschen Residenzen Nacheiferung wecken. Das Princip der Arbeitstheilung, das in Wissenschaft, Kunst und Industrie unser modernes Leben durchdringt, verlangt auch im Theaterwesen sein Recht. Eine Bühne, die wie das Wiener Hofoperntheater auf die glänzende Repräsentation der großen Oper angewiesen

ist, kann unmöglich die Spieloper in gleicher Ausdehnung und mit gleichem Erfolge pflegen. Selbst wenn sie es wollte; ihre Mittel würden den Dienst versagen. Die Sänger der Großen Oper, hauptsächlich mit Rücksicht auf starke ausdauernde Stimmen und leidenschaftlichen Gesangsvortrag ausgewählt, sind in der Regel ungeeignet für die leichte Conversationsoper; sie werden es von Jahr zu Jahr mehr in dem Maße, als die musikalische Tragödie immer entschiedener Alleinherrscherin wird. Nur in einem eigenen, stabilen Theater können sich Specialitäten für die komische Oper ausbilden; ein Stil, eine Schule des Singens und Spielens in diesem Kunstfache. Ohne die Opéra comique in Paris wären viele der reizendsten Talente niemals zur Entfaltung gekommen, wahrscheinlich hätten sie zeitlebens sich als Nebenfiguren in der Großen Oper gefristet. So verkümmern zur Stunde in Deutschland zahlreiche Künstler, welche durch die Natur ihrer Stimme und ihres Talents für die Spieloper geschaffen sind, sich aber zu mittelmäßigen Wagnersängern hinaufschrauben, weil sie nur in diesem Fach eine Carrière zu hoffen haben. Ist wieder einmal eine eigene „Komische Oper" auf solider Basis eröffnet, so dürften Talente dieser Art aus ganz Deutschland ihr zuströmen und sich zur Meisterschaft entfalten. Und gerade so, wie jeder jugendliche Gesangsdebutant sich unbedenklich der Großen Oper widmet, so componirt in Deutschland fast jeder Musiker, dem „etwas einfällt" oder auch nichts einfällt, heroische oder tragische Opern. Wo sollte er auch eine komische Oper zur Aufführung anbringen? Und ist sie angebracht, welch' kurze, zweifelhafte Laufbahn steht ihr weiter noch in Aussicht? In Paris ist es ganz anders; das Bedürfniß nach Novitäten für die Opéra comique und für das Théâtre Lyrique hält die Production in Fluß, und die bloße Existenz dieser Bühnen hat manchen Componisten, dessen anmuthiges Talent an einem tragischen Stoff zerschellt wäre, dem heiteren Genre und damit einem glücklichen Wirkungskreis zugeführt. Die Wiederaufrichtung einer eigenen „Komischen Oper" würde die erschreckende Sterilität des musikalischen Lustspiels in Deutschland allmälig heilen und den kräftigsten Hebel bilden für die Composition neuer komischer Opern.

XXXI.

Mit der „Komischen Oper" ging auch ihr erster Stern, Minnie Hauck, für Wien verloren. Sie hat seither als Gast in der ganzen Welt mit großem Erfolg gesungen, deutsch, italienisch, englisch. Durch ihr Naturell, ihre Erscheinung und ihre Stimme für die heitere Oper geschaffen, ging sie aber bald ins tragische Rollenfach über, und die reizende Zerline, Angela, Madelaine suchte nunmehr als Julie, Gretchen, Selica, Leonore zu glänzen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Künstler beiderlei Geschlechts, welche in heiteren und komischen Partien Ausgezeichnetes leisten, sich „eigentlich" für das Tragische prädestinirt halten. Als ich einmal Adelina Patti bei einem ihrer späteren Gastspiele in Wien bat, sie möchte doch wieder die Zerline in Don Juan singen, antwortete sie mir etwas piquirt: „Ich möchte in Don Juan nur als Donna Anna auftreten; ich bin keine Buffa." So ist uns denn auch Minnie

Hauck nach einigen Jahren als seriöse Primadonna wiedergekehrt, ohne den gleichen Erfolg, wie ehedem in der komischen Oper zu erzielen. Ihr vollwangig blühendes Gesicht, ihr stets lächelnder Mund, ihre schelmisch zwinkernden grauen Augen, zwischen denen ein kleinwinziges Stumpfnäschen nistete, — das hatte sich nur zu zeigen gebraucht, um das Publicum fröhlich zu stimmen. Aber solch lustigen Stumpfnäschen glaubt man nur mit Anstrengung große Schicksale und tragische Empfindungen. In den halbernsten Charakterbildern der neueren Opéra comique, insbesondere Carmen und Manon, hat Minnie Hauck noch in jüngster Zeit große Erfolge gehabt. Ich gedenke ihrer gern, der reizenden Künstlerin und guten Freundin, die noch kein Jahr vergehen ließ, ohne aus fernen Himmelsstrichen, aus England und Frankreich, aus Nord- und Südamerika einen Neujahrswunsch an mich abzusenden.

Ihre Nachfolgerin im Hofoperntheater war eine junge Mailänderin, Emilia Tagliana. Ihre Stimme, zu schwach, um tragischen Versuchungen ausgesetzt zu sein, war vortrefflich geschult und besaß eine leicht ansprechende, ungewöhnliche Höhe. Dabei war Emilia das zierlichste Persönchen und wirkte mit dem ganzen einschmeichelnden Zauber ihres italienischen Naturells. In einem renommirten Wiener Pensionat erzogen, brauchte sie wenig Mühe, sich des Deutschen bald vollkommen zu bemächtigen. Ihren Vorsteherinnen, zwei frommen alten Damen, verursachte es einen kleinen Schrecken, Emilia als Opernsängerin nach Wien zurückkehren zu sehen. Sie schenkten ihr Zschokke's „Stunden der Andacht" mit der dringenden Bitte, ja täglich darin zu lesen. Zwischen Weinen und Lachen erzählte mir die Arme, wie sie diese Lectüre wiederholt angefangen, aber durchaus nicht hinunterbringen könne. Es sei zu langweilig. „Hätten sie mir doch lieber eine Zither geschenkt!" So schwer sie in den „Stunden der Andacht" fortkam, so schnell und gern lernte sie Musik. In einem Tage eine neue Rolle zu studiren, war ihr ein Leichtes, und sie mit ihr a vista durchzulesen, ein Vergnügen. Diese starke musikalische Anlage und rasche Auffassung theilte sie mit Minnie Hauck. In graziösen Rollen, die wenig Kraft, aber eine flüssige Coloratur und liebenswürdige Repräsentation erheischen, ist die Tagliana kaum von einer ihrer Nachfolgerinnen erreicht worden. Es war ein Entzücken, sie als Pagen im „Ballo in maschera" zu sehen. Das wußte Niemand besser, als der Maler Hans Makart, der sie häufig besuchte und unabläßig schweigend anschaute, wie das sein fachmännisches gutes Recht war. Was Geschwätzigkeit betrifft, bedeutete Makart bekanntlich den Moltke unter den Malern. So sehr die Bewunderung des berühmten Malers Emilien schmeichelte, sein gespenstisches Stillschweigen brachte sie oft in Verzweiflung. Mir selbst ging es nicht besser, als die Tagliana einmal, zur Feier ihres Geburtstages, mich mit Makart zum Mittagessen einlud und ich, als sein Tischnachbar, mich vergebens bemühte, ihn zum Reden zu bringen. Ich hatte den Versuch schon aufgegeben, als mir beim Auftragen des Desserts eine Weintraube die Idee gab, Makart um seine Ansicht über die bekannte Anekdote von dem griechischen Maler Zeuxis zu fragen. Er theilte vollkommen meinen Unglauben in dieser Sache. „Ich selbst," fügte er hinzu, „habe die Probe gemacht, ein paar der schönsten blauen Trauben auf

Leinwand gemalt und in meinem Garten aufgehängt. Kein einziger Vogel hat im Laufe des ganzen Sommers daran gepickt. Bei Thieren ist das Geruchsorgan entscheidend. Sie riechen, ob etwas lebendig oder bloß gemalt sei. Auch bellt ein Hund ebenso wenig einen gemalten Hund an, als sich selbst im Spiegel." Ich habe Makart weder früher noch später so viel zusammenhängend sprechen hören und freute mich, daß es obendrein etwas Belehrendes gewesen. Seine Bewunderung für unsere liebenswürdige Freundin hat leider in dem von ihm gemalten Porträt keinen ebenbürtigen Ausdruck gefunden. Das Bildniß, ein lebensgroßes Kniestück im Carmen-Costüm, zeigt wenig von dem lebendigen Reiz des Originals. Emilia Tagliana ist nach einigen Jahren zur Berliner Hofoper übergetreten und von dort in den heiligen Ehestand mit einem Advocaten in Mailand.

Der „Komischen Oper" gebührt auch der Ruhm, Pauline Lucca, die in Wien Aufgewachsene, jedoch dem Wiener beinahe Fremdgebliebene, ihrer Vaterstadt wiedergewonnen zu haben. Als ganz junges Mädchen war Pauline Lucca am Hofoperntheater als Choristin und dann für kleine Rollen engagirt gewesen: der zweite Knabe in der Zauberflöte, die Brautjungfer im Freischütz, das waren damals die Gipfel ihrer künstlerischen Thätigkeit. Ich bewahre noch als Curiosität eine alte „Freischütz"-Kritik vom Jahre 1859, welche mit der bescheidenen Interpellation schließt, ob denn die Direction nicht versuchen möchte, die stimmbegabte und anmuthige Sängerin des Brautjungfernliedes, Fräulein Lucca, einmal mit einer etwas größeren Partie zu betrauen? Meine Interpellation blieb ebenso unbeachtet wie das flehentliche Bitten der jungen Anfängerin. Ihre Stimme klang dem Director nicht stark genug. Um sich in größeren Aufgaben versuchen zu können, nahm sie ein Engagement in Olmütz, dann in Prag an. Hier machte die Lucca — vor einigen Monaten noch „Zauberflöten-Knabe" — Furore als Norma und wurde von Herrn von Hülsen, der ihretwegen nach Prag gereist war, als Primadonna für die Berliner Hofoper gewonnen. Es ist nicht das erste Talent, welches das scharfe Auge dieses Intendanten aus dem Dunkel emporgezogen hat. „Nach meiner Ueberzeugung," sagte mir einmal Herr von Hülsen, „muß der Director einer großen Bühne mindestens ebenso viel Zeit im Eisenbahnwaggon als am Schreibtisch zubringen." Und seine Resultate gaben ihm Recht. In Berlin blieb Pauline Lucca von 1861 durch elf Jahre der gefeierte und verhätschelte Liebling des Publicums. Trotzdem zerriß sie ihren Contract, um nach Amerika zu gehen. Von dort kam sie nach zweijährigem Wanderleben als Baronin Wallhofen nach Wien, zu einem Gastspiel in der „Komischen Oper". Hier lernten wir sie eigentlich erst kennen, als vollendete Künstlerin. Ihre folgenden Gastspiele am Hofoperntheater gediehen allmälig zu einem beinahe festen Verband mit dieser Bühne. Die Lucca fand hier ein verständnißvolles und begeistertes Publicum. Leider bewegte sich zuletzt ihre Thätigkeit nur noch in einem engen Kreis bekannter Rollen, — vielleicht nicht durch ihre Schuld. Das Publicum, das die Lucca immer nur als Frau Fluth, Katharina, Carmen und Despina zu hören bekam, verlor endlich etwas von dem ursprünglichen Interesse an diesen Opern. Sobald aber die Künstlerin ihren Einfluß im

Abnehmen wähnte, entschloß sie sich sofort und unwiderruflich zur Abdankung. Niemand im Publicum ahnte, daß sie (als Carmen) am 12. Januar 1889 zum letzten Male die Bühne betreten hatte. Sie lehnte jede „Abschiedsvorstellung" ab und empfahl sich ohne Adieu, auf Holländisch. Die Lucca ist jederzeit unberechenbar gewesen. Wie oft hatte sie bei früheren Gastspielen geäußert, sie beschließe damit für immer ihre Bühnenlaufbahn — und dann sang sie, zu Aller Freude, noch ein zweites, drittes, zehntes Jahr! Und nun, da man sie für lange festgehalten wähnt, schleicht sie sich still und unerbittlich davon. Ihr rastloser Geist und Thätigkeitsdrang verträgt aber kein müßiges Ausruhen. Der alte Wahlspruch „Rast' ich, so rost' ich", er könnte unter ihrem Wappen stehen. Sie gründet eine Privatgesangschule in ihrem Hause, errichtet eine kleine Bühne in ihrer Villa in Gmunden und erzieht nun junge Opernsängerinnen mit demselben Eifer, mit welchem sie früher selbst gesungen. So haben wir, wenn uns schon die Sängerin verloren gehen sollte, doch die im persönlichen Verkehr so geistvolle und originelle Frau in Wien behalten, das belebende Element eines jeden Kreises, den sie betritt. Ihr gegen alle Bühnengewohnheit gänzlich stilles Ausscheiden aus dem Hofoperntheater erklärt es, daß auch die Zeitungen ihr keine Abschiedsfeier bereiten, keinen Rückblick auf ihre lange, ruhmvolle Thätigkeit werfen konnten. In unserem Gedächtniß leben die Leistungen der Lucca nichtsdestoweniger unverlöschlich fort.

Wer die Lucca in den „Lustigen Weibern von Windsor" gehört, der kennt ihr Talent vielleicht von der eigenthümlichsten und anmuthigsten Seite. Zwar genoß sie keines geringeren Ruhmes in tragischen Partien, legte auch wohl größeren Werth darauf. Aber gerade solche Lustspielfiguren quollen aus ihrer innersten Natur und repräsentirten ihre reizendste Eigenthümlichkeit. Diese Frau Fluth ist im Grunde recht unbedeutend, dramatisch wie musikalisch. Welches Leben aber ein geniales Naturell einer solchen Rolle einzuströmen vermag, und durch diese Rolle dem ganzen Stück, das zeigte uns die Lucca. Sie wußte einen Reichthum von ganz neuen Zügen hineinzulegen oder herauszufinden; das kam aber Alles so ungesucht und selbstverständlich heraus, als könnte es gar nicht anders gespielt werden. Das ist der Segen der Ursprünglichkeit, des erfinderischen Talentes in einer starken Natur, die ihren sicheren künstlerischen Instinct gewähren lassen darf. In der vollkommenen Natürlichkeit der Rede, die selbst den Anstrich des Nachlässigen, Hausbackenen nicht scheut, wo er hinpaßt, in der ganz eigenartigen Verschmelzung von kindlichem und herbem Ausdruck erinnerte mich Frau Lucca an die geniale Hedwig Raabe. Durch die Lucca war ohne Frage ein neuer, wohlthätiger Impuls in unser Opernwesen gerathen. Nicht der Zauberklang einer hinreißend schönen Stimme, nicht die vollendete Gesangsbravour einer Patti oder Artôt, — hier siegte ein urwüchsiges Talent, das jede Aufgabe, von der Totalauffassung bis herab ins feinste Detail, leuchtend durchzog. Die Lucca war eminent dramatische Sängerin, war es mitunter auch dort, wo sie es nicht sein sollte: im Liedervortrag. Die dramatische Anschaulichkeit und der leidenschaftliche Nachdruck, womit sie z. B. Mozart's „Veilchen" vortrug, fällt mir hier ein. Das klang, als sei nicht ein Veilchen, sondern die junge Schäferin selbst zertreten

worden. Die Leistungen der Lucca und ihr Erfolg stiegen mit jedem Abend. Man wurde bald inne, daß von dieser genialen Natur immer etwas Eigenthümliches zu erwarten sei, daß die Lucca es gewiß anders machen werde als Andere. Das reizt den Antheil selbst des blasirten Opernbesuchers und läßt die Neugierde nicht ruhen. Mitunter verleitet auch die sich bewußte Originalität zu irgend einem Wagniß, das uns mehr interessirt als überzeugt und befriedigt. In tragischen Partien, wie Selica, Leonore und andere hatte das Organ der Lucca in letzter Zeit einen zu großen Kraftaufwand zu bestreiten. Auch fand ihre Neigung zu breiter, nachdrücklicher Behandlung der Phrase und Verzögerung des Tempos ein gefährlich weites Feld gerade in der Großen Oper. Sie wurde da manchmal schleppend und forcirt. Jede ihrer hochdramatischen Rollen sprühten Funken und Blitze; zeitweilig gab es auch ein Leuchten ohne innere Wärme. Die letzten Schöpfungen der Lucca waren die „Gioconda" von Ponchielli, Hermosa in Gounod's „Tribut von Zamora" und Ximene im „Cid" von Massenet. Alle drei Opern hat die Lucca, und sie allein, interessant gemacht und eine Zeit lang am Leben erhalten. —

XXXII.

„Le mois d'avril c'est une fille de quatorze ans," sagt Balzac irgendwo. Meine Schwärmerei für vierzehnjährige Mädchen (die nichts davon erfuhren), hat sich seit meinen Studentenjahren beruhigt, — der Zauber des Aprils ist geblieben. Wenn die Fliederbüsche die ersten blauen Spitzen ansetzen, ein Schimmer von Grün über den Wiesen leuchtet und balsamisch linde Lüfte uns den Frühling vorlügen, da wird mir heute noch das Herz so weit und sehnsuchtstrunken, wie in der Jugendzeit. Es zieht mich gewaltsam ins Freie, ich möchte reisen, reisen, wo immer hin! Im April 1875 traf es sich prächtig, daß die Neugierde des musikalischen Publicums allerwärts auf die neu eröffnete Große Oper in Paris gerichtet war. Man erzählte Wunderdinge davon, und die Herausgeber der „Neuen Freien Presse" waren es zufrieden, daß ich ihren Lesern von diesen Wunderdingen berichte. Auf der Hinreise verweilte ich in Straßburg, wo mir Wilhelm Scherer den Abend und den folgenden halben Tag schenkte. Scherer, früher mein College als Professor an der Wiener Universität, lehrte seit Kurzem an der Straßburger Hochschule. Noch immer derselbe frische, anregende Feuergeist! Nur viel angenehmer im Verkehr, als in seinen Jugendjahren. Ich erinnere mich, wie eines Abends Ernst von Teschenberg, damals Redacteur der „Wiener Zeitung", den jungen Studenten in unsere Abendgesellschaft brachte[1]). Scherer war damals

[1]) Teschenberg, ein hochbegabter, überaus liebenswürdiger Mann, wurde später Hofrath im Ministerium des Aeußeren. Er starb als „außerordentlicher bevollmächtigter Gesandter", noch jung an Jahren, 1886 in Wien. Mit Scherer war er innig befreundet. „Der Tod Teschenberg's," schrieb mir Scherer am 20. März 1886 aus Berlin, „wird Ihnen auch nahe gegangen sein. Für mich hängt an ihm die Erinnerung meines ersten Berliner Semesters — jetzt vor sechsundzwanzig Jahren! Es stand mir damals kaum Jemand näher als er, und spätere Entfremdung verdunkelt mir das Andenken seiner Zeit nicht im geringsten."

schon von einer fast unheimlichen Gelehrsamkeit, und nach Art sehr talentvoller junger Leute davon förmlich besessen. Ein Wort über die Burgtheater-Aufführung von „Nathan dem Weisen" genügte, um alle Schleusen seiner erstaunlichen Literaturkenntniß zu öffnen; er sprach über die Quellen des Nathanstoffs, citirte alle Jahreszahlen, verglich und corrigirte die Lessingausgaben von Danzel und Guhrauer, die Lessingbiographien von Stahr und Düntzer, und das Alles in immer gleichem schnellsten Redefluß, so daß wir ihm erstaunt, aber etwas erkältet zuhörten. Der junge Mann machte mir damals den Eindruck eines verfrühten Büchergelehrten und Pedanten, den das Studiren um seine Jugend betrogen habe. Ich täuschte mich; Scherer's Jugend, die nur in den ersten Jahren seines Strebens wie verschüttet lag, sprudelte unversehrt und doppelt frisch wieder an die Oberfläche, sobald er Amt und Anerkennung als sicheren Boden unter den Füßen fühlte. Ich fand ihn schon in Straßburg viel heiterer und bücherstaubfreier als ehedem in Wien. Als ihn später gar die Liebe packte und er Bräutigam und Gatte einer anmuthigen Sängerin geworden war, da prangte er wie ein Baum in voller Blüthe. Die Pedanterie war abgeschüttelt, der geistreiche Gelehrte erfreute und fesselte nun auch Nichtgelehrte durch seine lebendige Empfänglichkeit für Alles, was das Leben Schönes und Gutes bietet. Scherer machte mir in Straßburg mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit den Cicerone, führte mich in den Dom, auf die Universität, zu Goethe's Wohnhaus auf dem Fischmarkt. Er freute sich des Jubels, womit ich jeden Reichsadler auf den Gebäuden der wieder deutsch gewordenen Stadt begrüßte. Er lebte ganz in literarischen Studien; die Tonkunst stand ihm ferner. Als Nichtmusiker maßte er sich darüber kein Urtheil an; aber von seinem Standpunkt, dem der deutschen Sprache und Dichtkunst, eiferte er heftig gegen Richard Wagner. Der „Ring des Nibelungen" war ihm ein Greuel, und als wir von Wagner's „Tristan und Isolde" sprachen, äußerte Scherer, er wolle sich einmal „ex officio des armen verballhornten Gottfried von Straßburg annehmen". Fast wörtlich that er gegen mich die Aeußerung, die ich ein Jahr später in der „Deutschen Rundschau" von ihm las: daß er sich freue, „überall noch Leute anzutreffen, die nicht zur Bayreuther Religion gehören, die mit Lessing nach der Begrenzung der Künste streben, statt nach ihrer Vermischung, welche Sinn und Verstand für ein unentbehrliches Ingrediens der Poesie halten und welche die Sprache Lessing's und Goethe's nicht zum Lallen und Blöken herabdrücken wollen"[1]). Als ich auf dem Straßburger Bahnhof von Scherer Abschied nahm, ahnte ich nicht, daß wir ihn so bald, im kräftigsten Mannesalter, verlieren würden. Auf seine riesige Arbeitskraft vertrauend, scheint er schließlich ihr doch zu viel zugemuthet, zu viel abgezwungen zu haben. Im rastlosen Dienst der Wissenschaft hat er sich aufgerieben[2]). —

In Paris genoß ich das Glück eines herrlichen Vorfrühlings. Paris ist niemals schöner, als wenn im Park Monceau die Kastanien ausschlagen und

[1]) Deutsche Rundschau, 1876, Bd. IX, S. 317.

[2]) Er starb am 6. August 1886.

der Flieder blüht. Ich schwelgte in den von fröhlichen Menschen belebten Gärten und in dem herrlichen Grün der Umgebung. Einen düstern Contrast dazu bildeten die Ruinen, welche von den Schrecken der Belagerung und der Raserei der Commune erzählten. Die Tuilerien, der oberste Rechnungshof, das herrliche Schloß von Saint-Cloud, — lauter Brandstätten! Im Publicum gewahrte ich wenig Niedergeschlagenheit und gar keine Theilnahme am Schicksal Napoleon's. Der Deutschenhaß hatte an Heftigkeit etwas abgenommen. Als ich mit Stephen Heller in seinem Lieblingsrestaurant bei der „Mère Morel" nächst der Opéra comique speiste, war ich erstaunt, daß er meine französisch begonnene Conversation deutsch fortsetzte. „Nehmen Sie keinen Anstand, hier deutsch zu sprechen?" — „Vor drei Jahren," antwortete er, „hätte ich's nicht gewagt; jetzt braucht man sich nicht mehr zu geniren."

Von Heine, der in gesunden Tagen dort ein häufiger Gast gewesen, erzählte mir Heller manchen drolligen Zug. Heine nahm unmäßig viel Senf zu jeder Speise. „Sehen Sie," erklärte er dem erstaunten Heller, „mit viel Senf kann ich Alles vertragen, — ich glaube sogar Musik."

Stephen Heller gehört zu den Personen, an die ich mit besonderer Wehmuth und Innigkeit zurückdenke. Er war im persönlichen Verkehr ein feiner, vornehmer Geist, wie in seinen Compositionen. Diese zeigen eine Chopin verwandte Natur, erinnern auch mitunter an Schumann, welcher der Erste gewesen, der das Talent des jungen, nach Paris verschlagenen Ungarn erkannt und ans Licht gezogen hat. Heller ist als Tondichter stets in dem engen Rahmen von Clavieretuden, Präludien, Charakterstücken verblieben. In dieser Begrenzung offenbarte er jedoch eine reiche, bewegliche Phantasie, originellen Geist und zarte Empfindung. Ich möchte ihn den Meissonier unter den Claviercomponisten nennen. Er ist von unseren concertgebenden Virtuosen schmählich ignorirt worden. Viel zu stolz, um zu klagen, konnte er gegen mich doch die bittere Empfindung nicht verhehlen, sich immer mehr ins Dunkel zurückgedrängt zu sehen. Seine Erscheinung hatte etwas Aristokratisches und zugleich unendlich Weiches. Die langen grauen Haare umrahmten ein fein geschnittenes Gesicht, aus dem zwei große blaue Augen träumerisch hervorblickten. Als ich ihn kennen lernte, war er nicht mehr in der Mode und schien sich mitunter knapp behelfen zu müssen. Er gab Unterricht, aber nur an sehr talentvolle Schüler, und die sind nicht eben häufig. Daß ihm das Unterrichtgeben eine Last war, wird dem Poeten Niemand verübeln. „Hat er keine Stunden?" fragte ich einmal den alten Fétis, als dieser das unzureichende Einkommen Heller's erwähnte. „Oui, — il a quelques leçons, qu'il ne donne pas", lautete die malitiöse Antwort. Niemand hat aus Heller's Munde je ein Wort des Neides oder der Gehässigkeit gegen glücklichere Collegen vernommen. Auf einem Spaziergang mit ihm blieb ich einmal bewundernd vor einer herrlichen Villa stehen. „Wer ist denn der glückliche Besitzer?" — „Ich weiß es nicht," antwortete Heller, „aber glücklich ist er gewiß nicht. Verlassen Sie sich darauf! Wenn ich an so einem Prachthaus mit Garten vorbeikomme, denke ich mir immer: der Mann leidet ganz gewiß an der Gicht oder am Magenkrebs, oder er hat ungerathene

Kinder, oder seine Frau ist ihm untreu — mit dem möchte ich doch nicht tauschen."

Heller war einer der sehr wenigen Menschen, mit denen Berlioz in seinen letzten verbitterten und vereinsamten Jahren vertrauensvoll verkehrte. Sie trafen sich fast jeden Abend in dem Hause Berthold Damcke's, der, ein geborener Hannoveraner, verschiedene Dirigentenposten in Deutschland innegehabt hatte, seit 1840 aber als musikalischer Schriftsteller in Paris lebte. Bei Damcke und seiner liebenswürdigen Frau waren außer Berlioz und Heller noch der Musikhistoriker J. d'Ortigue, der Kritiker Léon Kreuzer und andere tägliche Gäste. Da wurde in ungezwungenster Weise geplaudert, kritisirt, musicirt. Von Heller's Erzählungen aus diesem — jetzt auch durch den Tod aller Genossen gesprengten — Kreise möchte ich folgende kleine Scene mittheilen. Nahe bei Damcke's Hause, Rue Musard, war auf dem Trottoir ein besonders weißer, großer Pflasterstein eingekeilt. Auf diesen Stein stellte sich Berlioz jeden Abend, wenn er von Damcke mit Heller heimging, um letzterem Gute Nacht zu sagen. Eines Abends, kurz vor Berlioz' letzter Krankheit, trennten sich die beiden Freunde eilig, denn es war kalt, und ein dicker gelber Nebel lag auf den Straßen. Sie waren schon zehn Schritte entfernt, als Berlioz laut rief: „Heller! Heller! Wo sind Sie? Kommen Sie zurück! Ich habe Ihnen noch nicht auf dem weißen Steine Gute Nacht gesagt." Die Beiden finden einander wieder und suchen nun bei stockfinsterer Nacht den unentbehrlichen Pflasterstein. Heller zieht seine Zündhölzchen hervor, aber keines will brennen in der feuchten Nachtluft. Berlioz und Heller kriechen nun auf allen Vieren auf dem Trottoir, bis ihnen endlich das verwitterte Weiß entgegenschimmert. Berlioz setzt sehr ernsthaft den Fuß auf den edlen Stein und ruft: „Gott sei gelobt! ich stehe nun darauf, — nun Gute Nacht!" Es war sein letztes „Gute Nacht" auf dem weißen Steine. Berlioz starb im März 1869. Stephen Heller selbst hat sein Leben traurig zu Ende geführt. Dürftig und fast gänzlich erblindet ist der liebenswürdige Mensch und vornehme Künstler 1888 in Paris gestorben. —

Ein prächtiger, trefflicher Mensch, aber von ganz anderem Schlage, war Léon Délibes. Sehr groß, etwas ungeschlacht, stark geröthet, immer heiter und naiv, — der richtige „bon garçon". Er überstürzte sich vor lauter Eifer im Denken und noch mehr im Sprechen. Man erreichte ihn noch etwas umständlicher als Offenbach, der vier Treppen hoch thronte. Délibes wohnte im fünften Stockwerk eines großen Hauses der Rue Rivoli; die blühenden Kastanien-Alleen und grünen Rasenplätze lagen weithin ausgestreckt vor seinen Blicken. Mit Stolz zeigte er schwindelfreien Besuchern die Aussicht von seinem Balkon. In seinen graziösen Balletten, seiner liebenswürdigen komischen Oper „Le roi l'a dit", ist er der unverkennbare Nachfolger Auber's und Adam's, Pariser durch und durch. Dabei aber, merkwürdig genug, erwuchs er zum eifrigen Wagnerianer. Das Eindringen Wagner's in die französische Musik, oder, vorläufig wenigstens, in die französischen Musiker, konnte ich sehr genau wahrnehmen. Daß ein dürres, reflectirtes Talent wie Ernest Reyer (der aus Deutschthümelei sogar seinem französischen Namen Rey die deutsche Endsilbe angehängt), sich auf die Nachahmung Wagner's werfen und einen Nibe-

lungenstoff („Sigurd") componiren würde, das konnte Niemanden wundern. Aber daß ich bei dem Ballet beherrschenden Délibes, ja sogar bei dem Operettencomponisten Lecoq („La fille de Madame Angot") Wagner'sche Partituren würde aufgeschlagen finden, das hatte ich doch nicht erwartet. Wagner'scher Einfluß waltet heute allenthalben; aber nur völlig talentlose junge Componisten (leider zumeist in unserem Vaterlande) adoptiren blindlings sein System und copiren seinen Stil. Tondichter, welche Talent und eigene Ideen haben, wie Délibes, Gounod und Massenet, lernen von Wagner, was sie brauchen können, insbesondere für die Instrumentirung; sie studiren ihn, aber gleichzeitig als abschreckendes Beispiel, wie man's nicht machen soll. Sie opfern ihm nicht ihre Individualität und nicht den Geist ihrer Nation.

Délibes hatte eben ein neues Ballet in der Arbeit, das er nach Tasso's Schäfergedicht „Aminta" nennen wollte, später aber „Sylvia" taufte. Er war ganz Feuer und Flamme, als er mir den fertigen ersten Act auf seinem Clavier vortrommelte. Ich habe ihn später noch in Wien gesehen, als seine Oper „Jean de Nivelles" da zur Aufführung kam. Er setzte großes Vertrauen auf Wien, wo seine Oper „Le roi l'a dit" zahlreiche Wiederholungen erlebt hat, während sie in Paris rasch verschwunden war. Leider errang sein „Jean de Nivelles" bei uns nur einen Achtungserfolg; eine Schätzung, die ich nicht anfechten konnte, aber um des liebenswürdigen Componisten willen aufrichtig bedauert habe. Délibes starb nach ganz kurzer Krankheit, fast plötzlich im Jahre 1891. Sein früher Tod bedeutet einen Verlust für Frankreich, das an talentvollen jüngeren Componisten keinen Ueberfluß hat.

Gounod, den ich von früher her kannte, nahm mich sehr herzlich auf. Er hatte eben seine Oper „Polyeucte" vollendet und sang mir mit großer Begeisterung Einiges daraus vor. Wie die meisten Künstler, so hielt auch Gounod sein jüngstes Werk immer für sein bestes. Er hat ganz kurz vor seinem Tode im October 1893 gegen einen Freund die Ueberzeugung ausgesprochen, für seinen „Polyeucte", der 1878 rasch von der Bühne verschwunden war, stehe die Zeit gerechter Würdigung noch bevor. Ein Glück für Gounod, daß er den Trost dieser Selbsttäuschung mit ins Grab genommen. Seine schwärmerisch religiöse Richtung hatte ihm in Corneille's „Polyeucte" den lang ersehnten Stoff geoffenbart, aus dem er „un œuvre apostolique" schaffen könne. In der That ist das Werk eine Mischung von weltlicher und geistlicher Oper geworden und konnte nach keiner Seite voll befriedigen. Noch hatten die Proben zu „Polyeucte" nicht begonnen, als Gounod bereits eifrig an einer neuen Oper arbeitete, deren religiöse Richtung gleichfalls in dem Stoff vorangedeutet liegt: „Abélard". Ich erschrak nicht wenig über die Wahl dieses bedenklichen Themas; aber Gounod stürmte mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit gegen alle meine Bedenken an. Das bewegende dramatische Motiv im „Polyeucte" sei der Märtyrertod für den Glauben, die Verklärung des Christenthums; im „Abélard": Kampf der echten religiösen Ueberzeugung gegen starre Unduldsamkeit. Die Oper ist unvollendet geblieben. Gounod konnte in der Conversation bezaubernd sein. Wie gern folgte man seiner raschen, lebhaften Rede, die mit Vorliebe von künstlerischen Selbstbekenntnissen

zu allgemeinen Maximen aufstieg. Die leichte Selbstbespiegelung des Redners störte nicht, weil das sich spiegelnde Antlitz wirklich so anziehend war. Auch diesen geistvollen Künstler, dessen „Faust“ und „Romeo“ zu den Perlen des neueren französischen Repertoires gehören, werde ich nicht wiedersehen!

Viele gemüthliche Stunden verbrachte ich im Hause Friedrich Szarvady's, der mir bei jedem meiner Pariser Besuche dieselbe treue Freundschaft bewies. Ein Abend im Gespräch mit ihm und im Vierhändigspiel mit seiner Frau wog mir alle Theater auf, so sehr mich diese jederzeit anzogen. Szarvady führte mich auch zu Alexander Dumas, dem bedeutenderen Sohn des berühmten Vaters. Ich war erstaunt, beide Wände seines Stiegenhauses von oben bis unten mit Gemälden behängt zu sehen, desgleichen das Vorzimmer. Dumas ist ein großer Bilderfreund und Sammler; aber die Liebe für seine Gemälde entbehrt nicht ganz der praktischen Seite. „Sehen Sie,“ erklärte er, „da hängen viele Stücke von noch unberühmten jungen Malern; ich habe sie sehr billig gekauft; in zehn, zwanzig Jahren werden sie wahrscheinlich hoch im Preise stehen.“ Dumas zeigte uns mit besonderem Behagen ein Genrebild, das mir unfertig schien und in der Kühnheit seiner Zeichnung bis zur Verzerrung übertrieben. „Sie haben Recht,“ meinte Dumas, „aber gerade dieses Bild ist mit all seinen Fehlern das eigenthümlichste dieses Malers; es ist sein hohes C (son ut de poitrine). Ich habe vollkommenere Bilder dieses Meisters, aber ein hohes C schlägt er doch nur in diesem an.“ Mit lebhafter Beredtsamkeit entwickelte er gegen Szarvady den Plan seines neuesten, noch unvollendeten Schauspiels, dessen bewußte Tendenz den gesellschaftlichen Vorurtheilen in Betreff unschuldig verführter Mädchen entgegentreten solle. Der sittliche Eifer, womit Dumas seine Productionen zielbewußt in den Dienst moralischer Ideen stellt, seine Absicht, Vorurtheile zu beseitigen, das Loos Unterdrückter und Verkannter zu verbessern, gewann ihm meine lebhafteste Sympathie und Achtung. Ich hatte noch einmal das Vergnügen, mit ihm zusammenzukommen; bei dem sogenannten „Diner Bixio“. Ein Kreis von Freunden, an deren Spitze der verstorbene italienische Staatsmann Bixio gestanden, war übereingekommen, am ersten Freitag in jedem Monat sich bei einem zwanglosen Mahle zusammenzufinden. Zu den ersten Theilnehmern hatten die Dichter Alexander Dumas Vater, Merimée, Sainte-Beuve, Villemot, Ponsard, der Maler Delacroix, der Componist Halévy gehört. Jedes Mitglied besaß das Recht, einen Gast einzuführen. Szarvady, die Seele und zugleich der Oberregisseur dieses zwanzig Personen umfassenden Symposions, führte mich, der ich glücklicherweise am ersten Freitag des Monats Mai noch anwesend war, in diese Gesellschaft bei Brébant ein. Es waren unter Andern anwesend Alexander Dumas, Camille Doucet, der Verleger Hetzel, der Maler Meissonier, der Lustspieldichter Labiche, der Schauspieler Régnier und Friedrich Szarvady. Ich kam zwischen Labiche und Regnier zu sitzen, also zwischen übersprudelndem Witz und magistraler Würde. Labiche, einer der unerschöpflichen Lustspieldichter, um welche wir Frankreich zu beneiden haben, überfloß auch im Gespräch von heiteren Einfällen. Als Dumas, sein Vis-à-vis, ihm einige im Salon aus-

gestellte Statuen rühmte, entgegnete Labiche: „Lassen Sie mich in Ruhe mit der ganzen Plastik! Was ist das, die Plastik? Leute, die sich nackt ausziehen, um Flöte zu blasen!" Das brachte selbst den ernsthaften Régnier zum Lachen. Eine Art oberster Gerichtshof in allen Fragen der correcten Aussprache und Declamation, galt P. Régnier zudem als lebendiges Nachschlagebuch für die Geschichte des Théâtre français, zu dessen angesehensten Künstlern er durch viele Jahre gehört hatte. Dieses zwanglose „Diner Virio" bot mir ein interessantes Beispiel von der Fruchtbarkeit geselligen Verkehrs bei den Franzosen. Wieviel Anregung wird da geboten, wie viel Geist geweckt!

Nach etwa drei vergnügten und ersprießlichen Pariser Wochen kehrte ich nach Wien zurück. Einen Rasttag vergönnte ich mir in Baden-Baden, wo ich mir mit dem Karlsruher Hofkapellmeister Otto Dessoff ein Rendezvous gegeben hatte.

XXXIII.

An einem Frühlingsnachmittage trat, von ihrer Schwester begleitet, eine junge Sängerin bei mir ein, mit dem Ersuchen, sie anzuhören. Eine Schülerin der Marchesi, sollte sie demnächst in der öffentlichen Prüfungsproduction des Conservatoriums auftreten. Ich accompagnirte ihr die Romanze der Mignon aus der Oper von Ambroise Thomas. Mit ineinander gefaltenen Händen, das dunkellockige Haupt etwas zurückgelehnt und die blauen Augen gen Himmel gerichtet, sang sie „Kennst du das Land?" Ihre Stimme klang so warm, ihr Vortrag so tief empfunden, zugleich so dramatisch, daß ich, davon sympathisch berührt, ihrem Talente eine schöne Entwicklung prophezeite. Gern folgte ich ihrer Einladung, sie im Kreise ihrer Familie aufzusuchen. Da habe ich denn häufig mit ihr musicirt, insbesondere einige Rollen, wie Agathe, Mignon, Margarethe, Amneris ihr am Clavier begleitet. Nicht nur ihr Talent, ihr ganzes Wesen interessirte mich, das, bescheiden, schweigsam, schüchtern, nur im Gesang einen ungeahnten Aufschwung nahm. In der Opernproduction, welche die öffentliche Schlußfeier des Conservatoriums bildete, sang und spielte sie (im Costüm und mit Orchesterbegleitung) die Kerkerscene aus Gounod's „Faust" mit hinreißender Wärme und Wahrheit. Der erste Preis im dramatischen Gesang wurde ihr einstimmig zuerkannt. Der Ruf von diesem neu aufgetauchten, vielversprechenden Talent verbreitete sich bald. Dr. August Förster, im Begriffe, die Direction des Leipziger Stadttheaters zu übernehmen, kam in Begleitung seines Capellmeisters Josef Sucher zu der jungen Sängerin, hörte sie singen und engagirte sie. Der bereits unterzeichnete Contract ist trotzdem nie in Kraft getreten, und daran war kein Anderer schuld, als ich. Sophie Wohlmuth, so hieß das Mädchen, wurde meine Frau. Ueber den Vorwurf, der Bühne ein schönes Talent vorweggenommen zu haben, mußte mich die Ueberzeugung trösten, daß die zarte Constitution Sophien's den Anstrengungen der modernen Opernpartien nicht lange Stand gehalten hätte. Nicht bloß ihre Stimme, auch ihre Psyche war zu fein besaitet für die Wirklichkeit des Bühnenlebens mit seinen häßlichen Intriguen und rohen Berührungen. Sie hatte von der Prosa hinter den

Coulissen gerade genug gesehen, um zu fühlen, daß sie dahinein nicht passe. In vielen langen Gesprächen habe ich ihr vorgehalten, daß sie es vielleicht bereuen werde, ihrem Lieblingstraume entsagt zu haben um meinetwillen! Aber sie blieb fest in ihrem Entschluß. Und heute noch, nach neunzehn Jahren, wiederholt sie mir das goldene Wort: „Ich habe es nie bereut!" Ich wäre namenlos unglücklich geworden, hätte sie sich darin getäuscht. War es doch ein großes Wagestück, in meinen Jahren ein junges Mädchen zu heirathen. Aber aus ihrem ganzen Wesen, das so durchaus wahr, ernst und redlich mich anblickte, hatte ich volles Vertrauen geschöpft. Es ist keinen Augenblick getrübt worden. Die Abmahnungen meines stets besorgten Herzensfreundes, Eduard Schön, ließen mich unbewegt. „Du hast wieder einmal mehr Glück als Verstand gehabt!" rief er, als er nach Jahr und Tag uns im glücklichsten Einvernehmen fand. Ich mußte ihm vollkommen Recht geben. Am 29. April 1876 wurden wir in der Karlskirche von dem mir befreundeten Commandeur des Kreuzherrn-Ordens, Joseph Dobner, getraut und unternahmen noch am selben Tag unsere kleine Hochzeitsreise. Sie erfüllte Sophien's sehnlichsten Wunsch: das Meer zu sehen, Venedig zu sehen.

Meine Frau hat der Bühne, aber nicht der Kunst entsagt. Ihr Vortrag deutscher und italienischer Lieder, von Wärme der Empfindung, wie des Klanges durchströmt, erfreut noch heute den Kreis unserer Freunde. In die Oeffentlichkeit ist sie nur noch incognito getreten, um meine Vorlesungen in Pest, Prag und Gratz durch den Vortrag einiger, den Gegenstand illustrirender Gesangstücke zu unterstützen. Der frühverstorbene geistvolle Kunsthistoriker Professor Alfred Woltmann in Prag hat damals in einem Toast den Gedanken schön ausgeführt, daß die selbstlose Unterordnung einer Künstlerin unter einen wissenschaftlichen Zweck uns doppelt schön und herzlich anmuthe, wenn sie zugleich als ein Liebesbeweis der Frau für ihren Mann erscheint.

Die Zukunft Westindiens und der Nicaraguakanal[1]).

Von

Otto Wachs, Major a. D.

Wer in Deutschland den Namen Amerika hört, denkt zunächst an das weite Gebiet der Vereinigten Staaten; in zweiter Linie erst kommt einigen der Gedanke an Südamerika, mit dem der deutsche Handel ja auch auf beiden Seiten der Meere wichtige Beziehungen unterhält; und erst zuletzt wendet sich unser Blick auf Centralamerika und die Reihe der herrlichen Inseln, welche wir heute noch mit dem Entdecker, der da glaubte, auf dem Wege nach Westen das gesuchte Indien gefunden zu haben, mit diesem Namen belegen, aber zum Unterschiede Westindien nennen. In unseren Tagen hat freilich die großartige Columbus-Feier hüben und drüben einerseits, und das traurige Schicksal des Panamakanals sammt seinem kläglichen Nachspiel in Paris auf der anderen Seite den Blick Vieler auch auf jene Gegenden gelenkt, wo der große Genueser zwar nicht was er suchte, fand, aber mehr als das, eine neue Welt.

Wenn wir Deutschen diesem großen und gesegneten Gebiet des westlichen Erdtheils bis jetzt nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben, ist es doch an der Zeit, sich Westindien und Centralamerika näher anzusehen; denn es bereiten sich dort Dinge vor, die vielleicht bald nicht nur das Schicksal jener Länder bestimmen, sondern auch den bedeutendsten Einfluß auf Europa, auf den Handel und die Politik der Erde ausüben werden.

Betrachten wir zuerst diese ausgedehnten Wasser- und Landstrecken in geographischer Hinsicht.

---

[1]) An dieser Stelle möchten wir nicht unterlassen, unserem verehrten Freunde, Herrn Hauptmann Bingham, Militär-Attaché bei der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten zu Rom, dafür zu danken, daß er uns durch Mittheilung werthvollen Materials und bedeutsame Winke bei Anfertigung nachstehenden Artikels seine Unterstützung geliehen hat.

I.

Von dem südlichen Theil der nordamerikanischen Halbinsel Florida ziehen in weitem Bogen die Großen und Kleinen Antillen, nach Südosten hin, um mit Trinidad den Anschluß an Südamerika zu finden. Den stumpfen Winkel, welchen die Großen Antillen mit Florida bilden, füllt die langgestreckte Bahamagruppe aus.

Westlich von der Halbinsel Florida und von der großen Inselperlenschnur, zwischen deren Gliedern, theilweise wenigstens, Sandbänke, Riffe und Korallenfelsen die Verbindung zu einer noch engeren gestalten, liegt, das eine Festland im Norden, das andere im Süden, mit dem Rücken an die isthmische Wand gelehnt, das Mittelmeer der neuen Welt, welches bei aller Verschiedenheit doch durch mancherlei Analogien an dasjenige der alten Welt erinnert. Zunächst ist die Ausdehnung des westindischen Meeres von Südost nach Nordwest nur um ein Weniges geringer als diejenige des Mittelmeeres von der syrischen Küste bis an die Säulen des Herkules, und wie das Mittelländische Meer durch die Verengung zwischen Italien, Sicilien und Tunesien in ein östliches und westliches Becken sich gliedert, so bildet hier die langhingestreckte Scheidewand der Insel Cuba im Verein mit der Halbinsel Yucatan zwei gesonderte, große Meeresbusen, den Golf von Mexiko und die Caraïbische See. Ferner scheidet wie hier ein Isthmus zwei Welten von einander, und wenn nur ein Weltstrom, der ehrwürdige, uralte Nil, seine schlammigen Gewässer in das Mittelmeer schüttet, so ist es auch in Amerika nur eine, die große Pulsader des Mississippi, welche in ungeheuren Mengen das flüssige Element dem Golf von Mexiko zuführt. Unähnlich aber ist die Trennung der beiden Mittelmeere von der Atlantis; denn das östliche, fast ein Binnenmeer, hat nur die schmale Pforte bei Gibraltar, das westliche dagegen besitzt in vielen Ausgängen für die Schiffahrt taugliche Meeresstraßen. Der Bedeutung nach war und ist heute wieder das Mittelmeer ein Weltmeer, denn es liegt einmal in der gemäßigten Zone und dann inmitten der Continente uralter Cultur; die Bedeutung des amerikanischen Beckens aber beruht lediglich auf der begünstigten geographischen Weltstellung und der Nachbarschaft der mächtigen Union.

Bei einer näheren Besichtigung des in seinen Umrissen regelmäßig gestalteten Busens von Mexiko finden wir denselben zunächst von nordamerikanischen Territorien umgrenzt: die nach Süden lang vorgestreckte Halbinsel Florida bildet die östliche Coulisse; von da, wo Florida am Continente wurzelt, ist es nach Westen dieser selbst, welcher mit seinem Rumpfe, das Mississippidelta in der Mitte vorgeschoben, ihn nördlich umrandet. Dann folgt im Westen der isthmische Theil, welcher, die Halbinsel Yucatan weit vortreibend, auch von Süden aus den Golf umfaßt. In der Mitte zwischen dem Cap Catóche auf Yucatan und dem in der Luftlinie 700 Kilometer entfernten Cap Sable auf Florida schließt das nordwestliche Gestade von Cuba den Golf im Süden ab. Die größte Ausdehnung des Mexikanischen Busens — 1800 Kilometer — finden wir auf der Linie, welche man von dem nordwestlichsten Punkte Floridas nach Vera-Cruz zieht.

Die Halbinsel Yucatan trennt in Verbindung mit Cuba den Mexikanischen Golf von der südlich ihm vorliegenden größeren — in westöstlicher Richtung 2900 Kilometer langen — Caraïbischen See oder dem Antillenmeer. Dieses Becken legt sich westwärts an den Isthmus und im Süden an das Nordgestade Südamerikas, während es im Nordosten in großem Bogen von Cuba, Haïti, Portorico und den Kleinen Antillen umspannt wird. Die Inselkette der Bahamen endlich bildet sowohl für den Mexikanischen Busen wie für das Caraïbenmeer eine äußere Barrière. Diese große mittelamerikanische Inselkette der auf Korallengrund ruhenden Bahamen und der mehr oder weniger vulcanischen Kleinen Antillen besitzt eine Gesammtlänge von 3000 Kilometern und läuft mit der isthmischen Küste des Stillen Meeres ziemlich parallel.

Der ovale, wie an Umfang kleinere, so auch an Tiefe dem Caraïbischen Meer bedeutend nachstehende Mexikanische Golf ist durch den Kanal von Yucatan mit diesem und durch die Straße von Florida mit der Atlantis verbunden; beide besitzen im Durchschnitt eine Breite von 250 Kilometern. Zahlreicher sind naturgemäß die Communicationen zwischen dem Ocean und Caraïbenmeer; als am meisten befahren nennen wir die Windwardpassage (zwischen Cuba und Haïti) und die 140 Kilometer breite, wenig Fährnisse bietende Monapassage (zwischen Haïti und Portorico).

Unter wolkenfreiem, stahlblauem Himmelsgewölbe schmiegt sich an die farbenprächtige Antillensee nordwestlich der ernstere Golf von Mexiko. Neben stillen Oertlichkeiten, wo das Auge tief in das Blau des Meeres tauchen kann, donnern, von der Ebbe gesenkt, von der Fluth gehoben, wilde Wogen um überhangende, dunkle Vorgebirge vulkanischen Ursprunges, um zernagte Klippen, die unter dem Anprall zu erzittern scheinen, oder stürmen über dann und wann zu Tage tretende Korallenriffe mit schäumendem Gischt dahin. Der Golfstrom und der innige Connex der westindischen Gewässer mit dem Weltmeere im Osten sind neben den Luftströmungen die Ursachen, daß sich die Wassermassen oft unheimlich aufthürmen und den Grund zerwühlen, während andererseits emporragende Festen und hochrückige Inseln und Eilande dem Schiffer wieder stille Seen bieten.

Wie bemerkt, ist dieses große westindische Meeresbecken dem Weltverkehr nur nach Osten, nach der Atlantis geöffnet; im Westen umrahmt es der hochragende Isthmus von Centralamerika. Aber die Zeit ist nicht fern, wo eine Wasserstraße mitten durch diesen Isthmus hindurch das Atlantische Meer und den Pacific, die östliche und die westliche Erdkugel in directe und schnelle Verbindung bringen wird. Die unermeßliche Tragweite einer solchen, heute können wir sagen Weltstraße, sprang schon bald nach der Entdeckung Amerikas den Conquistadoren in die Augen, und besonders war es der Eroberer und Statthalter von Mexiko, Ferdinand Cortez, welcher nach einer natürlichen Wasserstraße zwischen den beiden Oceanen suchte. Er schreibt an Karl V.: „Ich habe den Cristóbal de Olid zum Befehlshaber einer Flotille ernannt, um ihn an die Nordküste zur Besetzung der Landspitze oder des Caps von Hibueras (Honduras) zu senden und ihn an der Küste des Festlandes weiter zu schicken bis nach Darien, weil es die Meinung vieler Seeleute ist, daß durch jene Bai

eine Durchfahrt zum anderen Meere (Pacific) führe. Einen solchen Durchgang aber zu finden, ist die Sache, die zu erreichen ich in diesem Leben wegen des großen Dienstes am meisten wünsche, den ich meiner Meinung nach Euerer Kaiserlichen Majestät damit leisten würde." Später sendet Cortez drei Caravellen und zwei Brigantinen aus und schreibt darüber: „Ich halte es für den größten Dienst, den ich meinen früheren hinzufügen könnte, wenn durch meine Bemühungen die Durchfahrt entdeckt würde. Findet sich aber auch diese nicht, so müssen doch große und reiche Länder entdeckt werden, aus welchen Eure Kaiserliche Majestät bedeutenden Nutzen ziehen könnten. Außerdem wird es dann immerhin von großem Vortheil sein, daß Eure Hoheit weiß, daß diese Durchfahrt nicht existirt." Dann berichtet er weiter: „Ende Juli dieses Jahres (1524) entsende ich nach Süden und nach Norden ein Geschwader, und es muß ‚das Geheimniß' nothwendig erforscht werden. Ich lasse alle übrigen Vortheile und Interessen, die mir nahe liegen, dahinter, um allein diesen Weg zu verfolgen. Gott möge es zum Besten lenken, Eurer Majestät Wunsch erfüllen und auch den meinigen, Euch zu dienen." Hoffnungsfroh äußert sich Cortez ein andermal: „Ich bin überzeugt, daß ein Weg durchs Festland gefunden wird, denn vor dem Glück Eurer Majestät kann sich nichts verbergen." Der Wunsch des Kaisers konnte nicht erfüllt werden; seinen großen Gedanken aber: durch Menschenhände eine Wasserstraße herzustellen und durch die Kunst zu erzwingen, was die Natur versagt hatte, auszuführen, hinderten ihn seine europäischen Verwickelungen und Geldmangel. Karl's Sohn, Philipp, dachte anders: „Wenn Gott in Mittelamerika," so lautete sein Entscheid, „einen Canal gewollt hätte, dann würde er ihn auch geschaffen haben." Der spanische Geschichtschreiber José de Aosta hält aber den Plan einer Wasserverbindung deshalb für sündhaft, weil Gott die beiden Meere absichtlich durch Land getrennt habe, um die Wuth der Meereswogen zu zähmen. Erst in unseren Tagen ist der Plan wieder energisch aufgenommen worden; doch kann der Versuch Ferdinand von Lesseps', nachdem Milliarden an Geld verschwendet und Tausende von Arbeiterleben geopfert worden sind, heute als gescheitert betrachtet werden; daß aber der zweite, der unter Benutzung des Nicaraguasees unternommen ist, zu einem glücklichen Ende geführt werde, dafür bürgt die Thatkraft der Nordamerikaner. Denn wenn schon die Gesellschaft für den Bau das große Werk augenblicklich wegen finanzieller Schwierigkeiten fortzuführen nicht in der Lage ist, so bezweifelt doch Niemand, daß die Regierung die Sache selbst in die Hand nimmt, zumal die am 4. December 1893 im Congresse zu Washington verlesene Botschaft des Präsidenten Cleveland besonders hervorhebt, daß die Vereinigten Staaten ein außerordentliches Interesse an der Fertigstellung des Kanals unter den Auspicien Amerikas hätten. Uebrigens ist der Gedanke, den Kanal durch den Nicaraguasee zu leiten, nicht neu; schon 1665 brachte der Pirat Edward David die Nachricht nach Jamaica, daß derselbe leicht mit dem Stillen Meere verbunden werden könne; nach der Atlantis aber hat er in dem St. Juanstrome einen natürlichen Ausfluß. Es ist daher erklärlich, daß England in dem bewußten Streben, sich die entscheidenden Punkte des Weltverkehrs, wie das Cap der Guten Hoffnung, Singapore, Gibraltar, Malta, den Suezkanal

u. s. w. zu sichern, seit Langem, wenn auch vergeblich, versucht hat, auf Nicaragua Einfluß zu gewinnen oder gar dort festen Fuß zu fassen. So trat, als 1779 zwischen England und Spanien der Krieg ausgebrochen war, Britannien insofern schon der Kanalfrage näher, als man den Versuch machte, sich der Landstrecken zu bemächtigen, welche die interoceanische Route durchschneiden würde, und entsandte 1780 eine Expedition nach Nicaragua, bei welcher dem später so berühmt gewordenen Admiral Nelson das Commando des Geschwaders übertragen war. Die Expedition schlug namentlich deshalb fehl, weil die Truppen dem ungesunden Klima zum Opfer fielen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Nicaraguakanal die Bedeutung Westindiens außerordentlich erhöhen wird. Doch auch jetzt schon ist sie unermeßlich. Sie beruht zunächst auf der geographischen Lage, die Westindien als verbindendes Glied zwischen den weitgestreckten Continenten von Nord- und Südamerika erscheinen läßt. Es genügt ein nur flüchtiger Blick auf den Globus, um uns wahrnehmen zu lassen, daß Amerika die Weltmitte einnimmt, seine Stirnseite Europa und den Rücken Asien zugewendet. Das Centrum aber dieser Weltmitte bildet Westindien, wo eine verschwenderische Natur, tropisches Klima und üppigster Boden die arbeitende Menschenhand belohnt. Dazu kommt die eigenthümliche Inselbildung und vortheilhafte Küstenentwicklung, kommen die nach Norden, Osten und Süden führenden Fluß- und Seestraßen, welche Kauf und Tausch vermitteln und erleichtern. Der Zu- und Abfluß findet heute noch nur im Osten statt, und verglichen mit der Bewegung, die hier herrscht, stocken Leben, Handel und Wandel im Westen, wo die Cordillerenkette den Verkehr abschneidet. Welch' gewaltsame Veränderungen dereinst die Eröffnung des Nicaraguakanals bewirken wird und bewirken *muß*, läßt sich heute nur ahnen, wenngleich es zweifellos feststeht, daß eine unübersehbare Verschiebung in den Verkehrs- und Besitz-, damit aber auch in den Machtverhältnissen eintreten und nirgends besser als in Westindien die Wahrheit des Satzes Bestätigung finden wird: „Initium scientiae politicae geographia."

Schon im Jahre 1847 verglich Napoleon III. in einem ausführlichen Aufsatz diese künstliche Meeresverbindung der Zukunft mit der vortheilhaften geographischen Lage der europäischen Meerengen. Unserem Bedünken nach muß aber jeder Vergleich der vollendeten Seestraße in der neuen Welt mit den natürlichen zwischen dem Pontus und dem Ägäischen Meere zu Ungunsten der letzteren ausfallen. Denn wenn diesen auch ihre Wichtigkeit für die östliche Hemisphäre auf ewige Dauer gesichert ist, können sie dennoch nicht in Wettbewerb mit der Hochstraße treten, auf welche die *ganze* Welt angewiesen sein wird. Nachdem die räumlichen Schranken auf dem Isthmus durchbrochen und das Mittelthor des Stillen Oceans sich geöffnet haben wird, muß die Kraft zweier Weltmeere sich offenbaren, die sich auf die unvergleichliche Basis in Nicaragua, dem Kampffelde friedlichen wie kriegerischen Ringens, stützt. Unvergleichlich nennen wir diese Basis, weil hier nicht nur das große Waarenhaus für die Welt sich etabliren, sondern auch die hohe Politik in andere Bahnen lenken, und jeder in den Kanal geworfene Stein weite Kreise nach Osten und Westen ziehen

wird. Von seiner Vollendung wird eine Umgestaltung und Neubelebung der großen wirthschaftlichen, politischen und militärischen Beziehungen datiren.

Es wird demnächst, weil gerade und schnell zu überwinden, nur Eine Weltstraße, Eine Weltbahn geben, die den Pacific mit der Atlantis, diese mit dem Indischen Ocean verbindet und von hier wieder aus in das Stille Meer zieht. Das ist der große Ring, dessen ewige, durch die Natur selbst festgelegten Pässe die Thore bei Gibraltar und Singapore darstellen, zu denen sich das künstlich gebrochene bei Suez und das in Nicaragua zu brechende gesellt. Die natürliche Superiorität ist dem Besitzer des Nicaraguakanals gesichert; dieser folgt aber nicht eo ipso die strategische Ueberlegenheit; dazu bedarf es noch anderer Factoren, auf welche wir jetzt eingehen wollen.

Wenn wir die Karte ausbreiten und mit dem Blick die Seestraßen verfolgen, welche von Greytown, der östlichen Mündung des Nicaraguakanals, nach den Küsten der am Mexikanischen Golf gelagerten Territorien der Union und ihren wichtigen atlantischen Gestaden, d. h. dahin führen, wo das Schwergewicht der Vereinigten Staaten liegt, und der Erdtheil am zugänglichsten ist, so finden wir, daß diese Wege Nordamerika in hohem Grade bevorzugen. Die Gunst der natürlichen Verbindungen, darüber belehrt dieselbe Karte das militärisch geschulte Auge, wird aber nur den Handelsstraßen zu Theil und verkehrt sich in Ungunst, sobald der englische Kriegswimpel sichtbar wird und in Westindien der Flagge mit den Sternen und Streifen den Weg verlegt. Und ohne Zweifel wird es dahin kommen. Der neue Kanal wird nicht bloß friedliche Wirkungen äußern, sondern wird auch eine Eifersucht herausfordern, welche diese seit Jahrhunderten mit Blut getränkten Inseln und Meeresfluthen abermals zum Schauplatz gewaltiger Kämpfe zu machen droht. Man wird dies erkennen, sobald man die Inselwelt mit ihren Bewohnern und die umfassenden Gestade des Continents näher ins Auge faßt und dabei zugleich ihre militärische Eigenart zur Abwehr oder zum Angriff berücksichtigt.

II.

Es liegt auf der Hand, daß jede Betrachtung dieser Art mit den britisch-westindischen Colonien beginnt; denn hier, wie überall, sind nicht nur die Schlüssel zu den Seestraßen, es sind auch, das werden wir sehen, Oertlichkeiten in englischem Besitze, von denen namentlich südamerikanische Festlandsgebiete weithin zu beherrschen sind.

Von Greytown oder St. Juan, dem östlichen Ausgangspunkte des demnächstigen Nicaraguakanals 1100 Kilometer entfernt, stoßen wir auf Jamaica, in britischen Händen seit dem 11. Mai 1655, wo der von Cromwell an der Spitze einer 10000 Mann betragenden Streitkraft entsandte Admiral Penn und der General Venables die Insel den Spaniern nach nur schwachem Widerstande entriß. Jamaica (10860 Quadratkilometer mit 639000 Bewohnern), die herrliche Insel der „Ströme und Wälder", entspricht fast einem Drittel des englischen Antillenbesitzes und umschließt beinahe die Hälfte seiner Bewohner. Die Colonie nimmt eine centrale Position ein, und zwar nicht nur mit Bezug auf die westindischen Inseln (zwischen Cuba, Haïti und den Kleinen

Antillen), sondern auch auf die südlichen Küsten der Union, das ostisthmische Gestade wie das nördliche Südamerika (Columbien und Venezuela). Was aber ebenso wichtig ist und die centrale Lage Jamaicas, von der aus die Peripherie der Caraïbensee eingesehen und beherrscht werden kann, liegt für unsere Betrachtung in dem Umstande, daß die Insel nicht nur auf der directen Route von Greytown nach den nordamerikanischen Häfen und nach Europa postirt ist, sondern auch darin, daß sie in Kingston einen Ausgangspunkt für große Operationen auf allen eben genannten Linien besitzt. An der Greytown zugewandten südlichen Front der Insel krönt eine Erhöhung die 1692 gegründete heutige Hauptstadt Kingston mit 30000 Einwohnern. Der Platz verdankt seine Entstehung einem am 7. Juni genannten Jahres stattgehabten entsetzlichen Erdbeben, durch welches Port Royal, von dem die „New History of Jamaica" behauptet, daß es „die schönste Stadt in Westindien und der reichste Fleck auf dem Erdboden" gewesen sei, fast vollständig zerstört wurde. Kingston erhebt sich, um seine Lage näher zu bezeichnen, in der Mitte des Nordstrandes eines weiten hafenartigen Beckens, das von Westen nach Osten bei drei bis sechs Kilometern Breite durchschnittlich vierzehn Kilometer lang und durch eine schmale Festlandszunge — die Pallisados — von der See geschieden ist. Das heutige Port Royal wuchs über dem westlichen Theil der Pallisados auf dem Grund und Boden der einst so schaurig zerstörten Stadt empor. In diesem Orte entfaltet sich ebenso das militärische und maritime Leben und Treiben (hier befindet sich das Seearsenal und Marinehospital, der Dockyard, das Kohlendepot und Proviantmagazin), wie in Kingston das commercielle und industrielle. Der durch zahlreiche Untiefen, Klippen und Bänke erschwerte Schiffsweg zum Kingstonhafen führt um das westliche Ende der Landzunge, nachdem der Ost- und Südkanal sich vor Port Royal vereinigt haben. Die Lootsen des Platzes führen selbst tiefsttauchende Fahrzeuge mit größter Sicherheit durch die vielfachen natürlichen Schutzvorrichtungen dem Hafen zu, welcher der beste auf der Insel und in Anbetracht seiner Größe einer der bedeutendsten der Welt ist. Seine Wassersäule genügt, um jedes Fahrzeug aufnehmen zu können, da er auf weiten Flächen, so z. B. an den Quaien der beiden Plätze, 12—22 Meter tief ist. Von der Wichtigkeit des Platzes überzeugt, verstärkte Britannien durch Befestigungen die schon durch die Natur gesicherte Hafeneinfahrt. Auf Port Royal Point, südlich an die gleichnamige Stadt dicht angelehnt, erhebt sich Fort Charles und unweit desselben das Fort Victoria. Diesen Werken gegenüber liegen die Apostelbatterie und Fort Henderson und stellen mit erstgenannten den schmalen Kanal unter ihre Obhut, so daß schwerlich ein Kriegsschiff die Einfahrt zu forciren unternehmen dürfte. Das sehr umfangreiche Fort Augusta, auf einem niederen, sandigen Vorsprunge im Nordwesten der Pallisados, ist nicht mehr bestückt und ohne Besatzung, da die Malaria ein Regiment nach dem anderen hinraffte. Heute dient das Werk als Pulvermagazin. Auf dem südlichen Gipfel des Long Mountain liegt 160 Meter hoch ein mächtiger Martellothurm, der weithin sichtbar ist und den Hafen von Osten nach Westen bestreicht. Als letzte Befestigung müssen wir das an der Huntbai, dem nordwestlichen Theile der Lagune sich erhebende Passagefort nennen. In früherer Zeit

galt Kingston in Anbetracht der Wasserverhältnisse und Befestigungen als uneinnehmbarer Platz; heute dürfte die Stadt gegen die weittragenden Geschütze der Neuzeit schwer zu sichern sein und muß auf die englischen Geschwader rechnen. Von jeher galt Port Royal als Stelldichein der britischen Kriegsschiffe, welche Proviantirung, Retablirung u. s. w. suchten. Nelson, Collingwood, Jervis und viele andere Seehelden legten sich hier vor Anker. Aber auch die Bukanier trieben einst daselbst ihr Unwesen.

Im Hafen kann reichliches und gutes Wasser eingenommen werden.

Wenn wir schließlich noch bemerken, daß Kingston einen Haupthandelshafen darstellt, dessen Wichtigkeit mit Eröffnung des Nicaraguakanals ungemein wachsen muß, dann kann man auch ermessen, welche Hülfsmittel das schwimmende Kriegsmaterial hier findet.

Zwischen Kingston und dem 950 Kilometer von ihm entfernten Cap Antonio (südwestliche Spitze von Cuba liegen die drei (Groß-, Klein- und Brac-) Cayman-Eilande. Sie bilden in diesen Regionen auf einer vielbefahrenen Seestraße den westlichsten britischen insularen Besitz und gewähren selbst für große Schiffe an der westlichen Seite von Groß-, an der südlichen von Klein-Cayman, sowie in der Anker- und Scottbai geschützte Bergestellen. Außer den Inseln, von denen wir eben sprachen, ist auch ein Stück Festland auf der südlichen Hälfte der Ostküste von Yucatan (etwa 22000 Quadratkilometer), britisch Honduras, in englischer Gewalt.

III.

Nunmehr möge der geneigte Leser mit uns die Caraïbische See durchmessen, um deren östlichen Theil und die Kleinen Antillen zu erreichen. Dieselben dehnen sich durch neun Breitengrade (10—19), und zeigen in der Modellirung der Oberfläche und Küstenentwicklung wunderbare Kontraste, während eine tropische Natur hier ihre Gaben verschwendet. Trotz relativ beschränkter Bodenausdehnung bietet der Archipel in Bezug auf seine europäischen Besitzer eine Art internationaler Ausstellung; England hat auch hier wieder sich das beste Theil gesichert, indem es sich seit 1797 auf Trinidad (4544 Quadratkilometer mit etwa 196000 Seelen) eingenistet. Diese südlichste, größte, reichste und wichtigste Antilleninsel wird im Norden vom Caraïbischen Meere, im Osten und Süden von der Atlantis und im Westen von den Wassern des Golfes von Paria bespült. Derselbe ist im Norden durch die „Drachenschlünde" — Kanäle, denen Columbus wegen der Schnelligkeit der Strömung und Veränderlichkeit der Winde diese Bezeichnung gab — mit der Caraïbensee und im Süden durch die „Schlangenöffnung" mit dem Atlantischen Ocean verbunden.

Wenngleich die Küstenbildung die Bedingungen zur Anlage eines auch für große Schiffe tauglichen Hafens versagte, hat die Natur dagegen innerhalb des fast landumschlossenen Pariabusens über gutem Grunde mehrere Ankerplätze freigebig dargeboten, welche wegen der Regelmäßigkeit der Windströmungen (Orkane sind selten) und auch deshalb sicher sind, weil man die hohe See des Golfes nicht fühlt, und die Fluthen des Oceans durch die nach Westen vorgetriebenen Landzungen unschädlich gemacht werden.

Port of Spain (Puerto de España), die Hauptstadt und hauptsächliche europäische Niederlassung der Insel mit 34 000 Einwohnern sehr gemischter Nationalität, hat die besuchteste Rhede und zehn Meter Wasser. Der Platz liegt zwischen der Küste und dem Fuße des Berges von St. Anne. Die in der Nähe des Berges sich erhebenden Höhen von Lavantille und Abercrombie, diese Widerlager der nördlichen Berge, beherrschen Stadt und Rhede von Nordwesten aus und tragen 374 Meter hoch das freilich in schlechtem Zustand befindliche Fort George; unfern und östlich der Ankerstelle erblickt man 125 Meter über dem Wasserspiegel die Ruinen des Thurmes von St. David.

Als zweite Rhede nennen wir San Fernando (6000 Einwohner); sie ist 18 Meter tief und wird durch die Water-Batterie geschützt.

In der starken Strömung des Orinoco, etwa 50 Kilometer nordöstlich von Trinidad, erhebt sich als Vorwerk des letzteren die Insel Tobago (950 Quadratkilometer mit 19 500 Bewohnern), während das 125 Kilometer ferne Grenada (344 Quadratkilometer und 44 000 Seelen) als nordwestliches detachirtes Fort angesehen werden kann. Wenn Tobago durch die Man-of-war-Bai (geräumig, sicher, 36 Meter Wasser) und die Courland-Bucht (bis 18 Meter tief) wichtig ist, dann ging aus französischer in englische Hand 1783 mit Grenada geradezu eine Perle, deren hohen Werth der beinahe landumschlossene, von Höhen eingefaßte St. George-Hafen darstellt. Die gleichnamige Inselhauptstadt liegt terrassenartig um die nördliche Seite dieses Seebeckens, dessen Zugang durch zwei Vorgebirge bis auf 800 Meter verengt ist. Der Hafen, die Stadt und alle militärischen Etablissements (Hospital, Zeughaus, Kohlendepot u. s. w.) werden durch starke Forts und Strandbatterien gedeckt. Der Anblick von St. George erinnert an La Valetta auf Malta; dieses Malta aber ist ebenso üppig, wie das der alten Welt kahl und steinig. Fügen wir dem bereits Gesagten hinzu, daß gutes und reichliches Quellwasser vorhanden, dann wird über die Bedeutung dieses Stützpunktes für das schwimmende Material kein Zweifel mehr obwalten.

Zwischen Grenada und dem 125 Kilometer fernen St. Vincent liegen die Grenadines, etwa hundert Eilande und Felsenriffe (84 Quadratkilometer mit 7000 Menschen). Die sie trennenden Kanäle sind frei von Gefahren.

Die mit Ausnahme des kurzen Zeitraums von 1779—1783 seit 1763 in großbritannischem Besitz befindliche Insel St. Vincent (360 Quadratkilometer mit 40 000 Seelen), eine aus vulkanischem Gestein bestehende vegetationslose Bergmasse, besitzt in der Kingstown-Bai einen 1200 Meter breiten, 1600 Meter langen und 36—50 Meter tiefen Ankerplatz. In der Hauptstadt (5000 Bewohner), welche den gleichen Namen wie die Bai trägt, vereinigt sich das südamerikanische mit dem europäischen Kabel. Stadt und Hafen werden von dem 212 Meter hoch gelegenen Fort Charlotte und einer starken Batterie gesichert. In Porto Grande, dem zweiten Ankerplatz der Insel, ist von einer deutschen Firma ein Depôt westphälischer Kohlen errichtet, das 3000—4000 Tonnen hält.

Als äußerste Insel der Kleinen Antillen erscheint Barbados (430 Quadratkilometer mit 184 000 Seelen); schon frühe durch die Spanier entdeckt, wurde die Insel im Jahre 1625 britisch. Die Besitzergreifung ist einzig

in ihrer Art und geschah, indem die Besatzung der Fregatte „Blossom" folgende Worte in die Bäume schnitt: „Jacob I. von England ist König dieser Insel". Wäre es auch nur um der seewärtigen Lage willen, so würde darum allein schon Barbados besonderes Interesse beanspruchen; denn alle von Europa nach Südamerika bestimmten Fahrzeuge legen hier an und genießen den Vortheil, bei den neun Monate im Jahre herrschenden Passatwinden jede westindische Insel erreichen zu können. Neben der mercantil und strategisch hoch begünstigten Lage kann Barbados sich eines vortrefflichen Hafens — der Carlisle-Bai — rühmen, welcher, 52 Meter tief, gegen den Nordostpassat geschützt ist und fünfhundert Fahrzeugen Raum bietet. Die Hauptstadt Bridgetown (21 000 Einwohner) ist der Obhut der Forts Willoughby und Charles, sowie der Batterie Ricketts anvertraut. Schwere Trübsale haben den Platz schon oft heimgesucht; denn nicht nur, daß große Brände ihn verschiedentlich eingeäschert haben, ist er auch gefährlichen Wirbelwinden ausgesetzt, welche urplötzlich auftreten, jeden Widerstand gewaltsam brechend Alles niederfegen, und nachdem die Natur sich beruhigt, nichts zurücklassen, als ein ödes, trostloses Trümmerfeld. Bridgetown, dem ewiges Leben zugesichert zu sein scheint, erhebt nach jeder Katastrophe kühn wieder das Haupt. Wäre es möglich, den Hafen St. George von Grenada nach hier zu verlegen, dann würde Barbados die Insel im Weltall sein, mit welcher keine andere in Rivalität treten könnte.

Barbados, das militärische Hauptquartier für den englisch-westindischen Rayon, besitzt ein Kohlendepot erster Klasse, Hospital, Seearsenal u. s. w.

Die im Nordwesten von Barbados und fast nördlich von St. Vincent gelegene Insel St. Lucia (614 Quadratkilometer mit 45 000 Seelen) wurde 1803 bleibendes englisches Besitzthum. Sie hat zwei Häfen, Old-Fort-Bai, einen der schönsten Ankerplätze im Caraïbischen Meer und den noch vorzüglicheren, selbst gegen Orkane geschützten, Hafen von Port Castries in der Mitte der Westküste (1600 Meter lang, 600 Meter breit und sehr tief). Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht vergessen, ausdrücklich hervorzuheben, daß St. Lucia überdies eine ausgezeichnete Rhede besitzt, auf der ganze Flotten sich Rendezvous geben können. Sie liegt in stiller See in und vor der Gros-Islet-Bai und dehnt sich über einer Wassertiefe von 40 Metern bei einem Radius von $3^1/_2$ Kilometern seewärts nach allen Richtungen aus. Die Hauptstadt Castries (7000 Einwohner) erhebt sich in dem inneren Winkel der gleichnamigen Bai und besitzt ein Kohlendepot. Ort und Hafen vertheidigen Fort Charlotte nebst zwei Batterien (La Vigia und Tapion). Wie verlautet, beabsichtigt man, das Hauptquartier für Englisch-Westindien von Barbados nach Castries zu verlegen.

England verfügt sonach in dem vortheilhaft postirten St. Lucia, wo, wie auf Trinidad, das französische Blut vorherrscht, über eine ausgezeichnete maritime Basis, einen Lug-ins-Meer und Spähposten gegenüber der Nachbarschaft der dritten Republik.

Die seit 1783 England gehörige Insel Dominica (750 Quadratkilometer mit 30 000 Bewohnern) hat in Port Roseau und Prinz-Ruperts-Bai nur unzuverlässige, schlechte Rheden mit hohem Seegang.

Am 12. April des Jahres 1782 war es, wo in der denkwürdigen Seeschlacht zwischen Dominica und Guadeloupe Britanniens Suprematie zur See entschieden wurde. Lord Sandwich entließ Admiral Rodney von der heimathlichen Insel nach Westindien mit den Worten: „Das Geschick des Reiches liegt in Ihrer Hand." Rodney täuschte die auf ihn gesetzte Hoffnung nicht.

Wir wenden uns nun einer durch centrale Lage in der nördlichen Antillengruppe bevorzugten Insel zu; es ist Antigua (279 Quadratkilometer mit 35 000 Seelen). Die Hauptstadt, St. Johns oder Johnstown (19 000 Einwohner), liegt an einem zwar geräumigen, Orkanen und Sturmfluthen aber ausgesetzten, seichten (nur 4 Meter tiefen) Hafen, dessen Zufahrt die Forts James und Goathill decken. In der Mitte der Südküste der Insel umschließt eine Gruppe ausgebrannter Krater den English-Harbour, eine neun Meter Wasser haltende, gegen Wind und Wogendrang wie gegen Orkane vollständig gesicherte, aber räumlich beschränkte und scharfgewundene Wasserfläche. Den nur 180 Meter breiten Zugang deckt Fort Charlotte auf der einen und Fort Barclay auf der entgegengesetzten Seite.

Mit den Bahama-Inseln beenden wir die Besichtigung der auf so verschiedene Art erworbenen britisch-westindischen Colonien; der wichtigste, durch Hog Eiland geschützte Hafen ist New-Providence auf der Insel Nassau mit einer Tiefe von fünf Metern.

Als alleinige Reste des früheren unermeßlichen amerikanisch-spanischen Eigenthums finden wir in Westindien Cuba und Portorico. Der amerikanische Besitz wurde für Spanien zum Fluch, denn die in den Kämpfen gegen die Mauren erwachsenen Soldaten verstanden es nicht, das Schwert zur Pflugschar, den Speer zur Sichel umzugestalten. So hatte die Entdeckung Amerika's, das Haschen nach Gold, den materiellen und moralischen Verfall des Königreichs im Gefolge, und Spanien war am Ende dieser Periode nicht nur entvölkert und zur Einöde geworden, sondern hatte auch alle Kraft zur geistigen Erhebung verloren.

Die germanische Rasse erst verstand es, der neuen Welt die Freiheit und mit der Freiheit die Wissenschaft zu bringen, Gaben, die höheren Werth besaßen, als alle Schätze Montezuma's und der reichlichste Ertrag der Silberminen.

Cuba, mit Ausnahme einer kurzen Zeitdauer im Jahre 1762, stets in der Spanier Hand, deren zweite Heimath es war, ist eine ebenso schöne wie reiche und in jeder Hinsicht vortheilhaft gelegene Insel (mit den Nebeneilanden 118832 Quadratkilometer mit 1 631 687 Seelen). Wenn es hierfür überhaupt noch eines Beweises bedürfte, so würden die vielfachen, ihr beigelegten Epitheta „Perle der Welt, Königin der Antillen, Edelstein der amerikanischen Gewässer, Schlüssel des Golfes, Boulevard der Welt" ihn erbringen. Columbus rief, als er im Jahre 1492 Cuba entdeckte, beim Anblick der Insel enthusiastisch aus: „Dieses ist das schönste Land, welches je ein menschliches Auge erblickt hat." Und er hat wahr gesagt, denn selbst die Pracht des Mittelmeeres und der Glanz des italienischen Himmels müssen vor den glitzernden Wogen, in deren Schoß sich

tief die Strahlen der Tropensonne spiegeln, und den blinkenden Sternen dieser Region erbleichen. Den bedeutsamen Titel „La sempre fiel“ erwarb sich die Insel durch die Kriegserklärung an Frankreich, als der corsische Eroberer dem verzweifelt ringenden Mutterlande einen fremden König aufgezwungen hatte. Wenngleich Cuba auch heute noch in officieller Weise diesen ehrenden Titel zu führen berechtigt ist, so hat er doch eine melancholische Nebenbedeutung. Vorschnell haben die Tropen eine üppige Frucht gezeitigt, die dem Abfall nahe ist; denn bei jeder Gelegenheit trägt der Cubaner die Abneigung gegen alles von Spanien Ueberkommene offen zur Schau; die Insel ist dem Namen, der Sprache, der Religion und der Rasse, nicht aber dem Herzen nach spanischer Boden. Nichtsdestoweniger aber vernahm man in Madrid bei dem letzten großen cubanischen Aufstande als Antwort auf „Cuba für die Cubaner“ den volksthümlichen Ausruf: „Eher möge Spanien untergehen, als Cuba verloren sein.“ Lediglich von dem Punkte der Ehre aus, und man kennt genugsam den castilischen Stolz, wird Spanien seine westindischen Besitzungen unter Anspannung der letzten Fiber halten.

Obwohl die Insel mit vorzüglichen Häfen und Baien reichlich ausgestattet ist, concentrirt sich dennoch alle ihre Kraft, ihr ganzes Leben und Treiben an einem Punkte, in und um den in der Mitte des nordwestlichen Gestades gelegenen Hafen von Habana; er ist geräumig, tief und gegen die Macht der Elemente geschützt. Auf einer Halbinsel im Süden dieses wunderbaren Schiffsbergeplatzes liegt Cuba's Hauptstadt und die Residenz des Gouverneurs, San Cristopal de la Habana, mit 250000 Einwohnern, d. i. einem Sechstel der ganzen Inselbevölkerung. An der nördlichen Seite des Hafens ist ein auch für Aufnahme der stärksten Panzer taugliches schwimmendes Dock etablirt; im südlichen Hafenwinkel liegt das große Seearsenal; ein reiches Kohlendepôt versorgt die Dampfer mit Heizmaterial.

Wie die Natur den Hafen gegen der Elemente Gewalt nach Möglichkeit, so hat die Kunst des Ingenieurs ihn gegen feindliche Angriffe gesichert. Wenn wir eben sagten: nach Möglichkeit, dann beabsichtigten wir damit auf die Stärke westindischer Orkane hinzuweisen, vor denen weder die besten Häfen noch die solidesten Anker und Taue zu retten vermögen. Von Scherzer berichtet in seinem Buche „Aus Natur- und Völkerleben“ über einen der furchtbarsten Stürme der Neuzeit vom 10./11. October 1846, welcher in undum Habana seine größte Stärke concentrirte. Es scheiterten damals in diesem Hafen nicht weniger als 216 Schiffe, darunter mehrere französische Kriegsfahrzeuge des westindischen Geschwaders. So wohlverschlossen auch der Hafen ist, wühlte doch die Gewalt des Sturmes Wellen bis zu zwanzig Fuß auf; 5051 Häuser wurden zerstört oder beschädigt, von 1872 wurden die Ziegeldächer herabgerissen. Unter den Trümmern verloren 114 Menschen ihr Leben. Den Schutz der, an der schmalsten Stelle 340 Meter breiten Einfahrt, übernimmt im Norden in erster Linie das auf einem Felsen ruhende und weithin sichtbare Castillo de los Santos Reyes del Morro. Dieses Werk wurde 1589 erbaut, seitdem aber mehrfach erweitert; es bedarf einer Besatzung von achthundert Mann. In zweiter Linie bringt sich das aus neuerer Zeit stammende, landseitig durch drei Bastionen ab-

geschlossene, und viertausend Mann Unterkunft gewährende Castillo de la Cabaña zur Geltung. Diesen Befestigungen gegenüber liegt das mit dem Morro zugleich erbaute Castillo della Punta. In der südwestlichen Ecke des Hafenbassins erhebt sich, dieses und den Platz beherrschend, das durch den Gouverneur de Riela 1763 errichtete und hoch gelegene Santo Castillo de Atares. Castillo del Principe im Westen von Habana schließt das große, auch als Promenade beliebte Marsfeld — Paseo Militar — ab. Oestlich von Castillo de la Cabaña liegt auf einem 33 Meter hohen Hügel das kleine Fort San Diego und vier Kilometer südöstlich von ihm der Thurm de Cojimar. Die Bestückung dieser, sowie noch fünf anderer Werke bilden 660 Geschütze. Nach den eben gegebenen Daten erleidet es wohl keinen Zweifel, daß das iberische Königreich die Bedeutung der ihm zugefallenen Erdenstelle mit dem Brennpunkte Habana vollkommen erkannt hat; aber trotz der Massenhaftigkeit der die Stadt und den Hafen dominirenden Werke müssen wir hier constatiren, daß das freiliegende Mauerwerk der neuzeitlichen Artillerie ein zu großes Ziel bietet, um erfolgreich Widerstand leisten zu können.

Mehr noch als der vorzügliche Hafen, die leicht zu vertheidigende, weil unschwer von dem Rest der Insel zu isolirende Position, die reiche Natur und ein üppig gesegneter Boden, ist es die Lage der Stadt, im weiteren Sinne, welche Habana seine außergewöhnliche Bevorzugung unter den Oertlichkeiten der Erde verdankt. Der Platz lagert sich in das Centrum der Neuen Welt und des amerikanischen Mittelmeeres; in ihm schneiden sich die großen Seestraßen, welche von der Peripherie des Mexicanischen Golfes und eines Theiles des Caraïbischen Meeres den östlichen Ausgängen zuführen oder von diesen nach den Küsten des Continentes leiten. Nordwestlich von Habana, tausend Kilometer von ihm entfernt, öffnet sich in dem Delta des Mississippi das weite Thor zu den bevölkertsten Staaten der Union, und die spanisch-amerikanische Stadt (Habana) ist der nach Norden vorgeschobene Posten des lateinischen Continents, wenngleich, commerciell betrachtet, fast ein nordamerikanisches Handelsemporium. Wir verstehen nunmehr den spanischen Ausdruck „Clave de Nuevo Mundo“, d. i. Schlüssel zur Neuen Welt, und haben die Erklärung für den Schlüssel in dem Wappen der Stadt, welche einen hervorragenden Rang unter den Handelsstädten der Welt stets behaupten wird, und die, obwohl französische und englische Corsaren, politische und administrative Maßnahmen den Aufschwung von Habana nach Möglichkeit erschwerten, so groß geworden ist und eine solche handelspolitische Bedeutung gewonnen hat, daß selbst das eifersüchtige England in den Antillen sich keines Ortes rühmen kann, welcher mit der cubanischen Metropole einen Wettkampf wagen dürfte. Trotz alle dem würde es kein Habana geben ohne — den Golfstrom.

In mehr oder minderem Grade gilt das über die Stadt Gesagte auch von der Insel, auf welcher sie liegt, und die hohe strategische Bedeutung des Platzes erweitert sich zu der Cuba's, des langen westindischen Festungswalles.

San Juan Baptista de Puerto Rico, die kleinste (mit den Nebeninseln 9314 Quadratkilometer mit 806 708 Bewohnern) der vier Großen Antillen, nahm Spanien 1509 in Besitz. Die Hauptstadt San Juan (24 000 Seelen) liegt

nicht auf der Insel selbst, sondern auf einem Felsblock, welcher sich in einer großen Bucht der Nordküste erhebt und mit Portorico durch eine Brücke verbunden ist. Der an der Südostseite des Platzes gelegene Hafen bietet mit seiner engen, kanalartigen Einfahrt, großen Lagunen und Dünen ein Land- und Wassergewirre, das ein Anlaufen immer beschwerlich macht. Batterien an der sogenannten Puntilla, die Castelle Prinzesa, Albano und San Cristobal umgeben die Stadt im Osten und Norden. Das Meeresterrain vor dem Kanal, wie diesen selbst, bestreichen Fort Cannelo, das Castell San Felipe del Morro (an der Westspitze) und Fort San Antonio.

Zwischen den beiden eben genannten spanischen Besitzungen liegt die Insel Haïti (77 254 Quadratkilometer mit 1 472 000 Bewohnern), welche am 6. December 1492 von Columbus entdeckt und von ihm Hispaniola, Kleinspanien, genannt wurde. Von ihrer herrlichen Natur und ihrem Reichthum entzückt legte er auf dieser Insel die erste spanische Niederlassung an, und so wurde sie die Wiege der spanischen Herrschaft und spanisch-katholischen Civilisation in Amerika, aber auch die Wiege der scheußlichsten Art der Sclaverei, welche die Welt gesehen. Es ist nicht in Erfüllung gegangen, was der wunderbare Mann glaubte, daß zur Ausführung seiner Fahrt nach Indien ihm Vernunft, Mathematik und Weltkarten zu nichts verholfen hätten, daß vielmehr einfach in Erfüllung gegangen sei, was Jesaia 60, Vers 4 und 5 geweissagt: „Hebe Deine Augen auf, und siehe umher; diese alle versammelt kommen zu Dir. Deine Söhne werden von ferne kommen und Deine Töchter zur Seite erzogen werden. Dann wirst Du Deine Lust sehen, und Dein Herz wird sich wundern und ausbreiten, wenn sich die Menge am Meer zu Dir bekehrt, und die Macht der Heiden zu Dir kommt.“ Denn diese Heiden sind nicht zu Gott gekommen, wie Columbus hoffte, sondern der ruchlosen Habgier und Grausamkeit der Spanier zum Opfer gefallen; an ihre Stelle sind Neger und die Mischlinge von Negern und Weißen getreten. Die Geschichte der Insel bietet ein außerordentlich bewegtes Bild. Zweihundert Jahr im Besitz der Spanier, von französischen und englischen Bukaniern und Flibustiern heimgesucht, als man zwischen Seeräuberei und Krieg keinen Unterschied machte, wurde sie im Frieden zu Ryswick zwischen Frankreich und Spanien, welches die westliche Hälfte abtrat, getheilt, eine Theilung, welche die Grundlage der beiden heute auf ihr bestehenden selbständigen Republiken, der Negerrepublik Haïti und der Mulattenrepublik San Domingo, geworden ist. Auch darin unterscheidet sich diese Insel von allen anderen des westindischen Archipels, daß während letztere lediglich Kampfobjecte europäischer Staaten gewesen und heute noch sämmtlich im Besitze solcher sind, also einer eigenen Geschichte entbehren, Haïti seit der französischen Revolution den Anfang, sich zu befreien, gemacht hat und eine eigene Geschichte aufweist, eine Geschichte freilich, die von Greueln und Blutvergießen erzählt, durch welche selbst diese herrliche Schöpfung Gottes verkümmert und verdorben ist. Doch wenden wir uns wieder unserer Musterung zu.

Im Westen Haïti's thut sich zwischen Cap à Foux und dem Faux Cap ein weiter Golf auf, der im Südosten eine tiefe, durch die Insel Gonave getheilte Bucht bildet, an deren innerstem Winkel die Hauptstadt Port au

Prince, jetzt offiziell Port Republicain genannt, (61 000 Einwohner) schachbrettförmig gelagert ist. Der innere Hafen, ein kleines, sehr geschütztes Bassin, hat 8 Meter Wasser. Fort Alexander, 130 Meter hoch im Osten des Platzes gelegen, beherrscht denselben, indem es ihn zugleich landseitig deckt; drei Kilometer westlich von Port au Prince liegt an niederer Küste das viereckig gebaute, schlecht erhaltene Fort Bizothon; die Wasserbatterie endlich, welche auf einem im Nordwesten, aber dicht bei der Stadt aufsteigenden Riff — Fort Islet genannt — etablirt ist, sichert den inneren Hafen. Andere den Küsten entlang placirte Werke sind mehr oder weniger zerfallen.

Die Hauptstadt der Mulattenrepublik, nach welcher letztere benannt ist — San Domingo (20 000 Bewohner) — erhebt sich auf einer Felsenbank der Südküste und war einst das Centrum von Hispaniola. Sie ist unter allen noch vorhandenen die älteste von Europäern gegründete Stadt in der westlichen Hemisphäre. Der gegen die Elemente wenig geschützte Hafen befindet sich vor der Mündung des Ozamaflusses, an dessen rechtem Ufer die Stadt emporgewachsen ist. San Domingo, nach Vauban'scher Manier befestigt, hat gut erhaltene Werke. Landseitig deckt das $2^1/_2$ Kilometer westlich des Platzes gelegene Fort San Jerónimo. Wie Habana behauptet auch San Domingo, die sterblichen Ueberreste von Columbus zu bergen. Grabdenkmäler des großen Entdeckers findet man in den Kathedralen beider Städte mit fast gleichlautenden Inschriften, und unter diesen die Worte: „Für Castilien, für Leon fand eine neue Welt Colon!" Sterbend sprach übrigens Columbus noch den Wunsch aus, im immergrünen Schoße Haïtis die ewige Ruhe zu finden.

Die Verbindung zwischen Portorico und den nördlichen Kleinen Antillen stellen die seit 1733 zu Dänemark gehörenden Jungferninseln her. In dieser gegen hundert Eilande (mit einer Bewohnerschaft von 14 500 Seelen) zählenden Gruppe zieht insonderheit die Insel St. Thomas (86 Quadratkilometer mit 13 400 Einwohnern) das Interesse auf sich. Sie spielte einst in commercieller Beziehung eine große Rolle und spielt sie, freilich theilweise nur, als Hauptstation der westindischen Dampfer noch heute. Der Hafen, an der Südküste dieser so günstig postirten Insel, verdankt diese Bedeutung seiner gegen die hier herrschenden Winde besonders geschützten Lage und dem Umstande, daß Ein- und Auslaufen ohne Schwierigkeit zu bewirken ist. Das fast kreisförmig gestaltete Bassin ist aber an Umfang beschränkt und von geringer Tiefe. Die Hauptstadt Charlotte Amalia (9000 Einwohner) ist auf drei konisch geformten Hügeln erbaut. Vor der Mitte der Stadt schiebt sich südlich in den Hafen das Fort St. Christian mit der starken Wasserbatterie. Der Platz besitzt Docks und eine Kohlenstation.

Außer den englischen Farben ist, wie schon bemerkt, die französische Tricolore weithin sichtbar; sie entfaltet sich im Norden von Dominica auf Guadeloupe und den ihm nahe liegenden Inseln Desirade, Petite Terre, Marie Galante, sowie der Gruppe von Les Saintes, südlich von Dominica aber auf Martinique.

Guadeloupe (1513 Quadratkilometer mit 136 000 Bewohnern), seit 1635 in französischem Besitz, bildet eine Doppelinsel, — Grande Terre im

Osten und Basse Terre im Westen, — die durch einen schmalen, 6½ Kilometer langen, von Norden nach Süden sich ziehenden Kanal, Salée-Fluß genannt, geschieden ist. An der Südseite, wo die beiden Inseltheile sich vereinigen, liegt die Bai von Pointe-à-Pitre, durch zahlreiche Eilande, Riffe und Bänke verbarrikadirt, so daß große Schiffe nur unter Führung eines ortskundigen Lootsen, unter dieser Voraussetzung aber, der guten Beleuchtung wegen, selbst Nachts in die Bucht einlaufen können, welche unter die schönsten der Antillen gezählt werden muß.

Nächst Guadeloupe beansprucht aus maritimen Erwägungen die Gruppe von Les Saintes unsere Aufmerksamkeit. Das östliche, größte Eiland, Terre-d'en-Haut, ist von dem westlichen durch einen 900 Meter breiten, bis 36 Meter tiefen Kanal — den Südpaß — geschieden. Auf der Westseite von Terre-d'en-Haut liegt an einer, durch Cabrit-Eiland gegen Meeresunbilden geschützten, 28 Meter tiefen Bucht die Stadt gleichen Namens. Südlich von ihr krönt Fort Louis die 90 Meter hohe Sable-Spitze und beherrscht Stadt und Hafen in Verbindung mit dem auf einem Hügel nördlich des Platzes sich erhebenden Fort Napoleon. Zwischen der Südwestseite von Cabrit und dem 350 Meter hohen, nordwestlichen Vorgebirge von Terre-d'en-Haut, dem sogenannten Sugar-Loaf, breitet sich eine ausgezeichnete Rhede über 26 Metern Wasser aus.

Die südlichste, französische Antilleninsel Martinique (988 Quadratkilometer mit 177000 Bewohnern), von ihren Besitzern „Perle der Antillen" genannt, ist wegen ihrer nautischen und strategischen Vorzüge besonders wichtig. Der geräumige Ankerplatz, Fort de France — sein Name ist bedeutungsvoll — an dessen Nordseite die gleichnamige Stadt (15600 Seelen) erbaut ist, deckt eine Fläche von 84 Geviertkilometern und hat eine Tiefe bis zu 61 Metern. Die, wennschon breite, Zufahrt erfordert wegen ihrer Windungen Lootsenbeistand. Durch die Lage der Bai im Südwesten der Insel, wie durch die Configuration der sie umfassenden Küsten ist sie gegen Sturzseen wie gegen den nordöstlichen Passat so gut geschützt, daß sie nicht nur als eine der schönsten und geräumigsten der Antillenwelt, sondern auch als eine der besten auf unserem Planeten gelten kann; ihr Anblick erinnert an Brest. Der Ankerplatz der Kriegsschiffe befindet sich südlich der Stadt. Die Sicherheit der Zufahrt gewährleisten zunächst ein Fort, Ilet-à-Ramiers, auf der gleichnamigen Insel, sechs Kilometer südsüdwestlich der Stadt gelegen, und Fort Louis, welches sich auf einer schmalen, unvermittelt zu beträchtlicher Höhe aufsteigenden, vulkanischen Halbinsel südlich und dicht bei der Stadt erhebt. Die letztere, wie auch das Bassin, beherrscht außerdem Fort Bourbon, jetzt Dessaix genannt, das einen Hügel im Norden unweit des Platzes krönt. Es erscheint uns zweifelhaft, ob vorbenannte, in alter Zeit angelegte Werke den schweren Stücken eines Panzergeschwaders erfolgreich Widerstand zu leisten vermögen. Sollte dies nicht der Fall, und die der Vertheidigung des Platzes und Hafens günstigen Terrainverhältnisse vor Ausbruch kriegerischer Verwicklungen in Westindien nicht entsprechend ausgenützt sein, dann wäre nicht nur die Stadt gefährdet, sondern auch das Kohlendepôt, die Werften, die verschiedenen Etablisse-

ments der Marine und der Compagnie Transatlantique. Wie Fort de France den militärischen Kryſtalliſationspunkt der Inſel bildet, ſo gravitiren nach dem im Nordweſten der Inſel amphitheatraliſch an ſandiger Küſte und dem Abhange des Pelée-Berges emporgewachſenen St. Pierre (mit 26000 Seelen) die commerciellen Intereſſen, obwohl die halbkreisförmig geſtaltete Rhede vor der Stadt namentlich im Winter gefährlichen Weſtwinden ausgeſetzt iſt. Die Süd- und Oſtküſte der Inſel iſt reich an geſchützten Ankerplätzen.

Der niederländiſche Beſitz endlich liegt nicht mehr in dem oben beſchriebenen Halbrund, vielmehr an der Nordküſte von Südamerika. Er umfaßt von den ſog. „Inſeln unter dem Winde" die drei: Curaçao, Aruba und Buen Ayre (930 Quadratkilometer mit 34000 Bewohnern). Obgleich gering an Umfang und ein waſſerloſer Felſen, iſt Curaçao nicht allein durch ſeine Lage, ſondern auch deshalb von Wichtigkeit, weil die Inſel ungemein günſtige Hafenverhältniſſe aufzuweiſen hat. Es macht in der That einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man in dem ſchönen und holländiſch reinlichen Willemſtad zwiſchen den Straßen große Dampfer ſich ungehindert bewegen ſieht.

IV.

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung des die Meeresbecken umſchließenden Feſtlandes zu, ſo nennen wir an der Nordküſte von Südamerika folgende Hafenplätze: La Guayra, das Waſſerthor von Caracas, der Hauptſtadt Venezuela's; weiter nach Weſten Cartagena, den beſten, bis 30 Meter tiefen und aus drei Baſſins beſtehenden Ankerplatz von Columbia, mit den Forts Paſtelillo, San Fernando und San José.

An dem amerikaniſchen Iſthmus wird Aspinwall (oder Colon) am atlantiſchen Endpunkte der Panamaeiſenbahn, eine ſchlechte, während der Arbeiten am Panamakanal zu einiger Bedeutung gelangte Rhede, bald der Vergeſſenheit anheimfallen und Greytown oder St. Juan die Erbſchaft antreten. Dieſer früher den Engländern gehörende Ort, der ſtarken Verſandung wegen von ihnen aufgegeben, liegt an der Mündung des St. Juanſtromes und dem Oſtausgange des Nicaraguakanals; durch eine in letzter Zeit aufgeführte 1300 Meter lange Mole iſt bereits der Hafen geſchützt.

Bei Belize, dem Sitze des engliſchen Gouvernements in Honduras, finden Fahrzeuge 3—12 Meter Waſſer und durch mit dem Wurzelbaum beſtandene Eilande und Riffe Schutz gegen öſtliche Winde. Die Einfahrt vertheidigt ein niedrig gelegenes Fort.

An der vom Schatten Maximilian's umſchwebten mexikaniſchen Oſtküſte gibt es nur eine hiſtoriſche Stadt, nur ein Thor, welches die commercielle Verbindung und die politiſchen Beziehungen des Landes zur Außenwelt vermittelt. Es iſt das in ungeſundeſter Gegend, dem Herde des gelben Fiebers gelegene und durch den Beinamen „Ciudad de los Muertos" (d. i. Stadt der Todten) gekennzeichnete Vera Cruz (26000 Seelen). Der Schlüſſel zu dem Thore wird in der auf dem dominirenden Felſenriff de la Gallega, im Nordoſten der Stadt erbauten, mehr und mehr zerfallenden Feſtung San Juan de Ulloa aufbewahrt.

Trotz der Befestigung ist die Stadt innerhalb dreißig Jahren dreimal durch feindliche Flotten genommen worden, und zwar 1837 durch die Franzosen unter Prinz de Joinville, 1847 durch die Nordamerikaner und 1862 bei Beginn der letzten französischen Invasion. Seit drei Jahren werden zur Verbesserung der Hafenverhältnisse umfangreiche Arbeiten vorgenommen. Während Vera Cruz selbst von Bastionen, Thürmen und crenelirten Mauern umschlossen ist, liegen am Strande, im Westen der Stadt, in der Nähe der englischen Mole Fort Conception, im Osten derselben Fort Santiago.

Mit dem Betreten der südlichen Territorien der Vereinigten Staaten macht sich uns die Kraft und das Leben der großen Staatenverbindung fühlbar. Zuerst verhalten wir den Schritt an der niedrigen, 50 Kilometer langen und 2—3 Kilometer breiten Insel Galveston, die sich vor einer bis 24 Kilometer breiten und doppelt so tief in den Continent eindringenden Bai lagert. Die auf dem nordöstlichen Theil der Insel gelegene Stadt (mit 48000 Einwohnern) und ihr Hafen — der beste texanische — trägt denselben Namen. Der Ankerplatz besitzt Docks, Quais und ein Kohlendepôt. Man ist mit Verbesserung und Vertiefung desselben wie der Einfahrt zwischen Point du Fort auf der Insel und Point Bolivar auf der gleichnamigen Halbinsel, desgleichen mit Errichtung von Erdwerken augenblicklich beschäftigt.

Nunmehr nimmt das Delta des Mississippi unser Interesse in Anspruch; denn der mächtig bauende Strom, welcher hier gewaltsam seine Wassermassen in den Golf wirft, ist, wie kein zweiter, der eigentlichste Strom der Union und wird dermaleinst mehr und mehr von seinem Mündungslande aus commerciell, politisch und militärisch den mexikanischen Busen beeinflussen. Seine fünf Arme heißen Südwest-, Süd-, Südost-, Nordost- und Loutre-Paß. Bei dem Austritt des tiefsten (12 Meter) derselben, dem Südpaß, sind die von Eads erbauten Hafendämme aufgeführt, welche die Einfahrt begünstigen. 192 Kilometer oberhalb dieser Stelle breitet sich mehrere Kilometer am linken Ufer entlang, und zwar zwischen dem Strom und dem Landsee Pontchartrain, das 1717 von französischen Colonisten gegründete, und, trotz ungesunder Lage, zur Großstadt gewordene New-Orleans (250000 Einwohner) aus, das auch „the Crescent City“ in des Wortes doppelsinniger Bedeutung heißt, einmal nämlich als wachsende und dann als halbmondförmig gebaute Stadt. Die Ursachen des Emporblühens erkennen wir sofort, wenn wir die Lage des Platzes an der großen Wasserader, den Rücken fest an die Union gelehnt, mit welcher tausend Fäden ihn verbinden, und die productenreiche, westindische Inselwelt vor der Front ins Auge fassen. Wenn das Wachsthum New-Orleans' in der bisherigen Weise fortschreitet, und die Union durch die Dinge, welche sich auf dem centralen Isthmus vorbereiten, mehr nach dem Golf von Mexiko und der Caraïbensee gravitirt, wenn erst der Süden das Bindeglied zwischen dem bevölkerten Osten der Vereinigten Staaten und dem zukunftsreichen Westen abgeben wird, dann kann nach Jahrzehnten die heute schon volkreichste Stadt des Südens New-York den Rang ablaufen. Das schwimmende Handels- und Kriegsmaterial findet in New-Orleans, wo der Mississippi 700 Meter breit ist, jedwede Hülfsquelle, Proviant, Kohlen, schwimmende und Trockendocks u. s. w. Gegen An-

schläge einer feindlichen Flotte sichern das Emporium die 112 Kilometer unterhalb desselben zu beiden Seiten des Stromes bei Plaquemine Bend errichteten Forts Jackson und St. Philippe; das Delta und die benachbarten Seen schützen die Forts auf Ship Island, Mississippi Sound, Pike, Rigolets, Macomb am Chef Menteur-Paß, dem Kanale, welcher den Pontchartraine mit dem Borgnesee und dem Busen von Mexiko verbindet; endlich Batterie Bienvenüe und Thurm von Proctorsville am Borgnesee. In der Nähe der westlichsten Mississippimündung liegen auf niederem Eiland die Forts Livingstone und Lafitte, welche die Seestraße nach der 32 Kilometer in das Festland eindringenden Bai von Barataria beherrschen; dieselbe steht durch einen 16 Kilometer oberhalb New-Orleans mündenden Kanal mit dem Mississippi in Verbindung.

Auf der weiteren Fahrt nach Osten stoßen wir zunächst auf Mobile (mit 47 000 Bewohnern) am nordwestlichen Winkel eines 11—32 Kilometer breiten, 48 Kilometer langen, aber im Ganzen seichten Meereseinschnittes, durch den ein sieben Meter tiefer Kanal nach der Stadt führt. Mobile, nächst New-Orleans der bedeutendste Baumwollenmarkt der Union, hat ein Kohlendepot und in Gulf City Foundry und Home City Foundry Etablissements zur Reparatur von Dampfern. Die vier Kilometer breite Einfahrt zur Bai sichern das auf der Insel Dauphin gelegene Fort Gaines im Verein mit dem festländischen Fort Morgan.

Achtzig Kilometer westlich finden wir die Mündung einer 32 Kilometer langen und 4½—8 Kilometer breiten Bai. An ihr liegt die Stadt Pensacola, deren Arsenal, Marinehospital, das Trocken- und schwimmende Dock durch die Forts Pickens, San Carlos de Barrancas und eine Redoute geschützt sind. Die maritime Wichtigkeit des Orts wird dadurch erhöht, daß eine andere, unter 85½ Grad westlicher Länge von Greenwich sich öffnende Bai — die von Saint Joseph — wegen der günstigen horizontalen und verticalen Verhältnisse selbst bei stürmischem Wetter sicher angelaufen werden kann.

Die den Mexikanischen Golf im Osten abschließende Halbinsel Florida hat an der Westküste keine bemerkenswerthen Häfen. Um so größere Aufmerksamkeit erheischen die Florida-Keys, d. h. jene von der südlichen Halbinselspitze aus, 350 Kilometer lang, südwestlich in den Mexikanischen Golf sich erstreckende Kette von Inseln, Sandbänken und Riffen, welche nur bei West-Key eine vier Meter tiefe Durchfahrt besitzen. Diese Insel hat einen bis zehn Meter tiefen, durch Fort Taylor, Batterien und zwei Martellothürme vertheidigten Hafen. Die Eilande der Dry Tortugas endlich, mit einer tiefen, geräumigen, durch Fort Jefferson auf Garden Key vertheidigten Ankerstelle bilden den westlich vorgeschobenen Posten der Florida-Keys.

Wie eine Oase in der Wüste durch die Karawanenwege, welche sich in ihr schneiden, eine geschichtliche Stellung einnimmt, so kann auch ein nacktes Eiland in der Oede des Oceans da, wo der Schiffe Furchen sich kreuzen, hohe handels-politische und seestrategische Bedeutung besitzen. Einem solchen Punkte gleich erheben sich in der Nordatlantis auf der südlichen Flanke des größten natürlichen Stromes der Welt, des Golfstromes, die Bermuden

oder Sommers-Inseln. Dieselben müssen, obgleich nicht zu Westindien gehörig, einmal ihrer Position wegen und dann wegen des besonderen, ihnen innewohnenden, strategischen Werthes hier in Betracht gezogen werden. Der lediglich aus Korallenriffen bestehende Archipel — es sind 365 Eilande und Riffe, von denen indeß nur die fünf größeren bewohnt sind — steigt im Schnittpunkte von 30 Grad 25 Minuten nördlicher Breite und 64 Grad 20 Minuten westlicher Länge von Greenwich unvermittelt aus einer Tiefe von 5000 Meter und bildet einen festen Ringbau von 600 Quadratkilometern, von denen jedoch nur 54 den Meeresspiegel überragen, mit ovalem Rücken, auf welchem sich der Gibbs-Berg bis zu 110 Metern erhebt. Die niedrige Lage der Inselgruppe läßt sie erst dem Auge erscheinen, wenn man dicht herangesegelt ist, und macht es erklärlich, daß ein englischer Midshipman durch das praktische Examen fiel, weil er den Archipel nicht aufzufinden vermocht hatte und, nach Plymouth zurückgekehrt, erklärte, dreimal über die Stelle gesegelt zu sein, an der die Eilande sich der Seekarte nach hätten befinden müssen. Von den Bermuden heißt es bei Shakespeare (Der Sturm, Akt 1, Scene 2):

„Where once
Thou call'dst me up at midnight to fetch dew
From the still-vex'd Bermoothes."

Und Andrew Marvel singt:

„Where the remote Bermudas ride
In the ocean's bosom."

Wenngleich unregelmäßig gebildet, willkürlich durcheinander geworfen, haben die über das Meer aufragenden Korallenfelsen mit den dicht unter der Oberfläche tückisch lauernden eine natürliche, feste Seeburg ersten Ranges gebildet; denn einem eisernen, unbrechbaren Reifen gleich legt sich um die größeren Inseln Bank an Bank und Riff an Riff, natürliche Bastionen und vorgeschobene Werke bildend, wie sie beispielsweise der Nordfelsen in der nördlichen Region und eine doppelte Zone von wunderbar gegliederten, dicht geschlossenen Bildungen in der südlichen darstellt. Da nur wenige schmale, gewundene, acht bis zehn Meter tiefe Kanäle den natürlichen Wall durchbrechen, umschließt er ein inneres Meer von einer mittleren Tiefe von 15—25 Metern, dem er zugleich gegen die ohne Unterbrechung von außen wild anschlagende See Schutz verleiht. Obschon das Wasser so klar und durchsichtig ist, daß man vom Bord der Schiffe aus das unterseeische Labyrinth der Korallenbildungen deutlich zu erkennen vermag, kann durch die wenigen, die Atlantis mit dem inneren Bassin verbindenden Kanäle nur ein mit der Oertlichkeit vertrauter Lootse das Fahrzeug steuern. Die wichtigsten Inseln des Archipels führen folgende Namen: St. George, St. David, Hamilton, Somerset und Ireland. St. George, die nördlichste Insel, besitzt in dem westlich und nördlich von ihr gelegenen Murray-Ankerplatz einen guten, von Untiefen freien Hafen, welcher 16—18 Meter tief ist, und, was bei den winterlichen Nordweststürmen von besonderer Wichtigkeit, zähen Thongrund besitzt; zudem liegt der Hafen in der Nähe der offenen See und der Narrows, d. h. der einzigen Zufahrt für große Schiffe. Zahlreiche kasemattirte Batterien

halten ihn nebst dem 21 Meter hohen Fort Cunningham auf Paget Island unter Feuer. Auf der nördlichsten Spitze von St. George liegt über steilem Uferrand Fort Catherine und auf einer Erhebung, zwischen dem letzteren und der Stadt George, Fort Victoria. Die Insel besitzt großartige Hebevorrichtungen, Werften und Werkstätten für die Reparatur der Fahrzeuge. St. David ist die östlichste und Hamilton oder Bermuda die umfangreichste Insel der Gruppe. Die Küsten der letzteren sind ebenso unregelmäßig gestaltet wie die Oberfläche, die im Süden den schon genannten Gibbsberg trägt. Hamilton, die Hauptstadt (2000 Einwohner) heute Sitz des Gouverneurs, liegt in der Mitte des Eilandes an der Nordseite eines bequemen, wohl geschützten, aber nur drei bis vier Meter tiefen Hafens. Auf einem Plateau in der Mitte der Insel befindet sich das Hauptquartier der Besatzung. Auf dieser sehr wichtigen Position, welche die Stadt dominirt und von wo aus das Auge die ganze Fläche des eingeschlossenen Bassins beherrscht, sind drei mit schwersten Geschützen bestückte Forts neuester Construction errichtet. Wie St. David ist auch die Insel Somerset von geringer Bedeutung, dagegen nimmt die letzte, hier zu betrachtende, das in Nordwesten postierte Ireland, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, da hier das große Marinearsenal neben anderen wichtigen Marine-Etablissements, den Proviantthäusern, dem Marinehospital, Kohlendepot u. s. w. sich befindet. Im Süden der Insel umschließt eine, in Hufeisengestalt aufgeführte, stark gemauerte Mole nebst Damm den Militärhafen; er ist nicht geräumig, hat aber 14—16 Meter Wasser über Mergelgrund und ist durch einen riesigen Wellenbrecher gut geschützt. Schwimmende und Trockendocks nehmen die größten Fahrzeuge auf. Quellwasser freilich ist nicht vorhanden; Condensatoren, welche Seewasser in trinkbares verwandeln, sowie Cisternen müssen das Wasser für die Garnison und die Bewohnerschaft (eine intelligente Mischrasse von Weißen und Negern) liefern. Die klimatischen Verhältnisse sind ausgezeichnet.

Wenn wir nunmehr berichten, daß Brücken, Fähren, Straßen u. s. w. die einzelnen Inseln in einer Art verbinden, welche die Gruppe fast als Einen Körper erscheinen läßt, daß Telegraphen und Telephone sofortige Verständigung ermöglichen, vier Signalstationen die Außensee beobachten, und alle beherrschenden Punkte stark befestigt sind, dann kann man sich, ohne auf eine unterseeische Vertheidigung einzugehen, eine Vorstellung von der Widerstandsfähigkeit der Bermuden machen, welche Sir Charles Dilke überbefestigt nennt. Daß eine solche Position im Weltmeere dem scharfen Auge Englands nicht entgangen ist, erscheint selbstverständlich, und schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hat Albion dieselbe in Besitz genommen. Sie ist ihm dreierlei: eine Kolonie, ein Gefängniß (zur Internierung von etwa 1500 Disciplinaren) und eine Festung.

V.

Geographisch gehört Westindien Amerika allein an; das wird Niemand bestreiten. Um so unnatürlicher ist die politische Vertheilung. Von allen Inseln hat nur Eine sich freie Selbstbestimmung errungen, Haïti; es ist fraglich

ob zu seinem Glück. Alle anderen Territorien dieser gesegneten Inselwelt sind Werth- und Kampfobjecte in der Gewalt europäischer Staaten. Das Königreich Spanien hat Cuba und Portorico aus den Schiffbrüchen der Zeit für sich gerettet; die französische Tricolore beschattet Martinique, Guadeloupe und Inseln der Nachbarschaft; während Dänemark die Jungferninseln, besitzt Holland Eilande in der Mitte des südlichen Caraïbenmeeres; Britanniens stolze Flagge endlich weht in der Mitte des Seebeckens über Jamaica, den Cayman-Inseln, an vielen Punkten der Kleinen Antillen, den Seethoren Westindiens, über der Bahamakette und auf dem Festlande selbst. Die continentale Umrahmung bildet im Norden die lange Küste, auf der das sternenbesäete Banner der Union sichtbar ist, an sie schließt sich Mexiko, welches den gleichnamigen Golf im Westen umfaßt und über ihn hinaus auf der Ostküste Yucatans bis in das Caraïbenmeer reicht. Außer an das mexikanische Gestade schlagen die Wellen der Antillensee im Westen an das britische Honduras und die auf dem Isthmus gelegenen Republiken Guatemala, Honduras, Nicaragua und Costarica. Columbia und Venezuela endlich schließen den Festlandsring im Süden.

Diese politische Vertheilung Westindiens an außereuropäische Nationen hat naturgemäß ihre Wirkung auf die Bevölkerung geübt. Die Urbevölkerung ist, wie schon oben bei Haïti bemerkt worden, ausgerottet. Statt ihrer führte man bereits 1517 Neger ein, durch deren Arbeit eine ergiebige Plantagenwirthschaft ermöglicht wurde. Neben ihnen wuchs allmälig die Zahl der ansässigen Weißen und aus der Vermischung beider Rassen entstand eine dritte, vorzugsweise durch Kreuzung der Schwarzen mit Spaniern und Franzosen. Dennoch ist heute auf der Inselwelt die Negerrasse vorherrschend, während auf dem isthmischen Festlande die Indianerstämme neben den aus ihnen entsprungenen Mischlingen das Uebergewicht behaupten.

In den klimatischen Verhältnissen scheint es unabänderlich begründet zu sein, daß Westindien eine Erbschaft der Neger wird; bei den Weißen bringt sich die Macht der europäischen Culturzugehörigkeit und des Goldes, bei den Negern und Mischlingen dagegen die Massenkraft zur Geltung. Wenn es den Spaniern und Franzosen, so weit es die Entfernung zuließ, gelungen ist, ihren Colonien spanische, respective französische Denkweise aufzupfropfen, Martinique und Guadaloupe fast als französische Gebietstheile erscheinen, so kann sich Britannien eines gleich günstigen Resultates nicht rühmen, denn wie Trinidad, Dominica, St. Lucia und Grenada schon wegen der vorwiegend katholischen Bevölkerung nie Sympathien für England gehabt haben, dann zeigt sich jetzt, daß selbst auf Jamaica und Barbardos englische Gesinnungen schwinden. Da die Negerrasse zum Herrschen nicht befähigt ist, so kann es sich in Westindien nur darum handeln, wessen Einflüssen die Bevölkerung anheimfällt, ob sie auch ferner die Parole aus der alten Welt empfangen, oder ob sich Nordamerika die Gewalt aneignen wird.

Die den Isthmus schneidenden Eisenbahnen haben nur theilweise den Traum Karl's V. wahr werden lassen; seine Erfüllung ist dem Nicaraguakanal vorbehalten, der Wasserader, welche die einzig denkbare, ununterbrochene,

ideale, schon erwähnte Weltbahn ins Leben rufen, eine Weltumschiffung im eigentlichsten Sinne des Wortes erst ermöglichen wird. Wenn die Suezroute den Seeweg von dem mittleren Theil des östlichen Amerika und von Europa nach Indien um 7500 Kilometer abkürzt, dann werden dagegen von denselben Ländern aus unter Zuhülfenahme des Nicaraguakanals auf den Hochstraßen nach den Gestaden des östlichen Asiens 7500—11 000 Kilometer erspart, und der Handel nicht nur größere Ausdehnung erlangen, sondern auch in neuen Bahnen sich bewegen. Der Nicaragua- und Suezkanal, das isthmische Amerika und das Pharaonenland stellen culturgeographische Homologien dar. Und dennoch, wie kann das Durchgangsterritorium Aegypten sich mit Westindien messen, dessen wahrhaft culturgeschichtliche Bedeutung auf dem Umstande beruht, daß, wenn es demnächst in unmittelbar interoceanische Verbindung mit dem größten der Weltmeere getreten sein wird, im Mittelpunkte der großen Oceane gelegen ist, deren Wogen an den ältesten wie an den jüngsten Culturländern der Erde sich brechen?

Daß die Union, wo nach Macaulay „Alles Segel und nichts Anker" ist, sich schon jetzt anstrengt, ihrer Marke in dem westindischen Meere das Uebergewicht zu verschaffen, nimmt nicht Wunder und ist, wie es der im Jahre 1891 mit Spanien abgeschlossene Gegenseitigkeitsvertrag (betreffend den Handel der Vereinigten Staaten mit Cuba und Portorico) beweist, von Erfolg gekrönt. Westindien wird sich der wirthschaftlichen Suprematie der kräftig entwickelten Union nicht entziehen können und sich dem von dort dictirten Gesetz unterwerfen müssen. Damit aber wäre die Monroe-Doctrin ins Handelspolitische übersetzt.

Wie in Rußland das angebliche Testament Peter's des Großen die Richtschnur für die auswärtige Politik des Zarenreichs abgibt, so für die amerikanische Union jene am 23. December 1823 durch den Präsidenten Monroe dem Congresse überlieferte Botschaft. Was die Ostsee und was die Meerengen zwischen Europa und Asien für Rußland, ist das Seebecken, in das der Mississippi und der Rio Grande del Norte ihre Wasser schütten, für den Nordamerikaner; die westindische Frage reicht bis an die Pfahlwurzel der Union, deren ungeheures, geographisch geeintes und abgerundetes Gebiet dennoch ihren Bewohnern zu enge wird. Sie lassen den Blick weiter schweifen und betonen immer nachdrücklicher das Wort: „Amerika den Amerikanern!" Wie dort dem Individuum jeder nur mögliche, freie Spielraum geschaffen, so ist auch die Gesammtheit zum Wettkampfe um die höchsten Cultur- und Wirthschaftsleistungen befähigt, und wie in dem Einzelnen, so ist auch im Staate der Geist der Initiative, die Lust und Freude am Schaffen, am Wetten und Wagen um hohe Ziele, um die Herrschaft der Welt lebendig. Dieser Geist, der gegen die Zukunft gerichtet ist und keine Zeit findet, sich in die Vergangenheit zu vertiefen, lenkt das Auge auf das vor dem südlichen Thore liegende Westindien, welches das Bindemittel zum leichten oceanischen Verkehr zwischen dem Osten und Westen abgeben, und auf den Isthmus, wo der Nicaraguakanal entstehen soll. Wir bemerken hier ausdrücklich, daß wir heute den Verträgen und Verhandlungen der Union mit den centralamerikanischen Republiken, welche den Arbeiten am

Kanale vorausgingen, seine Kontrole und Sicherstellung durch amerikanische Macht bezweckten, ebenso wenig näher treten werden, wie den diplomatischen mit England gewechselten Noten, die Moskitoküste betreffend, dürfen indes nicht unterlassen, auf eine Botschaft des Präsidenten Hayes „der Kanal muß als amerikanischer auch unter amerikanischer Kontrole stehen" und auf die Antrittsbotschaft des Präsidenten Harrison hinzuweisen, in welcher er wörtlich erklärt, „daß es mit unserem Frieden und unserer Sicherheit unvereinbar ist, wenn ein kürzerer Wasserweg zwischen unseren östlichen und westlichen Meeresgestaden von irgend einer europäischen Regierung beherrscht wird." Damit ist unumwunden die Absicht ausgesprochen, daß die Union am Nicaraguakanal keinen anderen Herrn dulden wird, als sich selber, und wie einst in Centralamerika der Kampf ausgefochten wurde, welcher Spanien und Frankreich gegenüber die Vorherrschaft Britanniens zur See begründete, so wird in naher oder entfernter Zeit sich der unausbleibliche Conflict zwischen der Meerbeherrscherin und den Vereinigten Staaten in Westindien entspinnen und jeder Spatenstich an dem Nicaraguakanal den Ausbruch des Kampfes beschleunigen. Denn wenn freilich die demnächstige künstliche Wasserader zwischen den Meeren in friedlichen Zeiten jedwedem Schiffe offen stehen wird, so ist doch nicht bloß die Frage, wer ihre beiden Außenthore in der Gewalt hat, sondern, zumal in Kriegszeiten, wer die äußeren Zufahrten zu ihnen beherrscht. Es handelt sich aber dabei um die Schiffahrtsstraßen, welche von Greytown, der östlichen Mündung des Kanals, ausgehen und nach ihr führen, um die Hochstraßen der See also, welche die Verbindung Mittelamerikas mit den älteren amerikanischen Culturterritorien und den noch älteren der östlichen Hemisphäre herstellen. Hiermit haben wir den springenden Punkt erreicht, und es wird jedem Politiker, jedem Strategen sofort einleuchten, daß insonderheit zwei Mächte hier zu berücksichtigen sind, England, als Beherrscherin der Meere, und die Vereinigten Staaten Amerikas, als Erbauer und Hüter des Kanals, der das schmale, aber wichtige Band für die Unionsstaaten und eine neue strategische Linie abgeben soll.

Zur Erörterung der militärischen und maritimen Chancen auf der einen oder anderen Seite haben wir oben die statistisch militärische Uebersicht gegeben. Auf sie gestützt, wollen wir jetzt in eine strategische Würdigung eintreten.

VI.

Bei Recognoscirung des Terrains erhellt auf den ersten Blick, daß der Busen von Mexiko, von amerikanischen Staatengebilden umrandet, ein *amerikanisches* Becken ist, und daß das nautisch so bevorzugte, feste Habana und das nordamerikanische Emporium am Mississippi die Brennpunkte des Bassins bilden. Dagegen stellt das Caraïbische Meer einen *englischen* See dar, weil England es verstanden hat, die dominirenden Positionen in und an ihm sich zu eigen zu machen. Denn ist nicht die dritte der Großen Antillen, das in der strategischen Mitte gelegene Jamaica mit der starken Festung Kingston-Port-Royal englisch, sperrt Jamaica nicht die Windward-Passage im Süden, flankirt es nicht die Straße von Yucatan, die Mona-Passage und alle zwischen den Kleinen Antillen durchziehenden und nach Greytown führenden

Seewege? Daneben bildet die Insel den östlichen starken Pfeiler einer hochstrategischen Linie, welche über die Kaymaneilande hinaus nach britisch Honduras führt. Wie diese Linie alle aus dem Kanal von Yucatan kommenden Seewege rechtwinklig, so schneiden die Verbindungen Jamaicas — diesmal als westlicher Pfeiler betrachtet — mit Antigua, Barbados und Trinidad alle westwärts das Caraïbenmeer durchführenden Routen. In den Kleinen Antillen besitzt Britannien die früher von uns namhaft gemachten, strategisch wichtig gelegenen und theilweise gut befestigten Inseln und Hafenplätze, welche den Geschwadern der Union die Vorbeifahrt verwehren könnten, ehe oder nachdem Jamaica sein Schwergewicht in die Wagschale geworfen hat. Wie letzteres nach Osten und Südosten mit den Kleinen Antillen correspondirt, so steht es durch die Windward-Passage mit den Bahamen in directer und durch den Kanal von Yucatan in indirecter Beziehung. Die Bahamaketten bilden ein leicht zu vertheidigendes großes Seelager, welches den Verkehr zwischen der atlantischen Küste und dem Mexikanischen Golf jeder Zeit unterbrechen kann. Von seinen schwer zugänglichen Gewässern aus gelang es, während des nordamerikanischen Unionskrieges den Blokadebrechern der Südstaaten ihre Seehäfen mit Kriegsmaterial zu versorgen.

Während in dem am 25. Mai 1850 abgeschlossenen Clayton-Bulwer-Vertrage Britannien unter Anderem sich verpflichtet, Centralamerika nicht zu controliren, wird durch die englische Stellung in Westindien der Nicaraguakanal *thatsächlich* unter Controle gestellt werden. Dies erkennend erließ Präsident Garfield eine von Blaine unterzeichnete Depesche, die, wie folgt, lautet: „Der ungeheure Aufschwung der Union an der pacifischen Küste legt uns neue Pflichten auf und erheischt Revision der Verträge, zumal Britannien in Westindien große maritime Etablissements besitzt, die uns fehlen, und England in Kriegszeiten ein Uebergewicht verschaffen würden. Darum ist es nöthig, daß wir die Verpflichtung, den Kanal nicht zu befestigen, aufheben, denn sofern wir sie einhielten, würden wir unserer rechtmäßigen und lange aufrecht erhaltenen Ansprüche in Bezug auf das continentale Amerika verlustig gehen."

Die englisch-westindischen Besitzungen finden aber nicht nur Rückhalt an der starken Korallenfestung in der Atlantis, welche gewissermaßen den östlichen Schlüssel zu Centralamerika verwahrt, sondern es wird auch die offensive Kraft der Bermuden von New-Providence bis Jamaica und bis Trinidad sich bei jeder kriegerischen Verwicklung und vielleicht entscheidend zur Geltung bringen. Nachdem wir oben gesehen, wie die Gunst der Natur und die Kunst des Ingenieurs den in dem atlantischen Ocean vereinsamten Archipel uneinnehmbar gestaltet hat, wollen wir ihn jetzt auf seine Lage prüfen. Es ergibt sich das Resultat, daß die Entfernungen nach New-Providence 1440, Jamaica 1744, Antigua 1717 und Barbados 2190 Kilometer betragen, während die wichtigen nordamerikanischen Plätze Charleston, Washington und New-York 1429, 1146 resp. 1253 Kilometer abliegen, und die englisch kanadische Feste Halifax nach Zurücklegung von 1260 Kilometern zu erreichen ist. Erweitern wir aber den Horizont, dann finden wir, daß der trennende Raum bis nach den Mutter-

inseln in der Nordsee 4990—5550 und nach der britischen Seefeste Gibraltar 3290 Kilometer beträgt.

Die centrale Lage der Bermuden, fast gleich weit von den Antillen, der Ostküste der Vereinigten Staaten und Neu-Schottland entfernt, verleiht ihnen, das große Marinearsenal in der Nordsee im Rücken, eine ganz ausnahmsweise Bedeutung und läßt erkennen, daß England an keiner geeigneteren Stelle als hier den westindischen Anker hätte auswerfen können. Nicht zu überwältigen, bietet der Archipel den Kauffahrern wie dem schwimmenden Kriegsmaterial einen gegen feindliche Anschläge und elementare Kräfte gesicherten Bergeplatz. Ihre offensive Bedeutung überwiegt indes bei Weitem die defensive; denn vor der Mitte des östlichen Unionsgestades gelegen, mit dem festen Kriegshafen Halifax und durch Kabel mit ihm verbunden in der rechten, sowie der großen Seeburg der Bahamen in der linken Flanke, bedrohen sie nicht nur die atlantisch-amerikanische Küste, sondern ersticken gleichsam jeden Ansatz seewärtiger Offensive der Union dadurch im Keime, daß sie die Vereinigung getrennt operirender gegnerischer Flotten erschweren. In diesem Meeresterritorium existirt außer den Bermuden kein anderer Ort, an dem die englischen Geschwader Nordamerikas und Westindiens sich Rendezvous geben, maritime Operationen planen, geheim und schnell ausführen könnten. Sonach bildet der Archipel das große strategische, mit allen maritimen Hülfsmitteln ausgerüstete Pivot der Engländer, ein Lug-ins-Meer und den wichtigsten Schlüssel an der größten Meeresströmung: denn aus dem amerikanischen Mittelmeer, seiner Geburtsstätte, heraus schießt der Golfstrom, der Sturm- und Wetterkönig, welcher der ganzen nördlichen Atlantis den unverkennbaren Stempel aufprägt. Seine Quelle liegt in dem Caraïbischen Meere, das durch die Straße von Yucatan einen großen Theil seiner Gewässer in den Mexikanischen Busen treibt, in dessen halbmondförmigem Becken das warme, von Süden kommende Element circulirt, um dann gewaltsam aus ihm durch den vergleichsweise engen Kanal zwischen Cuba und Florida, sowie durch die schmalen Abzugsöffnungen zwischen den Bahamabänken zu entweichen. Für diese einzig dastehende gewaltsame Meeresbewegung kann es keine bessere Bezeichnung als „Strom" geben, dessen feste Ufer anfänglich Florida auf der einen, Cuba, die Bahamabänke und Bahamainseln auf der anderen Seite bilden, während er dahinfluthend dann in den Ocean selbst sich scharf einbettet und in nordöstlichem Laufe weiter fließt, um sehr allmälig erst zu ermatten. Die mildernde Wirkung des Golfstromes macht sich sogar an den fernen Küsten von Nowaja-Semlja bemerklich. Das große nordwestliche Knie oder die Beuge des Golfstromes liegt ausgeprägt in der Mitte des nordatlantischen Meeres. Wenn wir hier noch betonen, daß neben dem Phänomen des Wassers auch das Luftphänomen unterstützend und verstärkend einwirkt, dann wird man verstehen, daß die Hauptschiffahrtsstraßen zwischen Nordamerika und Europa von den westindischen Gewässern stark beeinflußt sind. Es folgt auf diesem großen Wasserterritorium der Verkehr also nicht regellosen Bahnen oder dem launenhaften Spiel des Zufalls, er ist vielmehr an ein großes, unverrückbares, ewiges Gesetz gebunden, welches in wunderbarem Kreislaufe das Hinüber und Herüber von einem

Continente zum anderen begünstigt. Mit dem Verlust der Bermuden würde hiernach Britannien zugleich die maritime Ueberlegenheit in der westlichen Hemisphäre zu verlieren Gefahr laufen, und daß diese Gefahr nicht ganz ausgeschlossen ist, ergibt sich daraus, daß die Bermuden auf die Zufuhr zur See angewiesen sind und nur so lange britisch bleiben können, als das „Rule Britannia" über den Wogen erschallt.

Durch das Gesagte haben wir die englisch-westindische Seebasis gezeichnet; versetzen wir uns nunmehr im Geiste nach dem Mutterlande, in dem die maritime Kraft Englands wurzelt, dann erkennen wir, den Blick südwestlich gerichtet und das weite Seefeld bis zum Nicaraguakanal überschauend, in den Bermuden das feste Reduit, vor ihm die langgezogene strategische Linie der Bahamen und Kleinen Antillen, sowie endlich in Jamaica den starken Außenposten in der Caraïbischen See, von wo der Nicaraguakanal, das demnächstige „Thor der Meere, der Schlüssel der Erde", beherrscht wird.

Mit Recht würde man uns der Kurzsichtigkeit zeihen, wenn wir nicht noch einen intimeren Blick auf Südamerika werfen wollten[1]). Während Trinidad die nördlichen Mündungen des Orinoco beherrscht, hat Britannien auf dem Festlande durch diplomatische Schachzüge die westlichen Grenzen von Guyana gegen das durch ewige Revolutionen geschwächte Venezuela von dem Esequibo, welcher die einstige Scheide bildete, weit vorgetrieben und durch ebenso einseitige wie eigenmächtige Bestimmung im Nordwesten die Insel Barima für britisches Territorium erklärt. Dieses Eiland beherrscht, was außerenglischen Staatsmännern und Strategen bis jetzt fast ganz entgangen ist, die Hauptmündung des Orinoco, Boca de Navios, so daß das Delta des bevorzugten, mächtigen Stromes von England wie mit einer Zange umklammert ist. Wenn man aber erfährt, daß die große orinocische Wasserader durch den Casiquiari und Rio Negro (beide sind schiffbar), mit dem Amazonenstrom verbunden ist; wenn man weiter bedenkt, daß man zu Schiffe aus der Boca de Navios nicht nur Venezuela, Columbia, Ecuador und halb Brasilien durchkreuzen, sondern sogar das Centrum Bolivias erreichen kann, dann bedarf es keines anderen Hinweises, um trotz der Hindernisse bei Atures und Maypures[2]) die commercielle und politische Wichtigkeit der englischen Stellung an dem Orinocodelta darzuthun, und man wird nunmehr verstehen, weshalb wir Trinidad als die wichtigst postirte Insel der Kleinen Antillen bezeichneten. Auf die Monroedoctrin gestützt suchte Venezuela, nach langjährigen Grenzverhandlungen mit Britannien, 1887 die Intervention der Vereinigten Staaten zu seinen Gunsten nach. Da Nordamerika sich abweisend verhielt, besitzt England heute ein Uebergewicht im Stromdelta, das es nach Belieben sperren oder öffnen kann. Deutschlands Interesse ist hier insofern engagirt, als es wichtige commercielle Beziehungen mit Venezuela verknüpfen, und Ciudad Bolivar (früher Angostura genannt), das große Emporium am Orinoco, in Bezug auf den Handel fast als deutsche Stadt erscheint.

[1]) Siehe Mapa General de América Meridional por Enrique Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. 1890.

[2]) Siehe Ansichten der Natur von Alexander von Humboldt.

So steht es um die Position der Engländer in Westindien und Centralamerika. Richten wir den Blick auf die festländischen Staaten, insbesondere die Union, so haben wir bereits oben bei der Inspicirung der Häfen an der continentalen Berandung gesehen, daß die meisten wichtigen Küstenplätze der Vereinigten Staaten wenigstens gegen einen Handstreich, wenn auch nicht alle gegen ein Bombardement sicher gestellt sind, und daß nur wenige, wie beispielsweise die St. Joseph-Bai, als maritime Stützpunkte einem Feinde werthvoll sein könnten. Nach dem im November 1893 erschienenen Jahresbericht des nordamerikanischen Kriegssecretärs werden in nächster Zeit die Arbeiten zur Befestigung der dreizehn größten Seehäfen begonnen. Hierbei muß man berücksichtigen, daß, sofern England der Gegner ist, kaum irgendwo eine Landung und eine auf diese basirte Operation zu fürchten ist. Abgesehen von der mangelhaften britischen Heeresorganisation, welche derartiges schwerlich ermöglichen dürfte, sind die Südstaaten mit einem Flußnetze und, fast möchte man sagen, strategisch angelegten Schienensystem durch- und überzogen, so daß in kürzester Frist die nach Süden geworfene Kraft der Union aus der Defensive in die Offensive übergehen könnte, welche zunächst freilich nur so weit reicht, wie die Monstregeschütze der Küstenbefestigungen tragen, doch nicht darüber hinaus, so lange England nicht die Zugänge in den Mexikanischen Golf durch die Straße von Yucatan und den alten Bahamakanal verlegt werden können. Denn es ist allen Bemühungen zum Trotz bis jetzt der Union — wir nehmen die Floridakeys und die vielen anderen unmittelbar am festländischen Ufer liegenden Inseln aus — nicht gelungen, außerhalb ihres eigensten Territoriums einen einzigen maritimen strategischen Punkt im Mexikanischen Busen oder im Caraïbenmeer zu erwerben; im Caraïbenmeer, wo, wie wir sahen, fast alle großen Seemächte maritime Stützpunkte besitzen. Selbst wenn Habana einmal die Hauptstation für amerikanische Geschwader bilden würde, wäre der Union von hier aus in Verbindung mit Key-West wohl die Beherrschung der östlichen inneren Einfahrt in den Golf ermöglicht, aber nicht darüber hinaus, weil man nördlich sofort in die Wirkungssphäre der Bahamen und in zweiter Linie in die der Bermuden geräth. Die Yucatanstraße aber bleibt aus schon erwähnten Gründen unter englischer Controle. In Betreff des Caraïbenmeeres liegt es auf der Hand, daß dessen Eingänge von der offenen Atlantis aus durch amerikanische Geschwader nicht zu forciren sind; die Bermuden in der linken, die Bahamen in der rechten Flanke verbieten es. Noch bleibt aber eine dritte Möglichkeit: das gewaltsame Vorbrechen von amerikanischem schwimmenden Kriegsmaterial aus der Ostmündung des fertig gestellten Nicaraguakanals. Dies hängt mit dem strategischen Moment im Pacific zusammen, welches wir demnächst in einem besonderen Artikel behandeln werden, hier möge die Andeutung genügen, daß das Goldene Thor, aus welchem die Kraft von St. Francisco sich nach dem Nicaraguakanal verpflanzen müßte, von Norden her in achtzig bis neunzig Stunden von der starken englischen Basis in Columbien zu erreichen ist.

Neben England und der Union aber gibt es noch andere Mächte in Westindien, die als vielleicht ausschlaggebende Factoren zu berücksichtigen sind. Da ist zunächst Spanien. Wenn Cuba durch Ueberlassung oder Verkauf aus

spanischer Hand in die der Vereinigten Staaten überginge, würden letztere die Herrschaft in dem Merikanischen Golf antreten, und auch die Situation in dem Caraïbenmeer dadurch eine Umgestaltung erfahren, daß nunmehr die ausgezeichneten Häfen an der Südküste der Insel zur Geltung kämen. Oestlich von Cuba liegt die im Bündniß mit der Union sofort hohe Bedeutung erlangende Insel Haïti, das Centrum von Westindien, auf welcher die Vereinigten Staaten Fuß zu fassen versuchten durch ein Abkommen mit der Republik Domingo, demgemäß die strategisch wichtig gelegene Bai von Samana oder die Môle de St. Nicolas als Kohlen- und Flottenstation der Nordmacht überlassen werden sollte. Das erstere Abkommen scheiterte an dem Widerstande der europäischen Mächte. Neben Spanien aber kommt — von Dänemark und Holland abgesehen — die zweitgrößte Seemacht, Frankreich, in Betracht. Dieses hat nach heftigen Kämpfen einen Theil seines Antillenbesitzes, Canada und Ostindien an England und damit zugleich die Führung auf dem Salzwasser verloren, in neuerer Zeit aber Positionen erworben, welche Englands maritime Herrschaft ernstlich bedrohen; das französische Indo-China mit Siam, das ein Memento für England geworden, gefährdet[1]) die britische Seehochstraße Singapore-Hongkong-Columbien; die Perle im indischen Ocean, der fast ein englisches Meer zu nennen, Madagascar, gehört der dritten Republik, und von Toulon und Biserta[2]) bedroht sie die große englisch-ostindische Etappenstraße. Auch zur Behauptung seines uralten Besitzes in Westindien wird Frankreich etwaigen dortigen Kämpfen nicht müßig zuschauen, und könnte hier eine Allianz zwischen der mächtigen amerikanischen und der französischen Republik für Albion nicht gefährlicher werden als eine russisch-französische Verbindung im Mittelmeere und im Stillen Ocean? Wenn Napoleon III. auf Martinique und Guadeloupe die mexikanische Expedition basirte, dann ist in diesem kriegerischen Vorgang ein Maßstab dafür gegeben, wessen man sich zu versehen habe, wenn das seegewaltige Frankreich, das — nebenbei, aber sehr nachdrücklich gesagt — auch eine Großmacht zu Lande darstellt, der immer aggressiver sich gestaltenden Union die Hand auf einem Territorium zum Bunde gegen England reichte, in dem sich die heute freilich noch wenig organisirte und disciplinirte, aber in ihrer Stärke kaum zu überschätzende nordamerikanische Kraft zu Wasser und zu Lande — die Erfolge des Flibustierthums sind bekannnt — Geltung verschaffen würde.

In unserer Zeit, dem Wendepunkte der alten Epoche zu einer neuen, vereint sich Alles, das Werdende zu begünstigen, und der Ocean wird mehr und mehr zum eigentlichen Bindemittel der Menschheit. Zwei Weltmeere sind durch den Suezkanal verbunden; in nicht zu ferner Zeit wird ein anderer Continent gesprengt sein, und die Mittelatlantis mit dem weiten Pacific in interoceanische Verbindung treten. Wenn man dann von Europa westlich fährt, um Ostindien zu erreichen, wird jede Spanne Bodens und jeder Quadratmeter Wassers

[1]) Siehe Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXV, S. 477, „Die Etappenstraße von England nach Indien".

[2]) Siehe Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LVIII, S. 218, „Der Kampf ums Mittelmeer, Biserta".

der westindischen Land- und Seeterritorien ungeahnte commercielle, politische und militärische Bedeutung erhalten und um den isthmischen Kanal in Amerika wird heftiger gekämpft werden als um den Durchstich bei Suez. Denn dann treten weitere Hinterländer und ganz unerschöpfliche Hülfsquellen auf den Plan, und Westindien wird zu einer Weltbühne, auf welcher höhere Aufgaben, Aufgaben von dauernder Bedeutung für die Geschichte der Menschheit, gelöst werden sollen. Hier wird sich der strategische Satz geltend machen, daß vom Centrum aus die Peripherie begriffen und beherrscht werden kann; es wird sich zeigen, daß es auf dieser Welt keine ewige, unangefochtene Suprematie gibt, und England wird gezwungen werden, hier wie heute schon im Mittelmeerbecken das Scepter für die Beherrschung der Meere zu vertheidigen.

Zum Schlusse wollen wir noch auf zwei Factoren hinweisen. England verfügt in Westindien auf eigenem Boden über ein Netz von Kohlenstationen wie kein anderer Staat und ist hierdurch in einem Seekrieg, der heute auf der Kohle beruht, anderen Mächten, denen neutrale Kohlenlager verschlossen sind, überlegen. Dagegen freilich sind diese Stationen nicht alle hinreichend fortificatorisch geschützt und bedürfen außerdem, um den englischen Fahrzeugen stets zugänglich zu bleiben und nicht in des Gegners Hand zu fallen, der wirksamen Vertheidigung; diese — wir wissen, wie truppenarm Britannien ist — fehlt, und in diesem Manco deuten wir zugleich das Uebergewicht an, welches Frankreich besitzt, und können die Gefahr abmessen, welche offensive französische Operationen gegen in englischer Hand zwar befindliche, aber von französisch redender und denkender Bevölkerung bewohnte Inseln in sich bergen. Die Versäumnisse, deren Britannien sich in Bezug auf seine Armee anklagen muß, sind selbst durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht nicht mehr wett zu machen; denn wenn es heute an Cadres, würde es nach Jahrzehnten noch an Landwehrmannschaften fehlen. Da England keine große Armee besitzt, lag bis jetzt in einer überwältigenden Flotte das Alpha und Omega englischer Politik. Bis jetzt, aber nicht länger mehr, seit den Vorgängen in Siam und im Mittelmeere, seit, wir lassen britische Autoritäten reden, die Admirale Sir Thomas Symonds, Sir Phipps Hornby, Sir George Elliot, Richards, de Horsey und Colomb, sodann Lord Roberts, Mr. Ashmead Bartlett, Mr. Arnold Forster, Sir Edward Reed u. s. w. offen erklärt haben, daß Britannien einer vereinigten französisch-russischen Flotte nicht eine gleiche Anzahl Kriegsschiffe entgegenzusetzen vermöchte. Neben der nicht genügenden Quantität lasse übrigens auch die Qualität des englischen schwimmenden Kriegsmaterials in Bezug auf Bau, Schnelligkeit, Bestückung (eine große Anzahl Schlachtschiffe führt noch Vorderlader), Bemannung u. s. w. viel zu wünschen übrig und stehe nicht auf der Höhe der Situation.

Nachdem wir englischen Stimmen das Wort gegeben, ist es wohl auch erlaubt, auf das Capitel „Englands Flotte“ unserer im Jahre 1886 erschienenen „Weltstellung Englands“ [1]) aufmerksam zu machen, wo wir auf S. 112 unter Anderem Folgendes sagten: „Wenn man nun die Flotte Englands genau ins

[1]) Kassel, Th. Fischer.

Auge faßt und ihre Kräfte mißt, so empfängt man nicht mehr den imposanten Eindruck, den ehemals die Beherrscherin der Meere auf die Völker machte; ihr scheint das tragische Geschick langsamen, aber sicheren Verfalles beschieden zu sein, der schon seine Schlagschatten vorauswirft, falls nicht klare Erkenntniß und entschlossenes Handeln dieses Geschick abwenden."

Was die Flotte der Vereinigten Staaten anbetrifft, so müssen wir hier constatiren, daß der große Aufschwung, den dieselbe in den letzten Jahren genommen, sich nicht nur durch die höhere Zahl der Fahrzeuge, sondern auch in der Vervollkommnung ihrer Bauart, Bestückung und Bemannung kennzeichnet. Die Union hing vor noch nicht langer Zeit bezüglich des Baues der Schiffe und der Ausrüstung vom Auslande ab, heute ist sie unabhängig. Nach dem im November 1893 veröffentlichten Bericht des Marinesecretärs nimmt die Flotte der Vereinigten Staaten bereits die siebente Stelle ein. In gedachter Schrift heißt es unter Anderem: „Sehr wahrscheinlich wird die Zukunft eine größere Anzahl internationaler Fragen auf die Tagesordnung setzen, zu deren Ordnung die Entfaltung maritimer Kraft absolut nothwendig ist; darum müssen wir eine starke Flotte schaffen und erhalten, um unsere Politik durch ihr Gewicht zu stützen." Und was die Wissenschaft vom Seewesen anbetrifft, so wollen wir nicht unterlassen, es hier auszusprechen, daß die Union in Capitän Mahan (Verfasser von: „The Influence of Sea Power in History and on the French Revolution") den besten Schriftsteller der Welt über Seestrategie besitzt.

Wenn die östliche Frage für England in der Suprematie über das südliche Asien besteht, dann ist die westliche eine Frage der Seeherrschaft in Westindien neben Erhaltung der Canadischen Dominion.

Handschrift und Charakter.

Zur Physiologie und Psychologie des Schreibens.

Von

W. Preyer.

I.

Die auffallendsten Bewegungen, durch welche gebildete Menschen sich individuell von einander unterscheiden, sind das Mienenspiel, der Gang, das Sprechen und das Schreiben. An Eigenthümlichkeiten der mimischen Muskelthätigkeit kann ein Bekannter, nach Jahre langer Trennung von Angehörigen und Freunden, auf den ersten Blick mit Sicherheit unter Tausenden wieder erkannt werden. Am Gang erkennt man einen Menschen, den man öfters hat gehen sehen, mit Leichtigkeit wieder, auch wenn man ihn nur in großer Entfernung gehen sieht, und zwar im Profil oder von der Rückseite. An der Art des Sprechens, dem Timbre der Stimme aber erkennen wir den früheren Tischgenossen oder Reisegefährten, ohne ihn überhaupt zu sehen, wenn wir ihn nur einige Worte sprechen hören.

Diese persönlichen Merkmale, Wiedererkennungszeichen, werden noch bei Weitem übertroffen durch die Schrift. Denn an wenigen, eilig geschriebenen Zeilen erkennen wir einen Menschen wieder, den wir weder sehen noch hören, und haben dazu den Vortheil, ein bleibendes Zeichen der individuellen Eigenthümlichkeiten einer Person mit ebenso angefertigten, ebenso bleibenden Zeichen anderer Individualitäten in Ruhe vergleichen zu können, während die ephemere Natur des Ganges, des wechselnden Mienenspiels und des in die Luft gesprochenen Wortes eine Vergleichung nur mit Erinnerungsbildern zuläßt. Wenn nämlich mehrere Menschen, behufs der physiologischen und psychologischen Analyse, mit Rücksicht auf die Art, wie sie gehen, gesticuliren, sprechen und ihre Antlitzmuskeln bewegen, mit einander verglichen werden sollen, ja schon bei der Beobachtung eines Einzelnen zu dem gedachten Zwecke, ändert sich der Charakter der Bewegungen. Sowie ein Mann oder eine Frau weiß, daß man sie photographirt oder nur beobachtet, dann ändert sich ihr Verhalten. Diese kaum zu überwindende Schwierigkeit bei der Untersuchung individueller Ver-

schiedenheiten der Culturmenschen fällt fort, wenn nicht die vergänglichen Bewegungen selbst, sondern gleichsam die versteinerten Reste derselben, die Handschriften, mit einander verglichen werden.

Fragt man sich, wodurch die verschiedenen Arten des Gehens und des Sprechens und die unermeßlich mannigfaltigen Gesichtszüge sich von einander unterscheiden, so hält es schwer, in Worten, selbst mit Erläuterung derselben durch photographische Momentaufnahmen, eine erschöpfende Antwort zu geben. Bei der Schrift aber, wo die zu vergleichenden Gesichtseindrücke, die Buchstaben, während der Betrachtung sich nicht verändern, kann jede Einzelheit sicher ermittelt, können die Abweichungen der Schriftzüge von einander, auch wenn sie Jahrtausende alt sind und fremde Sprachen wiedergeben, ganz genau festgestellt werden.

Aus dieser Verschiedenheit der Schriftzüge folgt unabweislich, daß der Act des Schreibens nicht in gleicher Weise bei den Verfassern der Manuscripte zu Stande kommen und ablaufen kann, sonst müßten die mit derselben Tinte und Feder geschriebenen Briefe mehrerer Personen, die gleichzeitig bei demselben Lehrer schreiben lernten, sich gleichen wie die mittelst der Schreibmaschine hergestellten Schriftstücke, welche eher Drucksachen zu nennen wären. Eine solche Gleichheit ist aber nicht vorhanden, und erfahrene Lehrer der Kalligraphie versichern mich, daß ihre Schüler die Schablonenschrift nur beibehalten, wenn sie fortgesetzt ihre Aufmerksamkeit darauf richten. Sonst fallen sie zurück in ihre Art zu schreiben. Erwachsene schreiben aber nicht so, wie sie als Kinder in der Schule schrieben.

Es muß also zwischen der Form und Aneinanderreihung der Buchstaben zu Wörtern und Zeilen einerseits und gewissen individuellen Eigenthümlichkeiten des Schreibenden andererseits irgend ein Zusammenhang bestehen. Wenn zwei Bildhauer einen und denselben Kopf mit demselben Thon modelliren, so werden die beiden Büsten, mögen sie dem Original beide noch so ähnlich sehen, doch auffallend von einander abweichen. Die Auffassung der Künstler ist verschieden. Kenner werden an der Auffassung den Urheber des Kunstwerkes erkennen, das heißt an einer großen Zahl von einzeln genommen unscheinbaren Kleinigkeiten, welche vereinigt gewisse Rückschlüsse auf die Persönlichkeit des Bildhauers gestatten. Entsprechend bei Gemälden.

Beim Schreiben verhält es sich ähnlich. Und es ist zu verwundern, daß eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Beziehungen der Schriftzeichen und der Schreibweise zu der Individualität des Schreibenden noch niemals in Angriff genommen wurde. Denn schließlich ist das Schreiben eine Art des Sprechens ohne Stimme, also ein physiologisch-psychologischer Vorgang, dessen Mechanismus aufzuklären, eine Aufgabe der Physiologie sein muß. In älteren und neueren Lehrbüchern dieser viel umfassenden Wissenschaft findet man aber nichts darüber, und Monographien, welche die verwickelten, das Schreiben zusammensetzenden Processe zum Gegenstande haben, sind zwar in geringer Anzahl vorhanden, beziehen sich aber vielmehr auf die Veränderungen der Handschrift in Krankheiten, als auf die Norm. Gerade die in physiologischer und psychologischer Hinsicht und im praktischen Leben für die Beurtheilung der

Menschen und ihre Vervollkommnung durch Erziehung und Selbsterziehung außerordentlich wichtige Frage nach dem Zusammenhang der individuellen Anlagen, ausgebildeten Eigenthümlichkeiten und erworbenen Eigenschaften mit den individuellen Merkmalen der Schrift im gewöhnlichen Leben wird daselbst nicht erörtert. Die Pathologen verhalten sich ebenso wie die Physiologen und Psychologen, welche sich überhaupt darüber äußern, derartigen Fragen gegenüber gleichgültig oder ablehnend, im günstigsten Falle skeptisch.

So bemerkt Dr. Albrecht Erlenmeyer in seinem Büchlein „Die Schrift. Grundzüge ihrer Physiologie und Pathologie", welches im Jahre 1879 erschien und mehrere für die Beurtheilung der Handschriften Geisteskranker wichtige Thatsachen bringt, in Bezug auf diesen Hauptpunkt, das eigene Gepräge der Schrift, welches man ihren Charakter nennt, habe man zu benutzen gesucht, um daraus Rückschlüsse auf den Charakter, die Gemüthsart, alle möglichen guten und schlechten Eigenschaften, Anlagen, Fehler, Triebe des Schreibenden zu machen; ihm schienen aber diese Bestrebungen viel mehr zu einer Spielerei ausgeartet zu sein, als daß sie zu wirklich wissenschaftlich begründeten — wenn überhaupt begründbaren — und weiter verwerthbaren Resultaten geführt hätten.

Und in seinem bemerkenswerthen, in der militärärztlichen Gesellschaft zu Berlin im October 1891 über die Physiologie und Pathologie der Handschrift gehaltenen Vortrage erklärt Dr. Goldscheider zwar ganz richtig, daß, wie sich die Persönlichkeit in den Bewegungen ausdrücke, wie wir unseren Eindruck von einer Persönlichkeit zum großen Theil aus den Bewegungen derselben entnehmen, aus Haltung, Gang, Gesten, Mienenspiel, Sprache, so auch die Schriftzüge die Eigenheit zeigen, mit welcher bei dem betreffenden Individuum die Bewegungsimpulse abzurollen pflegen: hastig, bedächtig, schwungvoll, einfach, mit kräftigem Druck u. s. w., auch daß diese und andere Arten der motorischen Innervationsertheilung eine gewisse Beziehung zu dem Charakter des Individuums, namentlich so weit die Sphäre des Willens in Betracht kommt, unzweifelhaft zeigen. Er fügt sogar treffend hinzu, daß die motorischen Impulse beim Schreiben dazu dienen sollen, ein Bild hervorzubringen, daher Leute, welche sich genau an das Vorbild halten und möglichst wenig daran zu ändern geneigt sind, die Buchstaben gern genau ausführen und leserlich schreiben, namentlich Frauen, solche dagegen, für welche die Schrift nur ein Verständigungsmittel, kein für sich existenzberechtigtes Kunstwerk ist, wenig Werth darauf legen, ob ihre Schriftzüge den vorgeschriebenen Mustern sehr ähneln, vielmehr ihre Impulse möglichst glatt und mit möglichst wenig Aufwand an Mühe und Zeit ablaufen lassen. Aber diese durch die Erfahrung leicht bestätigten Sätze werden durch den irrigen Zusatz abgeschwächt, daß es zwei ganz verschiedene Arten des Schreibens gebe: bei der einen werde der Griffel als zweiarmiger Hebel von den Fingern bewegt, bei der anderen stelle er nur eine starre Verlängerung der Hand vor, deren Gesammtbewegung er genau mitmache; die erstere Art liefere ausgeprägte Schriftzeichen, die letztere mehr charakterlose, sie werde namentlich beim flüchtigen Schreiben verwendet.

Hier liegt der Irrthum in der Behauptung, daß der Charakter der Schrift von der Art, wie der Griffel gehalten wird, abhänge. Wenn solches der Fall wäre, dann müßte man im Stande sein, eine mit dem Fuße oder mit dem Munde verfertigte Schrift durch irgend ein Merkmal von einer Handschrift zu unterscheiden, da dabei der Griffel ganz anders gehalten wird. Niemand aber ist im Stande, beim Anblick einer Schrift zu sagen, ob sie mit der Hand, mit dem Fuße, mit dem Munde oder mit dem Arm geschrieben wurde. Ich komme darauf zurück.

Außerdem halte ich, wenn ich noch so eilig schreibe, den Schreibstift nicht im geringsten anders, als wenn ich langsam jeden einzelnen Buchstaben förmlich zeichne.

Für den Charakter der Handschrift ist die Hand von ganz untergeordneter Bedeutung.

In den Irrthum, das Gegentheil anzunehmen, sind Viele verfallen. Man darf hierbei nicht übersehen, daß gerade das flüchtig zu Papier Gebrachte meistens viel mehr Charakter hat, als das mit Bedacht Geschriebene, und niemals, wie die Kalligraphie und die Schreibmaschinenschrift, charakterlos ist.

Andere der Erfahrung widersprechende Angaben in Abhandlungen über die Pathologie des Schreibens ließen sich leicht zusammenstellen. Sie beweisen, daß zur Zeit deren nothwendige Grundlage, eine *Physiologie der Schrift*, nicht existirt, trotz der verdienstlichen Anregungen, welche Einzelne gegeben haben. Zu einer *Psychologie des Schreibens*, das heißt zunächst der Untersuchung des Zusammenhanges der Form des Geschriebenen mit dem jeweiligen geistigen Zustande des Schreibenden, ist aber noch nicht einmal eine Anregung von wissenschaftlich fachmännischer Seite gegeben worden.

Die Geschichte der Wissenschaften lehrt nun, daß im Falle eine theoretisch und praktisch wichtige, folgenreiche Thatsache mit den aus ihr sich unwiderstehlich entwickelnden Problemen von den berufsmäßigen, geschulten Vertretern der Wissenschaft Jahre, Jahrzehnte, auch wohl Jahrhunderte lang nicht untersucht, nicht einmal beachtet wird, häufig nicht-wissenschaftlich geschulte oder auf ferner liegenden Forschungsgebieten unablässig die Wahrheit suchende Denker und Dilettanten, sei es um sich einen Namen zu machen, sei es um des Erwerbes willen des Kindes sich annehmen, dem das Bürgerrecht in der eigenen Heimath verweigert wird.

Ohne Zweifel verdient aber die heute noch dilettantisch behandelte, belächelte und von ihrem Begründer *Lavater* wehrlos in die Welt gesetzte Schriftkunde eine wissenschaftliche Bearbeitung. Denn die Graphologie — so nennt sich die neue Lehre — verfügt schon heute über ein enormes Thatsachenmaterial, und wenn auch nicht eine einzige der von ihr empirisch ermittelten Regeln und Merkzeichen bis jetzt eine Erklärung gefunden hat, so sind deshalb ihre Erfolge nicht im geringsten weniger thatsächlich, als wenn der ganze Mechanismus im Gehirn, der das Schreiben zur nothwendigen Folge hat, wie ein durchsichtiges Uhrwerk klar zu Tage läge.

Als ich vor einer langen Reihe von Jahren zum ersten Male Kenntniß von solchen graphologischen Erfolgen erhielt, war ich, wie die meisten anderen

Uneingeweihten, der Meinung, daß die Schriftkundigen zum Theil zufällig das Richtige getroffen, zum Theil auf anderem Wege Kenntniß von den aus den Handschriften charakterisirten Persönlichkeiten erhalten hätten. Ich war auch geneigt, manches für Spielerei zu halten, was Jenen voller Ernst war, und wies zur Begründung dieser Ansicht auf die durch platte Scherze verunzierten und in wenig gewähltem Unterhaltungston geschriebenen sogenannten graphologischen Gutachten in allerlei volksthümlichen Zeitschriften hin. Derartiges konnte man nicht ernst nehmen.

Indessen wurden mir, der ich mich damals beiläufig gern mit physiognomischen Studien beschäftigte, nach und nach viele auffallend richtige, einzig aus der Handschrift geschöpfte Charakterschilderungen bekannt, so daß ich der Frage näher zu treten beschloß, ob dieselben zum Theil zufällig richtig oder doch auf anderem Wege gewonnen sein könnten, als allein aus Eigenthümlichkeiten der Buchstaben, Interpunktionszeichen, Zeilen u. s. w. und auf welchem. Jeder Zweifel, ob es sich hier um einen gesetzmäßigen Zusammenhang vom höchsten psychologischen und physiologischen Werth handle oder nicht, schwand aber erst, als eines Tages ein Freund, der einen von mir eilig geschriebenen Brief sich zu verschaffen gewußt, und diesen ohne mein Wissen einem der hervorragendsten Graphologen zur Beurtheilung zugestellt hatte, ohne die geringste Andeutung über den Absender und Adressaten hinzuzufügen, mir meine Charakterschilderung brachte. Ich erkannte dieselbe als vollkommen richtig an. Ich sah mich in einem imaginären Spiegel und war nicht wenig verwundert, daß überhaupt ein Mann, der mich niemals gesehen oder gehört hatte, so in das innerste Getriebe meiner wollenden, fühlenden, denkenden Psyche einzudringen vermochte. Ich lernte später den Verfasser des merkwürdigen Gutachtens kennen — Herrn W. Langenbruch in Berlin — und theilte ihm mit, wie erstaunt ich gewesen sei, von ihm — nach dem Urtheil Derer, die mich kennen — so richtig analysirt worden zu sein. Da war aber er der Erstaunte, denn es überraschte ihn sehr, zu erfahren, daß ich Derjenige sei, dessen Handschrift er beurtheilt und sogleich als die eines „Mannes der Wissenschaft" erkannt hatte, ohne zu erfahren, von wem sie stammte und ob er in allen Punkten das Richtige getroffen. Von dem Professor, den er als Gelehrten dem Namen nach kannte, hatte er eine ganz andere Handschrift erwartet.

Ich wiederholte nun oftmals dieses Experiment, indem ich Briefe von vielen mir bekannten Personen, ohne daß sie davon Kenntniß erhielten und ohne ihren Namen zu nennen, graphologisch beurtheilen ließ. Es stellte sich dabei heraus, daß die aus dem Geschriebenen allein diagnosticirten Eigenschaften ausnahmslos vorhanden waren und nur insofern hier und da die graphologische Charakterschilderung mit der meinigen nach dem Leben gezeichneten sich nicht deckte, als Manches, was ich wußte, aus der Handschrift nicht erkannt werden konnte, in einem Falle z. B. musikalische Begabung, und Manches, was ich nicht wußte oder nicht beachtet hatte, aus derselben abgeleitet und erst nachher richtig befunden wurde, z. B. Sparsamkeit in einem anderen Falle. In den wenigen Fällen, wo das graphologische Gutachten mit meinen Kenntnissen von der betreffenden Persönlichkeit im Widerspruch stand, war es nicht schwer,

durch Herbeischaffung weiteren Materials die Zweifel, wer Recht habe, zu heben, oder es handelte sich um strittige Deutungen, wie die Zeichen für Mutterwitz, Neugierde, Entsagung.

So kam ich nach und nach in den Besitz einer sehr umfangreichen Thatsachensammlung, welche den Zusammenhang der Handschrift mit vielen Eigenschaften der Schreibenden unwiderleglich beweist. Schon die Uebereinstimmung der Urtheile verschiedener Sachverständiger, die von einander nichts wußten, sprach bei meinen mit der äußersten Vorsicht controlirten Proben dafür, daß es sich hier um etwas Anderes als nur Täuschung oder Zufall handelt.

Ich bemühte mich daher, zu ermitteln, wie aus der Handschrift diese oder jene Eigenthümlichkeit des Schreibenden erkannt werden kann. Von vornherein ist für den Experimentalphysiologen ein Rückschluß aus geschriebenen, geraden und gebogenen Linien auf die Beschaffenheit des schreibenden Organs etwas Alltägliches. Er läßt den Puls seine Größe und Geschwindigkeit, seinen Rhythmus und die geringsten Schwankungen selbst aufschreiben und schließt aus der Pulsschrift oder Pulscurve, dem Sphygmogramm, mit Sicherheit auf die Beschaffenheit des Pulses. Ebenso läßt man das Herz seine Schläge, sogar die dem Auge nicht faßbaren einzelnen Phasen eines Herzschlages, schwarz auf weiß oder umgekehrt, selbst aufschreiben mittelst des Cardiographen. Aus der Herzschrift oder Herzcurve, dem Cardiogramm, wird dann mit der größten Schärfe die Art der Herzthätigkeit erkannt. Ebenso verhält es sich mit der Athmung, welche in vielfach variirter Weise von den Physiologen sich schriftlich zu äußern gezwungen wird. Mit dem Pneumatographen, dem Atmographen, dem Phrenographen, dem Stethographen, dem Cyrtometer und anderen eigens zu diesem Zwecke construirten Schreibapparaten erhält man die autographische Athmungsschrift oder Respirationscurve und kann die bei der Athmung betheiligten Muskeln und die Rippen ihre Bewegungen selbst registriren lassen, so daß die Eigenthümlichkeiten der Athembewegungen — und deren gibt es bekanntlich viele — aus dem Phrenogramm, Cyrtogramm u. s. w. vollkommen deutlich erkannt werden. Auch den einzelnen Muskel läßt der Experimentator am Myographion seine Zusammenziehung und Entspannung selbst aufschreiben, und zwar Tausende von Malen nach einander. Selbst die Schwankungen des Blutdruckes, die Aenderungen des Volumens der Niere, die Schwingungen des Trommelfelles und der Stimmbänder, den Flügelschlag des Adlers und der Wespe, und eine Fülle von anderen complicirten Bewegungen haben geschickte Physiologen sich selbst aufschreiben lassen.

Die graphische Methode hat sich in den letzten Jahrzehnten als eines der feinsten Hülfsmittel zur Erforschung der Bewegungen lebender Wesen erwiesen. Aus der Schrift, aus den geraden und gebogenen Strichen, die sie liefert, schließt man auf die Beschaffenheit des schreibenden Organs oder Organcomplexes und aus den Abweichungen der physiologischen Schriftzeichen von einander, die der Plethysmograph, der Onkograph, der Pantograph u. s. w. fixiren, auf Verschiedenheiten der Function.

Nun sind aber die geraden und gebogenen Linien der Buchstaben, welche ein Mensch niederschreibt, ebenfalls eine physiologische Curvenschrift, aber eine

von viel größerer Complicirtheit als alle anderen, weil das, was schreibt, das Gehirn mit seinem Schreibapparat, den Nerven und Muskeln des Armes, weit complicirter gebaut ist, als irgend ein anderes Gebilde, das seinen Zustand selbst aufschreibt. Wenn indessen *nur* die Complicirtheit einen Unterschied der Handschrift von der Herzschrift, der Athmungsschrift u. s. w. ausmacht, wenn ein wesentlicher Unterschied, etwas qualitativ gänzlich Anderes als bei den vorerwähnten schreibenden organischen Apparaten nicht vorhanden ist — vom rein physiologischen Standpunkte aus — dann muß es möglich sein, aus der Größe und Form, aus den Erhebungen und Senkungen der Striche, ihrer Dicke und Neigung u. s. w. in ähnlicher Weise wie in jenen Fällen Rückschlüsse zu machen auf individuelle Eigenthümlichkeiten des Organs, welches z. B. einen Brief schreibt, also des Gehirns während des Ablaufs einer bestimmten Reihe von Vorstellungen, sei es bei kühler Ueberlegung, sei es unter dem Einfluß einer Leidenschaft oder tiefen Seelenschmerzes oder sonst irgend einer ungewöhnlichen oder auch gewöhnlichen Geistesverfassung. Immer muß es das Centrum, also die Großhirnrinde oder ein Theil derselben, entweder ein ausgedehnter Bezirk oder eine kleine, eng umgrenzte, jedoch mit anderen Theilen in organischer Verbindung stehende Stelle derselben sein, welche das Schreiben als mechanischen Vorgang auslöst, welche die Form und Aneinanderreihung der Buchstaben u. s. w., mit einem Worte den Charakter der Handschrift bedingt, nicht aber der von dieser centralen Stelle aus in Thätigkeit gesetzte Arm mit der Hand und den Fingern und deren Knochen, Bändern, Muskeln, Nerven u. s. w.

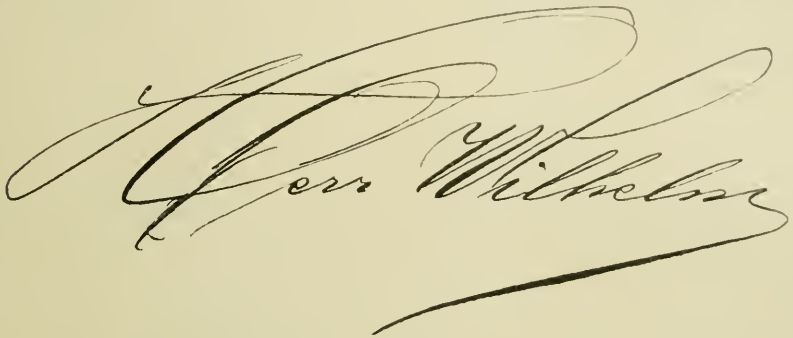
Wie man die Abweichungen der Pulscurve von der normalen Form zum Theil auf den Schreibhebel, auf die gespannte Feder, auf Eigenschwingungen gespannter Membranen und Anderes zurückführen muß, diese unerwünschten Abweichungen aber durch passendes Wechseln und Ausschalten der verschiedenen Schreibvorrichtungen erkennt und ausschließt, indem nur das, was bei allen guten Registrirmethoden bleibt, für die Pulsschrift in ihrer ursprünglichen Gestalt charakteristisch ist, so muß man auch, sagte ich mir, diejenigen Abweichungen der Handschriften von einander, also der Gehirncurven, welche nicht für das thätige, schreibende Centralorgan charakteristisch sind, sondern von der die Feder haltenden Hand und von den Nerven und Muskeln des Armes herstammen, erkennen und ausschließen können, wenn man diese durch andere zum Schreiben taugliche Körpertheile ersetzt.

In der That konnte ich mich leicht davon überzeugen, daß gerade solche Merkmale, auf welche es bei der psychologischen Beurtheilung einer Handschrift in erster Linie ankommt, bestehen bleiben, wenn statt mit der Hand, mit dem Fuß oder mit dem Munde geschrieben wird. Jeder im gewöhnlichen Schreiben Geübte kann sich an sich selbst von der Richtigkeit dieser Thatsache überzeugen.

Man setze sich auf einen Stuhl, der auf einer Sandfläche steht und schreibe mit der Fußspitze oder befestige ein Stück Kreide an dieselbe und schreibe damit auf eine horizontal gelegte Wandtafel oder allenfalls auf den Fußboden, so wird die Eigenartigkeit der mit der Hand geschriebenen Buchstaben in der Fußschrift auf den ersten Blick wieder zu erkennen sein. Diese Schrift ist nicht unleserlich, wenn die der Hand es nicht ist, und so wenig geübt ich im

Schreiben mit dem Fuße bin — ist es doch eine zwecklose Kunst für die meisten Menschen — so kann doch die mit dem zwischen großer und zweiter Zehe befestigten Bleistift auf Papier geschriebene Schrift als die meinige erkannt werden. Die Fußschrift armloser Menschen gibt, wie diese durch kein einziges Merkmal zu erkennen, daß die Hand bei ihrer Anfertigung unbetheiligt war.

Dasselbe gilt von der Mundschrift. Ich bin darin ganz ungeübt. Als ich aber gesehen hatte, wie schnell und correct ein Russe, welchem beide Arme und beide Beine fehlten und welcher sich in Berlin sehen ließ, mit dem Munde malte und schrieb, z. B. das Folgende, versuchte ich mit dem Munde zu schreiben



und war überrascht, wie verhältnißmäßig leicht es schon beim ersten Versuche von statten ging und wie auffallend der Einfluß der Uebung beim dritten sich geltend machte. Meine Mundschrift, wobei der Federhalter mit den Zähnen festgehalten wird, ist zwar natürlicherweise wegen der früher niemals in dieser Combination zusammengesetzten Muskelthätigkeit ataktisch, d. h. die Coordination der Bewegungen ist mangelhaft wie bei dem Kinde, das anfängt schreiben zu lernen — wenn auch bei weitem nicht in dem Grade — aber die charakteristischen Zeichen der Handschrift bleiben, und darauf kommt es hier an.

In ähnlicher Weise kann man mit anderen Körpertheilen schreiben, ohne daß die Schriftzüge, besonders die einzelnen Buchstaben und deren Verbindungen alle ihre individuellen Merkmale opfern. Klemme ich den Bleistift oder auch den passend gedrehten Federhalter zwischen Ober- und Unterarm im Ellenbogengelenk fest oder zwischen Ober- und Unterschenkel in der Kniekehle, oder zwischen Kinn und Brust, oder befestige ich ihn am Kopf, so kann ich eine vollkommen leserliche Schrift damit herstellen, welche allerdings wegen mangelnder Uebung ataktisch, unharmonisch und hier und da defect ist, aber den Charakter meiner Handschrift zeigt.

Die Veranschaulichung dieser Mund-, Fuß-, Knie-, Arm-, Kinn- und Kopfschriften durch Phototypien muß an einem anderen Orte gegeben werden, weil sie zu viel Raum beansprucht.

Aber der Beweis dafür, daß nicht die Eigenthümlichkeiten der rechten Hand und des Armes die psychologisch wichtigen Eigenthümlichkeiten der Handschrift bedingen, wird noch auf anderem Wege erbracht. Wenn man nämlich, was nach einer Verletzung der rechten Hand nicht selten geschieht,

mit der linken Hand zu schreiben versucht, so zeigt sich bei Solchen, die mit der Feder viel zu thun haben, eine merkwürdige Leichtigkeit, in Spiegelschrift von rechts nach links niederzuschreiben, was sie mit der rechten Hand von links nach rechts zu Papier brachten. Die ersten Proben fielen bei mir nicht allein fast fehlerfrei aus, sondern wurden auch mit einer überraschenden Geschwindigkeit hergestellt. Dagegen war es mir und Anderen, die ich zu solchem Linksschreiben bewog, nicht leicht, mit der rechten Hand eine ebenso gute Spiegelschrift, die bei durchfallendem Lichte wie gewöhnliche erscheint, herzustellen und nicht leicht, mit der linken Hand die gewöhnliche Schrift von links nach rechts schnell und fehlerfrei zu Stande zu bringen. Manche Buchstaben nahmen trotz der besten Absicht die Spiegelschriftform an. Nur wenn mit viel Zeitaufwand und großer Aufmerksamkeit jeder einzelne Buchstabe vor dem Niederschreiben genau vorgestellt und bedächtig gezeichnet wird, gestaltet sich diese Linksschrift der gewöhnlichen Rechtsschrift gleich, aber erst nach vielen Bemühungen. Und dasselbe gilt für die rechtshändige Spiegelschrift.

Aehnliche Wahrnehmungen haben Karl Vogt („Zur Physiologie der Schrift", in der Zeitschrift „Nord und Süd" vom Januar 1880) und schon im Jahre 1844 Ernst Heinrich Weber gemacht. Des Letzteren dreizehnjähriger Sohn, welcher nach der Methode von Audoyer (durch sehr oft wiederholtes Ueberschreiben der mit Bleistift vorgeschriebenen Buchstaben mit Tinte und Feder) Schreiben gelernt hatte, bemerkte eines Tages, daß er, ohne vorher darüber nachzudenken, wie sich die Buchstaben ausnehmen, mit der linken Hand ziemlich leicht und sicher Spiegelschrift zu Stande brachte. Mit der linken Hand vermochte er die gewöhnliche Schrift nicht so gut zu schreiben wie die verkehrte, und mit der rechten Hand überhaupt nicht diese ohne langes Besinnen und nur sehr langsam und unvollkommen herzustellen. Da dieser Knabe ursprünglich linkshändig war und erst durch Uebung die rechte Hand ebenso geschickt wurde wie die linke, ist es nicht überflüssig, zu bemerken, daß ich, ohne von diesen Erfahrungen zu wissen, genau dieselben Unterschiede der linken und rechten Hand an mir selbst fand — wie aus dem Obigen hervorgeht — und ich war niemals linkshändig. Bei meinem Sohne, der ebenfalls nie linkshändig war, bemerkte ich dasselbe wie bei mir. Außerdem ließ sich leicht feststellen, daß die Füße sich in dieser Hinsicht wie die Hände verhalten. Wenn ich auf einem hinreichend hohen Stuhle mit frei herabhängenden Füßen über der Schreibfläche sitze, so kann ich mit der linken Fußspitze Spiegelschrift schnell und deutlich schreiben, mit der rechten nur langsam, dagegen mit der linken die gewöhnliche Schrift nur langsam. Die Fußschriften verhalten sich also in dieser Hinsicht wie die Handschriften. Es muß, da sowohl die linke Hand als auch der linke Fuß ohne jede Uebung, sogar ohne einen Vorversuch, sogleich zum Schreiben — und zwar einer vollkommen leserlichen Schrift — verwendet werden kann, durch die Uebung der rechten Hand die nicht mit in Action tretende ganze linke Seite mit beeinflußt worden sein. Für die Hand vermutheten dieses schon A. W. Volkmann und Ernst Heinrich Weber.

Der Begründer der Psychophysik, Gustav Theodor Fechner, machte darüber (im März 1858) der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

zu Leipzig eine besondere Mittheilung, da ihm aufgefallen war, daß er öfters nach vielmaligem linkshändigem Niederschreiben von Zahlen mit der Ziffer 9, während die rechte Hand beim Experimentiren beschäftigt war, mit dieser nach ihrer Befreiung die 9 in Spiegelschrift ϱ schrieb. Er bemerkte es erst zu seiner Ueberraschung, als sie geschrieben dastand. Weber hatte indessen an sich und seinen Kindern schon längst entdeckt, daß die linke Hand, um mich kurz auszudrücken, gleichsam weiß, was die rechte thut.

Nimmt man in jede Hand, vor einem großen Zeichenbrett sitzend, einen Bleistift, so ist es leicht, mit beiden Händen gleichzeitig verwickelte symmetrische Figuren zu zeichnen, ohne sich im Voraus vorzustellen, welche Figuren man gerade entwerfen will. Man braucht nur an das Zeichnen von Linien, Spiralen, Kreisen, Ellipsen zu denken. Die Figuren, von denen Fechner (am genannten Orte) einige veröffentlichte, sind merkwürdig symmetrisch, die eine das Spiegelbild der anderen.

Ich fand aber, was noch sonderbarer erscheint, daß man auch mit beiden Händen gleichzeitig schreiben und mit beiden Füßen zugleich, in passender Höhe über einer Schreibfläche sitzend, schreiben und runde und winkelige symmetrische Figuren zeichnen kann. Die eine ist auch hier das Spiegelbild der anderen. In diesem Falle — den ohne Zweifel mancher Leser auch mit einer wenig lebhaften Phantasie leicht an sich bestätigt finden wird — ist die Geschwindigkeit der Bewegung, die Deutlichkeit und Symmetrie der Figuren deshalb so überraschend, weil der linke Fuß den rechten nicht copiren kann, wie es bei den Händen denkbar wäre. Denn der rechte hatte selbst nie Schreiben gelernt, aber sollten beide Beine mit der rechten Hand während des Schreib- und Zeichenunterrichtes stillschweigend mitgeübt worden sein, d. h. ohne daß der Lernende es bemerkte?

Dieselbe Frage wiederholt sich, wie ich bei weiterer Variirung derartiger Experimente fand, für die einzelnen Finger. Wenn ich mit dem Nagel des Daumens oder Zeigefingers ein Wort schreibe, sei es auf eine berußte Platte, sei es mit einem eingeklemmten Graphitstückchen auf Papier, so ist es nicht möglich, die beiden Schriftproben von einander zu unterscheiden. Sie gleichen auch der mit dem Mittelfinger oder Ringfinger oder kleinen Finger ebenso hergestellten Schrift so vollständig, daß ich sie selbst nicht ohne besondere Bezeichnung von einander unterscheiden und nicht einmal angeben kann, ob nicht alle fünf Fingerschriften in der üblichen Weise mit der Hand geschrieben seien. Dennoch ist niemals ein einzelner Finger im Schreiben geübt worden. Endlich gilt dasselbe auch für das Verkehrtschreiben mit der rechten und mit der linken Hand, wobei, was in der gewöhnlichen Schrift oben steht, unten hin, unter die Zeile, zu stehen kommt und umgekehrt. Diese Schrift ist ebenfalls schnell und sicher und ohne Uebung herzustellen und hat die Merkmale der gewöhnlichen Handschrift.

Aus allen diesen Thatsachen folgt unwiderleglich, daß die individuellen Verschiedenheiten der Handschrift nicht von der Hand abhängen, sondern von dem Gehirn, welches dictirt, wie geschrieben werden soll. Es ist hiernach auch

klar, daß nicht die linke Hand selbst, das linke und rechte Bein selbst mit der rechten Hand, die allein schreiben lernte, zugleich geübt werden — sie bleiben dabei unbewegt — sondern nur die ihnen zugeordneten centralen Theile im Gehirn, wo die Gedanken des Schreibenden und mit diesen die Befehle an die Bewegungsnerven, so und nicht anders die Muskeln coordinirt zu bewegen, mit einem Worte die motorischen Impulse zu Stande kommen.

Um aber diese reifen zu lassen, muß der Schreibende ein klares Bild desjenigen, was geschrieben werden soll, in seiner Phantasie haben. Er muß das Geschriebene, ehe es geschrieben ist, in einem optischen Umriß vor sich sehen, in sich tragen, so gut wie der Zeichner jeden Strich, den er zeichnen will. Manche meinen, deshalb sei zum richtigen Schreiben in der gewöhnlichen Handschrift das Auge nothwendig, welches controlire, ob das zu Papier gebrachte Wort auch wirklich die vorgestellte Form, Größe, Lage, Deutlichkeit, Farbe u. s. w. habe oder nicht.

So gewiß es ist, daß diese Controle des Geschriebenen durch das Sehen von sehr großem Werthe, sogar unentbehrlich für die Beglaubigung, die Festigung der eigenen Ueberzeugung von der Identität der wirklich geschriebenen Schriftzeichen und der vorher vorgestellten Schriftbilder immer bleibt, ebenso gewiß ist es, daß man ohne die Hülfe der Augen schnell und deutlich dieselben Schriftzeichen niederschreiben kann. Ich bin darin nicht geübt und doch im Stande, mit geschlossenen Augen ebenso schnell und correct wie mit offenen zu schreiben. Der Unterschied beider Handschriften besteht hauptsächlich darin, daß bei der Blindenschrift der Abstand der Zeilen von einander erheblich größer als gewöhnlich zu sein pflegt und die Anfänge der Zeilen nicht so genau über einander zu stehen kommen. Dagegen fällt der Abstand der Wörter von einander wenig größer aus, als beim Schreiben mit sehenden Augen. Im Uebrigen bleibt die Handschrift bei mir dieselbe. Es handelt sich also nur um Nebensachen, um eine Unsicherheit im Distanzenschätzen mittelst des Tast- und Muskelsinnes, welche ohne Zweifel durch Uebung, wenn ein Anlaß vorläge, beseitigt werden könnte. Vollständig Erblindete sind im Stande, saubere und correcte Briefe zu schreiben, nachdem einmal das Anfangs sich einstellende Unsicherheitsgefühl wegen mangelnder Controle geschwunden ist.

Also vom Sehen hängt der Charakter der Handschrift wesentlich nicht ab. Auf eine ungleiche, etwa sorgfältige oder nachlässige Controle des Geschriebenen seitens des Auges können die den individuellen Unterschied zweier Handschriften ausmachenden Merkmale derselben nicht zurückgeführt werden. Sie müssen durch die Beschaffenheit und den jeweiligen Zustand des Gehirns der Schreibenden verursacht sein.

Aber worin bestehen nun diese Merkmale? Wer kein Interesse an Autogrammen hat und zwei ähnliche Handschriften noch nie mit einander verglich, wird es nicht leicht finden, anzugeben, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Ist es doch oft sehr schwierig anzugeben, wodurch zwei Menschen, die einander ähnlich sind, die man aber schon beim ersten Anblick erkennt,

sich von einander unterscheiden. Denn, wie ich an anderer Stelle (in meiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift über „Die geistige Entwicklung in der ersten Kindheit") hervorhob, ist es für die meisten Erwachsenen wie für das Kind leichter, die Aehnlichkeiten verschiedener Gegenstände als die Verschiedenheiten ähnlicher zu entdecken. Gerade so bei Handschriften.

Es ist ein wirkliches Verdienst der Handschriftenkenner, die außerordentlich zahlreichen individuellen Abweichungen der geschriebenen Buchstaben und ihrer Zusammensetzungen zu Wörtern, Zeilen, Seiten, durch Vergleichung von vielen tausend Schriftstücken, besonders Briefen und Namensunterschriften, mit einander ermittelt zu haben. Was man auch sonst von der Graphologie halten mag, von dieser Leistung derselben muß Kenntniß nehmen wer überhaupt sich für eine Physiologie und Psychologie des Schreibens interessirt, d. h. für die einzige sichere wissenschaftliche Grundlage der Menschenkenntniß im eigentlichen Sinne.

II.

Als Begründer der Graphologie wird gewöhnlich Goethe bezeichnet, weil er in einem Briefe vom April des Jahres 1820 an Lavater schrieb, es unterliege keinem Zweifel, daß die Handschrift Bezug auf Sinnesweise und Charakter habe und man davon wenigstens eine Ahnung von seiner Art zu sein und zu handeln, empfinden könne, „sowie man ja nicht allein Gestalt und Züge, sondern auch Mienen, Ton, ja Bewegung des Körpers bedeutend mit der ganzen Individualität als übereinstimmend anerkennen muß".

Später soll er noch erklärt haben, daß ihn sein, aus der Handschrift geschöpftes Urtheil über den Charakter eines Menschen selten getäuscht habe. Es wäre wünschenswerth, derartige Aeußerungen zu beglaubigen. Vielleicht finden sich im Goethe-Archiv zu Weimar die Belege. Daß aber Goethe kein System, keine Methode für die Beurtheilung von Handschriften hatte, obgleich er sich zeitweise sehr für seine Autographensammlung interessirte, ist gewiß. Dasselbe gilt von Lavater, welcher von Goethe angeregt worden sein soll, sich eingehend mit der Beurtheilung von Handschriften zu beschäftigen. Er hat auch mehrere gute Ideen darüber in seiner Physiognomik hinterlassen und zwar schon unter dem Titel „Von dem Charakter der Handschrift." Er bemerkte zum Beispiel, daß beinahe alle Nationen Nationalhandschriften haben, sowie sie Nationalgesichter haben, davon jedes etwas vom Charakter der Nation an sich trage, obwohl jedes von jedem so verschieden sei. Auch war es Lavater, der betonte, nicht den ganzen Charakter, nicht alle Charaktere, aber von manchen Charakteren viel, von einigen wenig, lasse sich aus der bloßen Handschrift erkennen, und dann fragte: „Setzt man es nicht als die höchste Wahrscheinlichkeit voraus, daß — seltene Menschen ausgenommen — jeder Mensch seine eigene, individuelle und unnachahmbare, wenigstens selten und schwer ganz nachahmbare Handschrift habe?" Er fand eine bewunderungswürdige Analogie zwischen der Sprache, dem Gange und der Handschrift der meisten Menschen und meint, die Verschiedenheiten der Handschrift eines und desselben Menschen unter verschiedenen Umständen, aber mit Beibehaltung derselben

Schreibmaterialien, lieferten keinen Beweis gegen die Bedeutsamkeit der Handschriften als Mittel den Charakter zu erkennen, sondern vielmehr „einen klaren Beweis dafür," denn eben aus dieser Verschiedenheit erhelle, daß sich die Handschrift eines Menschen nach seiner jedesmaligen Lage und Gemüthsverfassung richte; wenn der Schreiber zürnt, schreibe er anders, als wenn er z. B. tröstet, weil seine Gemüthsverfassung eine andere sei. Lavater wurde je mehr er die verschiedenen Handschriften, die ihm vor die Augen kamen, verglich, um so sicherer, daß sie „physiognomische Ausdrücke, Ausflüsse von dem Charakter des Schreibers sind," und zwar unterschied er den „Kern und Leib" des Buchstabens; die Form, den Schwung des Buchstabens; seine Höhe und Länge; seine Lage; den Zusammenhang der Buchstaben; „die Weite und Enge" derselben; die „Weite, Enge, Geradheit und Schiefheit" der Zeilen; die Reinlichkeit der Schrift, ihre „Leichtigkeit, Schwerheit." Soviel sagt er selbst und schließt das Fragment mit den Worten: „Nichts demüthigt mich mehr, nichts deckt mir das schwache, unständige, gedehnte Wesen in mir so anschaubar auf, als — meine eigene Handschrift."

Aber Lavater hatte auch kein System, keine Methode. Ich habe in den sämmtlichen Ausgaben seiner Schriften, soweit sie in der Königlichen Bibliothek in Berlin vorhanden sind, nichts von ihm gefunden, was jenes kaum sechs Seiten umfassende Bruchstück erläutern und begründen könnte oder auch nur auf die Handschriftenbeurtheilung Bezug hätte. Die zwei Tafeln mit Handschriftenproben, die er stechen ließ oder lassen wollte, fehlen. So blieben seine Anregungen wissenschaftlich wirkungslos.

Es dauerte auch beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe sich das allgemeine Interesse in Deutschland dem Gegenstande zuwendete. In den fünfziger und sechziger Jahren machten zahlreiche, aus Handschriften von Adolf Henze gewonnene kurze Charakterschilderungen viel von sich reden. Aber dieser sonderbare Mann hat Niemandem mitgetheilt, wie er verfuhr. Aus seinen gedruckten Büchern erfährt man es nicht. In der im Jahre 1862 erschienenen „Chirogrammatomantie" bedient er sich zur Erläuterung der zahlreichen Handschriftenproben einer phantastischen, all zu oft aus niederen Regionen geschöpften Bildersprache, und in seinem Büchlein über die Handschriften der Deutschen Dichter und Dichterinnen (1855) findet man das Gesuchte nicht. Desgleichen nicht in seinem Handschriften-Lesebuch, obwohl es auf dem Titel „eine Anleitung, die verschiedenartigsten Handschriften lesen zu lernen," genannt wird.

Wenn nun trotzdem Henze viele richtige Charakterschilderungen aus den ihm massenhaft zugesendeten Manuscripten gewann, so darf die Bedeutung der Thatsache nicht eben hoch geschätzt werden. Denn sein instinctives oder divinatorisches Errathen — seine „intuitive" Methode, sagen seine Verehrer — ließ ihn nicht selten im Stich oder täuschte ihn gründlich. Von den zutreffenden Diagnosen hörte man im großen Publicum viel, von den mißlungenen wenig oder nichts, da sie bei Weitem das Interesse nicht bieten wie die Treffer. Es verhält sich hiermit ähnlich, wie mit dem Erkennen von Krankheiten seitens der Kurpfuscher, Quacksalber oder Wunderdoctoren. Ohne wissenschaftliche

Studien gemacht zu haben, können sie mancher Erfolge sich rühmen, die oft genug ohne ihr Zuthun eintreten und übertrieben werden, während man von den Mißerfolgen weniger spricht. So bleibt der Glaube an die persönliche Heilkraft bestehen.

Für die Psychologie des Schreibens, die wissenschaftliche Untersuchung der Handschrift als des wichtigsten bleibenden, unmittelbaren, objectiven Merkmals subjectiver Zustände, ist aus den von Henze gelieferten Gutachten nichts von Belang abzuleiten, als eben die Thatsache, daß Vieles von dem, was die Individualität eines Menschen ausmacht, aus seiner Handschrift erkannt werden kann. Das aber wußten und verwertheten im praktischen Leben schon Lavater, Goethe, Wilhelm von Humboldt, George Sand u. A.

Der Erste, welcher versuchte, möglichst viele einzelne individuelle Eigenthümlichkeiten der Handschriften mit individuellen Eigenschaften der Schreibenden in einen festen Zusammenhang zu bringen, scheint der Franzose Flandrin gewesen zu sein, ein katholischer Priester. Aber er verfaßte kein zusammenfassendes Werk über den Gegenstand, welchem er viel Mühe und Zeit zuwendete, und überließ es seinem Schüler, dem Abbé Jean Hippolyte Michon, das erste derartige Buch zu schreiben. Den Abbé Flandrin nennt Letzterer selbst seinen Freund und initiateur. Was indessen heute von der Graphologie wissenschaftlicher Prüfung werth erscheint und sich praktisch bewährt hat, ist fast ausschließlich auf Michon selbst zurückzuführen. Seine Bücher, namentlich das „Système de Graphologie, l'Art de connaître les hommes d'après leur écriture" (10. Auflage, Paris 1891) und die dazu gehörige „Méthode pratique de Graphologie" (5. Auflage, Paris 1891) sind für Alle, die sich, sei es zur Erweiterung ihrer Kenntniß der Menschen und zur Vertiefung ihrer Selbstkenntniß, sei es um des Erwerbes willen, sei es nur zur Unterhaltung, mit der Handschriftenbeurtheilung beschäftigen, eine wahre Fundgrube von Thatsachen. Eine deutsche Uebertragung ist zwar noch nicht erschienen, aber das kleine, von Prof. H. Krauß verdeutschte Buch von Crépieux-Jamin „Die Graphologie und ihre praktische Anwendung" ersetzt dieselbe vorläufig und kann zur Einführung dienen. Michon's Werk ist so wenig übersichtlich und auf so willkürliche Annahmen basirt, daß man es Niemandem verdenken kann, der von dem Studium desselben schon dadurch abgeschreckt wird. Die ganze Grundlage des Systems ist unlogisch, indem an sich ungleichwerthige Begriffe bei der Eintheilung der aus der Schrift zu diagnosticirenden Eigenschaften als von gleicher Ordnung neben einander gestellt werden. Michon unterscheidet nämlich: 1. Facultäten, 2. Instincte, 3. Natur, 4. Charakter, 5. Geist (Esprit), 6. Anlagen (Aptitudes), 7. Geschmack, 8. Leidenschaften. Diese acht Classen zerfallen in 83 Ordnungen und 98 Gattungen (genres), welche 360 Species umfassen. Indessen hat sich der Verfasser selbst in diesem seinem vermeintlichen System nicht mehr zurechtgefunden, denn er nummerirt die Species von der 79. Ordnung ab nicht mehr und hat mehrere in verschiedenen Ordnungen aufgezählt, auch die Nummern zum Theil doppelt verwendet; so steht im System

S. 242. 170. Falschheit, Verrath. Heuchelei
= 171. Lüge, Charlatanerie
S. 244. 172. Freigebigkeit
= 173. Großmuth
= 174. Selbstlosigkeit
= 175. Uneigennützigkeit
= 176. Gier
= 177. Habsucht
S. 246. 170. Schmeichelei
= 171. Kriecherei
= 172. Speichelleckerei
S. 247. 173. Reinheit
= 174. Keuschheit
= 175. Ehrbarkeit und Anstandsgefühl
= 176. Schamhaftigkeit
= 177. Sinnlichkeit.

Ferner findet man die sechzigste Gattung mit Vulgarité unter „Nature" bezeichnet, die sechsundsiebzigste mit Vulgarité unter „Esprit" und dort 252. Vulgarité, sottise, 253. Grossièreté, 254. Rusticité, 255. Trivialité, 256. Stupidité, ineptie, hier ganz ähnlich: 320. Vulgarité, 321. Confusion, 322. Bêtise, 323. Ineptie, 324. Idiotie, imbecillité, 325. Lourdeur, 326. Stupidité, 327. Sottise, 328. Grossièreté.

Es lohnt sich nicht, das Systemlose des Buches von Michon, welches noch dazu an sinnstörenden Druckfehlern reich ist, weiter zu charakterisiren. Die Schriften, welche aus ihm schöpften, bringen nichts Besseres, auch die interessante kleine Geschichte der Graphologie von Emilie de Vars nicht, welche 1879 in Paris von Michon in dritter Auflage herausgegeben wurde, zwei Jahre vor seinem Tode.

Hingegen verdienen die von ihm zuerst einigermaßen gründlich durchgeführten Schrift-Analysen volle Beachtung. Sie betreffen den Punkt, den Gedankenstrich, den Buchstaben, das Wort, die Zeile, den Absatz, den Querstrich (nebst dem zum Unterstreichen verwendeten Strich), den Verbindungsstrich, die Schleife zu Anfang und zu Ende der Buchstaben, namentlich der großen, den Schnörkel (im engeren Sinne die Fioritura der Italiener, d. h. „Verzierungen"), den Haken oder die „Harpune" (eine die Striche und Querstriche abschließende Krümmung), ferner die Keule (ein durch Spaltung der Federspitze hervorgebrachter Grundstrich, Gedankenstrich, Querstrich, Verbindungsstrich mit einem dünnen Anfang und dicken Ende), das Ausrufungszeichen, das Fragezeichen, den freien Rand, die Paraphe (meines Erachtens nicht, wie Littré meint, von „Paragraph", sondern von dem Griechischen παραφαίνειν, nebenher zeigen, d. i. der der Namensunterschrift beigefügte Strich, Bogen oder sonstige Zusatz, welcher den Namenszug vervollständigt und ehedem beigefügt wurde, um eine Fälschung zu erschweren und als ne varietur). Manche in den Handschriften individuell verschiedene „Elemente" der Graphologie fehlen, zum Beispiel die Parenthese, die Ziffern, die mathematischen Abkürzungszeichen und die bei Correcturen in vielen Abarten verwendeten Zeichen für Hinweisungen, Durchstreichungen, Aenderungen der Schriftgattung, Weglassungen, Umdrehungen, Umstellungen, Zusammenziehungen, Trennungen, Durchschuß-Vermehrung und -Verminderung, Einrückung, Ausrückung, Fortsetzung, Endigung, Reinigung, Verschiebung. Doch wird das Vorhandene deshalb nicht weniger werthvoll, weil Vieles noch nicht vorhanden ist. Außerdem hat Michon selbst in dem von ihm begründeten Journal de Graphologie — dieses Wort stammt von ihm — manche Erläuterungen gegeben. Er war ein genialer Mann, ein Bahnbrecher.

Ich will nun, ohne an Michon's Terminologie Kritik zu üben, an einigen Beispielen zeigen, was nach ihm aus der Schrift erkannt werden kann. Dabei soll nur, was ich selbst richtig gefunden habe, erwähnt werden. Ich verdanke diese Sicherheit in der Beurtheilung fremder Handschriften weniger dem Studium aller oben genannten und anderer Bücher, als der unverdrossenen Vergleichung von Handschriften und Charakteren. Namentlich aus Briefen und den Adressen und Unterschriften derselben läßt sich Vieles entnehmen. Indessen wäre ich in der Deutung der Schriftzüge nur langsam vorwärts gekommen, wenn nicht der oben erwähnte, sehr erfahrene Sachverständige Herr W. Langenbruch mir in dankenswerthester Weise nach und nach Zweifel und Schwierigkeiten zu beseitigen verstanden hätte. Es handelt sich nur um graphologische Thatsachen.

Falls aus einer Handschrift überhaupt irgend welche Schlüsse auf die Eigenschaften des Schreibers gezogen werden sollen, darf derselbe beim Schreiben nicht gewußt haben, daß seine Schrift beurtheilt werden wird, sonst schreibt er befangen. Es muß ferner, wenn thunlich, eine größere Anzahl von Schriftproben vorliegen. Das Urtheil bezieht sich allemal nur auf die Zeit der Abfassung des Manuscripts. Aenderungen des Charakters gehen zusammen mit Aenderungen der Handschrift.

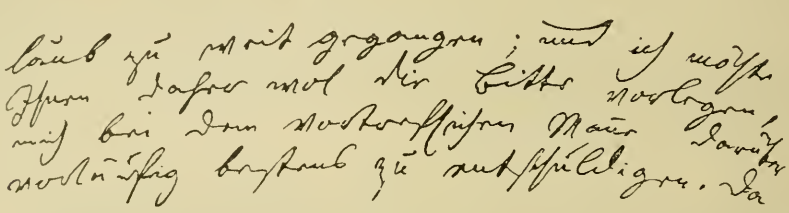
III.

Aus der Richtung der Zeilen läßt sich Folgendes schließen.

Steigen die Zeilen an von links nach rechts, so daß sie einen spitzen Winkel mit der geraden Linie des Linienblattes bilden, so liegt darin eines der Zeichen, welche für den Eifer, für die Hoffnung auf Erfolg, für den Optimismus, den Unternehmungsgeist, die zuversichtliche Stimmung, den Ehrgeiz des Schreibenden sprechen. Der Winkel, welchen die Zeile mit der horizontalen bildet, erreicht sehr oft drei, häufig zehn Grad, selten zwanzig Grad (wie bei Fechner bisweilen), bei Alexander von Humboldt fünfzehn Grad. Doch hat er hier die Bedeutung nicht, wie bei anderen, z. B. bei Darwin, Garibaldi oder Thiers oder bei dem Theologen Karl Hase, weil Humboldt das Papier beim Schreiben nicht auf den Tisch, sondern auf sein Knie legte. Indessen seine Briefe zeigen noch die Eigenthümlichkeit, daß die Zeilen links (am Anfang) weiter voneinander abstehen, als rechts (an ihrem Ende). In einem Briefe von dreizehn Zeilen beträgt der Unterschied ein volles Centimeter. Hiernach wird Humboldt den Optimisten zuzuzählen sein, und zwar übertraf er darin noch in seinem achtundachtzigsten Lebensjahre sogar den jungen Lieutenant Bonaparte, welcher auch stark bergan schrieb.

Gehen die Zeilen auf jeder Seite eines Briefes von links nach rechts abwärts, so daß sie mit der Horizontalen ebenfalls einen spitzen Winkel, jedoch unterhalb der Zeile bilden, so schließt man daraus, daß der Schreibende sich in keiner freudigen Stimmung befand, vorübergehend oder dauernd niedergeschlagen, traurig, muthlos, jedenfalls von Unlustgefühlen beherrscht war. So schreiben Manche mit ziemlich großem Zeilenwinkel, die den Erfolg ihrer Arbeit stark bezweifeln, die lange erhoffte Anerkennung nicht finden, aber auch

Solche, welche zwar geehrt, anerkannt, auch gefeiert worden sind, aber die heitere Stimmung verloren haben, sei es durch eigenes Verschulden, sei es durch Todesfälle naher Angehöriger. Bei diesen fällt sogar der letzte Buchstabe mancher Wörter unter die Zeile. Wer mit der Stellung, die er hat, mit seinem Amte, der Art seiner Thätigkeit, mit seinem Gehalt unzufrieden ist, pflegt abwärts gerichtete Wörter in der abwärts gerichteten Zeile zu schreiben mit abwärts gerichtetem Endstrich. Der Verzweifelte, der weiß, daß er unheilbar krank ist, der sein Vermögen verspielt hat und seine Schuld fühlt, schreibt steil abwärts. Aber auch der nur theoretisch dem Pessimismus huldigende Denker und Dichter schreibt abwärts. Bei Eduard von Hartmann beträgt der Zeilenwinkel wie bei Lord Byron zwei Grad im Durchschnitt. Schopenhauer schrieb manchmal viel steiler abwärts, aber bei ihm wechselt in einem und demselben Briefe die Zeilenrichtung sehr. Der Schluß ist dann maßgebend, und dieser geht nach unten.



Sind die Zeilen eines Briefes zum Anfang ansteigend, dann absteigend, nämlich bogenförmig, so schließt man daraus, daß der Briefsteller zwar mit Eifer seine Arbeit beginnt, bald darauf aber die Lust, fortzufahren, verliert und sie mit Unlust beendigt. So schrieb z. B. die Pompadour und Ida von Düringsfeld (1870) und in ausgeprägterer Weise Friedr. Aug. Wolf. In einem langen Briefe des Letzteren vom Jahre 1820 bilden alle Zeilen so stark gewölbte Bogen, daß die Mitte derselben um 7 bis 11 Millimeter über der die beiden Endpunkte der einzelnen Zeile verbindenden geraden Linie steht und in Uebereinstimmung damit gehen einige Zeilen bergan, andere bergab. Die verkleinerte Photographie (in dem Verhältniß 1 : 2) läßt diese starke Zeilenbiegung noch deutlich erkennen.

Den Gegensatz hierzu liefern die nach unten gebogenen Zeilen. Der Schreibende beginnt mit Unlust, kommt während der Arbeit in Eifer und endigt mit Befriedigung, z. B. Prof. Frohschammer (München). In beiden Fällen füllen die bogenförmigen Zeilen meistens eine ganze Seite, weil nach Herstellung der ersten Zeile die zweite von ihr in überall annähernd gleichem Abstand zu schreiben ist, sonst würde die Symmetrie zu sehr gestört sein. Ist aber die erste Zeile gerade, so fällt der Schreibende oft schon in der zweiten und dann dritten u. s. w. immer mehr in die sonderbare Gewohnheit zurück, auch wenn gerade Linien vorgezeichnet sind. Mit der Bewegung des Unterarmes als Radius um den ruhend gedachten Ellenbogen hat diese Bogenschrift nichts zu thun; die nach unten gebogene könnte dadurch überhaupt nicht zu Stande kommen.

Bisweilen sind die Zeilen wellig, die einzelnen Wörter gehen theils bergan, theils bergab, ja sogar die Silben. Hieraus wird auf eine besondere Art der Verstellung und Gewandtheit geschlossen. Manche Diplomaten schreiben so, in hohem Grade ausgeprägt Talleyrand, weniger Ignatiew und Windhorst. Jedenfalls sind Briefe mit ganz geraden Zeilen (ohne vorgedruckte Linien und ohne Linienblatt geschrieben) mehr Vertrauen erweckend. Diese Geradlinigkeit gehört zur harmonischen Schrift und zwar nicht allein der der „Unbeugsamen." Sie findet sich bei den „Aequilibrirten," deren Selbstbeherrschung durch kein Erlebniß gestört wird und die nicht von der Zukunft erst alles Heil und Unheil erwarten.

Aus den Abständen der Buchstaben voneinander, der Wörter voneinander und der Zeilen voneinander wird Folgendes geschlossen.

Steht Alles sehr nahe beisammen, sind die Buchstaben klein und die freien Ränder links und rechts sehr schmal oder nicht vorhanden, ist der Zwischenraum zwischen der Anrede (im Briefe) und dem oberen Rande des Blattes klein und die Schrift steil, so daß das Lesen etwas verzögert wird, dann ist der Briefsteller geizig. Im Falle die Abstände nicht gar so klein sind, mehr Raum oben und links ein breiterer Rand frei bleibt, kann man Sparsamkeit vermuthen. Ist aber bei großer Schrift ein erheblicher Abstand der einzelnen Wörter vorhanden und der zwischen den Zeilen sehr groß, außerdem die Schrift liegend, so wird Neigung zum Verschwenden anzunehmen sein; jedenfalls deuten derartige Handschriften (im Verein mit anderen Zeichen) auf Freigebigkeit. Doch gibt es hier so viele Abstufungen — in der Handschrift wie im Leben — so sonderbare Fälle von Geiz auf dem einen Gebiet, Verschwendung auf dem anderen bei derselben Person, von Sparsamkeit zu Hause und Freigebigkeit draußen, von opulenter Gastlichkeit im eigenen Heim und Knauserei bei öffentlichen Sammlungen, daß es zu weit führen würde, dieses hier zu erläutern. Es handelt sich nur um das Hauptmerkmal. Beispiele liefern für die Handschrift des Geizigen Talleyrand, für die des Verschwenders Ludwig XIV.

Sind die Zeilen so wenig voneinander entfernt — gleichviel ob bei kleiner oder großer Schrift — daß die Buchstaben zweier Zeilen ineinandergreifen, namentlich die b, d, f, g, h, j, k, l, p, t, z und die Initialen, dann wird leicht die ganze Schrift unleserlich, jedenfalls schwer lesbar und was der Schreiber sagen will, schwer verständlich. Es liegt dann ein Zeichen von Confusion vor. Der Briefsteller ist kein heller Kopf. Ich fand übrigens, daß Mancher, der undeutlich schreibt, auch undeutlich spricht. Findet man dagegen bei einfacher Schrift um jedes Wort herum einen angemessenen Raum leeren Papiers, so viel jedoch nicht wie beim Verschwender, dann wird daraus auf große Klarheit und höchst entwickelte Urtheilskraft geschlossen, z. B. bei Cavour, Cuvier, Wilhelm Weber, R. W. Bunsen, Darwin und Gauß.

Sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Buchstaben eines Wortes durch je einen die benachbarten miteinander verbindenden Federstrich in An-

spruch genommen, so schließen die Graphologen daraus, daß der Schreiber ein logischer Kopf ist, der aus gegebenen Thatsachen gern und mit Erfolg Weiteres deductiv ableitet, die Consequenzen einer Handlung übersieht, Ideen sich leicht zu eigen macht, ausbaut, fruchtbar verwerthet, vergleicht, combinirt. Beispiele sind die Handschriften von Mazarin, Bismarck, Liebig, Curtius.

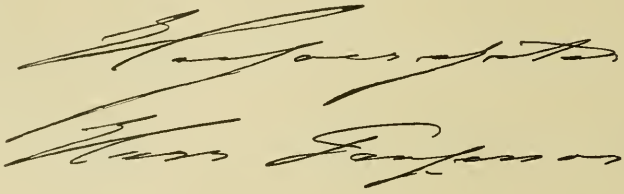
Das gerade Gegentheil findet man bei Chateaubriand, wo fast alle Buchstaben eines Wortes voneinander getrennt sind, bei Victor Hugo, Mazzini, Verdi, Ariost, Wildenbruch; aber auch Papst Leo XIII. und die Schauspielerin Sarah Bernhardt schreiben fast alle Buchstaben isolirt, Heinrich Laube trennte sogar öfters noch die einzelnen Buchstaben in besondere Stücke. Solche Naturen heißen bei den Graphologen „rein intuitiv". Das Gleichmaß findet sich bei Denen, welche alle Wörter getrennt und einen Theil der Silben und Buchstaben isolirt, einen anderen Theil verbunden schreiben; wieviele von der einen oder anderen Art, läßt sich leicht durch Zählungen ermitteln. Ueberwiegen unter wenigstens hundert Lettern die isolirten bedeutend, so wäre der Urheber überwiegend „intuitiv," d. h. Idealen zugeneigt, für Poesie oder eine andere Kunst veranlagt, nicht praktisch; überwiegen die verbundenen, so ist das Schlußvermögen und die Fähigkeit zu assimiliren stärker als die Production eigener Ideen ausgebildet, oft eine Hinneigung zum Realen, Praktischen vorhanden, z. B. bei Friedrich dem Großen, bei Madame de Maintenon. Unter großen Dichtern findet man deshalb die ganz gebundene oder weit überwiegend gebundene Schrift seltener, aber bei Klopstock, Fritz Reuter, Bodenstedt, Rosegger, Freiligrath; bei Gelehrten hingegen, die vorwiegend in einer Gedankenwelt leben, kommt mehr die gebundene Schrift vor, wenn sie, hauptsächlich mit Abstractem beschäftigt, gern systematisiren und theoretisiren, das Eine aus dem Anderen ableiten, wobei aber die Grundidee, gleichsam das Samenkorn des Baumes ihrer Erkenntnisse, ihnen von anderer Seite, von einem „intuitiven" Pfadfinder zukam. Sie assimiliren das sich ihnen Bietende oft so schnell, daß sie nachher meinen, es sei auch der Keim ihrer Gedankenarbeit, ihr Eigenthum, und die Geschichte kann die Wahrheit oft nicht mehr ermitteln. Aber die Handschrift kann dazu wesentlich beitragen. Nach Briefen zu urtheilen, ist z. B. Hegel mehr „deductiv," Schelling mehr „intuitiv," Benjamin Franklin mehr deductiv, Volta mehr intuitiv. Uebrigens wird bei Denen, welche die gebundene Schrift im Wort consequent zeigen, jedoch die großen Anfangsbuchstaben isolirt schreiben, angenommen, daß sie besonders begabt seien, dem Grundsatze „Erst wägen, dann wagen" folgen, indem sie vor der Ausführung einer That, eines Werkes, ihre eigenen Gedanken gleichsam gähren lassen. Zuerst wird der Idee freier Spielraum gewährt, dann aber zähe, Schritt vor Schritt, der Plan ausgeführt. So Napoleon I., wie Michon in einer besonderen Abhandlung über dessen Handschrift zeigte; auch Berzelius, Mommsen, Goethe trennen meistens die großen Anfangsbuchstaben von den folgenden, ohne indessen diese alle ohne Ausnahme miteinander zu verbinden. Das wäre bei so genialen, an eigenen Ideen so überreichen Männern unnatürlich.

Aus der Schriftlage, d. h. dem Winkel, welchen die geschriebenen Buchstaben mit der Zeilenrichtung bilden, wird unter Anderem Folgendes geschlossen.

Stehen die Buchstaben sämmtlich lothrecht auf der geraden, nicht vorgezeichneten Linie, so kann daraus allein schon im Allgemeinen eine gewisse Zurückhaltung des Schreibenden im Verkehre mit Menschen, eine nicht gewöhnliche Selbstbeherrschung erkannt werden. Wer stets so schreibt, gibt sich nicht stets so, wie er ist. In noch höherem Grade gilt diese Diagnose von solchen, deren Schrift über den rechten Winkel hinaus nach links geneigt ist, wie bei linkshändiger Spiegelschrift. So schrieb Friederike Goßmann schon 1859; hier beträgt die Neigung der Schrift 120 Grad. Nur eine von meinen Schriftproben überbietet diese noch mit 123 bis 125 Grad. Sie stammt von einem Amanuensis in Boston und ist noch merklich mehr nach links hinüber geneigt, als die äußerste im „Graphometer" von Eugen Schwiedland angegebene Schriftlage. Sie bedeutet ein sehr starkes, durch Selbsterziehung zur Gewohnheit gewordenes Zurückdrängen des Gefühls, Mißtrauen, Vorsicht, aber auch Eitelkeit. Jedenfalls ist, wer nach links geneigt schreibt, nicht natürlich, nicht frei, was bei einem Manne, dem täglich viel dictirt wird, weniger auffällt, als sonst im gewöhnlichen Leben, namentlich bei angesehenen Persönlichkeiten in angenehmer Stellung. Immer aber ist die stark nach links geneigte Schrift — 100 bis zu 120 Grad — ein Zeichen von bedächtigem Wesen. Sehr schnell kann sie nicht die Gedanken an das Papier heften. So schreibt ein Gefühlsmensch nicht.

Das andere Extrem liefert die stark mit kleinem spitzen Winkel nach rechts geneigte Schriftlage, welche namentlich bei nervösen, krankhaft reizbaren und leidenschaftlichen Menschen vorkommt. Sie können sich nicht beherrschen, lassen ihre durch äußere Eindrücke entstehenden Gefühle, impulsiv wie sie sind, ihre Handlungen ungezügelt zu sehr beeinflussen, lassen sich demnach leicht hinreißen, etwas zu sagen oder zu thun, was sie dann oft sogleich selbst bedauern oder bereuen. In geschäftlicher Beziehung sind diese irascibeln Naturen ebenso wenig wünschenswerth, weil aufbrausend und schwer zufrieden zu stellen, wie die mit der übersteilen Schriftlage, von denen man nicht leicht erfährt, was sie denken. Zwischen beiden Grenzlagen findet man alle Schattirungen der gewöhnlichen Schrift: ungefähr 45 Grad entspricht dem gut entwickelten Gefühl des Menschen, der sich gibt wie er ist, ohne sich leicht ganz gehen zu lassen, oder unnöthig seine Empfänglichkeit für alle möglichen Eindrücke ganz zu verbergen. Ueber die 50 Grad hinaus „überwiegt schon der Verstand über das Herz", unterhalb 40 das Gefühl und die Leidenschaftlichkeit, die Erregbarkeit. Der Winkel nimmt indessen selten bis 20 Grad ab. Er erreicht in folgender Probe sogar 18 Grad. Diese stammt von einem sehr vielseitigen und vortrefflichen, durch Herzensgüte, aber auch Umsicht sich auszeichnenden Manne her.

Frauen haben seltener als Männer steile Schriftlagen, wenn sie nicht, wie es in vielen aristokratischen Familien üblich ist, förmlich darauf hin — oft mit Mühe — erzogen werden. Indessen kann keineswegs in allen Fällen eine weibliche Handschrift mit voller Sicherheit von einer männlichen unterschieden werden. Charlotte Corday schrieb wie ein Mann, desgleichen die Kaiserin Maria Theresia. Es gibt zu viele mannhafte Frauen und weibische Männer, als daß sich ein für alle Männer und Frauen gültiges Unterscheidungsmerkmal in der Schrift aufstellen ließe. Auch ändern Viele in einem und demselben Briefe, sogar in einer Zeile, ja in einem Worte, die Schriftlage wie die Höhe der Buchstaben, was als ein Zeichen von schnell wechselnder Stimmung und variablem Gefühl gilt, wie es Hysterische beiderlei Geschlechts zeigen. Inconsequenzen und Launenhaftigkeit werden daran erkannt.



Aus der Beschaffenheit der einzelnen Buchstaben, namentlich ihrer Größe, ihrer Form, ihren Anhängseln, der ungleichen Dicke ihrer Grund- und Haarstriche wird so viel gefolgert, daß ich mich hier, um nicht weitläufig zu werden, auf eine nur kleine Auswahl aus den graphonomisch wichtigen und durch meine Erfahrungen bestätigten Erkenntnissen beschränken muß.

Zunächst gelten alle übertrieben großen und alle übertrieben kleinen Buchstaben als Zeichen von gesuchtem Wesen. Die ersteren bezeichnen bei subalternen Naturen das Verlangen bemerkt zu werden, wie etwa das folgende A, welches von einem Schreiber von Briefadressen stammt. Es ist trotz seiner schwungvollen Linien nichts als ein A der Bureauschrift, hyper-kalligraphisch und absolut nicht künstlerisch, weil charakterlos.

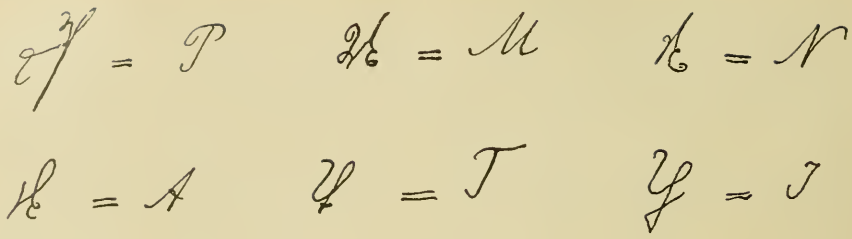
Dagegen bezeichnen sehr große Buchstaben selbständiger Naturen Stolz, im eigenen Namen Namensstolz, z. B. bei Bismarck, Kaiser Wilhelm I., Coligny, bei der Königin Elisabeth von England.

Die sehr kleinen Buchstaben können zwar eine sehr gute Beobachtungsgabe, aber auch Kleinlichkeit, Pedanterie vermuthen lassen und werden häufig bei geistiger Unbedeutendheit als ein Zeichen des Wunsches, durch etwas Ungewöhnliches die Aufmerksamkeit zu erregen, aufgefaßt. Sehr energische Männer schreiben, so lange sie activ eingreifen, nicht klein. Wenn aber die Buchstaben schön geformt, deutlich erkennbar und ganz frei von Arabesken und sonstigem unnöthigem Beiwerk sind, auch den Unterschied der Grund- und Haarstriche ohne langes Suchen erkennen lassen, dann mögen sie noch so klein oder noch so groß sein, sie gehören einem gründlichen oder auf irgend einem Gebiete höherer geistiger Thätigkeit hervorragenden Manne an. Cavour schrieb eine Zeitlang sehr klein. Die gewöhnlichen kleinen Buchstaben Bismarck's erreichen oft eine Höhe von 7 (e) bis 17 (t) Millimeter, die großen von Emin Pascha gehen bis 1½ Millimeter herab. Die erstere ist eine der charaktervollsten Handschriften. Sie ist ohne Gleichen. Eine der harmonischsten, die jemals ein Mensch gehabt hat, und zwar nicht allein bezüglich der Größenverhältnisse der Buchstaben zu einander, ist die von Goethe im reiferen Alter, und die Initialen finde ich bei keinem, der sie so groß schrieb, anmuthiger als bei Rubens.

Nur feingebildete Menschen mit hochentwickelter Beobachtungsgabe, und unter diesen namentlich Künstler — Dichter, Maler, Bildhauer, Architekten — und Naturforscher oder Techniker mit ausgebildetem Schönheitssinn, im Besonderen Formensinn, schreiben annähernd so schöne Anfangsbuchstaben, z. B. Raphael, Emanuel Geibel, Paul Heyse; oft nähern sich dieselben in der Form den besten gedruckten Typen. Findet man also solche Majuskeln in einem Briefe, so kann man schon auf hohe Bildung, Geschmack, ästhetisches Gefühl oder Sinn für Poesie oder Kunstsinn schließen und das Nähere durch andere Merkmale zu ermitteln erwarten dürfen.

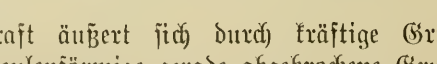
Sind dagegen die großen Anfangsbuchstaben der Sätze und Namen, auch Hauptwörter häßlich, so fehlt der Schönheitssinn. Sind sie durch allerlei Schnörkel bis fast zur Unkenntlichkeit entstellt, oder durch auffallende Ausführung der nebensächlichen Theile schwerfällig, plump, unharmonisch gemacht, so wird man auf Liebhaberei an der Beschäftigung mit Nebensächlichem, bei Frauen auf Geziertheit und Putzsucht und bei beiden Geschlechtern, je nach der Art der geschmacklosen Verzierungen und Aufbauschungen auf Eitelkeit und Affectation schließen können. Das Bizarre ohne diese Bedeutung tritt in den großen Anfangsbuchstaben der Namensunterschrift z. B. bei Richard Wagner, als Zeichen der Originalität hervor. In der folgenden Schriftprobe eines mir persönlich Unbekannten sind die Initialen sogar wegen ihrer Bizarrerie ohne Zusammenhang mit anderen Buchstaben nicht verständlich.

Doch würde es viel zu weit führen, auch nur die wichtigeren oder häufigeren abnormen Formen bezüglich ihrer graphonomischen Bedeutung von einander getrennt zu erläutern. Nur zwei in der menschlichen Gesellschaft stark hervortretende Eigenschaften [mit ihren Hauptmerkmalen in der Schrift seien noch erwähnt: der Egoismus und die Energie.



Wenn die großen Anfangsbuchstaben oder die Endbuchstaben eines Wortes eine nach links zurückgebogene Schleife haben, so ist der Egoismus, die Eigenliebe und Selbstsucht ausgeprägt, z. B. in folgenden Beispielen.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß neben der Selbstsucht große sociale Liebenswürdigkeit vorhanden sein kann. Eine Frau kann gegen Fremde, sogar gegen Thiere, von einer solchen Freundlichkeit sein, daß, wer sie nicht kennt, ihr ein besonderes Wohlwollen, ein liebevolles Gemüth, eine unendliche Herzensgüte zuschreiben möchte, während in Wahrheit dieselbe Frau daheim vorwiegend an sich selbst, an ihr eigenes Befinden, die Befriedigung ihrer Wünsche in erster Linie denkt, und gegen ihre eigenen Kinder und Untergebenen oft hart und ungerecht ist. Solche Frauen schreiben meistens Buchstaben mit der Egoismusschleife und zugleich dem Zeichen der erworbenen Liebenswürdigkeit, wie es sich auch bei gewandten Geschäftsleuten als kleine aufwärts gerichtete Wellenlinie am Ende vieler Wörter findet. Wirkliches Wohlwollen gegen Jedermann, echte Menschenfreundlichkeit pflegt dagegen mit runden Formen fast aller Buchstaben zusammenzugehen, so daß n wie u aussieht, z. B.:



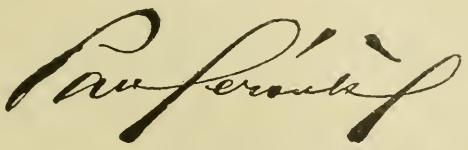
Die Willenskraft äußert sich durch kräftige Grundstriche, die Entschlossenheit durch keulenförmige gerade abgebrochene Grundstriche, welche diese charakteristische Form niemals bei sonst durchweg dünner (aus Haarstrichen allein bestehender) Schrift zeigen. Willensschwäche wird durch diese angezeigt, wogegen große Willensstärke und Entschlossenheit zusammen selten vorkommend, ungewöhnliche Energie bekunden, z. B. in der folgenden Namensunterschrift.

Aus der Interpunction wird mit Bestimmtheit von den Graphologen Mehreres gefolgert.

Zunächst muß demjenigen, welcher kein Komma fortläßt, die Punkte sämmtlich, auch die im i, richtig setzt, überhaupt keine Interpunctionszeichen

vergißt oder an verkehrten Orten anbringt, ein sehr gut entwickelter Ordnungssinn zugeschrieben werden.

So bei Moltke, bei von der Tann, bei Pasteur. Sind dagegen die i-Punkte sehr weit von der richtigen Stelle entfernt, oder fehlen sie zum Theil, fehlen auch andere Interpunctionszeichen, dann schließt man auf geringen Sinn für Ordnung; ein solcher Schreiber ist kein „guter Wirth". Er bildet den Gegensatz zu dem Pedanten, welcher nicht allein alle Punkte u. s. w. sehr deutlich anbringt, sondern die dem i zugehörigen ganz dicht über die Zeile setzt.



Die zahlreichen Formen der sämmtlichen Interpunctionszeichen, ihre Häufung, ihre unnöthige Verdoppelung, Verdrei- und Vervierfachung (bei Ausrufungs- und Fragezeichen), ihre Größe und ihre Stellung über, auf und unter der Schriftlinie haben alle eine psychologische Bedeutung.

Doch wird das vorstehende Bruchstück, welches nur einige Einzelheiten der Graphologie erörtert, und zwar solche, von denen ich anzunehmen Ursache habe, daß bezüglich derselben alle Handschriftenbeurtheiler so ziemlich einig sind, genügen, um zu zeigen, einen wie tiefen Einblick in die von Vielen für unergründlich gehaltene seelische Verfassung eines Fremden ein Kenner nur mittelst der Handschrift sich verschaffen kann. Hierin liegt nichts Mystisches. Die auf den ersten Blick wunderbar erscheinende Uebertragung rein subjectiver Zustände in objective sichtbare feste Formen, welche das vergängliche Empfinden, Wollen und Denken im verborgenen Innern jedes Menschen verkörpern und unter Umständen Jahrtausende lang überdauern können, ist eine Thatsache.

Wie soll man diese unschätzbare Thatsache zu erklären versuchen?

IV.

Das Schreiben ist eine willkürliche Bewegung. Wenn ich einen Brief schreibe, so weiß ich vorher, was ich schreiben will. Wenn das Gedachte noch so schnell zu Papier gebracht wird, der Vorsichtige überlegt doch, ob nicht ein überflüssiges Wort sich unter die nothwendigen einschleicht, oder ob etwa ein Wort, eine Silbe, ein Komma, ein Buchstabe fortblieb in der Eile. Der Diplomat erwägt auch sorgfältig, welchen Eindruck der fertige Brief auf den Empfänger machen wird, liest ihn deshalb zwei-, dreimal durch, nachdem er bereits gefaltet worden. Ich selbst versetze mich so vollständig in den Zustand des Empfängers, wie meine Phantasie es mir ermöglicht. Namentlich hüten sich erfahrene Correspondenten, einen in großer Erregung geschriebenen Brief abzusenden. Ein Brief, bei dessen Abfassung ich Zweifel hegte, ob es

besser sei, ihn nicht zu expediren, wird nicht abgesandt. Mancher zieht eine Postkarte einem Briefe vor, um sich nicht gehen zu lassen.

Ich erwähne hier alle diese Einzelheiten, weil sie nicht allein zeigen, wie verwickelt das Schreiben eines kurzen Briefes ist, sondern auch beweisen, daß eine Reihe von Vorstellungen, die mit dem Acte des Schreibens an sich nichts zu thun haben, eine Menge von Willkürbewegungen bei der Herstellung einer Schriftprobe mitwirken. Goethe hatte Recht zu sagen, daß Briefe zu den wichtigsten Denkmälern gehören, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Denn in jedem Briefe ist sehr viel von seiner Individualität enthalten. Eine willkürliche Bewegung kommt gar nicht zu Stande, ohne daß mehr als eine Vorstellung bei den für dieselbe erforderlichen Innervationsimpulsen lebendig ist, und bei der Schreibbewegung wirken besonders mannigfaltige Vorstellungen zusammen.

Betrachtet man den Act des Schreibens bei einem darin Geübten in genetischer Hinsicht, so ist zunächst selbstverständlich, daß diesem Complexe von willkürlichen Bewegungen dasjenige Merkmal zukommen muß, durch welches willkürliche Bewegungen überhaupt sich von unwillkürlichen unterscheiden. Nun gibt es aber, wie ich anderswo gezeigt habe (in meinem Buche über „Die Seele des Kindes", Leipzig, 3. Aufl., 1890), kein objectives Merkmal einer willkürlichen Bewegung, und das einzige, bis jetzt bekannte subjective ist die klare Vorstellung der Bewegung, ehe sie ausgeführt ist. Derjenige, welcher diese wichtige Thatsache zuerst bestimmt aussprach, ist der ausgezeichnete Psychiater Professor Wernicke in Breslau, welcher in einer kleinen Schrift „Der aphasische Symptomencomplex" diesen Unterschied der Willkürbewegungen von allen anderen darlegte. Seine Broschüre mit dem wenig einladenden Titel vom Jahre 1874 blieb lange unbeachtet, bis ich in einer Besprechung in der „Jenaer Literaturzeitung" auf ihre eminente Bedeutung aufmerksam machte. Es ist in der That richtig, daß man auch beim Schreiben vorher, wenn schon ungemein schnell überlegt, nicht allein was, sondern auch wie geschrieben werden soll. Das Gesichtsbild der Buchstaben wird zuerst gebildet, dann die Bewegung ihm entsprechend gemacht. Bei anderen als willkürlichen Bewegungen findet keine Ueberlegung, keine vorherige psychophotographische Aufnahme statt, wenn ich das Bild in der Phantasie, gleichsam ein Seelenlichtbild, weil es hell ist, so nennen darf. Bei passiven Bewegungen (z. B. in Folge elektrischer Reizung) wissen wir nichts vorher, desgleichen bei impulsiven (im Schlafe) bei Reflex- und Instinctbewegungen nichts. Wir können uns davon vorher kein Bild entwerfen.

Wenn man dagegen irgend Etwas nachahmen will — das Schreiben wird durch Nachahmen erlernt, wie das Sprechen — dann muß man sich vorher fragen, wie mache ich das? Das heißt: wir müssen uns eine Vorstellung von der auszuführenden Bewegung förmlich construiren. Nun ist es aber gewiß, daß die Entstehung einer beliebigen Vorstellung (einer Idee, eines Gedankens) von der Natur der vorher in demselben Gehirn entstandenen Vorstellungen abhängt, gleichsam von der Beschaffenheit des Nährbodens. Wo nur Kartoffeln wuchsen, kann nicht ohne umständliche Bearbeitung des Ackers

eine Ananas wachsen. Es bedarf keines besonderen Nachweises, daß die im wachen Zustande ununterbrochen aufeinanderfolgenden Gedanken nothwendig die Bildung einer in ihr Wechselspiel sich eindrängenden Vorstellung eines zu schreibenden Bewegungsbildes mitbestimmen müssen, ebenso wie die Reste von früheren Sinneseindrücken, die Erinnerungsbilder der Empfindungen und Gefühlsreste. Sie lassen manche Arten von neuen Vorstellungen überhaupt nicht aufkommen, weil sie, vermöge der Consolidirung des Gehirns in bestimmter durch Anpassung und Erblichkeit, Erziehung und Selbsterziehung bedingter Richtung auf dieselben nicht ansprechen, gleichsam nicht mittönen beim Anschlagen anderer als der gewohnten Saiten. Ein rechtschaffener Beamter läßt z. B. den Gedanken an eine Bestechung, wenn er in noch so anmuthige Formen von dem geliebten Wesen gekleidet wurde, überhaupt nicht zur innern Discussion zu, sondern lehnt ihn sofort scharf ab. Ein Tagelöhner, ehrlich bis zum Verhungern, kann das nicht. Der Gedanke an Ueberfluß kommt bei ihm immer wieder in den Vordergrund. Er kämpft, und seine Ehrlichkeit siegt erst nach langem Schwanken. Ein gewissenloser Speculant dagegen besinnt sich nicht lange, nimmt die große Summe an und thut dafür das Verlangte in der Hoffnung, die ehrenrührige Handlung werde verheimlicht werden können.

In diesen drei Fällen sind es die früheren und gegenwärtigen Vorstellungen, welche das Bild der auszuführenden oder nicht auszuführenden willkürlichen Bewegungen (bei der Namensunterschrift als Quittung) bestimmen. Und so in tausend anderen Fällen, bei allen Handlungen.

Denn bei allen willkürlichen Bewegungen, die ein Mensch überhaupt ausführen kann, drücken die vorhandenen Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen gleichsam ihren Stempel auf das Bild der Bewegung, das der Handlung vorhergeht. Der Sanguiniker bewegt sich rasch und ist leicht für eine neue That zu begeistern. Zu dem flüchtigen Gedankenwechsel paßt die plötzliche Veränderung. Der Melancholiker rührt sich dabei nicht von der Stelle, kann aber wochenlang darüber nachdenken, ob er nicht doch besser gethan hätte, sich an dem und dem Unternehmen zu betheiligen. Der Phlegmatiker läßt sich auf nichts ein und macht sich darüber keine Sorgen. Der Choleriker aber ergreift mit Lebhaftigkeit einen neuen Plan und hält ihn fest, bis er den Augenblick gekommen glaubt, ihn auszuführen. So verschieden diese vier Temperamente sind, so verschieden sind die ihnen zukommenden willkürlichen Bewegungen, weil die Erregbarkeit individuell ungleich ist und die Stärke und Dauer der Nachwirkung neuer Eindrücke, die Zähigkeit im Festhalten der Gedanken und Gedankenreste, kurz das ganze Vorstellungsleben, individuell ungleich ist. Daher sind thatsächlich alle Arten von willkürlichen Bewegungen, auch wenn sie genau dasselbe bezwecken, doch in ihrer Ausführung individuell verschieden. Man vergleiche einmal drei Reiter, drei Schwimmer, drei Tänzer, drei Clavierspieler, drei Redner, drei Raucher, drei Kegler mit einander. Jeder einzelne ist bald von den beiden anderen zu unterscheiden an der Art seiner Bewegungen. Und beim Schreiben sollte es nicht so sein? Gerade hier haben die vorhandenen Empfindungen, Gefühle, Vor-

stellungen deshalb ein besonders günstiges Feld für ihre Bethätigung, weil die zum Schreiben erforderlichen Bewegungen der feinsten Abstufung fähig sind und darin wahrscheinlich sogar die verwickelten, beim Sprechen ausgeführten Zungenbewegungen übertreffen. Denn in der Graphologie hat thatsächlich jedes Häkchen, jeder Strich oder Punkt, jedes kleinste Auf und Ab, jede wellige Biegung eine psychologische Bedeutung, sowie sie sich wiederholt, nicht aber jede kleinste Zungenbewegung beim Sprechen.

Keine Bewegung in der Welt kann stattfinden ohne Ursache, folglich müssen auch alle die unscheinbaren Bewegungen, deren Ausdruck man in den geraden und krummen Linien der Schrift findet, ihre Ursachen haben. Diese können aber nur von dem Schriftbilde abhängen, also in dem Einflusse der individuell verschiedenen Empfindungen, Gefühle und Vorstellungen auf den Bewegungsimpuls liegen. Sie sind stark ausgeprägt, wo diese stark sind, und fehlen, wo diese schwach sind oder fehlen. Folglich liefert die natürliche Schrift in jedem einzelnen noch so unscheinbaren Merkmal ein Zeichen für diese oder jene geistige Verfassung, da die untergeordneten Eigenthümlichkeiten, welche der Hand, der Coordination, dem Auge zugeschrieben werden müssen, wie ich oben zeigte, leicht ausgesondert werden können.

Wie der erfahrene Arzt aus dem Pulse, den Herztönen, den Athmungsgeräuschen, der Bluttemperatur, aus den Augenbewegungen, der Pupillenweite und Anderem mehr die Krankheit eines ihm unbekannten Patienten erkennt, so erkennt der kundige Graphologe aus den Neigungswinkeln der Schrift und der Zeilen, aus den Formen der Buchstaben und ihren Anhängseln, aus der Interpunction, aus dem freigelassenen Raum und Anderem mehr die Besonderheiten des Charakters, des Willens, des Vorstellungs-, Empfindungs-, Gefühlslebens des Schreibenden zu der Zeit, da er schrieb, so weit überhaupt geistige Zustände auf Bewegungen einwirken können. Und von welchen ließe sich wohl nachweisen, daß sie es nicht können? Dieselben Beispiele wie oben und viele andere erläutern besser als theoretische Erörterungen, inwiefern der der Handschriftenbeurtheilung Kundige mit einer die ärztliche Diagnostik oft weit übertreffenden Sicherheit seine Seelendiagnose stellen kann.

Zunächst die Künstler. Wenn ein talentvoller Maler oder Bildhauer, welcher an schönen Formen und Linien, Arabesken oder Umrissen großes Gefallen findet, mit dem Kohlenstift auf Leinwand oder mit dem Daumen und den Fingern am Modellirthon die berufsmäßigen Bewegungen macht, bis die ihm vorschwebenden Formen verkörpert vor ihm stehen, so hat er davon ein Gefühl der Befriedigung, sogar der höchsten, durch nichts zu ersetzenden Lust, und seine Schaffensfreudigkeit steigt mit dem Erfolg. Sieht er hingegen unschöne Formen, so erwecken ihm diese Unlustgefühle, er meidet sie, und zwar gewöhnt er sich nach und nach daran, in der Ausübung seiner Berufsthätigkeit solche Bewegungen der Hand nicht zu machen, welche unschöne Linien erzeugen würden. Ist es da nicht natürlich, daß er auch bei anderen Handbewegungen, beim Schreiben, unwillkürlich öfter als andere graziöse Bogenlinien macht? Findet man also hervorragend schöne große Buchstaben in Briefen, so muß man auf Schönheitssinn schließen, wie es bereits die Graphologen thun. Wer

ihn nicht hat, kann die geschmackvollen Anfangsbuchstaben Raphael's nicht zu Stande bringen, nicht einmal aus freier Hand so copiren, daß sie mit den Originalen einen Augenblick verwechselt werden könnten. Also die Gewohnheit, in schönen Formen zu leben und zu schaffen, wirkt auf die Vorstellungen mitbestimmend ein, welche der willkürlichen Bewegung, besonders beim Schreiben, vorausgehen.

Auf anderen Gebieten ist es ebenso. Ein Mann, der seine Zeit gut eintheilt, seine Bücher und Kleider in Ordnung hält, so daß er, was er sucht, schnell findet, weil er Alles, was fortgenommen worden, bald wieder an den richtigen Platz stellt, kurz ein Mann, dem Ordnungssinn, Pünktlichkeit und Consequenz zur zweiten Natur geworden sind, wird auch bei anderen willkürlichen Bewegungen als dem Ankleiden, dem Zurückstellen der Bücher u. s. w. an ihren richtigen Platz, namentlich beim Schreiben, Alles an den richtigen Ort setzen, nichts vergessen, nicht viel Ueberflüssiges hinzuthun. Findet man also in einem sauber geschriebenen Manuscripte alle Buchstaben deutlich, einfach und richtig geschrieben, alle Interpunctionszeichen an ihren richtigen Orten, so schließt man mit Recht auf Ordnungssinn. Ein nachlässiger, unordentlicher, unpünktlicher, unsauberer Mensch kann so nicht schreiben, weil ihm nicht zur Gewohnheit wurde, seine Gedanken gleichsam in Ordnung zu halten, keinen Plunder zu dulden; seine Vorstellungen, die bei jeder willkürlichen Bewegung mitwirken, um das Bewegungsbild zu erzeugen, drücken den Stempel der Ordnung nicht auf dieses Bild: die Schrift wird unordentlich; es fehlen Interpunctionszeichen, Punkte stehen weit weg vom i, die Zwischenräume zwischen den Wörtern sind ungleich. Unnöthiges bleibt, Nothwendiges fehlt.

Noch ein Beispiel. Wer das Unglück hat, sehr geizig zu sein, geizt mit Allem, mit seiner Zeit, mit seinem Geld, mit den nothwendigen Gegenständen des täglichen Lebens. Er geizt auch mit Tinte und Papier. Es ist also leicht, an der Art, wie ein Geiziger schreibt, ihn als solchen zu erkennen. Er zieht oft das Briefpapier vom kleinsten Format dem gewöhnlichen vor, schneidet oder reißt von empfangenen Briefen eine leere Seite ab, um darauf die Antwort zu schreiben trotz der großen Billigkeit des Papiers, kürzt die Buchstaben am Ende der Wörter, so daß sie zum Theil nur halbfertig aussehen, rückt die Buchstaben, Wörter, Zeilen ganz nahe zusammen, auch wenn Raum genug da ist. Mit seinen Sachen in der eigenen Wohnung verfährt er entsprechend, nichts Ueberflüssiges duldend. Diese Einwirkung der vorwiegenden Gedankenrichtung auf alle seine willkürlichen Bewegungen spricht sich auch in der Kleidung und Haltung aus, nimmt mit den Jahren zu und kann durch eine neue, die Habsucht, den Sammelsinn abschwächende Beschäftigung nicht mehr verdrängt werden. Die Anpassungsfähigkeit ist verloren gegangen.

In jeder Hinsicht das Gegentheil zeigt der Verschwender. Er schreibt mit großen, liegenden Buchstaben, die auf großem Raum in großem Abstande von einander entfernt stehen. Wenige Wörter in der Zeile, wenige Zeilen auf der Seite und Nachlässigkeit in der Interpunction charakterisiren ihn, weil er auch sonst in seinen Handlungen und den sie zusammensetzenden willkürlichen Bewegungen oberflächlich verfährt, die Tragweite derselben nicht übersieht und

mehr für einen gerade in den Vordergrund gerückten überwerthigen Gedanken thut, ausgibt oder verspricht, als die Umstände erlauben.

So lassen sich auch die übrigen oben angeführten und noch viele andere graphonomische oder, wie Einige sagen „graphismatoskopische" Eigenthümlichkeiten als Specialfälle einer in den übrigen willkürlichen Bewegungen ebenfalls mehr oder weniger deutlich hervortretenden Beeinflussung der motorischen Impulse erkennen. Namentlich gehören dahin die Zeichen für Klarheit und Verwirrtheit, für Logik und Mangel an Logik, für Willensstärke und -schwäche, für Entschlossenheit und Furchtsamkeit, für Wohlwollen und Mißgunst, Fleiß und Trägheit, Uneigennützigkeit und Egoismus, Bescheidenheit und Stolz, Offenheit und Verstellung, Einfachheit und Geziertheit. Aber die Psychologie des Schreibens kann noch einen Schritt weiter gehen.

Es ist durch die Beobachtung des Mienenspiels der kleinen Kinder, die noch nicht im Stande sind zu heucheln und nachzuahmen, festgestellt, daß jede freudige Erregung mit einer Bewegung aufwärts verbunden zu sein pflegt, während Enttäuschung, Betrübniß, Verstimmung mit abwärts gerichteten Bewegungen zusammengeht. Die leiseste Senkung der Mundwinkel bezeichnet Unlust, die geringste Hebung derselben schon vor dem Lächeln, Befriedigung. Später springt das Kind in die Höhe vor Freude, hebt es die Arme empor und den Kopf hält es mit weit offenen Augen lachend aufrecht, wogegen es ihn sinken läßt und mit schlaff herabhängenden Armen zu Boden sieht, wenn es betrübt ist. Der Niedergeschlagene schlägt die Augen nieder. Dieser Gegensatz in den Bewegungen des heiteren Unternehmungslustigen, auch Ehrgeizigen einerseits, des Traurigen, Muthlosen, Resignirten andererseits spricht sich in der Handschrift durch das Ansteigen der Zeilen bei Optimisten, das Absteigen derselben bei Pessimisten deutlich aus, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft geben, ja ohne daß sie es in vielen Fällen wissen.

Dieses Beispiel zeigt besonders deutlich, wie die Stimmung auf die willkürlichen Bewegungen überhaupt, auf die willkürliche Bewegung des Schreibens im Besonderen, unmittelbar bestimmend einwirkt. Was es im Einzelnen ist, was die Ursprünge der Bewegungsnerven erregt, den motorischen Impuls im großen Gehirn ausmacht, wenn ein Motiv einer Handlung, also eine zu Bewegungen führende Vorstellung vorhanden ist, weiß Niemand. Daß dieses unverstandene Seelische aber kein chemischer oder physikalischer Proceß sein kann, weil ja das Motiv weder unter den Begriff einer chemischen Reaction noch unter den einer physikalischen Kraftverwandelung fällt, ist gewiß. Folglich müssen zunächst die Bedingungen, unter denen die Motive entstehen und wirken, ermittelt werden. Diese liegen im lebenden Gehirn. Aendert sich dessen Beschaffenheit, dann ändern sich auch die Gefühle und Vorstellungen und deren Zusammenwirken auf das Entstehen der Willensimpulse für die dem Willen unterworfenen Bewegungen, somit der Motive für die Handlungen.

Die auffallendsten Veränderungen erfährt das Gehirn durch Erkrankung, und es existirt bereits eine Anzahl von Beobachtungen über die dabei zugleich eintretenden Aenderungen der Handschrift. Dieselben können sogar beginnen,

ehe der Arzt gefragt wird, und eine Handhabe liefern zur Diagnose des Leidens. Wenn z. B. bei einem einfachen, bescheidenen Menschen die Schleifen der großen Anfangsbuchstaben übermäßig groß werden, so schließt man auf eine Störung. Bei Größenwahn steigt die Selbstbewunderung, das Ueberlegenheitsgefühl und wird an jenen Schleifen erkannt, z. B.

Wenn in der Handschrift des Willensstarken und Entschlossenen die sogenannten Keulen nicht mehr erscheinen, welche durch den bei energischen Naturen alle willkürlichen Bewegungen regelmäßig begleitenden stärkeren Muskeldruck verursacht sind, dann muß man auf eine Erkrankung schließen und zwar eine bedenkliche Schwäche, im Falle das Schreiben mit dünnen Strichen ohne Unterscheidung der Grund- und Haarstriche längere Zeit anhält. Diese Schreibweise ist Willensschwachen im gesunden Zustande eigen und bildet den Gegensatz zu der der entschlossenen thatkräftigen Naturen, z. B. Gambetta, Antonelli, Livingstone, Blücher, welche an „Keulen" und „Kampfzeichen" reich ist.

Doch würde es noch sehr langer Auseinandersetzungen bedürfen, um solche Zusammenhänge im Einzelnen gründlich durchzuführen und zu beweisen. Hier sollte nur darauf hingedeutet werden, daß aus der Veränderung der Schrift bei Kranken mit Sicherheit eine veränderte Seelenthätigkeit erkannt werden kann. Und daraus ergibt sich, daß überhaupt die individuellen Eigenthümlichkeiten der Handschrift dem Schreibenden nicht bewußt sind. Gerade die graphischen Charakterzeichen, auf die es ankommt, die in der Kalligraphie fehlen, die „Graphismen", sind dem an seine Handschrift nicht denkenden Verfasser eines Manuscripts unbekannt. Und es gibt auch experimentelle Beweise dafür, daß eine große Anzahl von solchen graphischen typischen Verräthern der Denkweise, Willensthätigkeit, Gefühlsart, über deren Deutung unter den Graphologen schon Einigkeit herrscht, völlig unbewußt aus dem Gehirn durch den Arm in die Feder und schließlich auf das Papier kommen.

Wenn man nämlich das Gehirn einer, die und die Handschrift schreibenden Person künstlich verändert durch betäubende Mittel oder durch anhaltende einseitige Anspannung der Aufmerksamkeit mit Suggestionen, also durch Herbeiführung hypnotischer Zustände, dann kann man auch dem verständigen Manne allerlei einreden, z. B. er sei ein Kind, und ihn dann eine Kinderhandschrift schreiben sehen, oder er sei ein Greis, dann schreibt er zitternd wie ein Greis, in beiden Fällen ataktisch; lautet die Suggestion, die Person sei Napoleon, so schreibt sie energisch und stolz; ist sie ein Verschwender, reich und leichtsinnig, dann wie ein Verschwender u. s. w.

Dabei wissen aber die Versuchspersonen, welche so ehrlich sind, wie ein Mensch sein kann, nichts von Graphologie, nichts davon, daß sie das Dictirte in den für die suggerirten Charaktere charakteristischen Handschriften schrieben; ja sie wissen nicht, daß sie anders schreiben als sonst, sie wissen oft überhaupt nicht, daß sie schreiben.

Einen merkwürdigen Beweis für diese Unkenntniß der eigenen Bewegungen und des Einflusses der eigenen Vorstellungen auf die Form des Geschriebenen liefern meine Versuche über unbewußte Bewegungen („Die Erklärung des Gedankenlesens nebst Beschreibung eines neuen Verfahrens zum Nachweise unwillkürlicher Bewegungen". Leipzig 1886. S. 39).

Als ich — es war im Jahre 1885 — meinen Assistenten aufforderte, ununterbrochen mit verbundenen Augen an eine Zahl zu denken, nachdem ich einen sehr leicht ansprechenden Schreibhebel mit einer hängenden Nadel an seinen Handrücken befestigt hatte, und sagte, ich würde herausfinden, welche Ziffer er im Sinne habe, er möge nur auf sein Ehrenwort eine Minute lang an nichts Anderes denken, als daran, wie sie geschrieben aussähe, da dauerte es keine Minute, bis die gedachte Zahl vollkommen deutlich an der Wand auf einer sehr glatten weißen dünn berußten Porzellanplatte zu lesen war. Der sie geschrieben hatte, wußte aber nichts davon. Als sie ihm gezeigt wurde, erkannte er sie als die gedachte an, und die 6 war *seine* 6. Er hatte sich die Zahl so lebhaft geschrieben vorgestellt, daß die Hand unwillkürlich die sonst willkürliche Schreibbewegung gemacht hatte. Dabei war ich der Gedankenleser und hatte doch die Versuchsperson während des Versuchs nur mit der Hand leise, oder überhaupt nicht berührt! Ich hatte an nichts gedacht als daran, daß die Nadelspitze sich nur nicht von der Schreibfläche entferne.

Spätere Versuche zeigten in überraschender Weise, wie wenig der Schreibende während des Schreibens von der Art, wie er schreibt, weiß, und doch ist das Schreiben eine willkürliche Bewegung! Ein besonders lehrreiches Experiment ist das folgende vom Jahre 1889. Ein gewandter Parlamentsstenograph, mit dem ich die Frage erörtert hatte, ob er im Stande sei, ebenso schnell zu schreiben wie ich zu sprechen, und der die Frage bejahte, schüttelte ungläubig den Kopf, als ich scherzend erwiderte, ich könnte so schnell schreiben als er zu denken vermöchte. Aber er wurde davon sogleich überzeugt, denn ich ließ ihn an eine Zahl denken, faßte seine einen weichen Schreibstift haltende Hand, ließ ihn die Augen schließen und schrieb ohne Säumen die von ihm gedachte Zahl an die Wand. Ich fühlte die Bewegungen seiner Hand und folgte ihnen mit der meinigen, so daß *er* in Wirklichkeit schrieb — meinend, ich sei der Schreibende. Was aber hierbei merkwürdig ist, das war der Umstand, daß der mir bis dahin völlig unbekannte Stenograph nicht begreifen konnte, wie ich im Stande sei, gerade die ihm eigenthümliche Form der Ziffern zu schreiben. Er machte die Bemerkung, daß ich die sonderbare Schleife durch die 7, wie er sie zu machen pflege, beim Gedankenschreiben auch gemacht habe. Daß *er*, nicht *ich* es war, der sie hinzeichnete, konnte ihm nicht leicht zur Ueberzeugung gebracht werden. Dieser Fall ist nur einer von vielen.

Solche Beobachtungen beweisen, daß dem Schreibenden die Eigenheiten seiner Schrift, während er schreibt, nicht zum Bewußtsein kommen oder zu kommen brauchen, obgleich er diese Eigenheiten am fertig geschriebenen Wort wohl wahrnimmt.

So ist es in der That bei jeder natürlichen, besonders bei jeder eiligen Schrift. Eine Menge von Vorgängen, welche im Gehirn unter der Schwelle des Bewußtseins verlaufen, geben einzeln unmerklich, zusammen an den Bewegungen des schreibenden Stiftes merklich der Handschrift ihr individuelles Gepräge, wirken ein auf die Gestalt der geschriebenen Zeichen, ihre Anordnung und Größe u. s. w. Und wenn nichts Anderes als allein diese eine, in einem besonderen Werke ausführlich zu beweisende Thatsache aus der Untersuchung der Handschriften mit Rücksicht auf ihre psychologische, im Besonderen charakterologische Deutung sich mir ergeben hätte, so würde ich die auf die mühsame Vergleichung von Autogrammen und die Ermittlung der aus ihnen abgeleiteten geistigen Eigenschaften ihrer Autoren verwendete Zeit keinen Augenblick bereuen. Denn jene Thatsache bildet das Fundament der Psychologie des Schreibens auf der einen Seite, der Graphologie andererseits. Der Bienenfleiß Michon's, welcher mit bewunderungswürdiger Ausdauer Thatsachen auf Thatsachen häufte und die erstaunlichen Erfolge seiner charakterologischen Diagnosen selbst, trotz aller Bemühungen, ein System und eine Methode zu begründen, nicht zu erklären vermochte, ist nicht allein unverloren, sondern muß anregen, nun auch alle die psychischen Zustände aufzufinden und von einander zu trennen, welche auf die Innervationsimpulse bei willkürlichen Bewegungen, also auch beim Schreiben unbewußt einwirken können und alle die individuellen Merkmale, durch welche Geschriebenes vom Geschriebenen sich unterscheidet, zusammenzustellen und im Einzelnen mit jenen psychischen Vorgängen in einen festen Causalnexus zu bringen.

Diese Arbeit ist vergleichbar der Bohrung eines Tunnels. Von der einen Seite des Berges bohren die Praktiker, die vorurtheilsfreien Empiriker unter den Graphologen, welche die Schriften der ihnen bekannten Personen analysiren und die gefundenen graphischen Eigenthümlichkeiten mit dieser und jener hervortretenden Eigenschaft der Verfasser, die Anderen fehlt, in Zusammenhang bringen, und wenn sie in vielen Fällen jedesmal dasselbe „Zeichen" in der Schrift finden, es als typisch ansehen. Auf der anderen Seite müssen arbeiten die Theoretiker, die vorurtheilsfreien Psychologen, welche die Gehirnfunctionen der ihnen bekannten Personen zu analysiren versuchen mit dem zähen Bestreben, für jede irgend ein objectives Merkmal zu finden. Diese objectiven Merkmale, von denen ich einige Beispiele gab, müssen dann', wenn die Arbeiten von beiden Seiten einander näher rücken, schließlich mit jenen typischen graphischen Zeichen sich decken. Dann wird man sich begegnen und die Hand reichen, anstatt, wie es bisher der Fall war, sich aus dem Wege zu gehen. Dann wird von beiden Seiten, der praktischen und der theoretischen, Licht gebracht werden in eine bisher als besonders dunkel bezeichnete Sphäre menschlichen Thuns. Dann wird in viel exacterer Weise, als gegenwärtig, das Urtheil eines Menschen über den Anderen begründet werden können; es wird nicht

mehr subjectiv, von Zuneigung und Abneigung gefärbt, sondern objectiv richtig sein, so daß, wer wissen will, mit wem er es zu thun hatte, hat oder haben wird, es auch sicher wissen kann.

Wenn wir auch mit unaufhaltsamen Eilschritten einem Zeitalter der Schreibmaschinen und der Steno-Telegraphie entgegengehen, so bleibt doch glücklicherweise die Vergangenheit, die Geschichte davon unberührt. Die Sammlungen von Autogrammen werden immer mehr an Werth zunehmen. Man wird sie auf alle Berufsarten und Nationen ausdehnen, nicht nur berühmte Persönlichkeiten, sondern auch in weiteren Kreisen unbekannte Menschen, wenn sie nur eine ausgeprägte Individualität haben, auch Verbrecher, berücksichtigen. Ein großer Gewinn wird der Psychologie aus dem Studium der Handschriften aller Zeiten und Völker erwachsen, also aus der Form des verkörperten Gedankens. Und diese bleibt nachwachsenden Geschlechtern eine der werthvollsten Ueberlieferungen, wie der Gedanke selbst, und ist von unermeßlicher praktischer Bedeutung.

Staffeltarife.

Die Gütertarife der Eisenbahnen gehören im Allgemeinen nicht zu den Gegenständen, über die die Menschheit sich aufzuregen pflegt. Daß sie von weittragender Bedeutung sind für Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, ist Jedermann bekannt. Dabei beruhigt sich aber meist der Staatsbürger; er überläßt den Interessenten gern, ihre Wünsche, ihre Beschwerden in Tarifsachen allein vorzubringen und durchzufechten. Es mußte also wohl seinen besonderen Grund haben, daß ein einzelner Gütertarif in den vergangenen Wochen die öffentliche Meinung so lebhaft beschäftigt hat. Von dem Fortbestehen oder der Aufhebung der Staffeltarife der preußischen Staatsbahnen für Getreide und Mühlenfabrikate hing, wie es schien, eine Zeit lang das Schicksal des deutsch-russischen Handelsvertrages, hing die Lösung aller der Fragen ab, die mit dem Handelsvertrag in Zusammenhang gebracht wurden. Wie konnte ein Staffeltarif so gewaltige Wirkungen haben? und was ist ein Staffeltarif? Nachdem die Entscheidung über die preußischen Getreidestaffeltarife und den Handelsvertrag gefallen, verlohnt es sich vielleicht, über den Begriff und die Bedeutung der Staffeltarife auch in der „Rundschau" Einiges zu sagen. Wer sich genauer darüber unterrichten will, findet die beste und zuverlässigste Auskunft in dem Anfangs dieses Jahres erschienenen ausgezeichneten Buche von Franz Ulrich: „Staffeltarife und Wasserstraßen" [1]).

I.

Die Tarife der Eisenbahnen, die Preise, die sie für ihre Leistungen erheben, sind, wenigstens in den civilisirten Ländern, nach festen, durch Erfahrung und Wissenschaft gefundenen Gesetzen gebildet. Die Leistungen werden auf gewisse Einheiten (Gewicht des Guts oder Raum, den es einnimmt, und Beförderungsstrecke) zurückgeführt. - Die Preise erscheinen äußerlich in einer Summe. Sie sind aber meist gebildet durch Zusammenfügung zweier Bestandtheile, eines festen, nur einmal zur Erhebung kommenden und eines mit der Entfernung wachsenden. Den ersteren Bestandtheil nennt man Abfertigungsgebühr, den letzteren Streckensatz. So beträgt z. B. auf den preußischen Staatsbahnen für Stückgut die Abfertigungsgebühr auf Entfernungen bis zu 10 Kilometern 1 ℳ für die Tonne, der Streckensatz 11 ₰ für die Tonne und das Kilometer, und es kostet die Beförderung einer Tonne Stückgut auf einer Entfernung von 10 Kilometern 1 ℳ + (10 × 11 ₰ =) 1 ℳ 10 ₰ = 2 ℳ 10 ₰.

Die Regel bei der Tarifbildung ist in Deutschland nun, daß der Streckensatz derselbe bleibt, einerlei ob das Gut einen kurzen oder langen Weg zurücklegt. Von dieser Regel bildet der Staffeltarif die Ausnahme. Bei ihm verändert sich der Streckensatz mit der wachsenden Entfernung. Die Veränderung ist

[1]) Berlin, Julius Springer. 1894.

in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine Ermäßigung, weshalb man die Staffeltarife auch Tarife mit fallender (gleitender) Scala nennt. Sie werden in der Regel so gebildet, daß für die Anfangsstrecke eine höhere, über gewisse Entfernungen ein oder in mehrfachen Abstufungen mehrere niedrigere Streckensätze erhoben werden. Um an einem Beispiel diese Tarifbildung zu erläutern, so beträgt für den vielumfochtenen preußischen Getreidestaffeltarif der Streckensatz für die Tonne und das Kilometer für die ersten 200 Kilometer 4,5 ₰, von 201 bis 300 Kilometer werden 3 ₰, von 301 Kilometer an 2 ₰ angestoßen. Hierzu kommt die einmalige Abfertigungsgebühr von 1 ℳ 20 ₰ für die Tonne. Es kostet also die Beförderung einer Tonne Getreide auf 200 Kilometer 10 ℳ 20 ₰, auf 300 Kilometer 13 ℳ 20 ₰, auf 500 Kilometer 17 ℳ 20 ₰. Die beiden letzteren Preise würden sich, wenn kein Staffeltarif bestünde, auf 14 ℳ 70 ₰ und 23 ℳ 70 ₰ belaufen. Der kilometrische Einheitssatz für eine Tonne, der gefunden wird durch Theilung der Gesammtfracht mit den durchfahrenen Kilometern, beträgt bei 200 Kilometer 5,1 ₰, bei 300 Kilometer 4,4 ₰, bei 500 Kilometer 3,4 ₰ u. s. w.

Die Staffeltarife nun sind keineswegs eine Errungenschaft der letzten Jahre, sie sind vielmehr fast so alt, wie die Eisenbahnen selbst. Ebensowenig sind sie etwa eine Eigenthümlichkeit der deutschen Bahnen, geschweige der preußischen Staatsbahnen. Wir finden sie bei Privat- und Staatsbahnen in den deutschen Ländern, in Oesterreich, Ungarn, Frankreich, Belgien, Rußland, Amerika, Indien, Australien. Diese Tarifbildung hat eben gewisse innere Vorzüge. Die Staffeltarife sind für die Eisenbahnen vortheilhaft, weil sie ihnen neue Einnahmen zuführen, ohne ihre Ausgaben, den Einnahmen entsprechend, zu erhöhen. Sie nützen dem Producenten, weil sie ihm die Möglichkeit geben, seine Erzeugnisse auf weitere Entfernungen zu fahren, d. h. sein Absatzgebiet erweitern; sie dienen dem Consumenten, weil sie in vielen Fällen wenigstens eine Ermäßigung der Preise für ihn zur Folge haben. Die Staffeltarife nähern sich mit anderen Worten den Ansprüchen, die man an einen idealen Tarif machen kann, sie sind verhältnißmäßig niedrig und werfen gleichwohl hohe Erträge ab.

Die letztere Eigenschaft haben die Staffeltarife, weil sie eine vortheilhafte Ausnutzung des riesigen Apparates fördern, mit dem die Eisenbahn zu arbeiten gezwungen ist. Die Beförderung von Wagen auf fester Spur mittelst Dampfkraft ist technisch nur möglich, wenn diese Wagen ein gewisses, sehr hohes Gewicht besitzen. Auch bei bester Ausnutzung ihres Materials ist die Eisenbahn genöthigt, außer der zahlenden eine sehr bedeutende todte Last mitzuschleppen. Bei den deutschen Eisenbahnen hat, wie man berechnet, die todte Last im Personenverkehr etwa das zwölffache, im Güterverkehr etwa das $1^1/_3$fache Gewicht der Nutzlast. Dazu kommt, daß eine volle Ausnutzung der Güterzüge und Personenzüge zu den größten Seltenheiten gehört. Zahlreiche Personenzüge müssen fahren, obgleich nur wenige Wagen theilweise besetzt sind, zahlreiche Güterzüge müssen auf große Strecken leere Wagen, oder nur wenig beladene Wagen mitführen. Die Eisenbahn ist theils aus technischen, theils aus anderen wirthschaftlichen Gründen genöthigt, eine große Regelmäßigkeit ihres Betriebes aufrecht zu erhalten, nach festen, für längere Zeiträume geltenden Fahrplänen zu fahren; sie kann mit Ablassung eines Zuges nicht solange warten, bis er volle Ladung hat; sie kann nicht auf jeder beliebigen Station überflüssig gewordene Wagen zurücklassen und neue Wagen einstellen. Die durchschnittliche Ausnutzung der bewegten Plätze betrug auf den deutschen Bahnen im Jahre 1891 etwas über 24 Procent, die Tragfähigkeit der Güterwagen war mit etwa 45 Procent ausgenutzt. Auch die Länge des Weges, den eine Person und eine Tonne Gut durchschnittlich zurücklegt, ist noch eine recht mäßige. Die durchschnittliche Fahrt einer Person hatte auf den deutschen Eisenbahnen im Jahre 1891 eine Länge von 25,17, die einer Gütertonne 101,08 Kilometer. Die Wagenausnutzung ist in den übrigen europäischen Ländern nicht wesentlich anders. — Nun leuchtet ohne Weiteres ein, daß, wenn die Eisenbahnen es erreichen könnten, ihr Material statt mit 25

und 45 Procent wenn auch nicht voll, dann doch besser auszunutzen, dies auf die Vermehrung ihrer Selbstkosten so gut wie gar keinen Einfluß ausüben würde; die ihnen hieraus zufließenden Einnahmen würden fast nur Reineinnahmen sein. Aehnlich, wenn auch nicht so vortheilhaft für die Eisenbahnen, ist die Verlängerung des Beförderungsweges. Man ist in den Kreisen der Fachmänner kaum noch verschiedener Meinung darüber, daß die Selbstkosten der Eisenbahnen für Transporte auf lange Entfernungen verhältnißmäßig geringer sind, als für solche auf kurze Entfernungen.

Ueber die Berechnung der Selbstkosten der Eisenbahnen, ihren Einfluß auf die Tarife, ihre verschiedenen Bestandtheile und die zahlreichen hierher gehörigen Fragen gibt es eine ganze Literatur. Wenngleich zahlreiche der hierher gehörigen wichtigen Fragen noch zu den bestrittenen gehören, so herrscht doch über die folgenden Sätze ein fast allgemeines Einverständniß: Die Selbstkosten zerfallen in die Kosten der Verzinsung und Tilgung des Anlagecapitals und in die Betriebskosten. Die letzteren setzen sich zusammen aus den Kosten der Abnutzung der Anlagen (Schienen, Oberbau, Gebäude u. s. w.), den Kosten des Betriebsmaterials (Locomotiven, Wagen) und den Kosten der für den Betrieb erforderlichen Arbeit (Gehälter, Löhne u. s. w.). Von der Gesammtheit der Kosten ist ein Theil unabhängig von der Größe des Verkehrs, ein anderer Theil wächst mit dessen Zunahme. Den ersten Theil bezeichnet man als die festen, den anderen als die veränderlichen (wechselnden) Selbstkosten. Zu den festen Selbstkosten gehören unzweifelhaft die für Verzinsung und Tilgung des Anlagecapitals erforderlichen Aufwendungen, die die Bahn zahlen muß, einerlei, ob sie täglich einen oder fünfzig Züge fährt. Ferner gehört zu den festen Selbstkosten auch ein Theil der Betriebskosten — ein wie großer, soll hier nicht untersucht werden. Der Oberbau, die Gebäude, die Betriebsmaterialien werden bis zu einem gewissen Grade durch Wind und Wetter, durch den Zahn der Zeit, abgenutzt, auch ohne daß die Eisenbahn Verkehr treibt. Der Rest der Betriebskosten sind dann die veränderlichen Selbstkosten. Um sich ein zutreffendes Bild zu machen von der Wirthschaftlichkeit eines Eisenbahnunternehmens, muß man die Selbstkosten ermitteln, die auf eine bestimmte Transportleistung, also z. B. auf die Beförderung einer Person oder einer Tonne Gut über ein Kilometer — ein Personen-, ein Tonnenkilometer — entfallen. Dies geschieht, indem man die Selbstkosten durch die Gesammtsumme der geleisteten Einheiten theilt. Nun ist es ganz klar, daß, soweit der Betrag der Selbstkosten ein unveränderlicher ist, das Ergebniß der Theilung, der Quotient, sich verringern muß mit der Erhöhung der Anzahl der Einheiten, des Divisors. Die festen Selbstkosten einer einzelnen Transportleistung vermindern sich mit der Steigerung des Verkehrs. Aber auch die veränderlichen Selbstkosten sind verhältnißmäßig geringer auf weite als auf kurze Entfernungen. „Es ist sofort einleuchtend," sagte der Minister der öffentlichen Arbeiten am 28. Juni 1893 im Abgeordnetenhause, „daß weit billiger ein Wagen auf 1000 Kilometer gefahren werden kann, als 100 Wagen auf 10 Kilometer."

Beide Zwecke nun, eine bessere Ausnutzung des Materials und eine Ausdehnung der Transportlängen, werden durch die Staffeltarife erstrebt und erreicht. Sie würden nicht erreicht durch gleichmäßige Herabsetzung der Tarife auf alle, auch kurze Entfernungen. Denn erfahrungsgemäß sind auf kurze Strecken heute die Eisenbahntarife so gering, daß der Verkehr sie ohne Schwierigkeit tragen kann, und eine weitere Verminderung der Frachten eine erhebliche Steigerung des Nahverkehrs nicht mehr zu Wege brächte. Keinen Falls kann der erhöhte Verkehr so große Erträge einbringen, daß dadurch die mit der gleichmäßigen Herabsetzung der Tarife verbundenen Mindereinnahmen ausgeglichen werden. —

II.

Nicht ganz so einfach ist es, die Berechtigung der Staffeltarife auch von volkswirthschaftlichen und staatswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus zu beweisen. Die erregten Erörterungen der vergangenen Monate, insbesondere während der Berathungen über den russischen Handelsvertrag, haben gezeigt, daß hierüber die Ansichten noch weit auseinandergehen. Freilich bezogen sich diese Erörterungen nur auf einen einzelnen Staffeltarif, den am 1. September 1891 auf den preußischen Staatsbahnen und einigen anderen deutschen Bahnen eingeführten Ausnahmetarif für Getreide und Mühlenfabrikate; und von vielen Gegnern dieses einen Tarifs ist wiederholt erklärt, daß sie nur diesen, nicht aber die Staffeltarife überhaupt bekämpften. Aber der Streit um diesen Staffeltarif wird besser verständlich, wenn man sich die wirthschaftlichen Gründe für und wider die Staffeltarife im Allgemeinen vergegenwärtigt. Betrachtet man als die Hauptaufgabe der Eisenbahnen, die Entfernungen abzukürzen und die Beförderung der Güter auf weite Strecken zu erleichtern, so wird diese Aufgabe durch Staffeltarife besonders gut gelöst. Sie erweitern für die Producenten das Absatzgebiet, für den Consumenten das Bezugsgebiet. Eine Verbilligung der Frachten auf alle Entfernungen hin würde wohl den gleichen Erfolg haben, aber den Eisenbahnen finanzielle Opfer auferlegen, für die eine wirthschaftliche Nothwendigkeit nicht besteht. Der allgemeine Staffeltarif hat ferner vor dem für einzelne Strecken gewährten ermäßigten Ausnahmetarif den Vorzug, daß er gleichmäßig allen Landestheilen zu gut kommt, daß jeder Landwirth, jeder Industrielle, einerlei wo er wohnt, wenn sonst die Bedingungen vorliegen, sich seiner bedienen kann. Der Staffeltarif ist insbesondere für Deutschland geradezu eine Nothwendigkeit, weil es inmitten von Ländern liegt, die ihren Verkehr durch Staffeltarife fördern und gleichzeitig den lebhaftesten Wettbewerb mit Deutschland pflegen. Wenn sich Deutschland dieses Mittels begibt, so verzichtet es auf eine der wirksamsten Waffen in dem Kampf um das wirthschaftliche Dasein. Endlich aber liegen selbst in einem Lande wie Preußen, mit den glanzvollen, die aller anderen Länder weit übertreffenden Einnahmen seiner Staatsbahnen, die Verhältnisse so, daß Tarifermäßigungen, die erhebliche Ausfälle mit sich bringen, einstweilen nicht erhofft werden können, weil der Staatshaushalt die Eisenbahnüberschüsse nicht zu entbehren vermag. Bei Ermäßigungen in Form der Staffeltarife sind Ausfälle in der Regel nicht zu besorgen. Weist man auch diese zurück, so ist es mit den Ermäßigungen überhaupt vorbei.

Demgegenüber läßt sich freilich nicht leugnen, daß die Staffeltarife häufig in bestehende Handels-, Verkehrs- und sonstige Beziehungen eingreifen, daß sie den Zwischenhandel vieler Plätze schädigen, daß sie unter Umständen auch der ausländischen Production zu gute kommen; denn die aus dem Auslande kommenden Güter müssen nach den meisten über die Anlage durchgehender Eisenbahnen abgeschlossenen Verträgen unter denselben Bedingungen gefahren werden, wie die inländischen Güter. Diese letztere Sache ist übrigens so schlimm nicht, weil ja das ausländische Gut stets an der äußersten Peripherie in den Staat eintritt und also nach dem Mittelpunkt hin den weitesten Weg zurückzulegen hat. Die beiden anderen Einwendungen aber sind genau dieselben, die in vergangenen Zeiten den Eisenbahnen selbst bei allen den Tarifermäßigungen entgegengehalten wurden, die sie im Durchgangsverkehr für weite Strecken gewährten[1]). Auch damals erschallten laute Klagen von den Spediteuren und Zwischenhandelsplätzen über Vergewaltigung durch die Eisenbahnen, über Veränderungen der Geographie, und wie man sich sonst noch ausdrückte. Die damaligen Beschwerden führten dazu, daß einzelne der sogenannten Differenzialtarife beseitigt wurden, der Grundsatz in der Tarifbildung

[1]) Vergl. auch Deutsche Rundschau, 1877, Bd. XI, S. 161 ff.: „Zur Frage der Differenzialtarife".

aber bestehen blieb, daß auf weite Strecken und zur Erreichung besonderer wirthschaftlicher Zwecke (Förderung der Aus- oder Einfuhr, Wettbewerb mit fremden Hafenplätzen, mit ausländischen Verkehrsmitteln u. s. w.) billigere Einheitssätze gewährt werden könnten, als die regelmäßigen. So hörten denn auch die Klagen allmälig auf, weil man sich überzeugte, daß die mit solchen Tarifen verbundenen wirthschaftlichen Verschiebungen nicht zu vermeiden sind. Ein Stillstand im wirthschaftlichen Leben ist heute unmöglich. Nicht nur die Ermäßigung der Beförderungsgebühren, sondern ebenso jede neue Erfindung, jede neue Eisenbahn, greift ein in bestehende Verhältnisse. Es wäre nicht nur Thorheit, es wäre eine thatsächliche Unmöglichkeit, solche Eingriffe da zu verhindern, wo sie die natürliche Folge fortschreitender, gesunder wirthschaftlicher Entwicklung sind, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts den Verkehr in künstliche Fesseln zu schlagen, bloß um die Störung des einen oder anderen behaglichen Daseins zu vermeiden. Und zudem stellt sich bei näherer Prüfung des Sachverhalts meist dasselbe heraus, was die zahlreichen Enquêten früherer Jahre ergeben haben, daß jene Schädigungen entweder in der Einbildungskraft der Betroffenen beruhten, oder daß sie auf ganz andere Ursachen zurückzuführen sind, als auf billige Eisenbahntarife.

III.

Das besondere Verdienst, auf eine, vielleicht die wesentlichste Ursache zahlreicher wirthschaftlicher Verschiebungen hingewiesen zu haben, gebührt dem oben angezogenen Buch Ulrich's: „Staffeltarife und Wasserstraßen". In überzeugender Weise wird hier der Nachweis erbracht, daß der Hauptgrund jener Umwälzungen die mit Aufwendung großer Kosten durchgeführte Verbesserung der bestehenden und der Bau neuer künstlicher Wasserstraßen in Verbindung mit der Vervollkommnung des Transportes und der Fahrzeuge ist. Die Verbesserung und Vermehrung der Wasserstraßen ist bewirkt durch öffentliche Mittel des Staates, der Provinzen, der Gemeinden. Den Schiffern sind die verbesserten Straßen fast durchweg ohne Entgelt, die Kanäle gegen Zahlung unbedeutender Gebühren zur freien Benutzung überwiesen, und diese sind dadurch in den Stand gesetzt, die Güter zu so billigen Preisen zu befördern, wie sie die Eisenbahnen nicht stellen können. Denn die Staatsbahnen haben die Verpflichtung, nicht nur ihre Anlagecapitalien zu verzinsen und zu tilgen, wir haben uns außerdem daran gewöhnt, daß die Staatsbahnen in Preußen alljährlich reichlich 100 Millionen Mark für allgemeine Staatszwecke aufbringen müssen; eine Summe, die, wenn sie die Eisenbahnen nicht lieferten, durch Steuern eingebracht werden müßte. Das können die Eisenbahnen nicht, wenn sie so niedrige Preise stellen, wie die Schiffer, und diese haben daher die Eisenbahnen aus vielen recht lohnenden Verkehren ganz zurückgedrängt, ihnen insbesondere in weiten Gebieten des Reiches die Möglichkeit entzogen, auf längeren Strecken zu fahren. So war, um statt zahlreicher nur ein Beispiel herauszugreifen, noch vor zwanzig Jahren das Petroleum einer der lohnendsten Frachtartikel für die Eisenbahnen. Alljährlich fuhren im Herbst lange Züge mit Petroleum in Fässern von Bremerhaven südwärts und vertheilten das Gut im ganzen Deutschen Reich. Die Vervollkommnung der Wasserstraßen des Rheins und der Elbe, die Canalisation des Mains bis nach Frankfurt, die Verbesserung der Hafenanlagen in Mannheim, vor Allem auch die Verbesserung der Schiffsgefäße, der Uebergang von der Fässerbeförderung zur Beförderung in Kastenschiffen (sogenannten Tanks) haben dazu geführt, daß Petroleum auf große Strecken heute nur noch zu Wasser gefahren wird. Es geht von Antwerpen und Rotterdam nach den Rheinhäfen, von Bremerhaven über Hamburg die Elbe herauf nach Berlin, nach Sachsen u. s. w. An den Hafenplätzen sind die Niederlagen, von denen das Oel zu Wasser und nur da, wo Wasserwege nicht sind, zu Eisenbahn den Verbrauchern zugeführt wird. Aehnliche Erfahrungen sind gemacht mit der Beförderung anderer Massenartikel, z. B. Zucker auf der Elbe, Erzen und Kohlen auf dem Rhein, vor Allem aber auch mit Getreide

und Mühlenfabrikaten. Für 10 Tonnen Getreide beträgt denn auch die Wasserfracht von Königsberg nach Frankfurt a. M. (Königsberg — Rotterdam Seeweg, Rotterdam—Frankfurt a. M. Rhein und Main) 154 ℳ, die Bahnfracht 298 ℳ. Von Königsberg nach Mannheim stellen sich diese Sätze auf 134 und 314 ℳ. Noch auffallender wird dieser Unterschied, wenn man die Beförderungskosten für das von Amerika nach Deutschland gefahrene Getreide in Vergleich zieht. Die Seefracht für Getreide von New-York nach Rotterdam betrug im Jahre 1893 103,80 ℳ, d. h. es kostete die Beförderung von 10 Tonnen von New-York nach Rotterdam soviel, wie die Beförderung auf der Eisenbahn nach den Sätzen des Staffeltarifs auf 205 Kilometer, z. B. von Berlin bis fast nach Görlitz (Entfernung 210 Kilometer). Ohne die geringsten Schwierigkeiten, fast ohne Kosten kann das amerikanische Getreide und das amerikanische Mehl bis in das Herz von Deutschland gelangen. Erwägt man ferner, daß Amerika im Jahre 1891/92 eine Ernte hatte, wie sie selbst dort kaum jemals dagewesen war, daß man an einzelnen Plätzen das Getreide verkommen ließ, weil die Beförderung selbst auf kurze Strecken nicht lohnte, daß dort alles Getreide vermahlen wurde, was die Mühlen erreichte, und nunmehr als Mehl nach Europa gelangte, so kann man sich in der That kaum darüber wundern, daß in den letzten Jahren Landwirthe und Müller West- und Süddeutschlands über eine Ueberschwemmung mit Erzeugnissen der Landwirthschaft klagen, und daß das Massenangebot auswärtiger Güter einen Druck auf die Preise ausübte.

Die Verbesserung und Verbilligung des Wasserstraßenverkehrs ist ganz allmälig fortgeschritten. Sie ist in auffallender Weise gefördert durch die Gunst der öffentlichen Meinung. Die Wasserstraßen sind seit Jahren die Schoßkinder der Presse und der Parlamente. Für ihre Verbesserung war das Geld stets zu haben; es wurde kaum danach gefragt, ob es Zinsen trage, ja, die Regierung wurde förmlich gedrängt, sich für solche Zwecke Kredit gewähren zu lassen. Kaum ein einzelnes Mal wurde von Fachmännern auf die Bedenken einer solchen Verkehrspolitik hingewiesen. Derartige vereinzelte Stimmen, das vortreffliche Werk Nördling's, „Die Selbstkosten der Eisenbahnen und die Wasserstraßenfrage“ (1885), zwei ausgezeichnete Aufsätze von Lehmann und Todt im „Archiv für Eisenbahnwesen“, blieben unbeachtet. Dem neuen Buche Ulrich's scheint ein besseres Schicksal beschieden. Die überzeugende Art und Weise, wie er einmal die wirthschaftlichen Wirkungen der angefeindeten Staffeltarife denen der allverehrten Wasserstraßen gegenübergestellt, hat zahlreichen Kreisen die Augen geöffnet und auch in den Reihen der Wasserfreunde Aufsehen gemacht. So viel ich habe beobachten können, ist nur von einer einzelnen Stelle der Versuch gemacht, seinen Ausführungen entgegenzutreten; aber dieser Versuch ist kein glücklicher. Ein früherer höherer Eisenbahntechniker greift, da es ihm an Gründen fehlt, zur Verunglimpfung und Verdächtigung des Verfassers, dem er Behauptungen unterschiebt, die Ulrich niemals aufgestellt, und Absichten unterlegt, die er nicht nur nicht ausgesprochen, sondern ausdrücklich zurückgewiesen hat. Es würde sich kaum verlohnen, über ein derartiges Machwerk auch nur ein Wort zu verlieren, wenn es nicht in einem angesehenen Verein öffentlich vorgetragen und mit Geschick in der Tagespresse verbreitet wäre. Ulrich liegt nichts ferner, als eine Unterdrückung oder Unterbindung der Wasserstraßen aus fiscalischen Gründen zu befürworten. Er ist ein entschiedener Freund der Staffeltarife und weist Angriffe gegen diese zurück, weil sie sich an die unrichtige Stelle wenden. Im Uebrigen will er nur gleiches Licht für Eisenbahnen und Wasserstraßen, er stellt das Verlangen, daß die Schiffahrtsinteressenten für die Benutzung der für Verkehrszwecke gebauten und verbesserten Wasserstraßen soviel Gebühren erheben, daß die aus öffentlichen Mitteln aufgewendeten Kosten wenigstens verzinst werden. Einnahmen, die in Folge davon dem Staate zufließen, sollen nicht etwa für allgemeine Staatszwecke, sondern wiederum für Verkehrszwecke verwendet werden, nämlich zur Ermäßigung der Frachten auf den Eisenbahnen.

Wie die Sache jetzt liegt, müssen die Bewohner der nicht an Wasserstraßen gelegenen Landestheile für die Beförderung ihrer Güter nicht nur die hohen Eisenbahnfrachten zahlen, sondern durch ihre Steuern zur Deckung der Kosten beitragen, die der Staat auf Verbesserung der Wasserstraßen verwendet, während die billigen Frachten der Schiffer ihren Mitbewerbern zu Gute kommen. Die Unbilligkeit eines solchen Zustandes liegt auf der Hand. Diese würde beseitigt, wenn Ulrich's Vorschläge Anklang fänden.

IV.

Die Einführung der preußischen Getreidestaffeltarife, deren Höhe und Bildung wir oben kennen gelernt haben, war das Ergebniß langjähriger Erwägungen. Die Eisenbahnverwaltung erfüllte damit einen dringenden Wunsch der Landwirthe in unsern östlichen Provinzen, vornehmlich Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien. Diese Provinzen erzeugen mehr Getreide, als sie verzehren. Ihren Ueberschuß verkauften sie früher zum erheblichen Theil nach Schweden, Norwegen, England. Seit Einführung der hohen Getreidezölle war ihnen dies Absatzgebiet verschlossen, da der Preis auf jenen Märkten — weil nicht beeinflußt durch den deutschen Zoll — niedriger war, als der in Deutschland gezahlte. Bei Ermäßigung der binnenländischen Frachten hofften jene Landestheile, das im Ausland verlorene Absatzgebiet in Deutschland wieder zu gewinnen.

Wiederholt waren Anträge in dieser Richtung in früheren Jahren gestellt und auch mehrfach im Landeseisenbahnrath berathen. Sie hatten aber in dieser Körperschaft eine Mehrheit nicht gefunden, weil die Landwirthe und Müller des mittleren und westlichen Preußens von dem Eindringen der östlichen Bodenfrüchte ein Sinken der Preise in *ihren* Gegenden befürchteten. Die Mißernte des Jahres 1891 war der Anlaß, daß die Eisenbahnverwaltung die ermäßigten Tarife, ohne noch einmal den Landeseisenbahnrath zu hören, einführte. Daß diese Maßregel von weitgehender, finanzieller sowohl als wirthschaftlicher Tragweite war, daran zweifelte man keinen Augenblick. Nur eine sorgfältige Beobachtung ihrer Wirkungen konnte darüber Aufklärung geben, ob die Hoffnungen der einen, die Befürchtungen der anderen Seite begründet waren. Derartige Beobachtungen sind denn auch von Anfang an angestellt und bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Nach der dem Landeseisenbahnrathe im Februar d. J. zugegangenen Mittheilung erstreckten sie sich auf einen Zeitraum von drei Jahren, vom 1. September 1890 bis dahin 1893. Von diesen drei Jahren war in Deutschland das eine ein Jahr der Mißernte, im zweiten Jahre war die Ernte eine ungewöhnlich reiche, im dritten eine gute Mittelernte. Es betrugen nun der Versand und die Einnahmen von Getreide aller Art und von Mühlenfabrikaten von Stationen der preußischen Staatsbahnen:

A. Getreide		Menge		Einnahme	
vom 1. September	1890—1891	2 776 102	Tonnen	13 205 976	Mark
= 1. =	1891—1892	2 880 199	=	14 437 985	=
= 1. =	1892—1893	3 195 539	=	18 061 365	=
B. Mühlenfabrikate					
vom 1. September	1890—1891	770 509	=	4 229 129	=
= 1. =	1891—1892	647 450	=	3 864 276	=
= 1. =	1892—1893	794 389	=	4 926 824	=

Auf Entfernungen über 200 Kilometer, bei denen die Wirkungen der Staffelung erst beginnen, sind die Beförderungsmengen von 1890—91 bis 1892—93 von 283 968 Tonnen auf 580 094 Tonnen, die Einnahmen von 3 916 262 ℳ auf 8 414 190 ℳ bei *Getreide*, von 131 973 auf 182 351 Tonnen und von 1 811 905 ℳ auf 2 443 130 ℳ bei Mühlenfabrikaten gestiegen.

Es hat also eine beträchtliche *Steigerung* sowohl des Verkehrs als der Einnahmen stattgefunden. Die Steigerung ist procentual eine viel höhere bei den Entfernungen über 200 Kilometer als bei geringen Entfernungen. Die Vermehrung

der Einnahmen für Getreide und Mühlenfabrikate zusammen betrug 5 483 084 *M*. Natürlich sind das die Roheinnahmen, denen Betriebsausgaben gegenüberstehen. Auf wie hoch sich die Reineinnahmen belaufen, läßt sich zahlenmäßig nicht ermitteln, doch nimmt man an, daß ein recht erheblicher Ueberschuß in die Staatskasse geflossen ist. Die Wirkung der neuen Tarife sowohl auf den Verkehr als auf die Finanzen war hiernach unzweifelhaft eine günstige. Hiergegen hat man nun zwar eingewendet, daß dieselben Wirkungen vermuthlich auch ohne Staffeltarife eingetreten wären, insbesondere dieselbe finanzielle Wirkung. Einen solchen Einwand kann man natürlich mit Zahlen weder beweisen noch widerlegen. Nur so viel läßt sich sagen, daß so auffallende Erscheinungen im Verkehre mit einem Gute ohne gleichzeitige Aenderung der Tarife bisher nie zu Tage getreten sind.

Wie verhält es sich nun mit den Verschiebungen? Ist es richtig, daß das von Osten kommende Getreide und Mehl den Süden und Westen unseres Vaterlandes überschwemmt, die Preise daselbst gedrückt, das Mühlengewerbe auf das Lebhafteste geschädigt hat? Seit dem Jahre 1883 wird in dem preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten eine Statistik der Güterbewegung auf den deutschen Eisenbahnen geführt, in der nach den Aufzeichnungen der Eisenbahnen die Bewegung der Güter zwischen den verschiedenen Verkehrsbezirken des Deutschen Reiches zur Darstellung gelangt. Aus dieser Statistik läßt sich ablesen, wie viel Getreide und Mehl in den Jahren vor und nach der Einführung der Staffeltarife von Preußen nach Mittel-, West- und Süddeutschland auf der Eisenbahn gefahren ist.

Ich beabsichtige nun nicht, den Leser mit Anführung aller jener Zahlen zu ermüden. Um aber ein Bild von diesem Güteraustausch zu geben, habe ich in der nachstehenden Tabelle den Verkehr zwischen Preußen einerseits und Bayern, Württemberg und Baden anderseits in Weizen und in Mehl für die Jahre 1888—1893, d. h. also die drei Jahre des Staffeltarifs und die Vorjahre zusammengestellt. Es sind gefahren Tonnen

	Aus Preußen nach			Nach Preußen aus		
	Bayern	Württemberg	Baden	Bayern	Württemberg	Baden
		Weizen			Weizen	
1888	7 064	3 000	13 300	2 875	—	3 230
1889	2 665	3 000	13 700	1 092	—	2 410
1890	7 468	2 000	9 000	2 400	100	2 690
1891	4 612	300	5 700	4 665	100	5 500
1892	9 424	900	6 000	1 059	100	6 700
1893	6 614	700	8 600	438	100	3 900
		Mühlenfabrikate			Mühlenfabrikate	
1888	40 562	13 000	6 100	7 512	700	6 300
1889	39 556	11 000	4 700	8 123	2 500	8 400
1890	38 666	12 000	4 300	8 855	4 500	9 700
1891	26 040	4 000	2 600	9 939	3 300	9 800
1892	28 765	3 000	1 700	10 094	3 700	10 400
1893	38 723	6 000	1 700	17 802	2 000	9 600

Ein Blick auf diese Zahlen genügt, um zu beweisen, daß ein Einfluß des Staffeltarifs auf diesen Verkehr nicht stattgefunden hat. Im Jahre 1888 ist mehr Weizen und Mehl aus Preußen nach Bayern, Württemberg und Baden gefahren, als in den drei Jahren 1891, 1892 und 1893. Nur 1892 war die Einfuhr von Weizen nach Bayern um 2400 Tonnen größer als 1888. Dabei zeigt sich aber ferner, daß auch der Verkehr von den drei süddeutschen Staaten nach Preußen ein sehr beachtenswerther ist, insbesondere wenn man ihren Umfang und ihre Bevölkerung mit denen Preußens vergleicht. Wenn sich z. B. der Versand von Mehl aus Preußen nach Bayern von 1892 auf 1893 um rund 10 000 Tonnen vermehrt hat, so ist der aus Bayern nach Preußen um rund 7700 Tonnen gestiegen. Und

das zeigt wieder, daß die bayrischen Mühlen mindestens ebenso viel Vortheil von dem Staffeltarif gehabt haben als die preußischen. Ganz ähnlich sind die Erscheinungen mit den anderen Erzeugnissen der Landwirthschaft und in anderen Verkehren. Auch die höchst beachtenswerthe Thatsache hat die Statistik erwiesen, daß im Königreich Sachsen und anderen Gebieten Mitteldeutschlands die Einfuhr von deutschem Getreide um nahezu dieselben Mengen gestiegen ist, um die sich die Einfuhr ausländischen, hauptsächlich österreichischen Getreides, vermindert hat.

Eine wirthschaftliche Schädigung größerer Gebiete des Deutschen Reiches durch die Staffeltarife hat sich dagegen nicht nachweisen lassen. Der niedrige Stand der Getreidepreise, der Niedergang der Müllerei an einzelnen Plätzen hat andere Ursachen. Als solche haben wir bereits kennen gelernt die Einfuhr ausländischer Waare, der unermeßlichen Vorräthe der Vereinigten Staaten von Amerika an Getreide und Mehl auf dem Wasserweg. Im Betriebe des Müllereigewerbes scheint sich aber ein Umschwung vorzubereiten, wie er in zahlreichen anderen Industrien bereits hervorgetreten ist. Die großen Mühlen mit ihren stets vervollkommneten Maschinen, ihrem Massenbetrieb können billiger arbeiten, als kleine und mittlere Mühlen und drängen diese allmälig aus dem Gewerbe ganz heraus. Ihre Uebermacht aber wächst insbesondere dann, wenn sie an einer leistungsfähigen Wasserstraße liegen und ihre Vorräthe auf dem billigen Wasserwege beziehen, ihr Mehl auf diesem Wege versenden können.

Dagegen kann man zugeben, daß auch diese Staffeltarife wie alle größeren Tarifmaßnahmen Verschiebungen an einzelnen Marktplätzen herbeigeführt haben mögen, daß vielleicht hier und da das bloße Angebot von Getreide und Mehl aus bisher nicht in Betracht kommenden Gegenden einen Preisdruck ausgeübt hat. Die Verschiebungen waren zum Theil beabsichtigt. Es war z. B. Zweck der Tarife, durch das in Preußen geerntete Getreide ausländisches zu verdrängen. So weit ferner durch die Tarife die unmittelbaren Beziehungen zwischen Producenten und Consumenten erleichtert, die Zwischenpersonen entbehrlich gemacht sind, war ihre Wirkung für die Gesammtheit eine wohlthätige. Und bei all' den Verhandlungen wird regelmäßig eines vergessen. Der Consument ist doch schließlich auch so zu sagen ein Mensch. Ein Herabgehen der Getreidepreise ermäßigt die Preise des nothwendigsten Lebensmittels gerade für die ärmsten Klassen der Bevölkerung. Gleichwohl haben die Herren Industriellen aus Rheinland und Westfalen, denen doch sonst das Wohl ihrer Arbeiter so sehr am Herzen liegt, fast Alle für Aufhebung der Staffeltarife im Landeseisenbahnrath gestimmt! Im Uebrigen wird sich der unbefangene Leser der zahlreichen geharnischten Artikel süddeutscher Zeitungen, der gepfefferten Reden unserer süddeutschen Brüder des Eindrucks nicht erwehren, daß man dort den Mund viel zu voll genommen und aus der Mücke Elephanten gemacht hat.

V.

Es sind denn auch wohl kaum eisenbahntechnische oder volkswirthschaftliche, es sind vielmehr augenscheinlich politische Gründe gewesen, die die preußische Regierung zu dem Entschluß geführt haben, die Staffeltarife für Getreide aufzuheben. Es war für die Tarife verhängnißvoll die gleichzeitige Bewegung für und gegen den deutsch-russischen Handelsvertrag. Ihre Gegner befürchteten, daß durch sie auch die Einfuhr des russischen Getreides, dessen Eintritt über die ostpreußische Grenze durch den hohen Kampfzoll ausgeschlossen war, gefördert, daß nach Einführung der Vertragszölle neben dem ostpreußischen auch noch russisches Getreide nach Mitteldeutschland gelangen werde. Auf der anderen Seite brachte der russische Handelsvertrag der ostpreußischen Landwirthschaft die längst ersehnte Aufhebung des sogenannten Identitätsnachweises. Der schwunghafte Handel, den unsere ostpreußischen Hafenplätze Danzig, Königsberg, Memel früher mit Schweden, Norwegen, Großbritannien trieben, hat, wie oben bemerkt, für das ausländische Getreide

aufhören müssen infolge der Einführung der Getreidezölle. Für ausländisches Getreide wurde zwar der Einfuhrzoll zurückerstattet, wenn es nach der Durchfuhr durch Deutschland wieder über die Grenze ging. Aber es mußte dann nachgewiesen werden, daß das ausgeführte mit dem früher eingeführten identisch sei. Dieser Nachweis wird in Zukunft nicht mehr verlangt. Wer ausländisches Getreide eingeführt und den Zoll dafür gezahlt hat, kann eine gleiche Menge beliebigen anderen Getreides ausführen und bekommt den Zoll zurückerstattet. Das auf diese Weise ausgeführte inländische Getreide erscheint also auf dem Weltmarkt unbelastet durch den deutschen Zoll, es kann mit dem Getreide der übrigen Länder wieder in Wettbewerb treten. Für die ostdeutschen Hafenplätze ist jetzt die Möglichkeit geschaffen, für das ost- und westpreußische Getreide den nordischen und den englischen Markt wieder zu erobern. Wenn dieses Getreide das durch die Staffeltarife erschlossene neue Absatzgebiet in Mitteldeutschland verlieren sollte, so gewinnt es, so sagte man, ein anderes Absatzgebiet wieder. Das Bedürfniß, durch Tarifbegünstigungen der ostpreußischen Landwirthschaft zu Hülfe zu kommen, liegt nach Aufhebung des Identitätsnachweises nicht mehr vor. — Eine derartige Beweisführung hat für einzelne Gebiete des Ostens unzweifelhaft eine gewisse Berechtigung, nämlich für alle die Gegenden, die ihre landwirthschaftlichen Erzeugnisse nach den Ostseehäfen fahren können. Wo diese wegen der zu weiten Entfernung nicht möglich ist — also von Posen, von Schlesien aus — da wird die Aufhebung des Identitätsnachweises die Folgen der Aufhebung des Staffeltarifes kaum ersetzen.

Die preußische Regierung hat, bevor sie dem Reichstage ihre Entschließung über Aufhebung der Getreidestaffeltarife mittheilte, noch einmal den Landeseisenbahnrath befragt, dessen Mehrheit in Uebereinstimmung mit früheren Aeußerungen auch jetzt wieder die Aufhebung der Tarife vom 1. September 1891 und die Wiederherstellung des vordem herrschenden Zustandes befürwortet hat. In diesem Sinne stimmten von den 34 anwesenden Mitgliedern 20, darunter 6 Landwirthe, während 14 Mitglieder, darunter 7 Vertreter der Land- und Forstwirthschaft, für Beibehaltung der Staffeltarife waren. Den Ausschlag gaben die Vertreter des Handels und der Industrie, und für sie waren zum Theil die beiden vorerwähnten, mehr politischen Gründe maßgebend, auch haben einzelne Mitglieder ausdrücklich gesagt, daß sie mit ihrem Votum gegen diese Getreidestaffeltarife keineswegs die Staffeltarife im Allgemeinen haben verurtheilen wollen. Der Grundgedanke der Tarifbildung nach fallender Scala ist auch aus dem Kampf um die Getreidestaffeltarife siegreich hervorgegangen, das Verständniß für diese Tarifbildung ist in weitere Kreise gedrungen und durch die neuesten, aus sorgfältiger Beobachtung geschöpften Erfahrungen wesentlich gefördert. Der Gedanke ist eben ein wirthschaftlich richtiger, ein durchweg gesunder, ihm gehört auch im Deutschen Reiche die Zukunft.

April 1894. A. v. d. Leyen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Die hohe Bedeutung des deutsch-russischen Handelsvertrages als einer weiteren Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens ist auch jenseits der Vogesen anerkannt worden. Läßt es sich doch nur unter dieser Voraussetzung erklären, daß französische Organe andeuteten, das Bündniß Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und mit Italien habe eine Lockerung erfahren, als ob diese Allianz nicht freundschaftliche Beziehungen zu anderen Staaten zuließe. So durfte es denn mit Genugthuung begrüßt werden, daß Kaiser Wilhelm aus Anlaß seines Aufenthaltes in Abbazia nicht bloß den Besuch des Kaisers Franz Joseph erhalten und dann in Wien erwidert, sondern auch nicht unterlassen hat, den König Umberto in Venedig persönlich zu begrüßen. Sicherlich ist durchaus zutreffend, daß es sich bei diesen freundschaftlichen Begegnungen nicht um neue politische Abmachungen handelte, jedenfalls ist dadurch aber die phantastische Legende beseitigt worden, daß die handelspolitische Annäherung, die sich zwischen Deutschland und Rußland vollzogen hat, mit Nothwendigkeit eine Veränderung in den wechselseitigen Beziehungen der europäischen Centralmächte herbeiführen müsse. Dies entspricht so wenig den thatsächlichen Verhältnissen, daß gehofft werden darf, der deutsch-russische Handelsvertrag bezeichne nur das erste Glied einer Kette, die sehr bald auch andere Staaten, insbesondere Oesterreich-Ungarn und Italien, mit Rußland inniger als bisher verbinden wird.

Nur Frankreich, dessen volkswirthschaftlicher Wohlstand gerade durch den früheren Verzicht auf eine extrem schutzzöllnerische Handelspolitik in hohem Maße gewachsen war, steht, noch schmollend abseits, als ob es durch eine Art chinesischer Mauer seine Grenzen hermetisch verschließen könnte, obgleich durch die in dem Bulletin de statistique et de législation comparée jüngst erst von dem französischen Finanzministerium selbst veröffentlichte Statistik erwiesen wird, wie verfehlt das von Méline und Genossen ins Leben gerufene Zollrégime ist. So belief sich die gesammte Einfuhr nach Frankreich in den beiden ersten Monaten des Jahres 1894 auf 844 912 008 Francs, das heißt 241 641 000 Francs mehr als im Vorjahre, während die gesammte Ausfuhr in diesem Zeitraume um 19 688 000 Francs zurückgegangen ist. Mithin sind die unter der Führung des Abgeordneten Méline unablässig nach neuen Schutzzöllen ausblickenden Gegner neuer Handelsverträge, durch die für Frankreich die bisherigen Absatzgebiete erhalten, neue erschlossen werden könnten, gründlich ad absurdum geführt worden. Anstatt durch die extrem schutzzöllnerischen Maßregeln die Einfuhr sich verringern, die Ausfuhr wachsen zu sehen, machen die gegenwärtig maßgebenden „protectionnistes“ gerade die entgegengesetzte Wahrnehmung. Nicht minder bezeichnend ist, daß in dem Zollkriege, der zwischen Frankreich und Italien geführt wird, dieses im Stande gewesen ist, sich neue Absatzgebiete zu eröffnen, so daß die Gesammtausfuhr im Gegensatze zu derjenigen

der französischen Republik eine Zunahme erfahren hat. Findet diese Thatsache darin eine ausreichende Erklärung, daß die Bodenerzeugnisse Italiens auf dem Weltmarkte nothwendiger gebraucht werden als die für den Luxus oder die Annehmlichkeiten des Lebens dienenden französischen Artikel, so zeigt sich eben von Neuem, wie sehr die französischen Schutzzöllner die Existenzbedingungen ihres eigenen Landes verkannt haben. In ähnlicher Weise wie für Italien und Frankreich hat sich das Verhältniß für dieses und die Schweiz gestaltet. Aber die französischen Politiker konnten der Nachbarrepublik gegenüber, die doch niemals ihren Anschluß an den Dreibund vollzogen hat, auch nicht denselben Vorwurf erheben, mit dem sie ihr Verhalten gegen Italien zu rechtfertigen suchten. Vielmehr wurde dadurch gerade erhärtet, daß die Franzosenfreunde in Italien sich durch ganz falsche Voraussetzungen leiten lassen, wenn sie an das von ihnen geforderte Ausscheiden ihres Landes aus der Tripelallianz eine Verbesserung der handelspolitischen Beziehungen zu Frankreich knüpfen zu können glauben. Das Beispiel der Schweiz legt in dieser Hinsicht vollgültiges Zeugniß ab, wie denn auch eines der besonnensten schweizerischen Blätter, das „Journal de Genève“, an die officiellen Feststellungen des „Bulletin de statistique et de législation comparée“ anknüpfend, mit Fug hervorhebt: „Die Handelspolitik Méline's fährt fort, ihre Wirkungen auszuüben. Im Gegensatze zu den gehegten Erwartungen ist es gerade die Einfuhr in Frankreich, die zunimmt, und die Ausfuhr, die sich verringert. Wie lange Zeit muß es noch dauern, damit Frankreich zu der Erkenntniß gelange, daß das Schutzzollsystem es verarmen läßt?“

Rußland hat jedenfalls seine Existenzbedingungen besser als Frankreich erkannt, als es seine frühere Zurückhaltung aufgab. Wie in dem Handelsvertrage mit Deutschland, wird es auch in dem mit Oesterreich-Ungarn abzuschließenden diesem bestimmte Vortheile als Aequivalent für die ihm selbst zu gewährenden darbieten müssen. Mag immerhin insbesondere in Ungarn zunächst eine Strömung gegen den Handelsvertrag mit Rußland sich geltend gemacht haben, so darf doch jetzt bereits als gewiß gelten, daß der vielfach bewährte gesunde Menschenverstand der ungarischen Staatsmänner auch im vorliegenden Falle sich nicht verleugnen wird. Dieser gesunde Menschenverstand behauptete auch schließlich das Uebergewicht, als nach dem Hinscheiden des Nationalhelden Kossuth die Wogen der Erregtheit allzu hoch gingen. Da kurze Zeit darauf auch die Deutsch-Oesterreicher in Franz Schmeykal einen ihrer hervorragendsten Führer durch den Tod verloren haben, bot sich eine Parallele zwischen den beiden leitenden Persönlichkeiten, sowie zwischen dem ungarischen und dem deutsch-österreichischen Volkscharakter von selbst dar. Allerdings hat Franz Schmeykal nicht in so bedeutsamer Weise in die geschichtliche Entwicklung seines Landes eingegriffen wie Ludwig Kossuth, mit dessen Namen die Ungarn nicht bloß ihre Revolutionsgeschichte, sondern auch alle ihre politischen Errungenschaften aufs Innigste verknüpfen. Wohl aber gebührt dem am 3. December 1826 zu Böhmisch-Leipa geborenen deutschen Parteiführer das Verdienst, daß er durch seinen mit uneigennütziger Thatkraft gepaarten Muthesmuth dem tschechischen Ansturme gegenüber die nationalen Interessen stets gewahrt hat. Bei seinen glänzenden Geisteseigenschaften hätte Franz Schmeykal leicht ebenso wie sein bewährter Freund Ernst von Plener, der gegenwärtige österreichische Finanzminister, in der Reichspolitik sich eine ausgezeichnete Stellung erkämpfen können. Er zog jedoch vor, in erster Linie der Führer der Deutschen in Böhmen zu bleiben und auf exponirtem Posten die gefährdeten Interessen seiner Stammesgenossen zu vertheidigen. Als Obmann des von ihm gegründeten deutschen Casinos in Prag entfaltete er zwar nicht eine so glänzende Thätigkeit wie die übrigen Führer, die an den parlamentarischen Schlachten im Reichsrathe theilnahmen, wohl aber war er es, der, wo auch immer an den entlegensten Punkten Böhmens die Keime deutscher Gesinnung vorhanden waren, diese zur fruchtbringenden Entwicklung brachte. So darf Franz Schmeykal als eine der festesten Säulen im österreichischen Verfassungsleben bezeichnet werden. Wie unwandelbar aber auch seine Treue für die einmal erkannten

Ideale war, darf ihm doch ebenso seine Versöhnlichkeit und Ritterlichkeit im politischen Kampfe nachgerühmt werden. Als die Tschechen im Landesausschusse über die Mehrheit verfügten, war es wiederum Franz Schmeykal, der, im Vollgenusse der Achtung seiner politischen Widersacher, die schlimmsten Folgen für das bedrohte Deutschthum in Böhmen zu verhüten wußte. Hatte er stets abgelehnt, eine Wahl für den Reichsrath anzunehmen, so bleiben die Deutsch-Oesterreicher doch stets der hinreißenden Rede eingedenk, durch die er auf dem am 15. November 1880 in Wien gehaltenen Parteitage die Stellung des deutschen Stammes in Oesterreich gewahrt und die gesammte deutsch-liberale Partei zum Kampfe gegen das System Taaffe aufgerufen hat. Damals erhob sich die tausendköpfige Versammlung wie ein Mann und bekräftigte, daß sie an den gefaßten Beschlüssen, ohne zu wanken, festhalten wolle. In Böhmen mußte dann der Widerstand gegen das zu bekämpfende Regierungssystem am entschiedensten durchgeführt werden, so daß die Deutschen sich im Ausgange des Jahres 1886 genöthigt sahen, den Landtag zu verlassen. Wiederum war Franz Schmeykal der Leitstern, und ihm gelang es auch, bei den Ergänzungswahlen in den deutschen Bezirken Böhmens den Sieg des Deutschthums herbeizuführen, wodurch dem Ministerium Taaffe sinnfällig zum Bewußtsein kam, daß die Deutschen in Böhmen keineswegs eine quantité négligeable wären. Bei den im Ausgange des Jahres 1889 begonnenen, im Januar des folgenden Jahres beendeten Ausgleichsverhandlungen war Franz Schmeykal einer der Unterzeichner des Schlußprotokolls. Ihm gelang es auch, den im eigenen Feldlager ausbrechenden Zwistigkeiten ein Ende zu machen. An der Bahre des nunmehr hingeschiedenen Patrioten trauerten nicht nur die Deutschen in Böhmen und Oesterreich, sondern auch im Reiche, deren Sympathien für die verbündete österreichisch-ungarische Monarchie an erster Stelle den Stammesgenossen galten.

Wie in Frankreich die Ultraradicalen und die Ultramontanen sich zu wiederholten Malen verbündet haben, um einen Ansturm gegen die Regierung zu insceniren, zeigte sich aus Anlaß des Hinscheidens des ungarischen Freiheitshelden Kossuth, daß das Wort: Les extrêmes se touchent auch im politischen Leben Ungarns Geltung beanspruchen darf. Allerdings waren die Ursachen, aus denen die fanatischen Anhänger desjenigen Kossuth, der am 14. April 1848 den ungarischen Reichsrath bestimmte, Ungarn für unabhängig und die habsburgische Dynastie für des Thrones entsetzt zu erklären, gegen das liberale Ministerium Wekerle zu Felde zogen, wesentlich verschieden von den für die Clericalen maßgebenden Beweggründen. Muß doch den Ultramontanen der ungarische Ministerpräsident als der überzeugte Vertreter des Gesetzentwurfes über die Einführung der Civilehe ganz besonders verhaßt sein, während die Radicalen für den todten Kossuth Ehrenbezeugungen verlangten, durch welche die berechtigten Empfindlichkeiten der Krone hätten hervorgerufen werden müssen. Das Ministerium Wekerle und die ihm nahe stehende Partei ist jedoch bei dieser Gelegenheit mit so viel Takt und Umsicht zu Werke gegangen, daß es nicht nur gelang, den Ruhestörungen auf der Straße sehr rasch ein Ende zu bereiten, sondern auch die Pietät gegen den in hohem Alter fern von der Heimath gestorbenen Nationalhelden in vollem Maße zu wahren. Gestaltete sich die Leichenfeierlichkeit in Pest zu einer durchaus würdigen Kundgebung, so wurde zugleich das monarchische Gefühl in keiner Weise verletzt. Der leicht zu entflammenden Jugend, insbesondere der ungarischen Studentenschaft, durfte es andererseits verziehen werden, daß sie der Begeisterung für den großen Agitator, mit dessen Andenken die Freiheitsgeschichte Ungarns innig verknüpft ist, einen allzu stürmischen Ausdruck verlieh. Allerdings ist Kossuth im selbstgewählten Exile gestorben, da er durch die Krönungsamnestie im Jahre 1867 das Recht der ungehinderten Rückkehr in die Heimath erlangt hatte; sein Entschluß, das geltende Staatsgrundgesetz nicht anzuerkennen und in der Fremde in schwerem Ringen den Kampf ums Dasein fortzusetzen, wurde ihm aber von den Anhängern, die trotz des Ausgleiches von den alten revolutionären Erinnerungen zehrten, hoch angerechnet.

Freilich dürfen auch alle Diejenigen, die Mannesmuth und Opferwilligkeit ohne Rücksicht auf die Parteistellung achten, dem ungarischen Nationalhelden ihre Anerkennung nicht versagen. In ihren Erwartungen getäuscht sehen sich nur die Ultramontanen, die gehofft hatten, daß das liberale Ministerium Wekerle von den revolutionären Stürmern und Drängern weggefegt und auf diese Weise der Gesetzentwurf über die Civilehe beseitigt werden würde.

Hatte Kossuth auf italienischem Boden ein Asyl gefunden, so waren es auch die Italiener, die ihrer Sympathie für den nunmehr Hingeschiedenen lebhaften Ausdruck verliehen, nachdem ihm in ihrer Mitte nicht bloß eine nie versagende Gastlichkeit, sondern auch dasjenige Maß von Freiheit zu Theil geworden war, das in einem constitutionellen Staate überhaupt gewährt werden kann. Gerade die Gastlichkeit ist eine Eigenschaft der Italiener, die allen Fremden in die Augen fallen muß, mögen sie nun ihren dauernden Aufenthalt jenseits der Alpen nehmen oder nur kürzere Zeit daselbst verweilen. Auch die zahlreichen Theilnehmer an dem jüngst in Rom veranstalteten internationalen medicinischen Congresse konnten zu ihrer großen Genugthuung diese Wahrnehmung machen. Sind derartige Congresse an und für sich schon geeignet, die Männer der Wissenschaft, gleichviel welcher Nation sie angehören, einander auch menschlich näher zu rücken, so hat gerade der jüngste diesem Zwecke besonders gedient. Der friedliche Wettstreit der stets im Dienste der leidenden Menschheit wirkenden Aerzte äußert sich zumeist in dem Bestreben, durch neue Verbesserungen und Erfindungen nicht nur die eigene Geisteskraft zu bethätigen, sondern auch Schmerzen zu lindern und zu beseitigen. Welche Werthschätzung die Wissenschaften insbesondere in Italien finden, erhellt unter Anderem aus dem Interesse, das der König Umberto und die Königin Margherita wie bei der Eröffnungssitzung auch während des ganzen Verlaufes des medicinischen Congresses an den Tag legten. Nicht minder betonten der Conseilpräsident Crispi und der Unterrichtsminister Baccelli in ihren Ansprachen die völkerverbindende, friedliche Bedeutung des internationalen medicinischen Congresses. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die französischen Vertreter nicht unterließen, auch ihrerseits sich im durchaus versöhnlichen Sinne zu äußern.

Den Betrachtungen einzelner französischen Organe, die nach wie vor den Italienern kriegerische Bestrebungen beimessen, darf um so weniger Tragweite zugeschrieben werden, als unzweifelhaft in den Beziehungen zwischen Frankreich und Italien ein Nachlassen der Spannung eingetreten ist. Allerdings mußten die Ankündigungen französischer und italienischer Blätter verfrüht erscheinen, nach denen auf handelspolitischem Gebiete wechselseitige Zugeständnisse zu erwarten ständen. Wohl aber konnte anerkannt werden, daß, wie auf dem internationalen medicinischen Congresse, auch bei anderen Gelegenheiten die frühere Heftigkeit der Sprache, sowie insbesondere die gegen Italien erhobenen Vorwürfe eines nicht unbeträchtlichen Theiles der französischen Presse einer maßvolleren Beurtheilung gewichen sind. Nicht verhehlt werden darf, daß der italienischen Regierung und den Kammern von französischer Seite in etwas vordringlicher Weise der Vorschlag gemacht wurde, allen finanziellen Nöthen durch wesentliche Einschränkung der militärischen Streitkräfte ein Ende zu machen. Der gegenwärtige Conseilpräsident Crispi weiß jedoch die Uneigennützigkeit der französischen Rathgeber in Angelegenheiten, welche die äußere Sicherheit Italiens betreffen, sehr wohl zu schätzen. Auch konnte es nicht überraschen, daß Crispi in der von der italienischen Deputirtenkammer mit der Prüfung der Finanzreformvorschläge betrauten Commission allen von dieser in Erwägung gezogenen, über die von der Regierung selbst in Aussicht genommenen Ersparnisse hinausgehenden Reductionen des Kriegs- und Marinebudgets mit Entschiedenheit entgegentrat. Er bezeichnete die zugestandenen Ersparnisse als das Maximum, das unter den obwaltenden Verhältnissen zulässig sei, wenn anders Italien seine wesentlichen nationalen Interessen nicht gefährdet sehen wolle.

Im Hinblick auf die Ruhestörungen in Sicilien und Massa-Carrara wies der Conseilpräsident zugleich darauf hin, daß wie die äußere auch die innere Sicherheit eine leistungsfähige Armee erheische. Nicht minder stellte Crispi fest, daß auf den Inseln Sardinien und Sicilien die Vertheidigung des Landes die Erbauung befestigter Lager geboten erscheinen lasse. Was insbesondere Sicilien betrifft, so ist von competenter militärischer Seite die Nothwendigkeit eines solchen militärischen Lagers nachgewiesen worden, nachdem die Franzosen die Absicht bekundet haben, in Tunesien den Hafen von Biserta stark zu befestigen. Es darf aber daran erinnert werden, daß die an der Nordküste von Tunesien, an einem zum südlicheren See von Biserta führenden Meereskanal gelegene Stadt bis in das vorige Jahrhundert eine der belebtesten Hafenstädte dieser Küste gewesen ist. Französische Blätter ermangeln denn auch nicht, die Umgestaltung und den Ausbau Biserta's zu verlangen, so daß die Insel Sicilien in der That einer Ueberrumpelung ausgesetzt wäre, falls nicht einer solchen Eventualität bei Zeiten vorgebeugt würde. Ein befestigtes Lager von Castrogiovanni ist deshalb seit geraumer Zeit von italienischen militärischen Sachverständigen vorgeschlagen worden, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die in der sicilianischen Provinz Caltanissetta in geschützter Position, auf einer beinahe tausend Meter hohen, zu einem Plateau abgestumpften Felspyramide gelegene Stadt mit ihrer umfassenden Aussicht wohl geeignet erscheint, den Stützpunkt dieses befestigten Lagers zu bilden. Von besonderem Interesse für die Archäologen ist jedenfalls, daß Castrogiovanni sich gerade an der Stelle der im Alterthume stark befestigten Stadt Enna in der Mitte von Sicilien erhebt, wo sich zugleich der Hauptsitz des Demeterdienstes befand, da nach dem Mythus der Raub der Persephone dort stattgefunden haben sollte. Allerdings sind es sicherlich nicht mythologische Reminiscenzen, durch welche die modernen Italiener sich leiten lassen werden, wobei sie sich überdies auf unseren Goethe berufen können, der in der „Italienischen Reise", dort, wo er von seinem Besuch Castrogiovanni's berichtet, im Hinblick auf die von ihm in dem alten Enna gemachten unfreundlichen Erfahrungen schreibt: „Wir thaten ein feierliches Gelübde, nie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegeziel zu richten."

Durchaus verfehlt wäre es, aus den von den Franzosen in Biserta, den Italienern hinsichtlich Castrogiovanni's entworfenen Projecten für absehbare Zukunft eine Kriegsgefahr annehmen zu wollen. Das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere ist für England nicht minder wichtig als für Italien, so daß die englischen Panzer unverzüglich interveniren würden, falls von Biserta aus in der That eine ernsthafte Gefahr für Italien drohen sollte. Die in England bevorstehende Flottenvermehrung bezweckt denn auch unzweifelhaft, jeder Störung des bisherigen friedlichen Verhältnisses an jenen Küsten von Anfang an begegnen zu können. Hierzu kommt, daß in Frankreich selbst von kriegerischen Bestrebungen augenblicklich nicht die Rede sein kann. Mögen immerhin Fanatiker aus Anlaß der im October 1893 für die russischen Gäste in Toulon und Paris veranstalteten Festlichkeiten sich in der thörichten Hoffnung gewiegt haben, daß Rußland bereit sein könne, die Erwartungen der Revanchepolitiker zu verwirklichen, so hat der Zar durch seine friedliche, besonnene Politik, die in den auf die Dauer von zehn Jahren wirkenden Handelsverträgen mit den Nachbarstaaten zum charakteristischen Ausdrucke gelangt ist, allen chauvinistischen Illusionen ein jähes Ende bereitet. Die französische Regierung ist zugleich durch die in den viel erörterten Enthüllungen des „Figaro" allgemein bekannt gewordenen Erfahrungen belehrt worden, wie schwierig es ist, erfolgreich Hofintriguen anzuzetteln, die darauf abzielen, den Kaiser von Rußland auf Umwegen auch nur für ein Defensivbündniß zu gewinnen. Andererseits hat die anarchistische Gefahr in Frankreich einen so bedrohlichen Charakter angenommen, daß die innere Sicherheit die ganze Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nehmen muß. Wenn ein Theil der Pariser Presse nicht ohne eine gewisse Genugthuung hervorhebt, daß anstatt der von den Anarchisten mit blindem Hasse verfolgten

„bourgeois“ bei dem jüngsten Dynamitverbrechen im Restaurant Foyot ein Theoretiker und Lyriker der Propaganda durch die That, Laurent Tailhade, hauptsächlich getroffen worden sei, so war dies doch lediglich ein Zufall. Die Regierung wird daher die betheiligten Behörden anweisen müssen, mit größerer Umsicht als bisher zu verfahren.

In Frankreich selbst fehlt es nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, daß der Mangel an planmäßiger Organisation, der sich bei dem Vorgehen gegen die Anarchisten gezeigt habe, auch in den übrigen Verwaltungszweigen zur Erscheinung gelange. In dieser Beziehung wird insbesondere auf die nicht vereinzelt gebliebenen Vorgänge hingewiesen, bei denen der frühere französische Gesandte in Kopenhagen, Graf d'Aunay, eine Rolle spielte, die zu seiner Entfernung aus dem diplomatischen Dienste geführt hat. Inzwischen ist bekannt geworden, daß Graf d'Aunay mit dem durch seine Beziehungen zu Cornelius Herz schwer compromittirten früheren radicalen Parteiführer Clémenceau im innigsten Verkehr gestanden hat, so daß die Enthüllungen des „Figaro“, nach denen vom Elysée aus angeregt wurde, die Gemahlin des Prinzen Waldemar von Dänemark, eine geborene orléanistische Prinzessin, beim Zaren gewissermaßen als politische Agentin zu verwerthen, in einer noch eigenthümlicheren Beleuchtung erscheinen als bisher.

Diesen Enthüllungen sind in jüngster Zeit andere gefolgt, die in ziemlich phantastischer Weise sich auf die Wirksamkeit des früheren französischen Botschafters in Berlin, Baron de Courcel, bezogen und auf den ehemaligen Minister des Auswärtigen, Flourens, zurückgeführt wurden. In einer: „Les secrets d'État“ betitelten Zuschrift hat dieser zwar in Abrede gestellt, die Mittheilungen über Vorgänge im diplomatischen Dienste selbst gemacht zu haben, dagegen zugestanden, daß ihm der Aufsatz: Dessous Diplomatiques vorgelegt und von ihm berichtigt und ergänzt worden sei. Der frühere französische Minister des Auswärtigen erachtet sein Vorgehen im Interesse der Republik für durchaus correct und erinnert daran, daß der gegenwärtige Botschafter beim Quirinal, Billot, als Beamter des Ministeriums des Auswärtigen von ihm ermächtigt worden sei, eine Reihe von diplomatischen Documenten zu publiciren, die sich auf die Tongking-Angelegenheit bezogen, und in denen die Verwaltung Jules Ferry's eine scharfe Kritik erfahren hat. Herr Flourens beruft sich aber nicht bloß auf diesen Präcedenzfall, sondern auch auf den anderen, bei dem Graf de Chaudordy, der von ihm im Jahre 1889 mit einer geheimen Mission bei Lord Salisbury beauftragt worden war, den Verlauf dieser Mission in einer Schrift: „La France au 1889“ ohne Weiteres geschildert habe. Der der französischen Regierung nahe stehende „Temps“ hebt nun mit Recht hervor, daß eine zwischen Diplomaten geführte Polemik einen besonderen Charakter annehme, wenn sie von einem früheren Minister des Auswärtigen ausgehe. Daß diese Vorgänge vor Allem in Rußland eine dem „Zukunftsbündnisse“ mit Frankreich wenig günstige Wirkung ausüben, kann nicht überraschen. Mit Recht wird die Frage aufgeworfen, wie die öffentliche Meinung in Frankreich von Seiten Rußlands schriftliche Abmachungen in Bezug auf ein gemeinsames Vorgehen verlangen könne, während doch angenommen werden müsse, daß die Indiscretionen französischer Diplomaten auch in dieser Beziehung nicht ausbleiben würden.

Literarische Rundschau.

Rudolf Lindau.

Gesammelte Romane und Novellen. Berlin, Fontane & Co. 1894. Sechs Bände. — Liebesheirathen. Ein Roman. Ebenda. 1894.

Ein ernster, erfahrener Weltmann, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn geprüft hat, blickt uns aus dem Porträt des letzten Bandes ins Auge, und wenn wir nicht selbst die Harmonie seiner Weltanschauung mit der Stimmung und Technik seiner künstlerischen Gebilde von allen Seiten dieser ausgereiften, feinsinnig angeordneten Sammlung ablesen könnten, so sorgt der Erzähler durch manche kleine persönliche Winke hier und da, dem überstrengen Gesetzbuch der Objectivität zum Trotz, und vor allem durch ein in den ersten Band verwebtes Programm für die Aufklärung seiner Ziele. Diese Novelle, „Das rothe Tuch", ist denn auch gleich nach ihrem Erscheinen von W. Scherer als ein rechtes Paradigma gewürdigt und Lindau's Tapferkeit, den Leser nicht mit holden Lebenslügen und Halbheiten vergnüglich abzuspeisen, sondern mit consequentem Ernst bis zur dunklen Scheidepforte des Daseins hinzuführen, beredt gerühmt worden. Es handelt sich um die in der breiten Exposition einer Ich-Erzählung vorgetragene Theorie, ein Dichtwerk sei erst mit dem Tode der Hauptpersonen wirklich abgeschlossen, denn man lege ein Buch befriedigt, will sagen: beruhigt erst am Grab, an der Ruhestätte der Kämpfer aus der Hand, wenn das Schicksal keine Ueberraschungen, wie sie der Mensch im Gegensatze zum dumpfen Thier vorfühlt, mehr im Hinterhalt hat. Wir wollen nicht bloß einem oder zwei Acten einer Handlung beiwohnen. Lindau fragt, ob denn die Heirath ein Abschluß und nicht vielmehr ein großer Anfang sei; wie George Eliot in ihrem wirren, aber inhaltschweren Roman „Middlemarch" die Brücke zu einem freilich bequemen summarischen Kehraus mit der Bemerkung schlägt, daß Adam und Eva einander im Paradiese fanden, aber dann draußen in Müh' und Noth den ehelichen und elterlichen Kampf ums Dasein kämpften. Und wenn neuerdings grüblerische Dramatiker auf den niederrollenden Vorhang gern ein großes Fragezeichen malen, statt Anfang, Mittel und Ende rund abzurechnen, so bekennt sich Lindau nicht sowohl zum Schauspiel, hinter dessen letzter Scene eine neue Reihe anhebt, als zur Tragödie, die keinen Raum für Furcht und Hoffnung offen läßt, denn ihre Menschen nur haben das Leben ausgelebt, sie sind „geborgen". Diese Theorie, die in geistvoller Einseitigkeit namentlich der Novelle reiche Adern zu unterbinden droht, läßt ihn abschätzig auf das Minnespiel der deutschen Erzählungs- und Comödienjugend herabblicken: „Das Leben der ungeheuern Mehrheit der Menschen ist gerade bis zu dem Alter, wo der Schriftsteller mit der Erzählung abschließt, ohne wirkliche Conflicte. Den wahren Kampf des Lebens kämpft nicht der Jüngling, sondern der gewappnete starke Mann." Haben sich gemüthvolle

Dichter, wie Storm, besonders gern im Jugendparadies ergangen, weil der Lebensmai für zahllose Menschen die einzige frische Poesie mit sich führt und Hans und Grethe doch einmal wenigstens, als sie sich suchten und verbanden oder trennten, erhöhte Erdenkinder waren, so findet Lindau, unter wiederholter Polemik gegen den Glauben an die Dauer unglücklicher Liebe, die jugendliche Leidenschaft gekünstelt und unwahr, wahrhafte Naivetät bei jungen Leuten viel seltener als schlichte Einfachheit bei reifen Männern. Die junge Liebe, deren entschwundener süßer, blöder „Jugendeselei" auch ein Heine melancholisch-höhnisch nachseufzte, muthet ihn meist wie eine markloſe Parodie auf unverstandene Heldengedichte an oder, wie er anderswo mit dem Spotte des geprüften Kenners meint, als eine ernst gespielte sentimentale Comödie, die für ältere wohlwollende Zuschauer etwas ungemein Rührendkomisches habe. Seine Losung dagegen lautet: „Das, was den Menschen innig erfreut oder betrübt, also tief bewegt, ist der Maßstab seiner Kraft." Solchen herben Sätzen, die wir gleich allem ernst und ehrlich Durchdachten respectiren, ohne sie als Todesurtheil über einen unabsehbaren Reigen blühender Gestalten und eine Masse dichterischer Lebensausschnitte zu schwenken, wird Lindau's Kunstübung nirgend untreu. Nicht bloß „Das rothe Tuch" senkt sich auf ein „geborgenes" Paar, nicht bloß von den Menschen der benachbarten Geschichte, den todten und den überlebenden, aber innerlich abgestorbenen und fertigen, heißt es: „So sind sie denn alle wohlgeborgen." Lindau steuert ans letzte Ziel, das denn nicht immer ein Grabhügel ist, weil Cypressen als Denkmäler der Bestattung auch inmitten unseres Weges stehen. Er zeigt uns den „Lebensmüden", einen alten Franzosen, dem die Langeweile eines ewig gleichen Kreislaufs der Tage die Pistole in die Hand drückt, und den erst leicht ergrauenden amerikanischen Millionär, wie es ihn ekelt, immer dasselbe zu thun, aber er malt auch das elegische Altersgefühl als Bedürfniß nach Ruhe, d. h. als Verzicht auf Lebensregung und Kraftbethätigung, die Resignation als milde Form der Verzweiflung. Tief ergriffen hat mich die Symbolik der „Ersten Liebe": an einem Abend plötzlich überrieselt den Langbeglückten ein ahnungsvoller Schauer, die Geliebte werde ihn verlassen, und sie weicht bald ferner und ferner von ihm; die Jugend selbst ist es, deren Scheidelied in Raimund's Zauberwelt so melodisch ertönt. „Das Glückspendel" versinnlicht alle Grade des Erwarmens und Erstarrens: schnellt es empor bis zur Ueberschwänglichkeit, so fällt es zurück in die Verzweiflung; hebt es sich aber nur bis zu bescheidenen Wünschen, so sinkt es sacht bloß zum Verdruß hernieder — in der Mitte liegt der todte Punkt völliger Ruhe. Die Resignation will auch nicht zugeben, daß ein Sichverlieren, ein Verschollensein zweier Liebenden auf ewig ohne Weiteres ein Unglück sei; denn was nicht geschah, kann nicht beurtheilt, ein verlorenes unbekanntes Gut nicht beklagt werden. Wer will wissen, ob die Vereinigung Segen oder Unheil aus dem dunklen Schoß der Zukunft heraufgeführt hätte? „Can see, can sabee, sagen die Philosophen in Shanghai," und unser Skeptiker pflichtet ihnen bei. Wo hier eine Verlobung den Ausgang bildet, wie in „Robert Ashton", da ist es ein Erreichen des Hafens nach langer stürmischer Irrreise, keine morgendliche Lustfahrt der Jugend. Robert muß eine Menge leichtsinniger Abenteuer und eine Mißehe hinter sich haben, bevor er reif ist für Isabella. So legt auch in dem jüngst erschienenen Roman „Liebesheirathen" die falsche Heirath den Grund für die rechte, daß der zweite Verspruch wirklich ein Ende macht. Oder der erste Kuß der Geliebten ist zugleich der letzte, der den entfliehenden Athem des stummen Werbers hinwegnimmt. „Die Hochzeitsreise" des über Meer verpflanzten deutschen Lehrers und seiner angejahrten Braut bringt ein spätes Glück, einen raschen gemeinsamen Tod.

Bei Lindau tummelt sich keine grüne Jugend mit Frühlingsgefühlen. Wenn einmal ein halbflügges Ding ihr Herz entdeckt, wie die kleine Florence in „Zwei Seelen" oder Natalie im „Gast", so wird ihr das zum Verhängniß oder der Weg vor den Traualtar führt durch schwere Familienprüfungen hindurch. Er interessirt sich mehr für die scheinbar kalten, abwehrenden, herben Schönen, deren Lippen ent-

weder nie oder erst spät nach sprödem Schweigen ein Geständniß entspringt und vor denen auch der Bewerber einsilbig wird. Niemand, heißt es einmal, hätte gewagt, in Isabella's Gegenwart ein sentimentales Gedicht herzusagen. Auch unter den jungen Männern gedeiht keine blühende empfindsame Schwärmerei. Da ist der blasirte kühle Mühling, der gewissenlose Roué, der geläuterte Lebemann, der problematische Liebhaber im Widerspiel der Neigungen, da sind Prachtexemplare des schwerfälligen „Wilden", der, aus seinen californischen Minen oder asiatischen Contors heraus plötzlich vor das Weib gestellt, jedes Gleichgewicht verliert. Da sind die an Jahren jungen, im Gebahren bedächtigen Kaufleute „drüben", die, wenn sie herzlich werden, ihre Gemüthsbewegung durch einen derben Händedruck oder das Kosewort „old man" kundgeben, und es durchaus mit Lichtenberg's Satz zu halten scheinen, ein Zweigroschenstück sei mehr werth als eine Thräne; arbeitsame Menschen, früh von Heimath und Verwandtschaft losgerissen, ohne die Fracht unnützer Sentiments, durch das Meer und die Fremde an Großes gewöhnt, um Persönliches wenig bekümmert, wenn der Andere nur ein Gentleman unter Gentlemen und in Geldsachen correct ist. Einer von ihnen setzt zu einem Nachruf auf jenen ertrunkenen Hochzeitsreisenden an, sagt aber in männlicher Scham vor Gefühlsergüssen bloß: „Doctor Günther war ein guter Mensch," und das genügt vollkommen.

Die Dichtung früherer Zeiten befolgte mit verderblicher Geringschätzung der nahen heimischen Zustände, die man nicht beobachtete und denen doch allein Lebenswahrheit abzulauschen war, ein sogenanntes Princip der idealen Ferne. Das unbekannte Fremde galt an sich für vornehmer und mußte wenigstens ein antikes oder orientalisches Costüm für das Schattenvolk hergeben. Neuere Schriftsteller aber, wie Sealsfield, danken ihre Erfolge nicht sowohl den inneren Vorwürfen als den farbenreichen Schilderungen, die sie uns kundig von fernen Menschen und Ländern bescherten. Andere, kleinere scheinen zu glauben, man könne mit dick aufgespachtelter Localfarbe alle Kosten der Poesie bestreiten. Es wäre Thorheit, die uralte und unsterbliche Macht des Fremdländischen auf unsere Phantasie ins Kindermärchen verweisen zu wollen. Wer das Glück hat, ein großes Stück Welt scharfäugig angeschaut zu haben, warum sollte er als Dichter daraus keinen Nutzen ziehen, seinen Motivschatz aus diesen Vorrathskammern nicht bereichern, falls er nur zwischen Poesie und Ethnographie unterscheidet, nicht schildert um zu schildern, und lebendige Menschen vergegenwärtigt statt einer hohlen Mummenschanz. Lindau's Dichtung zeigt ein internationales Gesicht. Wenn ein Leser von seinem Leben gar nichts erfahren hätte, müßte er sich doch bald sagen: zu mir spricht ein reifer Mann, der, ohne sich selbst zu verlieren und im praktischen Leben die poetisirende Kraft einzubüßen, durch die weite Welt, durch mannigfache Kreise der Menschheit gegangen ist, mit jenem von Goethe dem Reisenden empfohlenen „skeptischen Realismus". Es ist doch ein ander Ding, ob Jemand im Hufumer Dichterstübchen verbleibt oder ein paar Mal um die Erde reist. Wir entnehmen dem „Neuen Deutschen Novellenschatz" Heyse's und Laistner's (VII, 163) folgende, von Lindau selbst beigesteuerte Lebensnachrichten: „Nachdem Rudolf (geboren 1830) seine Schuljahre in Gardelegen, Naumburg, Magdeburg und Berlin zugebracht hatte, studirte er von 1849—1853 auf den Universitäten Berlin, Paris und Montpellier Sprachen und Geschichte und begann dann ein vielbewegtes Reiseleben in England, Italien, Frankreich. Vier Jahre lang lebte er als Hauslehrer in einer französischen Familie in Südfrankreich, wurde später Privatsecretär des als Gelehrter und Politiker bekannten Barthélémy St.-Hilaire und ständiger Mitarbeiter an Sammelwerken von Firmin Didot und Hachette, sowie Mitarbeiter an der „Revue des deux Mondes" und dem „Journal des Débats". Von 1859 bis 1869 lebte er abwechselnd in Indien, Singapore, Cochin-China, China, Japan, Californien, zunächst als Delegirter des Schweizer Handelsdepartements.... Später wurde er Herausgeber einer englischen Zeitung in Yokohama und Socius eines

amerikanischen Geschäfts. Im Jahre 1862 machte er als Gast des Admirals Charner und in dessen Generalstabe den cochin-chinesischen Feldzug mit, von 1870 bis 1871 den deutsch-französischen.... 1872 bis 1878 lebte er in Paris, der deutschen Botschaft attachirt, seit 1878 in Berlin als Beamter des Auswärtigen Amtes, zuletzt als Geheimer Legationsrath; gegenwärtig in Konstantinopel als Mitglied der türkischen Staatsschulden-Commission." Wir erfahren weiter, daß Lindau sich zuerst als neununddreißigjähriger Mann auf dem Gebiete der Novelle in französischer Sprache versucht und sowohl einen Band französischer als einen Band englischer Erzählungen herausgegeben hat, von denen ich nicht weiß, ob sie irgend welchen Zusammenhang mit seinen deutschen Novellen haben, die erst 1872 begannen; ist „The philosopher's pendulum" mit dem „Glückspendel" identisch? Man versteht auf Grund dieser strengsachlichen Notizen über einen so vielverschlungenen Lebenslauf die oben erörterte Tendenz „Reissein ist Alles" und den keiner wohlfeilen Berechnung, sondern der eigensten Erfahrung entspringenden Zug ins Weite. Lindau, der Altmärker, hat nicht umsonst im Club von Yokohama und im Café anglais gesessen, nicht umsonst das überseeische Kaufmannsleben und das „High-life" Europa's aus nächster Nähe betrachtet, zeitweis eine fast ausschließlich männische Gesellschaft, dann wieder den bunten, leidenschaftlich oder frivol bewegten Reigen der Geschlechter. Deutsche Ehen, „convenable" französische Heirathen, amerikanischer „Flirt" sind ihm gleich geläufig. Mit besonderer Vorliebe läßt sich diese Fabulir- und Lebenskunst in Paris nieder, wo das Stelldichein gemischter Nationalitäten stattfindet, die amerikanische Colonie eine große Rolle spielt und die Slaven so gern einkehren. Etliche Personen des unserer Sammlung noch nicht einverleibten Frankfurter Romans „Martha" gastiren wenigstens episodisch an der Seine.

Paris gibt den Hauptschauplatz für Lindau's Romane. In Paris verfällt der Held der „Zwei Seelen", ein preußischer Officier, zweimal — vor dem böhmischen und vor dem französischen Feldzug, wie etwas schematisch entwickelt wird — dem koketten Spiel einer schönen, herzlosen Marchesa, so daß er ungetreu das Leben seines amerikanischen Bräutchens vernichtet und endlich als gebrochener Mann auf dem stillen, weltfremden Gut altert. Wir bewundern die stimmungsvolle Einleitung und das originelle Bild des italienischen Palais', glauben aber nicht recht an das Melodram des alten elegischen Musikus, die böse Frau sei mit dem Seufzer „Günther, mein Leben!" der Vergiftung durch eine furiose Holländerin erlegen. So ist das am stärksten der französischen Manier nachgebildete Werk, „Gute Gesellschaft", zwar ein überaus effectreicher und spannender Roman mit vielerlei Farben und Tönen, Pariser Routs und Spielbänken und Duellen, mit Ehebruchsscenen und Nachtbildern, niederer und reiner Minne, mit dem wirksamen Gegensatz zwischen einem schändlichen Geld- und Frauenjäger und einem höchst ehrenfesten Engländer; doch regt er unser Nachdenken nicht tiefer an und scheut vor romanhaften Verwicklungen im üblen Sinne keineswegs zurück. Bianca-Lätizia's Lebensgeschichte ist gar zu abenteuerlich, ihre Verkleidung, um den infamen Tressan vor einem spionirenden Ehemann zu decken, gar zu unwahrscheinlich. In ruhigeren Linien bewegt sich „Robert Ashton".

Spielen im weiten und überladenen Raum der „Guten Gesellschaft" auch die eingestreuten Reflexionen des Erzählers nur auf der Oberfläche, so bietet „Ein Souvenir" den schärfsten Umriß, eine geistreiche echt novellistische Silhouette. Die verlogene Frau kauft einen schlichten Ring und erfindet dazu einen kleinen Rührroman, um den Bräutigam, diesen guten Jungen, in empfindsamer Täuschung einzuwiegen; aber sie hat die Factur des Goldschmieds ihrer auch sonst ersichtlichen Schleuderhaftigkeit zufolge als Lesezeichen verwendet, so daß die Farce ans Licht kommt. Hier und sonst fühlte ich mich wohl an die feine, saubere, etwas trockene und kaustische Art Mérimée's erinnert und sehe nachträglich, daß auch Heyse im Novellenschatz, der durch Auswahl und Vorreden eine Geschichte der Kleinepik

unseres Jahrhunderts mannigfach befördert, diesen Vergleich andeutet. Ein volleres, tief in Herz und Sinn dringendes Können entfaltet Lindau in der großen Novelle „Gordon Baldwin" durch den düstern Hintergrund einer Familiengeschichte, den vollendeten, mit reifem Maß dargestellten Contrast zwischen der frostigen, allgemach in verzweifelten Ueberdruß umschlagenden Selbstsucht des reichen Mr. Forbes, eines der „unmotivirt" vornehm ausgestatteten Amerikaner bäurischer Abkunft, und der ungelenken naiven Herzensgüte des Kanadiers, der, in seiner Ehe furchtbar enttäuscht, einen Todschlag verübt. Ihm selbst wird der Trost, an treuer Freundesbrust zu sterben, während das Weib als kühle, fromme Wohlthäterin fortlebt. Da ist Alles streng begründet und mit feiner Analyse der Charaktere abgestuft, auch stilistisch abgetönt: die ehrliche Leidenschaft des „Wilden", der graue Egoismus und der ennui de vivre des Pariser Amerikaners, der innerliche Bankerott seiner schönen Landsmännin Johanna. Wie die Scheingatten von einander gehen, ohne mit einer Silbe auszusprechen, was ihre ganzen Gedanken füllt, wird gewitterschwül dargestellt. Verwandt, aber weislich mit den „Zwei Seelen" durch das Motiv des Verraths in einem Bande gepaart, ist „Der Gast", ein Meisterstück, lärmend eröffnet, dann immer stiller, und immer wachsend das Gelüst der Untreue gegen den Bruder eines kreuzbraven Kameraden, den Gastfreund, der in kühler, ja feindlicher Ehe mit einer berückenden Slavin lebt. Diese Monja steht den ehrenfesten Brüdern und ihren starrsinnigen, religiös gewissenhaften Schwestern, den alten schottischen Mädchen gegenüber und dem dumpfen Niedersachsen Ohlsen. Schwört sie am Sterbebette des Gatten einen Meineid? Ist Ohlsen's Kehle so zugeschnürt und sein Blick so hohl, weil der begehrliche Gedanke schändende That ward? Die Aufklärung ruht unter einem Schleier, aber gerade dies geheime Spiel der Reflexe macht den mächtigsten Eindruck. Auch der Epilog, wie ihn namentlich Turgenjew in der Technik der modernen Novelle ausgebildet hat, dessen Anwendung jedoch im Finale der „Guten Gesellschaft" nachlässig erscheint, ist hier des Ganzen würdig; er erzählt packend Ohlsen's friedlos und trostloses Irren, bis der Tod an öder Stätte sich seiner erbarmt. Nun ist er mit seiner Schuld geborgen.

Während Lindau hier eine Schuld verwirrt und andeutend entwirrt, gibt „Im Park von Villers" die ausgezeichnete Analyse eines Verbrechens. Sie beginnt, was unser Erzähler in bewußter Kargheit übt, mit der Schilderung der Landschaft: Schnee ringsum, dunkle, kahle Bäume, Krähen als unheimlicher Chor, der mühsam stapfende Postgaul, der schnoppernde Hund — ein Mord wird entdeckt. Nun erfolgt die verwickelte Suche nach dem Urheber. Endlich heißt es von der Katastrophe der schuldigen Person nur: „Ein Stuhl wurde umgestoßen. Ein schwerer, schwingender Körper schlug mit dumpfem Geräusch gegen die Thür." Wie bearbeitet die bloße Andeutung unsere Phantasie, und wie malen diese Stabreime und dunklen Vocale! Lindau zeigt sich oft einer gesammelten Wucht mächtig, mag er Maclean bewußtlos unter den Rädern zeigen oder Forbes auf die Steine schlagend oder den Geächteten im tödtlichen Kopfsprung, mag er mit voller Ladung der Tragik, die dem Verbrecher ein seiner Stärke würdiges grandioses Ende gönnt und zermalmend den Menschen erhebt, den mörderischen Lonin ohne ein Wimperzucken auf dem Schaffot, den Iren Jervis heldenhaft im Straßenkampfe fallen lassen. Er hält sparsam Haus mit seinen Mitteln und verstreut die Accente nicht. Man hat den Eindruck latenter unverbrauchter Kraft. Er tischt keine japanischen oder amerikanischen Schildereien auf, weckt und befestigt vielmehr durch ein paar einzelne Züge fast immer unbedingten Glauben an seine Herrschaft über den Stoff. Nicht minder ökonomisch ist er in dem stets den Situationen und Charakteren angepaßten Dialog. Ein verhaltenes Gefühl, leichte humoristische Wallungen, eine niemals weichliche Herbststimmung, eine scheinbare Gleichgültigkeit der Stärke, nicht der Abspannung, eine sichere Ethik des Gentleman dem Sühnbaren und Unsühnbaren gegenüber geben diesen Werken ihr festes, blankes Gepräge. Wohl lockt es auch ihn gelegentlich hinüber auf die geisterhaften Nachtseiten der Hallucinationen und des Wahnsinns,

ohne daß er in diesem Dämmerreich uns so unwiderstehlich bannte wie Hoffmann, Poe, Puschkin: wenn „Der Seher" jedes Gesicht als das eines früh oder spät Sterbenden schaut oder der gute alte Narr der Novelle „Ein verkehrtes Leben" — sie beginnt im weimarischen „Erbprinzen" — immer jünger zu werden wähnt und im ersehnten Augenblick der Wiedergeburt die Seele aushaucht. Da freilich folgt man den aparten, geistreichen Motiven ohne die rechte gläubige Ergebenheit. Aber im Cyclus der „Reisegefährten" (Band V) gibt es keinen Zweifel, denn diese derben Seebären, diese Abenteurer, diese wie Meervögel heranstreifenden und entschwindenden Einsamen, diese thatkräftigen oder schwermüthigen Colonisten, diese heroischen oder brutalen Rebellen, dieser als unehrenhaft aus der Gesellschaft Geächtete, sie Alle leben und werden, handle es sich um eine schwere Tragik, um eine elegische Skizze oder eine drollige Schnurre, durch Lindau's ausgesparten matter-of-fact-Stil zu vollendeter Anschauung gebracht; nicht zu vergessen den Hund Fred, den man am Ende so sicher „geborgen" sieht wie die Menschen. Und aus solchen Hügeln ragt als hoher Berg die mit Recht berühmt, ja sprichwörtlich gewordene Novelle „Die kleine Welt" empor. Im zweiten Bande, mit grundverwandten Geschichten und Reflexionen vereinigt, baut sie sich, meisterhaft gesteigert und bis ins Kleinste tadellos motivirt, auf dem Satz auf, daß alle Menschen auf unserer eigentlich doch so engen Erdenbreite einen offenkundigen oder geheimen Zusammenhang haben und nichts ohne Spur und Folge vorübergeht. Ich habe sie mit neuer Bewunderung nun in diesem Corpus gelesen, dem sich noch manches Stück angliedern wird. Lindau bleibt am Werk. Schon ist ein reindeutscher Roman hinzugekommen und im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" eine leis und innig zum Herzen sprechende Novelle, das Abendstück eines reifen Künstlers.

Erich Schmidt.

ζ. **Sinngedichte** von Ludwig Fulda. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Wenn jener „faustische Spanier", den Lessing in seinen „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm" citirt, mit seinem Spottwort Recht hätte: „Wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen!" — wie sehr würden wir dann an der Klugheit des Verfassers obigen Büchleins irre werden müssen, den wir doch bisher als einen geistreichen und feinsinnigen Poeten geschätzt haben. Denn nicht ein oder zwei Epigramme gibt er uns, sondern mehr als dreihundert! Für diesen Grad von „Narrheit" würde jenem hesperischen Kritiker wohl jeder Ausdruck mangeln. Und woher ein so verdammendes Urtheil überhaupt? — Offenbar aus Mißbilligung der Thorheit, große Mühe auf einen undankbaren Gegenstand zu verwenden. Nun ist ja wahr, daß ein Epigramm oder Sinngedicht, wenn anders es seinen Namen verdienen soll, ein Product nicht geringer Mühewaltung ist, — Grund genug, daß wir in unserer Literatur wenige wirkliche Epigrammatisten haben. Die Bildung derselben ist undankbare Arbeit! Denn, von Anderem abzusehen, auch der sorgfältigst überdachte, knapp geformte, zu feinster Spitze zugeschlissene Gedanke besteht um deswegen vor dem kritischen Richterstuhl des Aesthetikers noch keineswegs. Mindestens nicht vor demjenigen unseres Lessing. Seine Forderung an das Sinngedicht ist, wie bekannt, eine sehr bestimmte, und weder Catull noch Martial, noch auch die griechischen Anthologisten, geschweige denn Wernike und Logau halten vor derselben überall Stand. Auch der Verfasser unseres hübschen und inhaltreichen Büchleins, dessen zweite Auflage wohlverdient ist, würde sich gefallen lassen müssen, daß vielen seiner Sinngedichte, zwar nicht ihr sittlicher oder ästhetischer Werth, wohl aber dieser Titel abgesprochen werde. Denn keineswegs genügen sie alle jener Lessing'schen Forderung, nach welcher die ganze Kraft, die ganze Schönheit des „Sinngedichtes" in die durch den ersten Theil „erregte Erwartung" und die „Befriedigung dieser Erwartung" durch den zweiten Theil zu setzen ist: viel eher jener älteren Definition, nach welcher ein Sinngedicht ein interessanter Gedanke sein soll, der in wenig Worten glücklich vorgetragen wird. Lessing selbst würde sie etwa als „zum Sinngedicht ausgefeilte Maximen" charakterisiren. Wir dürfen also, was die Kunstform der interessanten Fulda'schen Sinngedichte anbetrifft, in Lessing'schem Sinne unser Urtheil so zusammenfassen: unter einer Anzahl von echten Stücken befinden sich zahlreiche „paduanische Münzen", die zwar falsch, aber doch von so schönem, dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. So viel über die Fassung. Der Gedanke ist meist sehr hübsch, klar und treffend. Daß trotzdem, auch in dieser Hinsicht, nicht alle Sinngedichte voll- oder gleichwerthig sind noch sein können, braucht nicht gesagt zu werden.

ζ. **Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare** von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Die Alles überragende Größe Shakespeare's hat die zahlreichen Dichter, welche vor, neben und nach ihm für das altenglische Theater geschrieben, lange Zeit völlig in den Schatten gestellt. Aber schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat Dodsley's zwölfbändige (nachmals von Collier und zuletzt von Hazlitt neu herausgegebene) „Select collection of old plays" — ihres hohen Preises wegen leider wenig zugänglich — den Anfang mit der Rehabilitirung dieser Dramatiker gemacht, und eine noch allgemeinere Verbreitung wurde ihnen zu Theil durch das in England ganz populäre Werk des trefflichen Charles Lamb „Specimens of English Dramatic poets, who lived about the time of Shakspeare", als dessen Tendenz der Herausgeber selbst die Absicht bezeichnet, die wirksamsten Scenen aus Stücken Marlowe's, Heywood's, Webster's, Ford's, Tourneur's u. A., mit denen von Fletcher und Massinger zusammenzustellen, welche „in der Schätzung der Welt nach Shakespeare die einzigen der Beachtung werthen dramatischen Dichter jener Zeit waren." Von dem Reichthum dieser altenglischen Dichtung wird man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß Lamb's Sammlung Proben aus mehr als dreißig Bühnenschriftstellern enthält. Das ihm vorzugsweise Zusagende aus Lamb's und Dodsley's Sammlungen hat nun Graf Schack ins Deutsche übertragen und damit auch unserem gebildeten Publicum die Möglichkeit gewährt, die Dramatiker kennen zu lernen, die nicht ganz unwerth waren, neben Shakespeare genannt und gefeiert zu werden. Da ist, um nur einige von ihnen hervorzuheben, Thomas Heywood, der „Prosa-Shakespeare" und des großen Dichters Mitschauspieler, Verfasser von fast fünfzig Stücken; da ist Cyril Tourneur, in seinen Tragödien „Vom Rächer" und „Vom Atheisten" von hinreißender Wirkung: da ist George Chapman, Dichter von erhabenem Stil, im Descriptiven und Didaktischen Shakespeare am nächsten stehend, ein Genie, in dessen Werken große Fehler von größeren Schönheiten aufgewogen werden. Ein Liebling des Publicums zu Shakespeare's Zeiten war ferner James Shirley, poetisch höchst wirksam durch die Beliebtheit seiner Scenen und unglaublich productiv. Von höherer Bedeutung war Christopher Marlowe, ohne Zweifel der größte tragische Dichter vor Shakespeare, von reicher, düsterer Phantasie, großer Kraft der Diction und mächtigem, erschütterndem Pathos. Ohne die extravagante Kraft und Majestät Marlowe's darf doch Thomas Decker seinen Platz neben ihm und Shakespeare beanspruchen und eine Figur wie Orleans in dem „Alten Fortunatus" selbst neben Romeo genannt werden. Was endlich an Bruchstücken von John Fletscher, Francis Beaumont, Philipp Massinger, Ben Jonson, Richard Broome, Robert Greene, John Ford, William Rowley, John Marston ꝛc. gegeben wird, ist mehr als genügend, um

das Buch des Grafen Schack in jedem Betracht als dankenswerth erscheinen zu lassen.

σβχ. **The Idle Thoughts of an Idle Fellow.** By Jerome K. Jerome. Tauchnitz Edition Nr. 2776.

Auf dem Titel findet sich der Vermerk: „Nach der 132. Londoner Auflage." Diese ungemeine Popularität des Büchleins weckt zunächst Erstaunen. Aber dann klärt sich die Sache auf: es ist der gutmüthig-harmlose Spaß, die gemüthlich-sentimentale, mit einem Worte, humoristische Auffassung des Lebens, durch die diese Aufsätze so beliebt geworden sind. Gewöhnliche Dinge und Vorgänge werden in ihnen besprochen, zuweilen recht realistisch, kleine Anekdoten dazwischen gestreut, und regelmäßig findet sich am Schluß der Skizze ein bißchen pathetisch-sentenziösen Aufschwunges, das dem Leser Lebensmuth und freudige Zuversicht einhauchen soll. Nicht Alles, was Jerome für heiter hält, wird auch einem deutschen Publicum so vorkommen, z. B. die conundrums, die Wortspiele. Doch liegt viel Scherzhaftes in der Art der komischen Uebertreibungen und besonders in der Abwehr alles Humbugs und Snobbism durch Aufdeckung der wirklichen egoistischen Motive. Ein häufig gebrauchtes Hülfsmittel ist die Verwendung von trivialen und Slangworten im Gegensatz zu der hochtrabenden Rhetorik der umgebenden Sätze. Lächerliche Altjunggesellenneigungen brechen durch, Weiberscenen, Angst vor kleinen Kindern, Spott über Verliebtheit, aber auch über sich selbst. Eine Hauptsache in dem Buche scheint, daß der Standpunkt des mittleren und kleinen Mannes eingehalten wird, nicht der des reichen, des regelmäßigen Helden der englischen Romane. Gewiß zieht dies viele Leser an, die ihr philiströses Dasein gern von dem Athem heiterer Poesie streifen lassen, der die Schilderungen Jerome's durchweht. Der Autor verdient es, auch in Deutschland mit warmer Anerkennung aufgenommen zu werden, wie denn auch sein Büchlein bereits in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist: „Müßige Gedanken eines Müßigen". Deutsch von W. Kaulen. Halle, Gesenius. 1894.

σβχ. **Love-Letters of a Worldly Woman.** By Mrs. W. K. Clifford. Tauchnitz Edition Nr. 2803.

Einen Band voll Liebesbriefe schreiben und veröffentlichen, dazu gehört heutzutage ziemlich viel Muth. Die Verfasserin hat es gut getroffen, hat den Stoff aus reichlicher und feiner Beobachtung der Gesellschaft geschöpft und mit einer in der Schule Thackeray's geschärften Feder dargestellt. Sie hat keineswegs alle die Schwierigkeiten der Brieftechnik überwunden, die von den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts so virtuos gehandhabt wurde, und besonders in der zweiten Gruppe ist die unentbehrliche Erzählung nicht durch den Zusammenhang der Correspondenz begründet. Aber alle drei Sammlungen weiß Mrs. Clifford interessant zu machen und mit lebendigen Details auszustatten. Dem kritischen Leser wird es auffallen, daß überall dem Mädchen die Energie, der Schwung, die ideale Gesinnung zugetheilt worden ist, indeß der Mann sich zwar anständig, wohlgesittet, selbstzufrieden, jedoch auch bornirt, stumpf und passiv präsentirt; nur Mark Cuthbertson, der Künstler, wird anders geschildert, aber gemeiner Egoismus macht ihn widerwärtig. In Liebesgeschichten, die von einer Frau erzählt werden, wäre das an sich nicht merkwürdig, im vorliegenden Falle stimmt es aber mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß in England (und Amerika) immer mehr und mehr die Wahrung höherer Culturinteressen allgemach in die Hände der Frauen übergeht, während das Schaffen materieller Werthe und auch ihr roher Genuß nach wie vor den Männern verbleibt.

σβχ. **Santa Barbara etc.** By Ouida. Tauchnitz Edition Nr. 2781.

Die überaus vielgeschäftige Verfasserin hat in diesem Bande sechs Geschichten gesammelt, die sich alle im italienischen Volksleben abspielen. Leidenschaftliche Bewegung ist ihnen sämmtlich eigen, nur ist sie, wie uns dünkt, meistens übersteigert, hat etwas Ungesundes und Unnatürliches in sich. Das Schlagwort sensationalism, das sonst nicht unzutreffend auf die Schriften Ouida's angewendet wird, paßt hier nicht; aber doch sind einige der durchaus tragisch endenden Geschichten mehr krankhaft sentimental als wirklich ergreifend. Es haftet ihnen eine Künstlichkeit und Construirtheit an, die auch durch die sehr gut gewählten Localfarben nicht völlig verdeckt wird. Der Gewohnheit, in fremden Zungen zu reden, ist Ouida auch hier treu geblieben, aber die italienischen Dialektworte sind wenigstens dem Volksmunde abgehorcht und wirken darum nicht so widerlich, wie der elegante Jargon in ihren Salonromanen. Für sommerliche Mußestunden sind diese Novellen ganz brauchbar; wir rathen jedoch sehr, sie in kleinen Dosen zu lesen und ja nicht alle nach einander; einem Unvorsichtigen möchte sonst die Welt so leid werden, als wenn er es versucht hätte, einen Tag lang von Sherrycobbler und Gefrorenem zu leben.

σβχ. **A Widower Indeed.** By Rhoda Broughton and Elizabeth Bisland. Tauchnitz Edition Nr. 2789.

Zwei Verfasser auf dem Titel einer Erzählung angegeben, legt immer die Versuchung nahe, beim Lesen aufzumerken, ob sich die beiden Hände auch unterscheiden lassen. Das wäre hier ziemlich vergebene Mühe, denn der schlichte Stoff ist durch das ganze Buch in der zierlichen und geschmackvollen Weise verarbeitet, die wir an Rhoda Broughton seit Langem kennen, indeß wir von ihrer Genossin zur Zeit noch nichts wissen. Gleichviel, die Geschichte des traurigen Wittwers und der Fährlichkeiten, denen er während des ersten Halbjahres seiner Einsamkeit ausgesetzt ist, wird uns sehr hübsch erzählt. Das Humoristische, das in dem Gegensatz zwischen dem tief und aufrichtig Betrübten und den schlimmen Zufällen, die ihm begegnen, enthalten ist, sowie zwischen seiner einfachen Gutheit und den bösen Absichten der Frauen, denen er schließlich unterliegt, wird von den Verfasserinnen erkannt und mit einer leisen Ironie dargelegt, die dem Buche sehr

wohl ansteht. Man bedauert den Armen, arg Verkannten, ist froh, daß er endlich sein müdes Haupt ins Grab neben die überaus geliebte Frau zur Ruhe legen darf, aber man kann doch nicht umhin, sein Schicksal in gewisser Weise gerecht zu finden. Wer so schwach ist, so wenig Widerstandskraft gegen die Welt entwickelt, von solcher Blödigkeit befangen ist, daß er die gröbsten Stricke nicht sieht, die ihm ganz offen gelegt werden, der verdient keinen anderen Ausgang. Solche Mängel strafen sich am schnellsten, und da durch eine gütige Waltung immer dafür gesorgt ist, daß wir erst ein kleines Lehrgeld bezahlen, ehe wir an die großen Proben gestellt werden, so ist es unsere Sache, uns durch die Erfahrung zu rüsten. Das lehrt dieses anmuthige Buch, welches mit seiner discreten Charakteristik und dem gedämpften Humor den besten Sachen Rhoda Broughton's angereiht werden darf und ihre Mitarbeiterin der Lesewelt empfiehlt.

βλ. **Classiques populaires**, édités par Lecène, Oudin et Cie., Paris.

Von der vorliegenden Sammlung populärer Classiker sind bis jetzt achtunddreißig Bände erschienen und zwölf weitere Bände in Vorbereitung. Sie empfiehlt sich schon durch die äußeren Vorzüge eines schönen Druckes und verhältnißmäßig großer Billigkeit. Die besten Kräfte, meist dem höheren französischen Lehrfach entnommen, haben bei dem Unternehmen mitgewirkt. Nicht alle Leistungen stehen auf der gleichen Höhe wie z. B. die Studie über Lamartine, aus der Feder von Edouard Rod, oder die über Corneille, die Emile Faguet geliefert hat. Allein der „Fénelon" von G. Bizos, dem Rector der Akademie von Grenoble, leidet nicht durch den Vergleich mit der Biographie des Erzbischofs von Cambray, die unlängst Paul Janet für die Sammlung „Les grands Ecrivains français" geschrieben hat: wir lernen mehr vom Schulmann aus der Provinz als vom Akademiker in Paris. Besonders seien hier noch James Darmesteter's „Shakespeare" und Firmery's „Goethe" deutschen Lesern genannt.

βλ. **Geschichte der deutschen Literatur**, von Professor Dr. Max Koch. Stuttgart, J. G. Göschen's Verlagshandlung. 1893.

Es wäre höchst ungerecht, die vorliegende Leistung nach der Beschränktheit ihres Umfanges zu bemessen. Die Schwierigkeit bestand vielmehr darin, so Vieles in so knapper Form, in den 272 Seiten dieses schmucken Octavbändchens die übersichtliche Darstellung eines fünfzehnhundertjährigen geistigen Entwicklungsganges zu geben, der mit der Heldensage beginnt, um vorläufig mit den Bayreuther Festspielen zu schließen. Ehre dem Ehre gebührt; wir wüßten den Fremden, und vielen Deutschen mit ihnen, keinen besseren Leitfaden durch das blühende Labyrinth deutscher Dichtung und Prosa zu empfehlen, als diesen kleinen Band. Ueber Einzelnes wollen wir hier nicht rechten. Blieb wirklich dem Dichter des „Prinz von Homburg" kein anderer als der Ausweg, sich am Wannsee zu erschießen, um „Unwürdiges nicht zu ertragen"?

βλ. **Vie de Saint François d'Assise** par Paul Sabatier. Paris, Fischbacher. 1893.

Das ethische Problem ist keinem Wechsel der Zeiten unterworfen, und aller Fortschritt der Welt bedeutet nichts mehr für Die, welchen seine Lösung gelingt. Die Heiligen veralten nicht. Ein Beispiel davon ist Franz von Assisi. In diesem Jahrhundert, das alle Ideale zerschlägt, ist mehr über ihn als über Friedrich den Großen geschrieben worden, und seine Biographien sind zahlreicher als die Napoleon's. In den letzten zwei Jahren sind in Frankreich allein deren vier erschienen. Eine der besten ist die des Straßburgers Sabatier. Er ist durch dieselbe Erfahrung gegangen, von der seit Dante's unsterblichem Lob auf den heiligen Franz alle Diejenigen, die über ihn geschrieben haben, zu erzählen wissen. Seine Arbeit hat ihn beglückt, und ein ähnliches Gefühl bemächtigt sich des Lesers. Angesichts einer solchen Thatsache, was vermöchte da noch die Kritik? Edmond Scherer hat zwar seiner Zeit versichert, der Gründer des Franciscanerordens sei ein schlechter Nationalökonom gewesen, aber dafür hat Ernest Renan die Welt im Glauben bestärkt, daß auf den Umbrischen Bergen Wunder gewirkt worden seien. Wie damals die Vöglein des Himmels, der Wolf und das Lamm, so sammeln sich heute noch Agnostiker und Fromme, Weise und Kinder um den Bräutigam der Armuth und lauschen, in einer Stunde des Friedens, dem Sonnengesang der Liebe, welchen, unter allen Staubgebornen, nur dieser Eine den Jahrhunderten sang.

βλ. **Mémoires du Général Baron Thiébault.** Publiés sous les auspices de sa fille Mlle. Claire Thiébault, d'après le Manuscrit original par Fernand Calmettes. I. 1769—1795. Paris, Librairie Plon. 1893.

Der Verfasser der vorliegenden Denkwürdigkeiten ist der Sohn jenes Dieudonné Thiébault, der unter dem Titel „Souvenirs de vingt ans" Aufzeichnungen aus den Tagen Friedrich's des Großen hinterlassen hat, die noch heute mit Interesse gelesen werden. Ein Gleiches dürfte den umfangreichen Aufzeichnungen des jüngeren Thiébault kaum widerfahren. „Il a connu les faiblesses physiques et les détresses morales", versichert sein Herausgeber, Herr Calmettes, der ihm seine Stelle unter den Jüngern von Jean-Jacques anweist. Leider hat dieser Jünger dem Meister nur die moralischen Schäden, nicht das Talent und die bezaubernde Prosa abgelauscht. Er denkt niedrig und schreibt schlecht. Alle Einzelheiten über die Zeitgeschichte sind andern und bessern Quellen entnommen. Das persönlich Erlebte verdiente nicht, zu überleben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Balder. — Aus der deutschen Gegenwart. Stimmen aus der Wüste. Leipzig, C. G. Naumann.

Bodmann. — Stufen. Lyrisches und Satirisches von Emanuel von Bodmann. Zürich 1894, Sterns literar. Bulletin der Schweiz.

Boguslawski. — Der Krieg der Vendée gegen die französische Republik 1793—1796. Von A. v. Boguslawski. Berlin 1894, Mittler & Sohn.

Brandes. — Nationalgefühl. Von Georg Brandes. Köln u. Paris, Albert Langen. 1894.

Bußler. — Religionsanschauungen des Euripides. Von Dr. Erich Bußler. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Carlson. — Die eigenhändigen Briefe König Karls XII. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Carlson. Autorisirte deutsche Uebersetzung von F. Mewius. Berlin, Georg Reimer. 1894.

Devantier. — Der Siegfriedmythus, ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie. Von Franz Devantier. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Dostojewski. — Ein schwaches Herz. Von Fedor Dostojewski. Aus dem Russischen übersetzt von Hubert Pahze. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Dubois. — Le Péril Anarchiste. Par Felix Dubois. Paris, E. Flammarion. 1894.

Eckart. — Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Herausgeg. von Rudolf Eckart. Leipzig, Adolf Weigel. 1894.

Elster. — Auf dem Schlachtfelde des Lebens. Roman von O. Elster. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1894.

Erzherzog Carl. — Ausgewählte Schriften weiland seiner Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzöge Albrecht und Wilhelm. Vierter Band. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Falck. — Das Gesetz der Genialität und dessen Entdecker Wilhelm von Lenz. Eine Anregung von Paul Falck. Zürich, Sterns literar. Bulletin der Schweiz. 1894.

Filtsch. — Goethes religiöse Entwickelung. Ein Beitrag zu seiner inneren Lebensgeschichte. Von Dr. Eugen Filtsch, ev. Pfarrer in Bukarest. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1894.

Fischer. — Die Aufrichtigen. Eine Bauerngeschichte von Martha Renate Fischer. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1894.

Fränkel. — Die Zukunft des Silbers. Von Joseph E. Fränkel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Fromm. — Immanuel Kant und die preuss. Censur. Nebst kleineren Beiträgen zur Lebensgeschichte Kants. Nach den Akten im Königl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Von Dr. Emil Fromm. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1894.

Grieb. — Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. 10. Aufl. Vollständig neu bearbeitet und vermehrt von Prof. Dr. A. Schröer in Freiburg. Lieferung 1. Stuttgart, Paul Neff. 1894.

Grillparzers sämmtliche Werke. Fünfte Ausgabe in zwanzig Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. Lieferung 1. 2. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.

Hammer. — Die Maßnahmen zur Herbeiführung definitiv geregelter Valuta-Verhältnisse. Von Eduard Hammer. Wien, Carl Konegen. 1894.

Hausschatz des Wissens. — Entwicklungsgeschichte der Natur. Von Wilhelm Bölsche. Heft 8—16. Berlin u. Leipzig, W. Pauli's Nachf.

Herzog. — Frau Kunst. Roman von Rudolf Herzog. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Hirsch. — Prélude, Vers et Proses inédits, par Paul-Armand Hirsch. Paris, Librairie de l'art indépendant.

Hirschberg. — Um die Erde. Eine Reisebeschreibung von J. Hirschberg. Leipzig, Georg Thieme. 1894.

Hopfen. — Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. Von Hans Hopfen. Zweite Auflage. Stuttgart 1894. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Hutton. — Criticisms on contemporary thought and thinkers. Selected from the Spectator. By Richard Holt Hutton. M. A. In two volumes. London, Macmillan and Co. 1894.

Irmer. — Hans Georg von Arnim. Lebensbild eines protestantischen Feldherrn und Staatsmannes aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Dr. Georg Irmer. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Jacobowski. — Der christliche Staat und seine Zukunft. Von Dr. Ludwig Jacobowski. Berlin, Carl Duncker. 1894.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski. Zweiter Band (Jahr 1891). I. Abteil. Stuttgart, G. J. Göschen. 1893.

Jokai. — Zwei Mädchenherzen. Von Maurus Jokai. Deutsche autorisierte Ausg. von Ludwig Wechsler. Berlin 1894. Bibliographisches Bureau.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Lief. 1. Leipzig, F. O. Weigel Nachf. 1894.

Kirchhoff. — Vorlesungen über die mathematische Physik. Von Gustav Kirchhoff. Vierter und letzter Band; Theorie der Wärme. Herausgeg. von Dr. Max Planck. Leipzig, B. G. Teubner. 1894.

Koppe. — Das Alkoholsiechthum und die Kurzlebigkeit des modernen Menschengeschlechts. Von Dr. med. Koppe. Moskau, E. Liessner & J. Romahn. 1894.

Kretzschmar. — Die kommende Krisis des Nationalismus und die politische Constellation Europas. Thatsachen und Gedanken zur Naturlehre des Völkerhasses. Von Fr. Kretzschmar. Auma i. Th., A. Jügelt's Verlag. 1894.

Krüger. — Englisch-Deutsches Wörterbuch, nach Stoffen geordnet für Studierende, Schulen und Selbstunterricht. Von Dr. Gustav Krüger. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Kürschner. — Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. 1894. Neunte Ausgabe. Eisenach, Verlag von Kürschners Staatshandbuch.

Lemaitre. — Myrrha. Vierge et Martyre. Par Jules Lemaitre. Deuxième édition. Paris, Legène, Oudin et Cie. 1894.

Litzmann. — Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1894.

Lombroso. — Der Antisemitismus und die Juden im Lichte der modernen Wissenschaft. Von Prof. C. Lombroso. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. H. Kurella. Leipzig, Georg H. Wigand. 1894.

Lowe. — Fürst Bismarck. Von Charles Lowe. Autor. Uebersetzung von Dr. E. Alb. Witte. Leipzig, Georg Wigand. 1894.

Maartens. — The greater glory. By Maarten Maartens. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Marti. — Der Einfluß der Ergebnisse der neuesten alttestamentlichen Forschungen auf Religionsgeschichte und Glaubenslehre. Von Lic. theol. Karl Marti. Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 1894.

Marx. — Chauvinismus und Schulreform im Altertum. Rede, gehalten zur Feier des Geburtstags Sr. Maj. des Königs und Kaisers am 27. Januar 1894 in der Aula der Universität Breslau von Dr. Friedr. Marx. Breslau, Wilhelm Koebner. 1894.

Meisterwerke komischer Declamation. Eine Auslese declamatorischer Seltenheiten nach bisher noch ungedruckten Manuskripten hervorragender Recitatoren von sensationeller Wirksamkeit. Graz-Leipzig, Verlags-Comptoir Minerva (A. Schlöffel). 1894.

Mémoires du Chancelier Pasquier. Publiés par M. le duc d'Audiffret-Pasquier de l'Académie Française. Tome troisième. Paris, Librairie Plon. 1894.

Mémoires du Général Thiébault. Publiés d'après le manuscrit original par Fernand Calmettes. Tome II (1795—1799). Paris, Librairie Plon. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Melusine.

Von

Paul Heyse.

(Schluß.)

Lucius' erster Gedanke, als er mit sich allein war und die Erschütterung durch das eben Erlebte sich ein wenig zu beruhigen begann, war, daß er fliehen müsse, nach Hause, zum Vater, unter irgend einem Vorwand, oder noch weiter hinweg, irgend wohin, wo er dagegen geborgen wäre, in das traurige Irrsal zurückgelockt zu werden. Als ob er diese Flucht keinen Augenblick aufschieben dürfe, wandte er sich nicht nach der Stadt zurück, sondern ins Freie hinaus, erst nach dem „Waldwinkel", dessen Bäume sich schon herbstlich zu färben anfingen, dann, als die Erinnerung an jene festliche Nacht unheimlich vor ihn hintrat, weiter ins Land hinaus, bis er bei sinkender Finsterniß ermattet in einem Dorf anlangte. Er fand dort in einem dürftigen Wirthshaus eine Kammer, wo er zu bleiben beschloß, aß ein paar Bissen und stürzte ein Glas Wasser hinab, dann warf er sich in den Kleidern auf das von den feuchten Linnen übel duftende Bett und schloß die Augen, um des Aufruhrs in seinem Innern Herr zu werden.

Kein Hauch befriedigter Eitelkeit, daß er die leidenschaftliche Hingabe dieser seltenen Frau gewonnen hatte, mischte sich in das Gewühl seiner Empfindungen. Ein reiner, schneidender Schmerz durchdrang ihn, die entsetzliche Erkenntniß, daß er verurtheilt sei, entweder die Täuschung, in die seine mißverstandenen Worte sie hineingelockt, durch fortgesetzte Lüge zu unterhalten, oder durch ein rückhaltloses Bekenntniß sie an ihrer empfindlichsten Stelle zu verwunden, zugleich ihre Liebe und den Stolz ihres Geschlechts tödtlich zu beleidigen. Immer, wenn seine reine Natur ihm alles Andere erträglicher vorstellte, als ein frevelhaftes Heuchelspiel, und ihm die Wahrheit allein ihrer und seiner würdig erschien, sah er wieder das bleiche Gesicht und das rührend demüthige Entzücken, das darin aufglühte, als sie aus seinen Worten zu hören glaubte, er habe um *sie* gelitten, um *sie* hoffnungslose Schmerzen ausgestanden. Dann kam es ihm vor, als wäre es ebenso grausam, sie aus ihrem Wahn

aufzuwecken, wie einen Nachtwandler anzurufen, der am Rande eines bodenlosen Abgrundes hinschreitet.

So verbrachte er die traurigste Nacht seines Lebens in einem dumpfen halbwachen Zustande, von Zweifeln hin und her geworfen. Als es aber Tag wurde, hatte er sich zu einem klaren Entschluß durchgekämpft.

Er wollte ihr schreiben, daß ihn das Bewußtsein, ihr anzugehören und ihrer Erwiderung gewiß zu sein, unaussprechlich beglücke. Doch sei ihm dies Gefühl zu heilig, um ertragen zu können, daß es durch schnöde Heimlichkeit, ein Versteckspiel vor der Welt und Dem, der ein Anrecht auf ihr Leben habe, entweiht werde. Darum wolle er fort, ohne sie wiederzusehen. Es würde ihm gegen Ehre und Gewissen gehen, in das Haus, wo er Gastfreundschaft genossen, noch einen Fuß hineinzusetzen, nachdem er das Kostbarste in diesem Hause entwendet hätte.

Während er sich diese und ähnliche schönklingende Sätze in Gedanken zurechtlegte und im Gehen einen Scheidebrief verfaßte, der zugleich als ein Liebesbrief gelten konnte, erreichte er endlich in der frühen Morgenstunde die Stadt, ziemlich beruhigt und mit seiner Klugheit zufrieden. Er hatte beschlossen, den Brief erst abzuschicken, wenn er sein Bündel geschnürt hätte und auf und davongefahren wäre. Das konnte bis gegen Mittag vollbracht sein, und vor dem Nachmittage wurde er draußen nicht erwartet. Kam dann statt seiner das verhängnißvolle Blatt, so würde der erste Schmerz des Verlustes nicht gering sein, doch immer noch leichter zu verwinden, als die doch unentrinnbare spätere Lösung, nach einer Zwischenzeit erlogenen Glücks und unwürdigen Comödienspiels.

So warf er den Kopf wieder muthig in den Nacken, als er die noch dämmerigen Gassen durchschritt, und erreichte sein Haus, wie wenn er nach einer durchzechten Nacht heimkehrte. Doch das Herz stockte ihm, als ihm Berthchen auf der dunklen Treppe begegnete. Seltsamerweise hatte er, während er mit sich zu Rathe ging, keinen Augenblick daran gedacht, daß es nun auch mit seiner Liebesgeschichte ein für alle Mal vorbei sein müsse. Erst bei ihrem Anblick, und da sie mit ihrer anmuthigen Stimme ihn halbscherzend fragte, ob er über Nacht unsolide geworden sei, kam es ihm zu Sinn, daß der Abschied von ihr ihn ein Stück seines Herzens kosten würde.

„Da ist ein kleines Packet für Sie abgegeben worden," sagte das Berthchen, ihm ein versiegeltes Couvert überreichend. „Sie hätten gestern bei der Frau Professorin Etwas vergessen, was sie Ihnen durch die Milchfrau hereinschicke. Es fühlt sich wie ein Taschentuch an. Mit Ihrer Wäsche gehen Sie ja überhaupt nicht gerade sorgsam um. Nehmen Sie mir's ab, ich hab' es eben erst in Empfang genommen und muß nun auf den Markt."

Sie reichte ihm das Päckchen und glitt an ihm vorbei die Treppe hinab, sich wundernd, daß er starr wie eine Bildsäule am Geländer lehnte und nicht einmal einen Morgengruß für sie hatte.

Wie betäubt stand er noch eine Weile und hielt das Couvert, mit der Ahnung, daß es etwas Verhängnißvolles einschließe, in der Hand. Erst als er drinnen die Hausfrau hantieren hörte, eilte er in sein Zimmer hinauf, das

von der Morgensonne durchleuchtet war. Da riß er das Siegel auf und trat ans Fenster. Ein feines Batisttüchlein, das sich feucht anfühlte, fiel heraus, einige eng mit Bleistift geschriebene Blätter lagen daneben. Mit heftig klopfendem Herzen las er, was in hastigen, oft schwer zu entziffernden Zügen geschrieben stand:

„Mein Freund! Mein einzig Geliebter! Ich schreibe Dir tief in der Nacht, nicht in meinem Krankenzimmer, sondern da, wo Du mich heute gefunden hast. Ich habe Lisette zu Bett geschickt, da ich mich plötzlich genesen fühlte — durch ein Wunder, von dem Du weißt, das Du gewirkt hast. Verzeih die schlechte Schrift. Meine Hand ist noch schwach, so stark, so heldenkühn und siegesstolz mein Herz ist. Ich liege ganz behaglich auf meinem Divan, die Lampe steht auf dem Tische neben mir und beleuchtet all Deine Blumen — und eine Stille ist nun um mich und in mir — im Paradiese, wenn es auch jenseits dieser Welt einen Ort für verklärte Menschenkinder gibt, kann es nicht ruhiger sein, nur hin und wieder, wie man auch von dort zu fabeln pflegt, klingt ein leises himmlisches Orchester an mein Ohr, Jubelhymnen, Sphärengesang — kein irdischer Musiker, selbst Du nicht, hat etwas Aehnliches je auf Noten gebracht.

„Warum ich Dir dies confuse Zeug schreibe, da ich doch bald wieder mit Dir sprechen kann? Weil ich, wenn ich Dich sehe, das Herz viel zu voll habe, als daß es überfließen, von seiner Fülle nur den geringsten Tropfen hergeben möchte. Ich empfinde es dann als einen Raub an meinem Glück, zu sprechen, statt nur zu hören und Dich anzusehen. Leute, die mich nicht kennen, haben mich verleumdet, ich sei eine geistreiche Frau. Wenn sie wüßten, daß ich nur mit der falschen Münze schillernder Gedanken mich selbst zuweilen darüber zu betrügen suchte, daß mein Herz so bettelarm war! Jetzt schwelge ich in seligster Gedankenlosigkeit. Ich will und kann nichts, als mich leben fühlen, zum ersten Mal nach langen Jahren eines scheintodten Daseins. Mein Geliebter, wie hab' ich's nur ertragen, dies Athmen ohne einen Seelenhauch! Doch freilich, zuweilen ist mir bange, ich möchte nun das wahre Leben, da es endlich angebrochen, nicht zu fassen die Kraft haben, da es mich so überschwänglich umgibt, ich möchte am Leben zu Grunde gehen — ein seliger Tod, aber nur nicht so bald, gütiger Himmel! nur nicht, eh' ich es ganz genossen habe! —

„Eine Weile hab' ich das Blatt weglegen müssen. Du siehst, die Schrift ist ein krauses Gekritzel geworden. Ich will mich jetzt aller zu stürmischen Gefühle erwehren; ich habe Dir noch so viel zu sagen, was Du wissen mußt, um mich recht zu kennen.

„Siehst Du, mein Liebling, was mich am schwersten bedrückt, ist, daß Du glauben mußt, ich hätte mein Unglück selbst verschuldet, indem ich die Frau eines ungeliebten Mannes geworden sei, nur um die Vortheile seiner Stellung und seines Reichthums zu genießen. Ich weiß zwar, daß so Viele meines Geschlechts sich nichts dabei denken, wenn sie sich seelenlos hingeben, nicht ahnen, daß sie sich schlimmer verkaufen, als ein verlorenes Geschöpf, das der Hunger in die Schande treibt. Nein, mein Freund, wohl hab' auch ich einen

Hunger gefühlt, den Hunger nach Glück und Liebe, aber ich schwöre Dir's bei Deinem eigenen theuren Haupt, ich glaubte diesen Hunger zu stillen, als ich das Ja am Altar aussprach. Es war keine jugendliche Schwärmerei, aber eine ehrliche Neigung. Der Mann, der um mich warb, war wirklich liebenswürdig und schien mich sehr zu lieben. Laß mich auch gestehen, daß ein wenig Eitelkeit mit im Spiele war. Als er in diese Stadt kam, ging ihm der Ruf eines großen Gelehrten voraus, der daneben ein vornehmer Charakter und ein geistvoller Gesellschafter sei. In der ersten Gesellschaft, wo er mich zu Tisch geführt hatte, konnt' ich sehen, daß der Ruf nicht zu viel gesagt hatte. Wie hätte es einem neunzehnjährigen Mädchen, das wenig Gesinnungsgenossen in seinem Kreise fand, nicht schmeicheln sollen, von diesem Manne ausgezeichnet zu werden. Und als er mich nach einer kurzen Bekanntschaft fragte, ob ich die Seine werden wolle, in einer Bewegung, die ich dem so viel älteren und vielverwöhnten Manne nicht zugetraut hatte — war's ein Wunder, daß ich glaubte, nun sei ich des besten Glückes gewiß, zumal ich seiner Betheuerung glaubte, nur ich könne ihn glücklich machen?

„Es ist anders gekommen. Ich will keine Anklagen erheben. Kann er dafür, daß überhaupt kein menschliches Verhältniß auf die Dauer ihn tiefer fesseln kann, da das, was er an Herz besitzt, seiner Wissenschaft gehört? Kann ich dafür, daß ich mich nicht damit begnügen lernte, die geachtete und geschonte Gefährtin eines solchen Mannes zu sein, ein Schmuck seines Lebens, den er gern vor fremden Augen glänzen sieht, allenfalls die unentbehrliche Helferin, die ihm das Aeußerliche des Lebens abnimmt, damit er desto ungestörter seiner eigentlichen Liebe nachgehen kann?

„Als ich erkannte, daß unsere Naturen durch eine tiefe Kluft geschieden waren, über die keine Brücke führte, daß er bei aller scheinbaren Gutmüthigkeit in ganz unbedürftiger Selbstsucht neben mir hinging, während ich ein Wesen bedurfte, an das ich mich mit allen Fasern meiner Seele anschließen könnte — —

„Aber auch das wurde mir ja gegönnt. Ich hatte mein Kind, ich konnte viel entbehren, da ich Etwas besaß, dem ich viel zu geben hatte. Glaube mir, mein einzig Geliebter, ich habe von jeher die unglücklichen Frauen bemitleidet und nicht verstanden, die sich die „unverstandenen" nennen, und nur ein bißchen ihren Verstand gebrauchen sollten, um zu sehen, daß Alles räthselhaft ist in dieser wunderlichen Welt, und das Räthselhafteste allein, die Liebe, über alles Grauen des Daseins hinweghilft. Ich schwöre Dir, ich hätte mich zufrieden gegeben über so viel Versagtes, wenn ich meinen Jungen hätte behalten dürfen. Der hätte mit der Zeit mich so lieben gelernt, wie ich es bedurfte, denn er hat mehr von mir, als von seinem Vater. Wenn das Kind neben mir gestanden hätte, als ich Dich kennen lernte, vielleicht hättest Du Dich nie meines Herzens bemächtigt — ich hätte gar keine Zeit gehabt, Dich so liebenswürdig zu finden, wie Du bist, ich hätte das Herz so erfüllt gehabt mit Mutterglück, daß ich das entbehrte Frauenglück kaum darin gespürt hätte.

„Als aber mein Mann mir erklärte, der Knabe müsse durchaus in eine männliche Hand gegeben werden, seine Anlage zu einem weichlichen Träumer

werde durch mich genährt und er, der Vater, habe nicht die Zeit, diesem schädlichen Einfluß entgegenzuwirken, da versteinerte Etwas in mir, da bäumte ich mich gegen das Joch auf, unter dem mein Nacken sich schon zu verhärten angefangen, und als ich trotz allem Aufwand von Bitten und Demüthigungen meines Stolzes zuletzt nur meine Ohnmacht erkannte, gerieth ich in eine dumpfe, starre Verzweiflung, die mich mehr als einmal dazu anstachelte, dem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen. Und immer war das Fleisch zu schwach, so willig der Geist gewesen wäre. Dieses feige, ohnmächtige, scheintodte Jahr ist das jämmerlichste meines Lebens gewesen.

„So fand ich Dich! — — — — — — — — — — — — — — —

„Eine Stunde später. Ich habe ein Blatt zerrissen, auf dem ich zu sagen versucht hatte, was Du mir bist, wie Du mir's geworden bist, von jener ersten Stunde an, wo Du mich aus meinem Scheintode weckteſt, bis zu dem traurigen Abend im Waldwinkel, an dem ich erkannte, daß Du zu spät gekommen, daß ich Dir, dem Jungen, keine Jugend mehr zu bieten habe. Das hat mich so überwältigt, daß es das Band zwischen Seele und Leib zu zerreißen drohte. Wäre es doch geschehen! Aber nein, das ist gottlos! Vergib mir dieses kleinmüthige Wort, mein Geliebter. War mir's nicht beschieden, noch einmal zu erfahren, wie einem Schoßkind des Glücks zu Muthe ist? Und ich könnte das goldene Geschenk zurückweisen, weil ich nur allzu gut weiß, daß es von mir zurückgefordert werden wird?

„Denn glaube nicht, daß ich in diesem schwindelnden Gefühl des Besitzes jede Besinnung verloren habe, nicht wüßte, ich könne dieser Himmelsgnade nur würdig sein, wenn ich Dein Glück über meines stellte, Dein junges Leben nicht für immer an mein schon bald verblühendes zu knüpfen suchte. Ich wäre Deiner unwerther, als jene Luise, die Dich „bis in den Tod" liebte, obwohl sie wußte, daß sie „zu müd und alt" war, um Dich ganz zu besitzen. Was aber will ich denn? Ist es denn Vermessenheit, ein Herz hinzugeben, und nicht zu fragen, ob das, was man dagegen empfängt, eines Tages zurückgenommen wird? Sobald Du fühlen wirst, mein einziger Freund, daß das Recht auf meine Liebe Dir zur Fessel wird, bist Du frei. Ich werde ohne Klage aus Deinem Leben verschwinden. Jetzt aber laß mich Dir Alles sein — so weit ein Weib von dem Manne, der seinem Genius zugeschworen ist, Besitz ergreifen darf. Denn so bescheiden ich von mir denke, das Eine darf ich von mir rühmen, daß ich eine der wenigen Frauen bin, die den Geliebten nicht in ihre enge Welt hinabzuziehen suchen, sondern die selbstlose Kraft besitzen, sich ihm nachzuschwingen zu seinen höheren Zielen.

„Gute Nacht, Lucius! Doch nein, wenn Du diese Zeilen lieſest, tagt ja ein neuer seliger Morgen. Ich lege das Tüchlein bei, das meine Thränen getrunken hat, die ersten Freudenthränen, die diese armen Augen geweint haben. Meine Sendung möchte sonst Verdacht erregen. Und wir wollen unsere heilige Liebe der kalten, neidischen Welt nicht preisgeben.

„Und noch eins: wir wollen sie rein halten von dem, was diese Welt Sünde nennt. Hilf mir dabei, mein Freund. Was ich für Dich fühle, ist so hoch und herrlich — ich brauchte vor Niemand die Augen niederzuschlagen,

der in mein Herz blickte. Aber die beschworene Pflicht legt ein Schwert zwischen uns. Wir müssen vor Gott und Menschen hintreten und sagen können, daß wir nicht daran gerührt haben.

„Lebewohl!"

* * *

Er saß noch lange, nachdem er das letzte Wort gelesen hatte, und starrte auf das kleine weiße Tuch, das zwischen den Blättern lag. Als er die Magd mit dem Frühstück kommen hörte, sprang er hastig auf, raffte Alles zusammen und verbarg es mit zitternden Händen wie einen gestohlenen Schatz in einem Fach seiner Commode. Dann ging er ruhelos im Zimmer herum, stand einmal vor seinem Bücherbord still und nahm ein Buch heraus, das erste beste, um es, nachdem er mit abwesendem Geist den Titel gelesen, wieder zurückzustellen, zog die Geige aus dem Kasten, prüfte mit dem Finger ein paar Saiten und legte das Instrument behutsam wieder in sein Futteral. Unten hörte er das Berthchen singen. Es klang ihm so fern und fremd, als käme die Stimme aus einem anderen Stern. Die Bande, mit denen diese Liebe sein Herz umschnürt hatte, waren auf einmal gesprengt; sie hätte jetzt bei ihm eintreten können, und sein Puls hätte nicht rascher geschlagen. Doch kein stärkeres Gefühl hatte das alte verdrängt, nur eine seltsame Leere, die ihn peinigte, eine schmerzliche Erschöpfung aller Seelenkräfte. Zuletzt, nachdem er auch seine Glieder durch das rastlose Umirren in der Enge ermattet hatte, ließ er sich auf das Bett sinken und schloß die Augen.

Aber kein Schlaf kam über ihn. Er sah das blasse Gesicht vor sich und die schönen müden Augen, die mit flehender Leidenschaft ihn anglänzten, und den Mund, der glückselig lächelte. Er konnte den Gedanken nicht ausdenken, wie diese von einem holden Wahn verklärten Züge sich verwandeln würden, wenn er das Wort ausspräche, das ihm auf den Lippen schwebte.

Nein, sie sollte es nie erfahren. Lieber wollte er sich selbst der Sünde eines frommen Betruges schuldig machen. Wenn es je eine Nothlüge gab, war's nicht diese? Mußte er nicht fürchten, durch die noch so schonende Enthüllung sie, die kaum Genesene, in eine neue Krankheit zurückzustürzen, vielleicht sie zu tödten? Und auch der Ausweg der Flucht war ihm durch ihre Bekenntnisse versperrt. Was verlangte sie denn von ihm? Nur daß er es ihr gönnte, sich in seiner Nähe jung und glücklich zu fühlen, allen Reichthum ihres Innern, auf den Niemand sonst Werth legte, vor ihn hinzuschütten. War sie nicht so besonnen und ergeben, daß sie nicht daran dachte, ihn für immer an sich zu binden? Und er sollte so grausam sein, ihr auch den kurzen Traum dieser Gegenwart zu rauben, statt abzuwarten, über wie kurz oder lang die Pflichten gegen seine Zukunft, seine künstlerische Ausbildung das Band ohnehin lockern und endlich mit sanfter Gewalt lösen würden?

Als er zu diesem klaren Entschlusse gekommen war, schlief er noch ein paar Stunden. Die tiefe Ruhe stärkte ihn, und er empfand, da er erwachte, sogar eine gewisse Ungeduld, die theure Frau wiederzusehen, und etwas wie Beschämung und Dankbarkeit, daß er ihr so viel hatte werden können. Er

las ihren Brief jetzt noch einmal mit gelassener Aufmerksamkeit, und der Schluß zumal beschwichtigte seine letzten Gewissensregungen. Fast erschien es ihm als eine heilige sittliche Pflicht, diesem vielbedürftigen Herzen, das so lange seine Lebensluft entbehrt hatte, die Schmerzen einer versäumten Jugend zu vergüten.

Als er dann am Nachmittag bei ihr eintrat, ohne Befangenheit, doch freilich auch nicht wie ein zärtlich Liebender, der nach dem ersten Austausch der Herzen die Geliebte wiedersieht, kam sie ihm schon wieder völlig angekleidet entgegen, mit strahlenden Augen und leicht gerötheten Wangen. „Du bist da!“ sagte sie, seine beiden Hände ergreifend. „Ich danke Dir, daß Du auf der Welt bist für mich. Was wirst Du von meinem redseligen Brief gedacht haben? Aber ich habe mich gesund geschrieben. Nun werde ich Dich nicht mehr mit meiner Geschwätzigkeit plagen. Weiß man nicht auch Alles von einander, wenn man sich liebt? Menschen, die sich gleichgültig sind oder gar hassen, die mögen Worte machen und sich damit über das Unnütze oder Widrige des Beisammenseins hinweghelfen. Wir haben Besseres zu thun.“

Sie führte ihn zu den Blumen im Erker, immer seine beiden Hände haltend. „Es blüht nicht mehr viel,“ sagte sie, „der Sommer geht zu Ende. Ich glaubte, auch mein Herbst sei nahe. Wie hab' ich mich getäuscht! Ich habe ja noch keinen Sommer gehabt, der soll nun anbrechen. Da nimm!“ — Sie brach einen kleinen Zweig von einem immergrünen Gewächs und steckte ihm denselben mit ihren blassen Fingern ins Knopfloch. „Nun bist Du mein Ritter und mußt meine Farbe tragen, das Grün, das durch alle Jahreszeiten sich gleich bleibt. Aber Du bist blaß. Hab' ich Dir den Schlaf geraubt? Ich — nachdem ich Dir gebeichtet hatte — habe so süß geschlafen, wie kaum als ganz junges Kind.“

Er erzählte ihr, wo er die Nacht zugebracht hatte, freilich nicht, in welcher Verfassung. Sie glaubte nicht anders, als daß ihn das Uebermaß des Glückes ziellos in die Nacht hinausgetrieben habe.

„Du mußt vernünftig bleiben,“ sagte sie und gab seine Hände frei. „Ich habe die Verantwortung für Dein Leben auf mich genommen, denn ob ich auch ein blutjunges Herz habe, das noch ganz dumm und verwundert in die Herrlichkeit der Welt hineinblickt, ich bin doch auch eine kluge alte Frau und werde einen leichtsinnigen jungen Menschen streng überwachen, daß er keine Thorheiten begeht. Aber ich kann noch nicht lange stehen. Laß mich wieder in meinem Sophawinkel kauern und setz Dich an den Flügel und spiele, gleichviel was, nur von Dir. Für alle Sphärenmusik oder die tiefsinnigsten Harmonieen Beethoven's bin ich heute taub und verlange nichts als zu hören, wie diese lieben Hände über die Tasten gleiten.“

Er spielte dann, in freier Phantasie sich ergehend, wohl eine halbe Stunde lang. Nichts konnte ihm erwünschter sein, als so über den Zwang hinwegzukommen, den das Gespräch ihm auferlegte. Indessen lag sie, wie sie pflegte, weich ausgestreckt, die Arme unter dem Kopf verschränkt, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet. Von Zeit zu Zeit hob ein Seufzer ihre Brust, wie ein Kind seufzt, wenn es lange geweint hat und der thörichte Kummer

durch ein schönes Spielzeug verscheucht worden ist. Das hörte er wohl und deutete es richtig. Aber dies wunderlich wortlose Liebesgespräch hatte nichts Beklemmendes für ihn.

Die Thür ging behutsam auf, er hörte den Schritt des Professors, der am Divan stehen blieb. „Spielen Sie nur weiter," hörte er die tiefe Stimme hinter sich sagen, „ich verhalte mich ganz still und buchstabire Kunstgenuß." — Nun brach er doch nach einem rauschenden Finale ab, erhob sich und verbeugte sich tief, doch ohne Verlegenheit.

„Schön, daß Sie meiner Patientin die Zeit vertreiben helfen. Der Doctor will, daß sie sich langweilen soll, nicht lesen oder schreiben oder sich selbst ans Clavier setzen. Der gute Doctor macht nur freilich die Rechnung ohne den Wirth. Nicht wahr, Lusine, man könnte eher dem Seidenwurm verbieten, zu spinnen, als gewissen Weiberköpfen, ihre Gedankenfreiheit zu mißbrauchen." — Er lachte dabei, sein gutes joviales Lachen. Dann strich er ihr mit der Hand über die Stirn und sagte: „Doch noch immer nicht kühl genug. Mein Kind, es wird doch vernünftiger sein, wir schicken unseren jungen Orpheus weg und Du nimmst Deinen Schlaftrunk. Sprechen Sie nur morgen wieder vor, lieber Ludolf. Für heute muß der unbarmherzige Gatte die Stelle der barmherzigen Schwester vertreten und auf strenge Befolgung der Reconvalescenten-Diät dringen."

Er schüttelte dem Jüngling mit kräftigem Druck die Hand und wartete, bis er sich von der Frau verabschiedet hatte. Sie entließ ihn mit einem kurzen Kopfnicken und einem langen Blick. „Morgen also!" hauchte sie. „Bringen Sie nur ja Ihre neuesten Lieder mit."

* * *

Er hatte nichts mitzubringen. Auch fragte sie nicht weiter danach. Am nächsten und den folgenden Tagen, während sie rasch alle Nachwehen der Krankheit überwand, vergingen ihnen die kurzen Stunden des Beisammenseins so ziemlich wie diese erste. Nur daß sie nicht so schweigsam blieb, sondern einen tiefen Genuß darin fand, ihrem Herzen mit all seinen voll aufblühenden Gefühlen Luft zu machen, zuerst immer, was sie gedacht und geträumt hatte seit ihrem letzten Abschied, dann von ihrem Leben in der Jugend, was sie sich von Glück und Liebe für eine Vorstellung gemacht, und wie nun Alles so anders geworden sei. Als wenn einem Blindgeborenen die Sehkraft wiedergegeben wird, und er lernt nun erst, was Licht und Farbe sei.

Er saß dann meist einsilbig neben ihr, seine Hand in der ihren, und sie hatte kein Arg dabei, daß er ihr so wenig zu erwidern wußte. Als sie einmal auf jenes ländliche Fest zu reden kam und ihre eifersüchtigen Qualen geschildert hatte, die ihr die folgende Nacht zur Hölle gemacht, fragte sie ihn zuletzt: „Warst Du vielleicht nicht in das schöne Mädchen verliebt?"

Es war zu dunkel, als daß sie sein Erröthen hätte bemerken können.

„Wie kannst Du glauben!" brachte er mühsam hervor.

Sie nahm seine kurze Antwort als ein Zeugniß dafür, daß schon der bloße Verdacht ihn kränken müsse, als habe neben der Leidenschaft für sie eine geringe alltägliche Liebschaft Platz in seinem Herzen gefunden.

„Ich hätte Dir's nicht verdacht!" sagte sie, „die Kleine kann einem jungen Blut wohl gefährlich werden. Aber Du bist freilich nicht wie Andere."

Sie zog seine Hand an ihre Lippen, was er ihr nicht verwehrte. Es war die einzige Liebkosung, die sie beim Kommen und Gehen sich erlaubte.

Einmal, da sie nun völlig wieder als gesund gelten konnte, fügte sich's, daß sie am dritten Ort, in einer Abendgesellschaft bei einem der Collegen des Professors, sich trafen. Es hatte des ausdrücklichen Machtspruchs ihres Mannes bedurft, um sie zu bewegen, sich dieser Frohne nicht zu entziehen. Sie hatte keine Freundin unter diesen wackeren Damen und entbehrte es nicht, zeigte das aber zu deutlich. Meistens blieb sie sehr schweigsam in solchen Gesellschaften, wenn nicht etwa ein geistvoller Mann sie in ein Gespräch zog, das sie anregte. Heute aber, so widerstrebend sie hingegangen war, erschien sie wie verwandelt, munter und witzig, dabei von liebenswürdiger Beflissenheit, den steifsten alten Damen gegenüber. Denn ihr Inneres war so von Wärme und Wonne erfüllt, daß sie es selbst den Gleichgültigsten zu Gute kommen ließ. Nur selten flog ihr Blick zu dem Jüngling hinüber, der in einer fernen Ecke des Zimmers mit der Tochter des Hauses und ihren Freundinnen eine mühsame Unterhaltung fortspann. Sie wußte es ihm Dank, daß er sich ihr den ganzen Abend lang nicht näherte. Sie hätte nicht gut dafür gestanden, daß ihre innere Freudigkeit nicht übergesprudelt und scharfen Beobachtern das selige Geheimniß offenbar geworden wäre.

Am anderen Tage aber traf er sie im Garten. Sie hing sich an seinen Arm und fing sogleich von dem gestrigen Abend an, wie sie da erst so recht ihrer Liebe froh geworden sei und stolz auf ihren Geliebten, dem man es angesehen, daß die ganze Welt und die hübschesten jungen Grazien ihm gleichgültig gewesen seien. Und wie verzückt in heimlicher stolzer Wonne sie dagesessen sei, während er die Chopin'schen Tänze gespielt habe, und sich immer gedacht: „Was wißt ihr von seiner Musik! Welcher Töne sie fähig sind, weiß nur ich allein!"

Sie war heute seltsam aufgeregt, weicher und hingebender als sonst. Er aber ging schweigend neben ihr. Nur zuweilen, als Antwort auf ein Liebeswort, drückte er leise ihren Arm. Es dunkelte schon unter den Bäumen, einzelne gelbe Blätter taumelten aus den Zweigen auf die feuchten Kieswege, und kein Vogel regte sich zwischen den gelichteten Zweigen. Doch ging eine weiche Föhnluft vom Felde herüber, und die rothen Malven schwankten auf ihren hohen Stielen.

Als sie an ein Bänkchen im entferntesten Theile des Gartens kamen, blieb sie stehen. „Wir wollen uns einen Augenblick setzen," sagte sie. „Ich bin noch ein bißchen matt." — Sogleich ließ er ihren Arm aus dem seinen gleiten und warf sich auf die Bank. Sie aber zauderte noch. Sie stand dicht vor ihm, hielt seine Hand fest und strich ihm sanft das weiche Haar von der Stirn zurück.

„Weißt Du," sagte sie, „daß ich gestern mich zuweilen versucht fühlte, durch all die feierlichen Damen und hochgelehrten Herren hindurch zu Dir hinzueilen, Dich in die Arme zu schließen und zu rufen: Er ist ja mein! Wißt

ihr's denn nicht? Diese hohe Stirn, diese milden Augen, dieser trotzige Mund — Alles gehört mir, und ich sag' es euch, damit ihr mich beneidet. Ein Feuer, das lange im Verborgenen geglüht hat, muß endlich in die freie Himmelsluft hinauslodern, das ist sein gutes Recht. — Und dann hätt' ich Dich auf Deine lieben bösen Augen geküßt — so! — und auf diese stummen Lippen — so! — und Dich in den Arm genommen und im Triumph hinweggeführt."

Sie hatte sich zu ihm hinabgebeugt und sagte das Letzte dicht an seinem Gesicht. Einen Augenblick blieb sie so dicht an ihn geschmiegt, als ob sie erwartete, daß er sie umschlingen und auf seinen Schoß ziehen würde. Als er sich nicht regte, auch unter ihren scheuen Küssen nur leicht zusammenzuckte, trat sie hastig zurück und das Leuchten auf ihren Zügen verschwand plötzlich.

„Du bist so kalt! O, Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe! Nein, rühre mich nicht an! Ich will hinein — es ist schon spät, es wird Nacht — aber ich sehe klar genug — nur allzu klar! Gute Nacht!"

Im Nu war er aufgesprungen und an ihrer Seite. „Liebe, Theuerste, was hast Du?" rief er. „Ist's nicht Dein eigener Wille gewesen? Hast Du nicht das Schwert zwischen uns gelegt?"

Sie sah ihn durchdringend an.

„Wird Dir's so schwer, wie mir, es liegen zu lassen? Kostet Dich's einen so harten täglichen, stündlichen Kampf? Nicht erst heute hab ich's empfunden — nein, all die Tage. Du könntest Jahre lang so neben mir hingehen, ohne Etwas zu entbehren; während ich — ich — nein, ich will nicht so schwach sein, Dir von den einsamen Thränen zu sagen, die ich in mancher schlaflosen Stunde der Nacht darum weine, daß die Rollen vertauscht sind, daß ich danach schmachte, Du möchtest Deine Macht mißbrauchen, Deine Gelübde vergessen und mich in Deine Arme schließen wie ein Eroberer eine wehrlose, unterworfene Sclavin!"

„Leugne es nicht," fuhr sie leidenschaftlich fort, da er etwas erwidern wollte, „Du bist nicht so ganz mein, wie Du selbst Dir einen Augenblick vorgetäuscht hattest. Wärst Du sonst nicht heiterer, glücklicher, wenn Du bei mir bist? Aber Du kommst mit einem Schatten über der Stirn und gehst so düster, wie Du gekommen bist, während mir ist, wenn Du zur Thür hereintrittst, als ginge mir am hellsten Tage jetzt erst die Sonne auf. Das ertrag' ich nicht länger. Es ist Deiner und meiner unwürdig. Lieber das Aergste, lieber hören, daß Du Dich selbst betrogen hast, als mich weiter betrügen, und wenn es mein Leben kostete. Was wär's denn weiter? Ich hätte meinen Sargdeckel einen Augenblick gelüftet, ein paar Athemzüge in der warmen Sonnenluft gethan, und nun fiele er wieder zu, und ich schliefe weiter, jetzt freilich sicher vor jeder neuen Auferstehung!"

Sie brach in ein krampfhaftes Weinen aus; er sah, wie sie wankte und umzusinken drohte; da umfaßte er sie und führte sie nach dem Bänkchen zurück. Sein Herz schwoll von unsäglichem Jammer und Mitleid, als er die Fassungslose niederließ und sich neben sie setzte. Doch fühlte er, er müsse den Augenblick ergreifen, um der Lage so schonend wie möglich ein Ende zu machen.

„Meine geliebte Freundin," flüsterte er ganz dicht an ihrem Ohr, während sie ihre Thränen mit dem Taschentuch zu ersticken suchte, „willst Du mich ruhig anhören? Oder soll ich ohne Verhör verdammt werden? Ich habe Dir zuvorkommen wollen mit dem traurigen Bekenntniß — nein, fahre nicht auf, es ist nicht, was Du denkst, daß ich anders für Dich fühlte, als von Anfang an. Jede neue Stunde, die ich mit Dir verbringen durfte, hat mir gezeigt, daß Du das herrlichste Weib bist, daß mir in alle Ewigkeit nichts Liebenswürdigeres begegnen werde. Aber Du bist eines Anderen Weib, und das — das kann ich nicht vergessen."

Ihre Thränen versiegten plötzlich. Sie nahm das Tuch von den Augen und sah ruhig vor sich hin.

„Siehst Du, meine Geliebte," fuhr er fort, „das ist der Schatten, der über mir liegt, wenn ich bei Dir eintrete. Ich bin in diesem Hause von seinem Herrn mit großer Güte und Nachsicht aufgenommen worden, und zum Dank dafür habe ich ihm das Herz seines Weibes entwendet. Du willst sagen, daß es ihm nicht mehr gehörte. Aber er, wenn er seinen Besitz auch nicht zu würdigen scheint, hat er darauf verzichtet? Würde er's thun, wenn er wüßte, ein Anderer habe die Hand nach seinem Eigenthum ausgestreckt? Bleibt es nicht ein schmählicher Diebstahl, ein Bruch des Vertrauens, eine That des schnöden Undanks? Ich weiß, daß Andere anders darüber denken würden. Mich aber entzweit es mit mir selbst. Wenn ich ein Anderer wäre und darüber hinwegkommen könnte, wie Du es kannst, würde ich fern von Dir und in Deiner Nähe nicht den Stachel in meinem Innern fühlen, der mich unselig macht. Weißt Du, wie ich die Stunden in meinem einsamen Zimmer hinbringe, völlig unfruchtbar, immer brütend über dem, was ist und werden soll, nur auf kurze Augenblicke über all den Kampf und Sturm hinausgehoben durch den Gedanken an alles Hohe und Einzige, was der besitzt, dem Du Dich ergeben hast? Noch ein paar Wochen in diesem furchtbaren Zwiespalt der Gefühle, und ich komme von Sinnen, und statt mir Vorwürfe zu machen, wirst Du beklagen, daß Du so wenig verstanden hast, wie ein ehrenhafter Mann in solcher Lage empfinden mußte."

Er athmete tief auf, als er diese Beichte vom Herzen hatte. Daß sie nicht die ganze Wahrheit enthielt, machte er sich nicht zum Vorwurf. Er dachte zu ritterlich, um sie mit der schonungslosen Enthüllung zu beschämen.

Er betrachtete in der bleichen Dämmerung das feine Gesicht, das ihm halb abgekehrt war. Nie war sie ihm reizender erschienen, als in diesem Augenblick, wo die Seele dieser Frau in ihrer ganzen Kraft und Hoheit sich auf ihren Zügen spiegelte.

„Zürnst Du mir?" flüsterte er, indem seine Lippen ihr Ohr berührten. „Hab' ich Dich gekränkt?"

Sie schüttelte langsam den Kopf, von dem das schwarze Spitzentuch herabgeglitten war. Ihre Augen irrten am Boden hin.

„Du kannst mich nur durch Eines kränken, wenn Du aufhörst, mich zu lieben," sagte sie kaum hörbar. „Aber wie es auch sei, ich fühle, daß Du mich verlassen willst, daß ich Dich freigeben soll. Du hast Recht: es darf nicht so

fortgehen, Du hast jetzt nur die eine heilige Pflicht, Dein Leben zu gestalten. Wenn ich Dich daran hindere, muß ich zurücktreten. Aber Du selbst willst nicht, daß ich darüber zu Grunde gehe, nicht wahr, das willst Du nicht? So müssen wir's anders anfangen."

Er wollte nach dem Sinne dieser dunklen Rede fragen. Sie stand aber auf und sagte: „Nichts weiter heute. Ich muß erst mit mir selbst völlig ins Reine kommen. Was über das ganze Leben entscheidet, darf man nicht in der ersten Erregung thun. Ich werde mit mir zu Rathe gehen und schreibe Dir dann das Ergebniß. Verlaß mich jetzt und begleite mich auch nicht ins Haus zurück, sondern gehe durch die hintere Gartenthür. Ehe Du meinen Brief erhalten hast, will ich Dich nicht wiedersehen. Ich danke Dir, daß Du endlich gesprochen hast. Es wird noch Alles gut, mein einzig Geliebter, darauf vertraue. Und nun gute Nacht!"

Sie nickte ihm zu mit einem traurig innigen Blick und einem leisen Winken der Hand, zog dann das Spitzentuch wie einen Schleier über die Stirn und ging langsam von ihm hinweg.

* * *

Erst spät am anderen Nachmittage, nachdem er in wachsender Aufregung zu Hause gesessen und auf ihre Botschaft gewartet hatte, brachte ihm ein Dienstmann den verhängnißvollen Brief. Er war in der Nacht geschrieben, mit fester Hand, in den großen feinen Zügen, die ihr Wesen so sichtbar ausdrückten.

„Nein, mein Geliebter, ich zürne Dir nicht. Vielmehr hat Alles, was Du mir gesagt, mein gutes Recht, Dich über Alles zu lieben, mir nur bestätigt. Dächtest Du weniger zart und empfindlich im Punkt der Mannesehre, so wäre Deine Geliebte eben nur ein schwaches Weib, das durch äußere Eigenschaften sich hätte verführen lassen. Nun wird mir die höchste Wonne meines Geschlechts zu Theil, aufzublicken zu Dem, den unser Herz erwählt hat, um, wenn wir von schwankenden Trieben hin und her gerissen werden, uns an eine feste Stütze schmiegen zu dürfen.

„Nur mir selbst zürne ich, daß mir erst durch Dich die Augen geöffnet wurden über das, was mein eignes sittliches Gefühl mir hätte sagen sollen: daß ich nicht fortfahren darf, auch nur äußerlich, wie es in all der Zeit, seit Du mir begegnet bist, der Fall war, einem Manne anzugehören, von dem meine Seele sich geschieden hat.

„Ich bin entschlossen, keinen Augenblick länger die unwürdige Lüge dieses Verhältnisses zu dulden, sondern auch die äußere Fessel abzustreifen.

„Schon morgen Nacht verlasse ich das Haus und ziehe mich zu meiner Jugendfreundin zurück, die an einen Landpfarrer nahe bei G. verheirathet ist. Dort will ich meine Zukunft abwarten — meine und Deine Zukunft.

„Ich weiß, daß es Wahnsinn wäre, unser Leben sofort zu vereinigen. Du hast Jahre der strengen Arbeit vor Dir, und ich bin nicht egoistisch genug, zu verlangen, daß Du Deinem Genius untreu werden sollst, um mir allein zu leben. Ich werde warten, mein Geliebter, und in der Hoffnung aufrecht zu bleiben versuchen, daß Dein Herz mich nicht werde entbehren können und daß ich Dich doch einst besitzen darf — wie lange oder wie kurz? — Du

weißt, daß ich nie ein Opfer bloß äußerlicher Treue von Dir fordern oder auch nur annehmen würde.

„Finde Dich morgen um Mitternacht an der Gartenpforte ein. Eine Stunde später hält hier der Nachtzug, der mich nach G. bringen soll. Ich möchte, daß Du mich nach dem Bahnhof begleitest; ich werde so tief verschleiert sein, daß Niemand mich erkennen soll. Diese eine bange süße Stunde vor einer Trennung, die vielleicht nur in langen Pausen durch ein kurzes Wiedersehen unterbrochen werden kann, mußt Du mir nicht versagen. Alles, was ich heute nicht schreibe, will ich Dir dann mündlich erklären. Mein Entschluß aber ist unerschütterlich.

„Gute Nacht, liebster Mann. Ewig Deine Melusine."

„Am andern Morgen. Ich habe geschlafen wie nur ein gutes Gewissen schlafen läßt. Und jetzt im hellen Morgenlicht steht Alles noch ganz so klar und nothwendig vor mir, wie ich's in der Nacht empfunden habe. Versuche daher mit keinem Wort, mich wankend zu machen. Ich weiß Alles, was gegen meine Entschließung zu sprechen scheint: die Unsicherheit meiner Lage, da ich nicht reich bin, das Urtheil der Welt, das mich nicht schonen wird — und das Verhängnißvollste, Härteste: daß ich mich meines Sohnes beraube. Der aber ist mir jetzt schon genommen worden, und ich bin keine Spartanerin. Wenn sein Gemüth dem meinen nachartet, was ja gerade befürchtet wurde, so wird er, zum Manne herangereift, seiner Mutter nicht abtrünnig bleiben, sondern verstehen, warum sie nicht im Joch ausharren konnte.

„Komm also nicht zur gewohnten Stunde, aber fehle nicht zu der späteren. Noch einmal muß ich Deine Stimme hören, Deine Hände drücken, meinen Kopf an Deine starke, treue Brust lehnen — dann mag das Ungewisse, Unausdenkbare sich meiner bemächtigen."

* * *

Der Tag, an dem sie dies geschrieben hatte, war ein Freitag, ihr Melusinentag.

Sie schickte in der Frühe das Mädchen zu ihrem Manne hinauf und ließ ihm sagen, er möge sie entschuldigen, wenn sie heute ganz für sich bleibe, auch nicht zu Tische komme. — Der Herr lasse grüßen, es sei gut! berichtete Lisette. — „Jawohl, es ist gut!" wiederholte die Frau bei sich selbst; „und es wird noch besser sein, wenn es immer so ist."

Sie war ganz ruhig. Nur ein bitteres Gefühl überkam sie einen Augenblick, als sie bedachte, daß sie keinen Menschen in dieser Stadt zurückließ, der ihr fehlen würde, Keinen, den sie vermissen möchte. Die Eltern todt, ihre Geschwister alle in Nähe und Ferne zerstreut. Und der Einzige, den ihr Fortgehen kränken würde, wie bald würde er sich darein gefunden haben. Das Werk, an dem er gerade arbeitete, war's ihm nicht theurer als Weib und Kind? Und eine Haushälterin, die dafür sorgte, daß es im Hause ihm an nichts fehle, ließ sich ja wohl auftreiben.

Sie schrieb an ihn, einen langen Abschiedsbrief, ohne Vorwürfe, ohne Entschuldigung dessen, was sie vorhatte. Daß es so besser sei für sie beide, setzte sie so gelassen, wie man die Folgen eines Naturgesetzes betrachtet, aus-

einander. Zum Schluß dankte sie ihm mit warmen Worten für alle Güte, die er ihr bewiesen. Sie glaube, diese Güte dadurch zu vergelten, daß sie ein Verhältniß löse, das auch ihm, wenn er aufrichtig sein wolle, mehr und mehr peinlich sein müsse. Er brauche eine Frau, die sich damit begnüge, als die Lebensgefährtin eines bedeutenden Mannes vor der Welt eine beneidete Stellung einzunehmen und keine Wünsche zu nähren, die er ihr nicht erfüllen könne. So möge er ohne Groll an sie denken, aber nicht zu vereiteln suchen, was unabänderlich in ihr feststehe.

Nachdem sie den Brief gesiegelt hatte, ordnete sie ihre Papiere, verbrannte eine Menge Briefe und Aufzeichnungen und ließ sich einen Koffer bringen, indem sie vorgab, sie habe allerlei Sachen an den Knaben in der Pension zu schicken. Darein that sie das Nöthigste zu ihrer Toilette, ein paar Schmucksachen, die sie schon als Mädchen besessen, einige Bücher und die Staatspapiere, die ihr persönlich gehörten, ein sehr bescheidener Besitz, der von dem väterlichen Erbtheil auf sie gekommen war. Einmal setzte sie sich auch an den Flügel und schlug ein paar Accorde an, nur wie um Abschied zu nehmen. Dann verschloß sie das Instrument mit einem Seufzer und lag lange auf dem Divan in tiefem Sinnen, nicht froh und nicht traurig, wie man einem Unternehmen entgegensieht, das aus dem Kampf widerstreitender Pflichten hervorgegangen ist. Zuweilen sah sie zu dem Ary Scheffer'schen Bilde hinüber, mit stillem Neide auf die Liebenden, die in dem Wirbelsturm des Höllenkreises Brust an Brust geschmiegt ewig verbunden dahinfahren, aller Feindschaft und Verfolgung der Oberwelt entrückt. Der Tag war still und warm, ein Nachsommerhauch wehte zu den Fenstern herein, und sogar die Amseln fingen schüchtern zu singen an, als glaubten sie, daß der Frühling schon wieder nahe sei.

Eine tiefe Müdigkeit überkam sie, auf Augenblicke sogar der Gedanke, es möchte das Beste sein, sie schliefe, um nie wieder zu erwachen, und verschliefe sogar das Glück, das so fern und trügerisch und vielleicht unerreichbar vor ihr stand. Diese Schwäche aber kämpfte sie nieder und suchte sich eine Zukunft voll Licht und Wärme auszumalen, in der sie ganz sich selbst und Dem, der sie liebte, angehören würde. Und in dieser seligen Träumerei schlief sie wirklich ein, da sie die Nacht vorher kein Auge geschlossen hatte.

Erst gegen Abend erwachte sie, aß ein wenig von den Speisen, die ihr das Mädchen ins Zimmer trug, und wartete dann mit brennender Ungeduld die Nacht heran. Sie konnte von ihrem Schlafzimmer aus, das sie sich seit der Krankheit unten neben dem Melusinenzimmer eingerichtet hatte, in den Garten gelangen, ohne von irgend Jemand im Hause gehört zu werden. Ihr Mann kam gewöhnlich gegen Elf nach seiner späten Arbeit noch auf einen kurzen Gutenachtgruß zu ihr herein. Heute aber, da sie sich ihren Freitag gesichert hatte, hatte sie ihn nicht mehr zu erwarten. So tief sie von ihrem guten Recht durchdrungen war, wollte sie doch seinem Blick nicht mehr begegnen.

Als es daher Elf geschlagen hatte, klingelte sie der Lisette und sagte, sie wolle nun schlafen gehen, nur erst noch die Blumen begießen. Hier sei ein Brief für den Herrn, worin sie ihm eine heut empfangene Nachricht mit-

theile, die ihn vielleicht aufregen werde, so daß sie ihm die Nachtruhe damit verstören würde, wenn sie ihn heut noch an ihn gelangen ließe. Doch da er früher aufstehe, als sie, solle er den Brief gleich beim Frühstück lesen. Sie möge ihn daher neben seine Tasse legen.

Dann wandte sie sich, scheinbar ganz gleichmüthig, den Blumen im Erker zu, die sie zum letzten Mal tränken wollte. Eben war sie damit fertig geworden und stellte die kleine Gießkanne beiseit, als die Thür sich öffnete und ihr Mann ins Zimmer trat.

Sie sah mit tödtlichem Erschrecken, daß er ihren Brief in der Hand hielt.

Sein Gesicht war etwas blasser als gewöhnlich, auch der heiter überlegene Zug daraus geschwunden, doch seine Stimme klang ruhig, und das mächtige Haupt mit dem nur leicht angegrauten seidenweichen Haar nickte freundlich, indem er sagte:

„Guten Abend, Lusine. Was ist das für ein wunderlicher Brief, den ich eben der Lisette abgenommen habe? Ich überraschte sie dabei, daß sie die Aufschrift studierte, und sagte scherzend, ob sie einen Schatz habe, der ihr so große Liebesbriefe schreibe. Das gute Ding, das so tugendhaft ist, empörte sich dermaßen über diesen Verdacht, daß sie mir erröthend und zitternd das Convert hinhielt — und da las ich meinen eignen Namen — in Deiner Handschrift. Was in aller Welt hast Du mir zu schreiben, das Du mir nicht mündlich sagen kannst?"

Sie stand wie versteinert. Also sollte dieser Kelch nicht an ihr vorübergehen! Aber sie nahm all ihren Muth und Stolz zusammen und sagte nach einem kurzen Schweigen, ohne daß ein Zittern ihrer Stimme ihre Aufregung verrieth:

„Du solltest den Brief erst morgen früh finden. Aber da er einmal in Deinen Händen ist, so lies ihn doch gleich."

„Ich werde mich hüten, Kind," versetzte er und suchte zu lachen; es gelang aber nur schlecht. „Nicht bloß als Jurist bin ich für das mündliche Verfahren. Du schreibst zwar einen schönen Stil, aber Deine Stimme zu hören ist mir noch lieber. Was hast Du mir also mittheilen wollen?"

Sie sah still vor sich hin. Dann sagte sie mit tonloser Stimme, wie man etwas Unabänderliches ausspricht: „Daß ich von Dir gehen will, um nicht zu Dir zurückzukehren, und Dich bitten möchte, auf alle Versuche, meinen Entschluß zu ändern, zu verzichten. Auch die Gründe, wie ich dazu gekommen bin, stehen in dem Brief. Du würdest uns beiden ein peinliches Gespräch ersparen, wenn Du es über Dich brächtest, ihn zu lesen."

„Meinst Du?" sagte er nach einer langen Pause, während der er sie fest angeblickt hatte. „Und Du glaubst, Du könnest mir in diesem Brief etwas Neues sagen, in Betreff der sogenannten Gründe, mein' ich — denn daß sie so viel Gewicht hätten, einen solchen Entschluß zu begründen, ist mir allerdings neu. Erlaube, daß ich mich einen Augenblick besinne, wie ich mir das mit Deinem sonst mir so wohlbekannten Wesen reimen soll. Willst Du Dich nicht auch setzen? Da's nun doch einmal nicht zu vermeiden ist, daß wir die Sache besprechen, möcht' es etwas lange dauern."

Er hatte sich auf den Divan gesetzt, immer den Brief spielend zwischen den Händen. Jetzt legte er ihn behutsam, wie eine gefährliche Waffe, auf den Sitz neben sich und sagte, während sie regungslos stehen blieb:

„Du hast also wirklich fortgehen wollen, um nicht wiederzukommen, noch diese Nacht, mit dem Schnellzug um Ein Uhr?"

Sie nickte.

„Und wohin hast Du gehen wollen, wenn für einen Mann, den seine Frau verlassen will, diese Frage nicht unbescheiden ist?"

„Zu Lotte Pilgram, meiner Jugendfreundin."

„In ein Pfarrhaus? Und Du hast nicht befürchtet, der Herr Pastor werde Dir eine scharfe Predigt über den Text vom verirrten Lamm halten und versuchen, Dich zu Deinem Hirten zurückzuschicken? Ich erkenne meine kluge Frau gar nicht wieder."

„Das wird meine Sache sein," erwiderte sie dumpf.

„Gewiß. Du bist mündig, und es fällt mir nicht ein, Deinen Willen zu beschränken. Aber auch mein Wille kann verlangen, respectirt zu werden, und ich erkläre Dir hiermit ganz ruhig, daß Du mit meinem Willen nie und nimmer thun wirst, was ich für eine Thorheit halte, die Dein Lebensglück unrettbar zerstören würde."

Sie sah ihn furchtlos, fast drohend an.

„Mein Lebensglück! Was verstehst Du von dem? Lies den Brief, vielleicht wirst Du einsehen, daß in dem, was Du Thorheit nennst, die einzige Rettung für mich liegt."

Er ließ einen langen, traurigen Blick auf ihr ruhen, vor dem sie nun doch den ihren senkte.

„Soll ich Dir sagen, was in diesem Brief steht, Lusine? Obgleich ich kein hellseherisches Medium bin, kann ich Dir den ganzen Inhalt erzählen, freilich ohne die schönen, zuweilen bitteren Worte, in die Du ihn gekleidet haben wirst. Du erklärst mir, daß Du mich nicht mehr liebst, Dich getäuscht habest in der Hoffnung, mit mir glücklich zu werden, da Du auch erkannt habest, ich liebte Dich nicht mehr, wenn ich es überhaupt gethan hätte. Nun, Kind, das Erstere bestreite ich Dir nicht. Ich bin wirklich nicht liebenswürdig mehr, wenn ich es jemals war, und kann Dir's nicht verdenken, daß Du das schwer empfindest. Mit dem Andern aber hast Du Unrecht: ich habe Dich sehr geliebt, als Du meine Frau wurdest, und — verzeih diese Erklärung, die im Munde eines Graukopfs etwas geschmacklos klingt: ich liebe Dich heut noch ganz so zärtlich, wie vor zehn Jahren, wenn ich auch durch die Sicherheit des Besitzes mich habe verwöhnen lassen und es nicht mehr nöthig gefunden, es Dir so zu zeigen, wie Du es erwarten und verlangen konntest.

„Ja, Kind, denke nicht, daß ich mich von Schuld freisprechen möchte. Ich habe Dich vernachlässigt, über die Gebühr, und Du hast Recht, Dich schwer zu beklagen. Auch will ich nicht auf mildernde Umstände plaidiren — Du kennst sie zum Theil selbst, und wenn Du sie bei Deinem Verdict nicht in Anschlag bringst, sondern kurzweg den Stab über den armen Sünder brichst, so muß er's eben leiden. Auch die Appellation an die oberste Instanz, Dein großmüthig

verzeihendes Herz, würde ihm nichts helfen, da dies Herz sich eben gegen ihn verhärtet hat. Und so wäre denn die Strafe nicht abzuwenden, daß ich verlieren müßte, was ich mir nicht zu erhalten gewußt. Nur Eines ist noch im Wege: daß sich's nicht um Dich allein handelt, um Dein Glück, dem ich jedes Opfer bringen möchte, sondern um den Jungen, der uns beiden angehört und den wir nicht nach einem Mosesurtheil in zwei Stücke zerreißen dürfen."

„Es ist ja schon über ihn entschieden," sagte sie bitter. „Du hast ihn mir genommen. Ich bin eine verwaiste Mutter geworden."

„Du hast Recht," erwiderte er, und seine Stirn wurde noch düsterer. „Das war nicht nur eine Sünde gegen Dich, sondern noch schlimmer, auch gegen das Kind. Ich habe sie auch schon bereut. Noch ehe ich wußte, daß Du es zum Aeußersten bringen wolltest, habe ich beschlossen, es zu ändern. Der Director schrieb mir gerade gestern, der Junge sei in einen Zustand von Trübsinn und körperlicher Erschlaffung verfallen, der nur durch das Heimweh erklärt werden könne, da es ihm sonst an Nichts fehle, die Lehrer ihn lobten und seine Kameraden ihn liebten. Auch habe der Arzt geradezu von Nostalgie gesprochen, und auf sein Befragen, ob er Sehnsucht nach Hause habe, sei der Junge in Thränen ausgebrochen. Ich wollte Dich damit überraschen, daß ich ihn zurückkommen ließ. Freilich sagte ich mir, ich würde ihm dann auch einen Theil meiner Zeit widmen müssen. Da aber mein Buch eben fertig geworden, kann ich mich ja auch mit Dir zusammen um ihn bekümmern, und sollte wirklich das mütterliche Künstler- oder Poetenblut in ihm übermächtig sein, nun, so wäre ohnehin mit aller Abhärtung nichts dagegen zu machen. Du begreifst nun aber, daß Du doch wohl mit der Hedschra nach dem Pfarrhause nicht Ernst machen kannst."

Er stand auf und wandelte langsam im Zimmer umher, die Bilder an den Wänden betrachtend, ohne sie durch einen Blick in ihre Verwirrung hinein zu belästigen. Sie fühlte wohl, daß er großmüthig genug war, seinen Sieg über sie nicht zu mißbrauchen. Aber sie war ihm innerlich zu sehr entfremdet, um den Frieden anzunehmen, durch den sie sich gedemüthigt erschienen wäre.

So sagte sie, all ihren Trotz und Widerstandswillen aufbietend, nachdem sie in beklemmender Stille lange sich gegenübergestanden hatten:

„Du weißt doch nicht Alles. Ich — liebe einen Andern."

Sie erwartete sich einen heftigen Eindruck von diesen gelassenen, wie für die Ewigkeit ausgesprochenen Worten. Da hörte sie ihn im ruhigsten Tone erwidern:

„Auch damit sagst Du mir nichts Ueberraschendes. Wenn ich Dir nicht liebenswürdig scheine, sollte darum kein Anderer mehr Glück bei Dir haben? Ich fände es sehr wundersam, wenn Dein Herz, das so reich und zart empfindet, in der kühlen Luft neben einem Manne, der Dich vernachlässigt, sich nicht nach einer wärmeren Natur gesehnt und dorthin sich geflüchtet hätte. Auch verlange ich gar nicht die näheren Umstände und den Namen des Bevorzugten zu wissen, das ist Deine Angelegenheit. Nur so weit Dein eigenes Wohl und das unseres Knaben dabei ins Spiel kommt, mußt Du mir er-

lauben, mich einzumischen. Du bist viel zu verständig, um nicht einzusehen, daß, wie der Dichter sagt, eben nicht alle Blüthenträume reifen können. Eine gewisse innere Heilgymnastik ist in solchen Fällen Pflicht. Man muß es dahin zu bringen suchen, daß der Herzmuskel sich abhärtet und die Influenz sich mehr auf die oberen Organe wirft, wo die Phantasie regiert, damit ein solches süßes Gift nicht ins Blut dringt und das Leben zerstört. Ich mache mich durch dieses confuse Gleichniß aus dem medicinischen Gebiet vielleicht lächerlich, aber doch wohl auch verständlich. Oder mußt Du mir nicht Recht geben, Kind?"

Er war ihr näher getreten, aber sie wich vor ihm zurück und stützte sich auf den Flügel.

„Wir verstehen uns nicht," sagte sie lebhaft. „Wenn mich nun das, was Du eine Krankheit nennst, viel zu glücklich machte, als daß ich wünschen könnte, je davon zu genesen, wenn ich's nicht einmal vermöchte, selbst um die Schmerzen zu stillen, die davon unzertrennlich sind — könntest Du dann noch wünschen, ein Kind in dem Hause aufwachsen zu lassen, wo eine so unheilbare Krankheit sich eingenistet hat?"

„Ich würde die Heilung von eben diesem Kinde erhoffen," erwiderte er in tiefer Bewegung, „denn es ist unmöglich, daß eine Mutter, die nicht an Geist und Gemüth versteinert oder entartet ist, auf die Länge ihr vermeintliches Glück über das ihres Kindes stelle. Du am Wenigsten, was Dir auch in dieser Stunde das Urtheil über Dich selbst verwirren mag. Ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst. Ob ich je Dir wieder theuer werden kann, nachdem Du Dich innerlich von mir geschieden hast, das weiß ich nicht und muß es als Buße für mein langes Verschulden gegen Dich hinnehmen, daß ich dies erwarten muß wie ein Verurtheilter seine Begnadigung. Wenn wir beide uns allein gegenüberständen, ich gäbe Dich vielleicht frei, nachdem die Bedenkzeit, die ich Dir gelassen hätte, verstrichen wäre, ohne daß Du anderen Sinnes geworden wärst. Nun aber werde ich Dich halten, Dich beschützen gegen Dich selbst, wenn es auch mir keinen Gewinn bringen kann. Vielleicht dankst Du es mir noch einmal. Und wenn es nie dahin kommen sollte — ich werde nie bereuen, meine Pflicht gegen Dich gethan zu haben. Gute Nacht!"

Er wandte sich ab, um ihr seine Augen zu verbergen, die ihm überzufließen drohten, und ging langsam aus dem Zimmer. Sie hörte ihn mit schweren Schritten wie einen Mann, der eine große Last zu tragen hat, die Treppe hinaufgehen. Da brach ihre mühsam behauptete Fassung zusammen, und sie sank laut aufweinend auf das Ruhebett.

* * *

Um diese Mitternachtsstunde stand Lucius, in den leichten Mantel gehüllt, den schwarzen Filzhut tief in die Stirn gedrückt, draußen an der Gartenthür. Die Nacht war sternlos, das hohe Gebüsch warf seinen Schatten über den schmalen Weg, der am Gartenzaun vorbeilief und in das offene Feld hinausführte. Niemand kam um diese Zeit hier vorüber. Doch bei jedem nahen und fernen Laut fuhr der Jüngling zusammen und spähte unruhig umher. Er bemühte sich vergebens zu erkennen, ob vom Hause drüben hinter den ver-

schlungenen Gartenwegen Licht herüberschimmere. Das Haus stand als eine schwere dunkle Masse unheimlich hinter den Bäumen, und alles Leben darin schien in Schlaf versunken.

Den Rest des Tages, seit er jenen Brief erhalten, hatte er in qualvoller Aufregung verbracht. Daß es seine Pflicht sei, jetzt zu sprechen, um sie von dem unseligen Schritt abzuhalten, der ihr Leben zerstören mußte, stand ihm fest. Unablässig wälzte er die Worte in seinem Gehirn, in denen er seine Verirrung gestehen sollte, und sah mit furchtbarer Klarheit, daß alle Sophisterei der Beredtsamkeit nicht im Stande sein würde, den Schlag auf ihr Herz zu mildern. Seine eigene Buße, vor ihr als ein falscher Freund dastehen zu müssen, erschien ihm leicht gegen den tödtlichen Schmerz, den er ihr nicht ersparen durfte. Er konnte aber nicht zurück. So fand er sich in starrer Verzweiflung an dem bezeichneten Orte ein.

Regungslos lehnte er an dem Zaun, der den Garten einschloß, und die Minuten schienen ihm bleiern langsam hinzuschleichen, bis ihr leichter Schritt von innen herankommen würde. Als Alles still blieb, seine Uhr, die er alle Augenblicke hervorzog, schon die halbe Stunde nach Mitternacht zeigte, überkam ihn eine dumpfe Ruhe. Er sagte sich, irgend Etwas werde dazwischengekommen sein, daß sie die Ausführung ihres Vorhabens für heute aufgegeben habe. Aber wie er sie kannte, durfte er nicht hoffen, daß sie ganz darauf verzichtet habe. Ein Aufschub der Hinrichtung für vierundzwanzig Stunden — nur eine Verschärfung der Strafe für den Verurtheilten! Und doch athmete er auf, und die Hoffnung, es möchte ein gnädiger Zufall ihm das Aeußerste ganz ersparen, besänftigte seine innere Qual für den Augenblick.

Er nahm den Hut ab und trocknete sich die feuchte Stirn. In den Garten einzudringen und zum Hause hinzuschleichen, zu sehen, ob Licht in ihrem Zimmer sei, ob sie vielleicht durch eine plötzliche Erkrankung zurückgehalten werde, durfte er nicht wagen. Auf einmal aber kam ihm der Gedanke, sie habe sich vielleicht nur verspätet und sei, um die Fahrt nicht zu versäumen, ohne ihn nach dem Bahnhof geeilt. Es war nur eine kurze Frist, bis der Zug kommen mußte. Das Letzte blieb ihm noch zu thun, auf dem kürzesten Wege ihr nachzustürmen und so vielleicht noch in der letzten Minute den verhängnißvollen Schritt zu vereiteln.

Er rannte quer über die Felder, an den einzeln liegenden schlafenden Gehöften und Villen vorbei, aus denen die Hunde ihm nachbellten; sein Athem flog, und seine Kniee zitterten; der Hut entfiel ihm, ohne daß er sich die Zeit nahm, im Dunkeln nach ihm zu suchen — da hörte er schon ganz nahe den Zug heranbrausen, und kam doch erst auf dem hellen Bahnsteig an, als er sich langsam von Neuem in Bewegung setzte. An einem Fenster aber hatte er eine tief verschleierte Frau sitzen sehen, die sich einen Augenblick wie spähend hinausbeugte. „Das ist sie!“ rief es in ihm, und in lähmender Verzweiflung sank er auf eine der Bänke unter dem hellen Vordach.

Der Inspector trat an ihn heran und fragte theilnehmend, ob er etwa noch habe mitfahren wollen. Der nächste Zug gehe erst am Morgen. Lucius

raffte sich auf, stotterte ein paar unverständliche Worte der Erwiderung und schwankte davon, in die Nacht zurück.

Erst eine Stunde später erreichte er seine Wohnung. Sein Kopf war wüst, die Gedanken jagten sich darin in wilder Flucht. Als er am anderen Morgen nach einem dumpfen Halbschlummer aufstand und sich im Spiegel betrachtete, sah er ein Gesicht, das ihm ganz fremd vorkam.

Auch heute noch war er unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Aber das stumpfsinnige Brüten in seinen engen vier Wänden wurde ihm unerträglich. Er bedeckte sich mit einer alten Reisemütze und ging die Treppe hinab.

Das Berthchen begegnete ihm im Flur und grüßte ihn freundlich. Er erwiderte nur mit einem stummen Nicken ihren guten Morgen und ging ohne sie anzusehen an ihr vorüber. Was war sie ihm jetzt noch? Er begriff kaum, daß ihn dies harmlose Lärvchen jemals im Innersten hatte aufregen können. Immer sah er ein anderes Gesicht vor sich, blaß und gedankenvoll, mit einem schmerzlichen Vorwurf in den schönen, verweinten Augen und doch noch von unauslöschlicher Liebe verklärt.

So trat er tief aufseufzend aus dem Hause. Er hatte kein bestimmtes Ziel, nur sich selbst suchte er zu entfliehen.

Er war aber nur ein paar Straßen weit gegangen, als er um eine Ecke biegend sich der Jucunde gegenübersah.

„Sie sind es!“ sagte er. „Guten Morgen! Verzeihen Sie, ich habe Eile.“

Sie blieb aber vor ihm stehen und sah ihn scharf an. „Wie siehst Du nur aus!“ sagte sie. „Wahrhaft zum Fürchten, als wärst Du aus dem Grabe gestiegen. Und kennst mich nicht einmal, daß Du mich siezest. Nein, so laß ich Dich nicht fort. Komm hier in die dunkle Gasse, da begegnet uns kein Mensch, und nun heraus mit der Sprache: was hast Du, daß Du mich nicht mehr kennen willst und machst ein Gesicht, wie die Noth Gottes? Immer noch die alte verliebte Narrheit? Kannst Du denn gar nicht einsehen, daß der gewisse Fabrikantensohn Dir einen Gefallen thut, wenn er statt Deiner den dummen Streich macht, der für ihn gar nicht so schlimm ausfallen wird, während Du ihn Dein Leben lang bereuen würdest?“

„Liebe Jucunde,“ erwiderte er und hielt ihren Blick nicht aus, „verzeih, daß ich vergessen zu haben schien, was ich für eine gute Freundin an Dir habe. Aber die beste Freundschaft kann mir nicht helfen. Wenn ich Dir Alles sagen könnte, würdest Du einsehen, daß es nichts Leichtes ist, was ich durchzumachen habe. Darum gib mich lieber auf und laß mich zusehen, wie ich allein damit fertig werde.“

Die entschlossene kleine Person schüttelte unwillig den Kopf.

„Narrenspossen!“ schalt sie. „Wenn man einen guten Freund im Begriff sieht, immer tiefer in einen Sumpf zu versinken, wird man ihn auch ruhig fortmachen lassen, statt ihn beim Schlafittchen zu fassen, und wieder aufs Trockene zu bringen! Sag aber einmal, Lucius, wie kommt's, daß Deine verehrte Frau Professorin, von der Du mir ein solches Rühmens gemacht hast, das ruhig mit ansieht? Hat sie denn keine Augen im Kopfe, daß sie nicht

bemerkt, wie jämmerlich Deine unsinnige Verliebtheit Dich zurichtet? Und fragt sie nie nach der Ursache?"

„Ich habe es ihr nie gesagt," stotterte der Jüngling. „Sie hätte es auch nicht ändern können. Ich muß mein Schicksal eben tragen. Laß Dir's nicht zu Herzen gehen, Jucunde. Endlich nimmt Alles einmal ein Ende."

Er nickte ihr zu und ging hastig weiter. Sie aber blieb stehen und sah ihm nach.

„Mir's nicht zu Herzen gehen lassen!" murrte sie vor sich hin. „Das ist leicht gesagt. Aber wie fängt man's an, wenn man doch einmal ein Herz hat und hat's an so einen schlimmen, lieben, unsinnigen Menschen gehängt? Nein, das darf nicht so fortgehen."

Einen Augenblick stand sie noch und sann. Dann rückte sie ihr Hütchen, das immer ein wenig lose auf dem schlecht frisirten Haare saß, ordentlich zurecht, strich die Falten ihres Tuches glatt und schlug den Weg nach dem Hause der Frau Professorin ein.

* * *

Die gnädige Frau sei nicht ganz wohl und empfange Niemand, sagte die Lisette, als das unbekannte junge Mädchen, in dem sie nach dem nachlässigen Anzuge eine Bittstellerin vermuthete, nach der Frau Professorin fragte.

„Sagen Sie nur, ich käme in Angelegenheiten eines Herrn Studiosus Lucius, der eigentlich Ludolf heißt, und es wäre sehr dringend. Mein Name thut nichts zur Sache. Aber wenn die gnädige Frau ihn wissen will, ich heiße Jucunde Born. Vielleicht hat der Herr Lucius schon von mir zu der gnädigen Frau gesprochen."

Die gnädige Frau lasse bitten, lautete der Bescheid, den das Mädchen gleich darauf hinausbrachte. „Aber bleiben Sie nicht zu lange. Die Frau Professorin ist wirklich sehr schwach, und ich hätte schon den Doctor geholt, wenn sie mir's nicht so streng verboten hätte."

Als Jucunde eintrat, hatte sich die Frau eben von dem Divan erhoben, auf dem sie die ersten Stunden dieses Tages mit geschlossenen Augen, doch in fieberhafter Unrast zugebracht hatte.

„Was führt Sie zu mir?" sagte sie mit leiser Stimme, indem sie die fremde wunderliche Erscheinung mit mühsam verhehlter Aufregung betrachtete.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte das Mädchen hastig, „daß ich Sie überfalle, da Sie Ruhe brauchen. Aber ich weiß mir nicht anders zu helfen, und Sie können vielleicht, da Sie, wie er mir erzählt hat, so großen Einfluß auf ihn haben und er Ihnen so viel Dank schuldig ist —"

„Sie kommen — im Auftrage des Herrn Ludolf?"

„Nein, er ahnt nicht, daß ich mir diese Freiheit genommen habe. Er wäre vielleicht sehr böse auf mich, wenn er's wüßte, aber kranke Menschen fragt man nicht um Erlaubniß, ob man ihnen helfen soll; sie haben keinen freien Willen, und der Herr Lucius ist sehr krank; ich bin erschrocken, als ich ihm heut Morgen begegnete, und da dacht' ich, Sie wüßten vielleicht Rath, da mein guter Wille nichts auszurichten vermag."

„Wer — sind Sie? Wie kommen Sie dazu, solchen Antheil —"

„O gnädige Frau, denken Sie nichts Unrechtes. Ich bin nur seine gute Freundin — hat er Ihnen nie von der Jucunde erzählt? Nun, da sehen Sie, für ihn ist überhaupt nur Ein weibliches Wesen auf der Welt, von dem er träumt und spricht und an das er wohl auch Verse macht. Ich würd' ihr das ja auch gönnen — ohne Neid, das heißt, nicht ganz, da mir's manchmal sauer wird, mir immer vorzuhalten, daß ich rein verrückt sein müßte, wenn ich mir einbildete, ein Mensch mit gesunden Sinnen könne mehr für mich fühlen, als das bißchen lauwarme Freundschaft, das ja auch der Herr Lucius für mich zu fühlen vorgibt — wenn's nicht bloßes Mitleiden ist. Aber wenn man nicht geliebt wird, darum kann man Andere doch lieb haben, zumal wenn's ein so lieber, herrlicher Mensch ist, wie der Herr Lucius. Und darum — wahrhaftig ganz ohne dumme Eifersucht — ist mir's nahe gegangen, als ich sehen mußte, daß er sich so wegwarf an einen Gegenstand, für den er tausendmal zu gut war, und sich das junge Leben verdirbt mit ganz hoffnungsloser Sehnsucht und Liebesgram."

Die Frau hatte sich auf den Divan niedergelassen, ihr bleiches Gesicht glühte, sie starrte das junge Mädchen mit weit offenen Augen an. „Was — was meinen Sie? Wie kommen Sie dazu — wie können Sie wagen —?"

„O gnädige Frau," fuhr die Eifrige geschwinde fort, „denken Sie von mir so schlecht Sie wollen, ich thue doch nur, was ich für recht halte, wenn ich meinem guten Freund diese Narrheit auszureden suche und jetzt auch zu Ihnen komme, damit auch Sie Ihr Heil bei ihm versuchen."

„Schon an dem Festabend im Waldwinkel, als ich sah, daß es ihm so heiliger Ernst mit dieser Liebe war, habe ich frei von der Leber weg zu ihm gesprochen. Sie kennen das Berthchen ja nicht näher. Vielleicht werden Sie es auch begreiflich finden, daß sich ein junger Mensch in so ein paar Augen, und was sonst drum und dran ist, vergafft. Aber ich versichere Sie, es ist sonst nicht viel dahinter, und wenn wir nicht so halb und halb Cousinen wären, würde ich mir den Umgang mit ihr auch nicht ausgesucht haben. Nun, ich soll sie ja nicht heirathen. Der Herr Lucius aber war an jenem Abend drauf und dran, ihr Hand und Herz anzutragen, so vernarrt war er durch ihre Triumphe beim Tanz geworden, und als ich ihm sagte, sie sei schon so gut wie verlobt, mit einem ziemlich einfältigen Menschen, zu dem sie aber weit besser passe, da dankte mir der thörichte Mensch für meinen Freundschaftsdienst. Aber obwohl ich ihm den Staar gestochen, seine Augen sind noch ganz so verblendet wie vorher. Er weiß, daß es hoffnungslos ist, in jeder Hinsicht, daß, auch wenn sie frei wäre, sie niemals Etwas für ihn fühlen könnte, wie so ein Dichter und Künstler und vornehmer Mensch es fürs Leben braucht — und doch verzehrt er sich nach ihr und sieht so herzbrechend aus, daß ich mir endlich gesagt habe, man müsse mit Gewalt einschreiten, und Sie, gnädige Frau, müßten es thun. Sie glauben nicht, wie er Sie verehrt, Ihre Worte sind ihm ein Evangelium; ich habe nicht verstanden, wie er, da er Sie doch kennt, sich für ein so unbedeutendes Wesen interessiren könnte. Aber die Männer sind nun einmal wunderliche Geschöpfe. Sie nennen sich

die Herren der Schöpfung und lassen sich von einem hübschen Gänschen den Fuß auf den Nacken setzen."

Sie hatte in ihrer sittlichen Entrüstung diese Worte so hitzig hervorgesprudelt, daß sie nicht wahrnahm, welchen Eindruck sie auf die stille Frau ihr gegenüber machten. Nun sah sie wohl die Todesblässe, die das feine, geistige Gesicht wie eine tragische Maske erscheinen ließ; aber sie hatte ja gehört, die gnädige Frau sei unwohl, und zudem wußte sie, daß sie dem jungen Menschen so viel Freundschaft bewiesen hatte, da mußte diese Enthüllung ihr freilich nahegehen.

Erst nach einer langen Zeit kam eine kaum vernehmbare Antwort zurück: „Und was — wollen Sie — daß ich dabei thun soll?"

„Ihn retten, gnädige Frau. Wenn Sie ihm sagen, daß sich's um sein Leben handelt, daß er sich's schuldig sei, diese hoffnungslosen Gefühle, für die er sie ja selbst erkennt, sich aus dem Herzen zu reißen, so wird er in sich gehen, sich vor Ihnen schämen — vor mir hat er zu wenig Respect — und das Beste wäre, er ginge lieber heut als morgen von hier fort. O gnädige Frau, wenn Sie ihn gesehen hätten — wie ein Marterbild am Kreuz — ich fürchte sogar, er muß es an seiner Gesundheit büßen, wenn er länger unter Einem Dach mit diesem Bild ohne Gnade lebt. Sagen Sie ihm, daß Sie ihm Ihre Freundschaft entziehen würden, wenn er eigensinnig bliebe, das macht noch allein Eindruck auf ihn. Wie warm habe ich ihn von dem Geist und Charakter und der Güte seiner mütterlichen Freundin reden hören."

Wieder wurde eine tiefe Stille zwischen den Beiden. Dann erhob sich die Frau, mit sichtbarer Mühe. „Nein, ich bedarf keiner Hülfe," sagte sie, mit bitterem Lächeln das Mädchen abwehrend, das sie unterstützen wollte. „Ich danke Ihnen, liebes Kind, Sie haben — auch mir einen großen Dienst geleistet. Ich — war nur bisher — ganz unwissend. Aber nun wird mir Alles — Alles klar."

Sie wankte mit unsicheren Schritten nach dem Erker hin und sank auf den Sessel vorm Schreibtisch; da mußte sie doch eine Weile den Sturm ihrer Gedanken vertoben lassen, bis sie ein Blatt aus der Mappe nehmen und eine Feder eintauchen konnte.

Das erste aber zerriß sie wieder. „Mein Kopf ist so schwach," flüsterte sie und lächelte seltsam. „Es braucht nicht mehr viel, so verwirrt sich mein Verstand. Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange aufhalte. Doch braucht es ja — nur wenig zu sein. Er wird es schon verstehen — und das Uebrige können Sie ihm sagen."

Dann nahm sie plötzlich alle Willenskraft zusammen und warf die folgenden Zeilen ohne zu stocken aufs Papier:

„Ich verreise in einer Stunde zu meinem Sohn. Ich muß darauf verzichten, mündlich von Ihnen Abschied zu nehmen. Die Ueberbringerin dieser Zeilen wird Ihnen mittheilen, worüber sie mit mir gesprochen hat. Danach werden Sie begreifen, daß es besser ist, Sie verlassen ohne Aufschub diese Stadt und kehren nicht wieder zurück. Sich von hoffnungslosen Illusionen loszureißen, thut freilich weh, aber schmerzlicher rächt sich Täuschung und

Selbstbetrug. Möge Ihre Kunst Sie glücklich machen. Leben Sie wohl für immer."

„Das Buch, das Sie noch von mir in Händen haben, bitte ich mir zurückzusenden." M.

Sie that das Blatt in einen Umschlag, ohne ihn zu schließen. „Geben Sie ihm das, liebes Fräulein," sagte sie, „und entschuldigen Sie mich, wenn ich sitzen bleibe. Sogar die wenigen Zeilen haben mich angegriffen. Aber ich verreise heute, die Luftveränderung wird mich kräftigen. Adieu. Und haben Sie Dank. Ich hoffe, Ihnen später noch wieder zu begegnen, wenn dies Alles hinter uns liegt."

* * *

Als das Mädchen gegangen war und sie sich wieder allein sah, blieb sie noch eine Stunde unbeweglich auf dem Sessel vor dem Schreibtisch sitzen und sah in den öden, herbstfahlen Garten hinaus. Keine Thräne löste die Starrheit ihres Gemüths, nur zuweilen zuckte ihr blasser Mund wie von einem leiblichen Schmerz, der der Seele aber nicht zum Bewußtsein kam.

Lisette wagte sich endlich herein, da die Stille ihr unheimlich wurde. Da stand die unglückliche Frau mühsam auf und ging, ohne auf das Mädchen zu achten, an ihr vorüber, in den Flur hinaus und die Treppe hinauf, auf jeder dritten Stufe still haltend, da die Kraft sie zu verlassen drohte. Oben angelangt, wandte sie sich nach dem Arbeitszimmer ihres Mannes, pochte leise an und trat dann hastig über die Schwelle.

Sie hatte ihn heute in der Frühe nur einen Augenblick gesehen, als er den Kopf in die Thür gesteckt und mit ernster Freundlichkeit gefragt hatte, wie es ihr gehe. „Gut!" hatte sie geantwortet, und dann hatte er genickt und war wieder gegangen, in sein Zimmer hinauf, wo sie ihn längst wieder bei der Arbeit glaubte.

Er saß aber nicht an seinem mit Büchern überhäuften Schreibtisch, sondern zurückgelehnt auf dem Sopha, eine Cigarre in der Hand, deren Feuer erloschen war. Die Augen hatte er eingedrückt; es war nicht zu unterscheiden, ob er in Betrachtung versunken gewesen war oder geschlummert hatte. Nun wandte sich sein Blick mit dem Ausdruck leidvoller Resignation der eintretenden Frau entgegen.

„Verzeih, daß ich Dich störe," sagte sie und blieb nahe bei der Schwelle stehen. „Ich hätte Dich aber um Etwas zu bitten."

„Du störst mich gar nicht," erwiderte er. „Ich habe nicht zum besten geschlafen und fühle mich zur Arbeit nicht recht aufgelegt. Was wünschest Du?"

„Du hast mir gesagt, Du seiest entschlossen, Walter zurückkommen zu lassen. Wenn Du nichts dagegen hättest, möchte ich selbst hinreisen und ihn holen."

„Du selbst? Fühlst Du Dich kräftig genug zur Reise? Um so besser. Nur wünschte ich, daß Du eine Begleitung hättest. Lisette könnte mitfahren. Oder wenn es Dir nicht unlieb wäre, da doch allerlei mit dem Director zu besprechen sein wird — wir haben ja Ferien — auf ein paar Tage könnte ich von der Arbeit wohl abkommen, und ein Ausspannen thäte mir gut. Indessen, es war nur eine Idee. Bestimme ganz nach Deinem Belieben."

„Ich dachte auch daran — wagte aber nicht, Dich darum zu bitten. Aber — es ist noch Eins dabei — ich möchte am liebsten gleich mit dem Mittagszuge fort, und Du wirst so rasch —"

„O," sagte er und stand auf, „an mir soll's nicht liegen. Mein Bündel ist bald geschnürt, und es geht ja auch nicht auf eine Reise um die Welt. Das einzige dringende Geschäft ist abgethan —"

Er deutete auf einen geschlossenen Brief, der auf dem Schreibtisch lag.

Sie sah ihn erwartungsvoll an. „Was meinst Du?"

„Ich weiß, daß ich in Deinem Sinne gehandelt habe. Es betrifft Deinen Schützling, den Du der Juristerei vollends abtrünnig gemacht und den Musen in die Arme geführt hast. Ob es zu seinem Heile sein wird, kann ich freilich nicht beurtheilen, dafür überlasse ich Dir die Verantwortung. Da aber auch die Wissenschaft den ganzen Mann fordert und ein verdorbener Studiosus juris eine traurige Figur macht, hab' ich an seinen Vater geschrieben und ihm zugeredet, seinen Sohn, dem ich sonst das beste Zeugniß geben könne, von hier wegzunehmen und ihm das Abspringen von seinem widerwillig begonnenen Studium nicht zu verübeln. Meine Frau habe ein großes Talent in ihm entdeckt, es sei doch wohl der Mühe werth, Ernst damit zu machen. Ich denke, der Alte, der so viel auf mein Urtheil gibt, wird sich fügen, und Du bist jedenfalls damit einverstanden."

„Gewiß!" sagte sie leise und nickte ernst vor sich hin.

„Nun, dann wäre ja auch das in Ordnung. Wenn Du es ihm selbst ankündigen und Abschied von ihm nehmen willst — denn wahrscheinlich ist er abgereist, wenn wir zurückkehren — Du hättest noch zwei Stunden Zeit, bis wir zur Bahn müssen —"

„Ich habe ihm schon Lebewohl gesagt," erwiderte sie, ihre Bewegung mühsam bezwingend. „Er würde ohnedies abgereist sein. Er hatte eine hoffnungslose Neigung zu einem Mädchen in der Stadt, das schon verlobt war. Das habe ich eben erst erfahren und es ihm zur Pflicht gemacht, fortzugehen."

Sie standen einander eine Weile stumm gegenüber. Er schien eine Frage zu unterdrücken, die ihm auf der Zunge schwebte.

Plötzlich trat sie ihm einen Schritt näher und sagte mit zitternder Stimme:

„Du hast gestern geäußert, daß vielleicht eine Zeit kommen würde, wo ich einsähe, daß ich Dir Dank schuldig geworden sei. Die Zeit ist *jetzt* schon gekommen. Ich bitte nicht, daß Du mir vergeben sollst — Du kannst es noch nicht — nur glaube, daß ich tief, tief fühle — wie gütig und großmüthig und edel —"

„Still!" machte er. „Wenn wir abrechnen wollten, fragt sich's sehr, wessen Conto am meisten belastet ist. Dergleichen muß man der Zeit überlassen. Ich bin kein junger Mensch mehr, aber ich denke, noch nicht zu alt, um noch Manches zu lernen. Du sollst mir dabei helfen, Lusine, und mir mein tägliches Pensum überhören. Willst Du das?"

Die Augen gingen ihm über, sie streckte ihm wortlos die Hand entgegen. Als er sich aber darauf niederbeugte, um in seiner alten ritterlichen Gewohnheit die Lippen darauf zu drücken, faßte sie rasch mit einer demüthigen Gebärde seine Hand, drückte sie gegen die nassen Augen und hauchte einen Kuß darauf. Er hob den Arm, sie zu umfangen und an sich zu ziehen, aber mit einem flehenden Kopfschütteln entzog sie sich ihm und eilte bebend aus dem Zimmer.

* * *

Eine Woche darauf saß die Frau am Nachmittag an dem Tischchen im Erker. Sie hatte die Vorhänge herabgelassen, und die Lampe warf ihren Schein auf das kleine Buch mit ihren Gedichten, das sie bei der Rückkehr von der kurzen Reise in versiegeltem Umschlag vorgefunden hatte. Fräulein Jucunde, berichtete Lisette, habe das Packet im Auftrag des Herrn Lucius abgegeben und seine Abschiedsgrüße hinzugefügt, da er einen Tag nach den Herrschaften abgereist sei.

Sobald sie allein war, hatte sie den Umschlag abgerissen und das Büchlein durchblättert, ob nicht ein Blatt hineingelegt sei. Auf einer der letzten Seiten hatte sie die folgenden Strophen gefunden:

So soll ich scheiden ohne Wort und Blick,
Dein Auge will den Schuld'gen nicht beschämen!
Und doch, so schwer zu tragen dies Geschick,
Die harte Buße muß ich auf mich nehmen.

Nur bitt' ich, ob ich's auch nicht würdig bin,
Laß so Dein Herz für den Verbannten sprechen:
Ein Irrsal war's, verdunkelnd Herz und Sinn,
Und wahr zu sein, erschien ihm als Verbrechen.

Doch so viel Milde — wie verdient' ich sie?
War ich der Liebe werth, die ich besessen?
Vergiß mich ganz! Ich aber werde nie,
Was Du mir warst und ewig bleibst, vergessen!

„Worte! Worte! Worte!" hatte sie damals geflüstert und das Buch mit einem bitteren Seufzer in dem untersten Fach des Schreibtisches verschlossen. Jetzt hatte sie es zum ersten Male wieder hervorgezogen und, die Verse wieder lesend, lange vor sich hin gesonnen. Dann ergriff sie die Feder und schrieb in raschen Zügen auf die gegenüberstehende Seite:

Das Band, das ist zerschnitten,
Mein Herz brach in der Mitten,
Mein Sinn ist wie zerstückt.
Der Stätte, da ich stehe,
Den Menschen, die ich sehe,
Bin ich nun weit, wie weit entrückt.

Was lieblich hat begonnen,
Wie traurig ist's zerronnen,
Noch eh' ich's recht bedacht.
Die Augen, die mich grüßten,
Die Lippen, die mich küßten,
Sind fremd geworden über Nacht.

Ach, hättst Du nicht Dein Leben
Verschwendend hingegeben
Dem falschen Traum von Glück!
Es floh Dir von der Seite,
Du starrst ihm nach ins Weite,
Und nimmer, nimmer kehrt's zurück.

Und doch, ich kann's nicht lassen,
Und doch, ich kann nicht hassen,
Was ich so heiß geliebt.
Ich send' auf seinen Wegen
Ihm nach den wärmsten Segen,
Den sterbend man den Treusten gibt.

Die Thür öffnete sich, ohne daß sie es hörte. Ein schöner, blonder, neunjähriger Knabe trat leise herein und näherte sich schüchtern der schreibenden Frau. Sie wandte jetzt den Kopf nach ihm um, schloß das Buch und lächelte ihn an. Nur ein Hauch von Schwermuth blieb auf ihren Lippen.

„Darf ich kommen, Mama?" sagte der Knabe. „Papa hat gemeint, es sei Dein Freitag, da dürfe ich Dich nicht stören. Aber ich möchte Dir so gern von meinem ersten Schultag erzählen."

„Du darfst immer zu mir kommen," erwiderte sie, ihn auf die Stirn küssend. „Ich habe keinen Tag, der nicht auch Dir gehörte. Bist Du fleißig gewesen?"

Der Knabe nickte, antwortete aber nicht sogleich und sagte erst nach einer Weile: „Es ist so hübsch bei Dir. Danach habe ich mich immer gesehnt, als ich aus dem Hause war. Wenn ich nur manchmal, wie früher so oft, auf dem Tabouret dort hätte sitzen können und Du mir Etwas vorgespielt hättest. Willst Du mir jetzt nichts spielen?"

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Ich kann nicht, mein Liebling. Es macht mich zu traurig. Weißt Du nicht, daß ich sehr krank war? Es ist nun vorbei, aber es kommt wieder, wenn ich Musik höre. Komm! bringe mir Deine Schulhefte. Wir wollen Deine Aufgaben mit einander machen. Wenn der Papa zum Thee herunterkommt, soll er mit uns zufrieden sein."

Heinrich Heine in Paris.

Neue Briefe und Urkunden aus seinem Nachlaß.

Mitgetheilt und erläutert
von
Jules Legras[1]).

Ich hatte mir's in den Kopf gesetzt, den Spuren nachzugehen, welche der Aufenthalt Heinrich Heine's in Paris zurückgelassen hat. Fünfundzwanzig Jahre lang, vom Monat Mai 1831 bis zum Februar 1856, hat er fast ununterbrochen in unserer Mitte gelebt. Während dieses Vierteljahrhunderts hat er mit der Mehrzahl der hervorragenden Männer der Literatur, der Kunst und der Politik in Verbindung gestanden. Einerseits sicherte seine Stellung als distinguirter Ausländer ihm den Zutritt zu gewissen, ein wenig kosmopolitischen Salons; andererseits ergab seine Berühmtheit, die schon den Rhein überschritten hatte, die Legende, die sich um ihn, als einen Verfolgten gebildet, sein interessantes Gesicht, und endlich vor Allem sein Geist, sein unerbittlicher Geist, der noch stark mit Germanismen gefärbt war — dies zusammen ergab eine Summe von Eigenschaften, welche der Pariser Gesellschaft der dreißiger Jahre den jungen Dichter und leidenschaftlichen Tagesschriftsteller empfehlen mußten. In der That gibt es kaum einen Memoirenband, kaum eine Correspondenz aus jener Epoche, in welchen der Name Henri Heine nicht mehrfach erwähnt wäre. Wenn man außerdem die ungeheuere Popularität bedenkt, deren der Dichter unter uns zur Stunde genießt — wiewohl nur Wenige noch seine Werke lesen — so wird man berechtigt sein, zu glauben, daß er in der französischen Gesellschaft seiner Zeit eine beträchtliche Rolle gespielt habe.

Dennoch, wenn man die bisher veröffentlichten Sammlungen seiner Briefe zu Rathe zieht, wenn man z. B. in der neuesten von Karpeles nachsucht, so wird man außer denen, die an Mathilde gerichtet sind, kaum fünfzehn französisch geschriebene Briefe des Dichters finden. Diese Erwägungen führten mich

[1]) M. Jules Legras, welcher seine deutschen Studien an der Berliner Universität vornehmlich unter Herrn Professor Erich Schmidt gemacht hat, ist gegenwärtig Professor der ausländischen Literatur in Bordeaux. Die Redaction.

zu der Annahme, daß der größere Theil seiner Correspondenz noch ungedruckt sei. Ich sagte mir, daß seine Briefe hier und dort in Familienarchiven zerstreut sein oder im Staube vergessener Schubfächer schlafen müßten. Ich machte mich daher auf die Jagd.

Unter ähnlichen Umständen ist der Anfang immer mühselig. Mit wem beginnen? Wie soll man Diejenigen errathen, in deren Hände der Zufall der Erbfolge oder der Heirathen einige noch ungedruckte Seiten gelegt hat, Diejenigen vor Allem, die selber keine Ahnung davon haben? Wie soll man endlich Diejenigen, die uns freundlich empfangen, von Denen unterscheiden, die uns höflich die Thür weisen werden? Es war Xavier Marmier, zu dem ich mich zuerst hinwagte. Zweiundachtzig Jahre alt, zurückgezogen von der Welt, schien er mir einige der Eigenthümlichkeiten eines Mannes zu besitzen, welchen man ohne Furcht über seine Erinnerungen befragen darf.

An einem Winternachmittage, gegen drei Uhr, nachdem ich mich zuvor hatte anmelden lassen, fand ich in einem kleinen Salon einen verrunzelten und gebrochenen Greis, gegen das Licht, vor einem rechteckigen Tische sitzen. Er ließ mich am anderen Ende des Tisches Platz nehmen, indem er also zwischen uns eine Art von Schutzwall setzte; es währte auch nicht lange, daß ich den Grund hiervon begriff: ganz neuerdings war nämlich, auch an einem Nachmittage, von einem wohlgekleideten jungen Mann ein Mordanfall auf einen reichen Greis begangen worden, und M. Xavier Marmier traf seine Vorsichtsmaßregeln! Hinter der Bekleidung der weit offenen Thür hörte ich den Fußboden ächzen unter dem respectablen Gewicht einer Aufwärterin, welche sich daselbst bereit hielt, ihrem Herrn zu helfen oder wenigstens im Fall eines Unglücks die Personalbeschreibung des Verbrechers zu geben. Unter diesem zugleich komischen und in Verlegenheit setzenden Eindruck begann ich mein erstes „Interview".

M. Xavier Marmier hatte Heine seit dessen Ankunft in Paris im Jahre 1831 gekannt: was nicht besagen will, daß er ihm ein zärtliches Andenken bewahrt habe. Im Gegentheil; mir scheint, daß der lebhafte Sänger der „Lieder" auf Marmier mehr als einen Pfeil abgeschossen habe, und daß der Verwundete sich daran erinnerte. Jedenfalls sprach er mir gegenüber mit wenig Sympathie von seinem illustren Bekannten. Ganz damit beschäftigt, eine Schale Milch zu schlürfen, welche man ihm in einem Geschirr von guillochirtem Silber gereicht, erzählte mir der Greis, wie er, bei der Rückkehr von einer Reise in Deutschland, an Heine durch Loeve-Weimars empfohlen worden sei; jedoch die Eintracht dauerte nicht lange. In Schwaben hatte Marmier die Bekanntschaft von Uhland, von Pfizer, von Wolfgang Menzel gemacht, welche ihm alle vortreffliche Gesellen zu sein schienen. Man erräth, wie Heine diese Lobrede auf die „Leute aus Stuckert" aufnahm. Nachdem er mir einige dergleichen Anekdoten erzählt hatte, erhob sich X. Marmier und sagte: „Ich habe da die Uebersetzung eines ungedruckten Gedichtes von Heine und stelle sie Ihnen gern zur Verfügung." Mein Herz klopfte, und zitternd vor Bewegung vernahm ich die ersten Zeilen: „Le rideau tombe, la pièce est finie, le public s'en retourne . . ." „Aber," rief ich aus, „das ist

ja längst bekannt: ‚Der Vorhang fällt, das Stück ist aus‘ . . .“ — „Wirklich?“ sagte Marmier. „Ich glaubte, daß es ungedruckt sei; dann freilich habe ich nichts, was Ihnen dienlich sein könnte.“

Und so ging es fast überall. Sehr wenige von den noch lebenden Zeitgenossen H. Heine's hatten ihn persönlich gekannt. Taine, einer seiner größten Bewunderer, hatte ihn nie gesehen, wiewohl er mit Théophile Gautier, einem intimen Freunde des Dichters, eng verbunden gewesen; Jules Simon war ihm nie begegnet, Barthélemy Saint-Hilaire wußte nicht mehr von ihm, trotz seiner sechsundachtzig Jahre. Madame Furtado-Heine endlich, die Wittwe Karl Heine's, versicherte mir schriftlich, daß sie „weder Briefe noch Verse, noch sonst Etwas von der Hand ihres Vetters“ besitze. Ich war sehr niedergeschlagen und fing an zu begreifen, woher es komme, daß unedirte Nachrichten über diesen Dichter so selten seien; als eines Tages der Zufall einer Salonunterhaltung mich auf den Weg zu einem kostbaren „Heine-Fund“ brachte. Es war, wenn ich nicht irre, bei Taine; irgend Jemand sprach von den vergeblichen Nachforschungen, die ich in Paris machte. M. Jean Bourdeau, der Philosoph, der sich unter den Anwesenden befand, rief plötzlich aus: „Aber sagen Sie doch diesem Herrn, daß er mich besuchen möge; ich werde ihm Documente geben, so viel er will.“

In der That war es so. Als ich mich M. Bourdeau vorstellte, hielt er mir einen umfangreichen Stoß Schriften vor die Augen, indem er mir sagte: „Sehen Sie, dies Alles ist von Heine!“ Und wirklich, alles Dies war von Heine.

Hier in zwei Worten, woher diese Papiere stammten.

Beim Tode des Dichters brachte man Alles aus seinem Nachlaß, wovon man glaubte, daß es zur Vollendung der französischen Ausgabe der gesammelten Werke dienen könne, zu seinem Pariser Verleger Michel Lévy. Dieses Packet ist wahrscheinlich von Mathilde und offenbar ohne viel Sorgfalt gemacht worden; denn man findet darin durcheinander gemengt Dinge, die gar nicht zusammengehören. Ist das Packet bei dem Verleger geöffnet oder ist es in den Archiven dieses großen Hauses vergessen worden? Das bleibt dahingestellt. Sicher ist nur, daß eines Tages Calmann Lévy seiner gewahr ward. Er wußte, daß M. Jean Bourdeau ein sehr feiner Kenner deutscher Angelegenheiten und zugleich ein glühender Verehrer Heine's sei, dessen Memoiren er übersetzt hat: er übergab ihm also das „Packet Heine“ mit dem Ersuchen, nachzusehen, ob es Material für einen neuen Band enthalte. M. Bourdeau glaubte dies nicht und ließ, da seine Studien ihn nach einer anderen Richtung zogen, das Packet in seinen Schachteln liegen. Da geschah es, daß er von mir reden hörte und mir nunmehr seinen Anspruch abtrat mit Zustimmung der Söhne des Buchhändlers Calmann Lévy, die mir in dieser Sache mit einer Liebenswürdigkeit entgegenkamen, für welche die gesammte Heine-Forschung ihnen Dank wissen wird. Das Original der Urkunden und Briefe, welche weiterhin folgen, gehört also den genannten Herren, welche mich autorisirt haben, sie zu veröffentlichen. Aber mir liegt daran, zu gleicher Zeit Alles auszusprechen, was ich Herrn Jean Bourdeau schulde, der mich die

Entdeckung hat machen lassen und selbst aus einem Gefühl übertriebener Bescheidenheit vollständig im Dunkel bleiben wollte[1]).

Die Heine'schen Papiere, die ich unter den Händen habe, lassen sich in drei Gruppen von ungleicher Wichtigkeit theilen:

1. Einige Versfragmente, deren keines zwar ungedruckt ist, mehrere jedoch interessante Varianten darbieten.

2. Briefe und Entwürfe von Briefen.

3. Französische Uebersetzungen verschiedener Werke von Heine. Diese Uebersetzungen rühren bald vom Dichter selbst, bald von einem seiner Mitarbeiter her. Im letzteren Falle zeigt das Manuscript zahlreiche Correcturen von der Hand des Verfassers. Diese Stücke würden sich zur Publication in einer deutschen Zeitschrift nicht wohl eignen; ich halte mich also dabei hier nicht auf, werde jedoch in einer anderen Studie darauf zurückkommen.

I. Die Verse.

Ein erstes, nicht sehr umfangreiches Packet besteht aus kleinen Blättern eines bald weißen, bald blauen, äußerst dünnen und leichten Briefpapiers. Nur die Vorderseite der Blätter ist beschrieben, die Rückseite dagegen leer gelassen, wie man dies gewöhnlich bei Allem thut, was man für den Druck bestimmt. Ein zufälliger, sehr merkwürdiger Umstand erlaubt uns zu erkennen, woher der Secretär Heine's sich das blaue Papier verschafft hat: die Geschäftshäuser bedienen sich, wie man weiß, eines Papiers mit Kopfstück; oft nun, wenn die Briefbogen gegen einander gepreßt werden, drückt sich das Kopfstück des unten liegenden Bogens auf der Rückseite des darüber liegenden ab, und das ist hier geschehen. Wir können also lesen:

LAMBERT,
Agent de Change,
11. place de la Bourse
Paris, le 185

Aus dieser Beobachtung läßt sich Folgendes schließen: der Secretär Heine's muß Beziehungen zu dem Hause Lambert gehabt haben, vielleicht war er ein Angestellter desselben[2]). Mit der Abschrift der Verse Heine's betraut, hat er das Papier seines Hauses dazu gebraucht, und wiewohl er darauf bedacht war, das erste Blatt jedes Bogens zu beseitigen, das nämlich, welches das Kopfstück trug, so hat er doch übersehen, daß ein Abdruck sich auf den Blättern befand, die er thatsächlich benutzte. Nach meinem Dafürhalten war diese, unter Heine's Augen angefertigte Reinschrift, dazu bestimmt, mit der Post versandt zu werden (was die Anwendung dieses besonders dünnen Papiers erklärt) — sehr wahrscheinlich an seinen Verleger Campe.

[1]) Seinem Namen halte ich mich verpflichtet, den des Herrn Dr. Evariste Michel, eines Neffen Mignet's, hinzuzufügen: ihm verdanke ich in der That die Mittheilung der Briefe Heine's an Mignet.

[2]) Ich habe hinsichtlich seiner nichts in Erfahrung bringen können; der Nachfolger Lambert's, der zugleich sein Schwiegersohn ist, hat kein Zeugniß mehr gefunden, das mich aufzuklären vermocht hätte.

Unglücklicherweise bietet diese Copie, deren Seiten nummerirt sind, Lücken, welche uns zwingen, sie in vier Gruppen zu theilen:

a) Seite 1—18; b) S. 28—38; c) S. 50—52; d) auf weißem Papier S. 11—17.

Hier die Einzelheiten.

a) 1. Citronia. Wir kommen auf dies Gedicht zurück.

2. König Langohr. Vergl. Elster, II, 192.

Varianten: S. 192, V. 18: sein statt ein. — S. 193, V. 5: mein statt ein.

S. 194, V. 22—24 heißt es:

Die alten Esel! Sie trugen zur Mühle
Geduldig die Säcke; denn ihre Gefühle
Sie wurzelten tief in der Religion.

V. 28: tägliches statt friedliches.

3. Wälsche Sage. (Schloßlegende, Strodtmann, XVII, S. 254). Varianten: V. 1: Zu Turin im alten Schlosse.
V. 11: an jedem Sarden-König.

b) 1. Der neue Alexander. Vergl. Elster, II, 173 ff.

Dieses Gedicht ist nicht vollständig; wir haben hier nur den dritten Abschnitt, den, der zuerst im „Vorwärts" (Pariser deutsche Zeitschrift, 13. Juli 1844) erschienen war (die beiden ersten Abschnitte im selben Journal, 15. Juni 1844. Der zweite mit dem Titel: „Erster Feldzug").

2. Das Hohelied. Elster, II, 34.

3. Das Lied der Marketenderin. Elster, II, 115.

Var. Die fünfte Strophe lautet:

Gleichviel von welcher Landsmannschaft,
Gleichviel von welcher Sekt' ist
Der Mensch, wenn nur der Mensch gesund
Und der Mensch nicht angesteckt ist.

c) 1. Sonett. Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen. Elster, II, 105.

2. Welcher Frevel. Elster, II, 40.
Hier betitelt: „Fragment sans titre".

d) 1. Aus der Zopfzeit, Fabel. Elster, II, 153.

2. Duelle. Elster, II, 74.
Var. V. 17: „Und ein Zweikampf; die beiden stießen — Strodtmann schreibt: „Ein Zweikampf (folgte) ꝛc."

3. An Eduard G. Elster, II, 79.

Man sieht, daß, ausgenommen das Hohelied und das Lied der Marketenderin, welche im „Deutschen Musenalmanach" von 1854 veröffentlicht wurden, und einen Theil des Neuen Alexander im „Vorwärts" von 1844, die hier angeführten Gedichte erst nach dem Tode des Verfassers bekannt geworden sind. Die Mehrzahl erschien zum ersten Male in den „Letzten Gedichten und Gedanken von H. Heine. Aus dem Nachlasse herausgegeben von

A. Strodtmann". Es hat darum nichts Auffälliges, daß der Dichter sie zusammenstellen ließ, um sie seinem Verleger zu senden.

Neben diesen Gedichten in Reinschrift haben wir den ganzen Brouillon des Citronia betitelten Gedichtes. Es besteht aus sieben Blättern weißen Schreibpapiers vom größten Format: es ist das Papier, dessen der Dichter sich stets während der acht Jahre seines Schmerzenslagers bedient hat. Der Brouillon ist mit Bleifeder geschrieben, wie Alles, was aus dieser Periode stammt. Hier finden wir noch einmal den Beweis jener unglaublichen Sorgfalt, mit welcher Heine die aus seiner Feder hervorgegangenen Verse zu feilen und wieder zu feilen nicht müde ward. Dieses Gedicht, sicherlich ohne große Bedeutung und einen ziemlich leichten Gegenstand behandelnd, hat dennoch seine Aufmerksamkeit ebenso lange gefesselt, als es die höchste seiner poetischen Inspirationen nur immer vermocht hätte. Die ausgestrichenen Stellen sind nicht zu zählen, und jedesmal gibt eine neue Correctur dem Satze mehr Einfachheit oder einen schärferen Ausdruck. Der erste Theil, dies reizende Bild von Frau Hindermans' Kinderschule, hat dem Dichter mehr Mühe gekostet als man glauben sollte, wenn man die kleinen anspruchlosen Verse liest:

Frau Hindermans im Lehnstuhl saß,
Die Brille auf der langen Nas'
(Ein Eulenschnabel war's vielmehr)
Das Köpflein wackelnd hin und her ꝛc.

Die Herausgeber haben in diesem Gedicht, aus einem Anstandsgefühl, welches mir seltsam übertrieben scheint, sechs Zeilen unterdrückt, infolge dessen das Ganze fast unverständlich geworden. Ich, als Ausländer, wage es, diese sechs Verse hier wieder herzustellen: ich gestehe bescheidentlich, daß ich keinen Anstoß an ihnen genommen habe, denn sie enthalten die Beschreibung einer kleinen häuslichen Scene, wie wir sie Alle einmal, mehr oder weniger, handelnd oder leidend, mit erlebt haben.

Das Röcklein wurde aufgehoben
Nach hinten, und die kleinen Globen,
Die dort sich wölben, rührend schön,
Manchmal wie Rosen anzusehn,
Manchmal wie Lilgen, wie die gelben
Violen manchmal, ach! dieselben
Sie werden von der alten Frau
Geschlagen bis sie braun und blau!

Um mit „Citronia" zu Ende zu kommen — es ist in der That nicht wichtig genug, um uns länger aufzuhalten — möcht' ich nur noch bemerken, daß Herr Eduard Engel sich sehr geirrt hat, wenn er das „Nachwort" als ein selbständiges Gedicht betrachtet. Der uns vorliegende Brouillon erlaubt uns, zu versichern, daß beides, das Gedicht und das Nachwort, auf demselben Papier in einem Zuge geschrieben worden ist; und sogar, daß nach den ersten beiden Versen: „Unverblümt an andren Orten — Werdet ihr in klaren Worten," der Dichter fortfuhr: „Theure Freunde . . .," als ihn ein Krampf ergriff, dessen Spur man an drei unleserlichen Worten erkennt, welche durch unfreiwillige Bewegungen der Hand entstellt worden sind. Nachdem der Anfall

vorüber, nimmt Heine seine Arbeit wieder auf, streicht die angefangene dritte Zeile durch und vollendet das Stück, wie wir es besitzen [1]).

II. Die Briefe.

Bezüglich dieser Briefe entsteht eine sehr interessante Frage. Im Vorhergehenden habe ich mitgetheilt, auf welche Weise sie in meine Hände gekommen sind. Nun wird mehr als ein Leser zu erfahren wünschen, ob sie etwas mit jenen berühmten „Heine'schen Papieren" zu thun haben, von welchen im Jahre 1872 so viel die Rede war. Zu dieser Zeit erschien zu Paris ein Buch unter dem Titel „L'Allemagne aux Tuileries de 1850—1860, par Henri Bordier", in welchem nach den in den Archiven Napoleon's III. vorgefundenen Schriftstücken die Namen Derjenigen angeführt waren, welche mit der Kaiserlichen französischen Kanzlei in irgend welcher Beziehung gestanden hatten. In dieser Sammlung fand sich, unter vielen anderen, der Name des Ritters von Friedland, und das wachsame Auge Adolf Strodtmann's ermangelte nicht, ihn daselbst zu entdecken. Der Ritter von Friedland, der Schwager Ferdinand Lassalle's, welchem Heine den Beinamen „Calmonius" gegeben, war, im Jahre 1868, Director oder Unternehmer der Gasanstalt zu Prag [2]), übrigens, wie man ihn uns schildert, ein eitler Mann, der voller Orden hing, und überall seine Hand im Spiele hatte. Dieser besuchte eines Tages den französischen Botschafter in Wien, Herzog von Grammont, und stellte sich ihm als „Freund der Wittwe H. Heine's" vor. Er erklärte ihm, daß er von dieser letzteren verschiedene Papiere in Händen habe, die von dem Dichter herrührten und die er der französischen Regierung für 30 000 Francs verkaufen wolle. „Das Packet," sagte der Botschafter in seinem Bericht, „enthält ein Manuscript, betitelt Napoleon III., welches in einem feindseligen Sinne verfaßt zu sein scheint; ferner siebenundsechzig Gedichte gegen den König von Preußen; endlich eine umfangreiche Correspondenz zwischen Heine und den Herren Thiers, Guizot, Michel Chevalier, Michelet, der Fürstin Belgiojoso, Mignet u. s. w. Es ist anzunehmen, daß hier Angriffe gegen die Regierung des Kaisers vorliegen. . ."

Ist das Tuileriencabinet auf diesen Handel eingegangen? Strodtmann glaubt es nicht, und ich bin versucht, mich seiner Meinung anzuschließen; denn im Jahre 1868 wird es Napoleon III. ziemlich gleichgültig gewesen sein, was für Briefe Heine, vor dem Jahre 1856, mit den genannten Personen gewechselt haben mag. Man dürfte daher das Anerbieten des schlauen „Calmonius" wohl abgelehnt haben. Was jedoch die Papiere betrifft, so hat bis jetzt Niemand sie wiedergefunden.

Nun wird man nicht ermangeln, zu bemerken, daß die Papiere, die ich hier mittheile, im ersten Abschnitt wirklich Gedichte gegen den König von Preußen enthalten, und im zweiten Briefe, welche, wie man weiterhin sehen wird, an

[1]) Die einzige wichtigere Variante, die ich angeben kann, ist die folgende: Vergl. Elster, II, 84, V. 18: anstatt des an dieser Stelle nichtssagenden „mit voller Fiebergluth", hat der Brouillon „in toller Fiebergluth", was ungleich befriedigender ist.

[2]) Ein Berliner witziger Kopf wandte damals auf ihn den Vers aus Schiller's „Wallenstein" an: „Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen." Die Redaction.

die Fürstin Belgiojoso, an Michel Chevalier, an Thiers, an Guizot und an Mignet gerichtet sind. Nun bin ich, nach reiflicher Ueberlegung, zu der folgenden Vermuthung gelangt: Die Papiere, welche Calmonius dem Herzoge von Grammont angeboten, haben einen Theil desselben Packets ausgemacht, wie die, welche ich hier veröffentliche. So würde sich, erstens, die Thatsache erklären, daß in den Gedichten, von welchen ich die Reinschriften habe, große Lücken vorhanden sind. Die siebenundsechzig Gedichte, von denen der Schwager Lassalle's sprach, waren vielleicht nichts Anderes, als die Abschriften verschiedener Zeitgedichte, welche Heine hatte anfertigen lassen, um sie seinem Verleger zu senden. Es ist sehr möglich, daß jenes Packet genau das in meinem Besitz befindliche vervollständigt hätte.

Zweitens wird aber auch meine Hypothese durch den Umstand unterstützt, daß die weiter unten folgenden Briefe thatsächlich an die Personen (mit Ausnahme Michelet's) gerichtet sind, die Calmonius genannt hat. Mir scheint es, daß dieser Letztere Mittel gefunden, sich gleichfalls ein Packet Heine'scher Briefentwürfe zu verschaffen, welches das meinige ergänzen würde, und ich besäße dann nur diejenigen, welche der Hand des Ritters glücklich entgangen wären. Ich bin daher geneigt zu glauben, daß die, durch Vermittelung des Herzogs von Grammont angebotenen Papiere echt waren; und ebenso bin ich fest überzeugt, daß die folgenden Seiten der Heineforschung eine Idee von dem geben werden, was das geheimnißvolle „Packet Heine", dessen Verlust mehr als Einer bitter beklagte, gewesen sein mag.

Die Briefe Heine's, die ich hier veröffentliche, gehören drei verschiedenen Perioden seines Lebens an. Die ersten datieren aus den Jahren 1835 und 1836, die dann folgenden sind aus dem Jahre 1844, die letzten endlich, der Zahl nach die beträchtlichsten, gehören dem Jahre 1855 an.

Die erste Gruppe gibt uns Aufschlüsse über eine der interessantesten Episoden aus dem Leben Heine's in Paris: nämlich seine Beziehungen zu der Fürstin Belgiojoso. Schon bei seiner Ankunft, im Jahre 1831, wird er die Bekanntschaft der schönen Italienerin gemacht haben; wie er, war auch sie nach Paris gekommen, um daselbst eine Zuflucht zu suchen; wie er, wollte auch sie für die Freiheit des Vaterlandes kämpfen. Beide besuchten den Salon Lafayette's, in welchem sich damals ein großer Theil der politischen und literarischen Welt der Hauptstadt versammelte. Die dreiundzwanzigjährige Fürstin scheint auf Heine einen starken Eindruck gemacht zu haben, und ihr dagegen, ohne Zweifel, konnte der Geist des deutschen Flüchtlings nicht mißfallen; und als, nach langen Verhandlungen, der Fürst Belgiojoso endlich wieder in den Besitz seiner Güter kam, welche Oesterreich confiscirt hatte, war Heine einer der treuesten „habitués" des Salons, welchen die Fürstin eröffnete. Man hat, so scheint mir, die Bedeutung dieses Salons bisher nicht gebührend hervorgehoben. Man kennt seine seltsame Ausstattung: das Zimmer, welches mit einem fast schwarzen, golddurchwirkten Stoff ausgeschlagen war, das orientalische Boudoir, und das andere, welches ganz weiß und von Silber

schimmerte; man kennt auch den Effect, welchen die Fürstin hervorbrachte mit ihrem bewunderungswürdigen schwarzen Haar und ihrer fremdartigen Blässe (eine Folge des Gebrauchs von Datura stramonium), wenn sie ihre Freunde empfing, den Kopf mit Fuchsias bekränzt und einen Narghile rauchend. Was man aber oft zu bemerken vergißt, ist die sociale und literarische Wichtigkeit dieses Salons. Die Fürstin war eine Frau von feinem Verstand; durch ihre Schönheit oder die Anmuth ihres Geistes hatte sie verstanden, einen Kreis von politischen Persönlichkeiten, Schriftstellern, Dichtern, Künstlern und berühmten Frauen um sich zu vereinigen, und man kann sich denken, was für Viele der von ihr Eingeladenen eine Conversation bedeutete, an welcher sich Thiers, Mignet, A. Thierry, Musset, Heine, Liszt, Cousin, Chenavard, Ary Scheffer und manche Andere betheiligten. Für unseren Dichter war es hauptsächlich das elegante und vornehme Milieu, das ihm nützlich ward. Der Salon Belgiojoso ist einer von denen, in welchem er sich am ehesten nach dem Pariser Leben jener Epoche bildete. Er selber hatte Neigung für das Dandythum und gab sich völlig dem berauschenden Einfluß dieser Salonatmosphäre hin; er war noch nicht, durch seine Verbindung mit Mathilde, zum Bourgeois geworden.

Aber die Fürstin Belgiojoso war nicht nur schön und hochbegabt, sie war auch barmherzig und leidenschaftlich. Der Anblick eines großen Leidens ließ sie das eigene Wohl vergessen, und man weiß, wie sie im Jahre 1848 eine Freischar warb, an deren Spitze sie nach Italien zog, um am Befreiungskampfe Theil zu nehmen. Ebenso sicher ist, daß schon in Paris die Fürstin gewissermaßen die Aufgaben eines weiblichen Mäcens erfüllte, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß in der Gewährung ihres Beistandes sie durch ihren Herzensfreund, den glücklichen Rivalen Heine's und Musset's, durch den Geschichtschreiber Mignet, den „schönen Mignet" geleitet wurde. So erkläre ich mir die Vergünstigung, die unserem großen Historiker Augustin Thierry zu Theil wurde, indem die Fürstin ihm in einem Flügel ihres Hôtels eine Wohnung einräumte. So auch den Ursprung von Heine's Pension. Aber lese man, bevor wir weiter gehen, das nachfolgende Briefchen, das der Dichter geschrieben[1]):

„Votre billet, Princesse, est très claire et je l'ai très bien compris, très nettement, quoiqu'il exhale un parfum d'amabilité qui me monte au cerveau et dérange un peu mes idées. J'ai bien compris et je serai demain à dix heures et demie chez Monsieur Mignet pour aller avec lui chez Monsieur Thiers. Je suis charmé que Monsieur Mignet se donne tant de peine pour moi, j'en suis charmé: quand on veut se faire aimer de quelqu'un, il faut lui donner l'occasion de nous rendre des services.

Madame, on ne peut pas être plus belle que vous l'êtes de corps et d'âme.

Paris, 11 avril 1835. Henri Heine."

[1]) Wir geben, als Beispiel von Heine's französischem Stil, das Briefchen im Originaltext, während die übrigen, gleichfalls französisch abgefaßten Briefe, wie viel an Ursprünglichkeit sie dadurch auch verlieren mögen, in einer deutschen Zeitschrift nicht anders als in deutscher Uebersetzung erscheinen können. M. Legras, der Herausgeber der Briefe, bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß er den oft incorrecten Text respectirt habe. Heine schrieb das Französische wohl fließend, aber nicht ganz richtig, was übrigens auch, cum grano salis versteht sich, von seinem Deutsch in den flüchtiger hingeworfenen Briefen und Entwürfen gesagt werden muß. Vergl. Hüffer, Zur neuesten Heine-Literatur. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXVI, S. 293. Die Redaction.

Mignet, obwohl, wie gesagt, der glücklichere Mitbewerber Heine's um die Gunst der Fürstin, war darum nicht weniger sein Freund; und Mignet besaß ein vortreffliches Herz. Die bedenkliche Lage Heine's, der gezwungen war, in der Fremde zu leben, mußte ihn bewegen, und, durch die Fürstin vielleicht gedrängt, hatte er versprechen müssen, Herrn Thiers für den deutschen Dichter zu interessiren. Ich bin überzeugt, daß das Billet, welches man eben gelesen hat, auf ein solches Begegnen anspielt. Mignet, wahrscheinlich, führte Heine zu Thiers, um mit einander die Bedingungen zu überlegen, unter welchen die französische Regierung dem deutschen Flüchtling eine Unterstützung gewähren könne. Thiers bekleidete damals schon seit einigen Jahren den Posten eines Ministers, und man weiß, wie sehr dieser Staatsmann — lebhaft, offenherzig, heiter und aller Welt zugänglich — bereit war, seinen Freunden mit Geld zu dienen. Ich kann nicht behaupten, daß die Pension Heine's gerade von diesem Zeitpunkt (April 1835) datire; denn das Bundestagsdecret, welches die Schriften Heine's in Deutschland verbot, ist vom Monat December dieses Jahres und die Erwiderung Heine's an diese Versammlung vom 30. Januar 1836[1]). Nun versichert Heine in seiner „Erklärung" von 1848[2]), daß, in Folge jenes vom Bundestag ausgesprochenen Interdicts, die französische Regierung ihm eine Subvention angeboten habe. Möglich, daß Heine hier das Jahr genau angibt, möglich aber auch, daß er sich um ein Jahr irrt; denn zwölf oder dreizehn Jahre waren seitdem verflossen. Das obige Billet scheint mir sehr klar anzudeuten, daß Mignet auf Veranlassung der Fürstin Belgiojoso sich mit Heine zu Thiers begab; und ich werde sogleich zeigen, daß der Dichter seine Pension von Thiers erhielt: es ist also natürlich, die beiden Thatsachen in Zusammenhang zu bringen und zuzugestehen, daß die betreffenden Schritte zu der von unserem Billet angegebenen Zeit stattfanden, das heißt April 1835.

In jedem Falle — mag die Pension im April 1835 bewilligt worden sein, wie ich glaube, oder im Februar 1836, wie Heine in seiner „Erklärung" (a. a. O. S. 525) zu verstehen gibt — was mir gewiß scheint, ist, daß die Fürstin die Hand dabei im Spiele hatte. Bei ihr haben Heine, Mignet und Thiers sich am häufigsten getroffen, und außerdem weiß man, welche Bande der Freundschaft Mignet mit seinem berühmten Landsmann vereinigten. Auch ist dies nicht Alles: ich habe weiter oben gesagt, daß die Fürstin für Augustin Thierry eine mütterliche Sorgfalt hatte und dem großen und bescheidenen Gelehrten in ihrem Hôtel eine Wohnung gab. Als nun im Jahre 1848 die „Revue rétrospective" die Namen Derjenigen veröffentlichte, welche aus den geheimen Fonds der Julimonarchie Pensionen bezogen hatten, fand man zur Seite Heine's den Namen Augustin Thierry's. Kann man daran zweifeln, daß von diesen vier Tischgenossen der Fürstin — Thiers, Mignet, Heine und Thierry — die beiden letzten, welche bedürftig waren, durch ihre gemeinsame Freundin Demjenigen empfohlen wurden, welcher der Mächtigste unter ihnen war, dem Minister Adolphe Thiers?

---

[1]) Journal des Débats, 30 janvier 1836.

[2]) Vergl. Elster, VI, S. 524.

Also läßt sich auf den Salon der Fürstin Belgiojoso diese Pension zurückführen, wegen welcher Heine nachmals Seitens seiner politischen Feinde mit so vielem Schmutz beworfen ward. Bisher ist die Veranlassung derselben dunkel gewesen. Diejenigen, die am weitesten gingen, behaupteten, daß Guizot für diese 4800 Franken die Feder und das Gewissen des deutschen Schriftstellers gekauft hätte. Allein schon Ernst Elster errieth, daß man im Großen und Ganzen wenigstens den Versicherungen Heine's Glauben schenken und den Ursprung dieses „großen Almosen" in das Jahr 1836 oder 1837 setzen müsse. Ich bin im Stande, einen Schritt weiter zu gehen und nachzuweisen, daß Guizot überhaupt nichts mit der Sache zu thun hatte. Schon aus der Untersuchung der Texte und der Verhältnisse hatte ich diesen Schluß gezogen, als eines Tages M. Emile Montégut, der ausgezeichnete Schriftsteller, der H. Heine und Ad. Thiers gekannt hat, mich versicherte, aus des Letzteren eigenem Munde zu wissen, daß er es gewesen, der Heine'n eine Pension gegeben habe. Das ist ein mächtiges Zeugniß. Und hier ist ein zweites: Der Sohn des großen Ministers, der verstorbene Professor Guillaume Guizot, erzählte mir einst, daß Thiers selbst, im Jahre 1840, seinen Vater gebeten habe, dem deutschen Dichter auch ferner die Pension auszahlen zu lassen, welche er ihm seit einigen Jahren bewilligt. „Diese Thatsache," sagte mir G. Guizot, „ist in Documenten bestätigt, welche in nicht ferner Zeit ans Licht kommen werden; außerdem schrieb Heine dem Minister, um sich zu bedanken."

Demnach war es Thiers, von welchem Heine 1835 oder 1836 eine Pension von 4800 Franken als bedürftiger Freund erhielt. Wir werden weiterhin sehen, was von den Anschuldigungen des Verraths zu halten sei, welche nicht wenige seiner Landsleute gegen den Verfasser der „Lutezia" schleuderten. Hier nun ein anderes Briefchen, welches wenige Tage vor dem bereits mitgetheilten geschrieben worden ist. Heine, welcher von der Fürstin einen Roman der Georges Sand[1]) geliehen hatte (man weiß, daß er sein Lebelang ein Entleiher von Büchern war und niemals eine wirkliche Bibliothek besessen hat), gibt ihn der Fürstin mit folgenden Worten zurück:

„Ich habe die Ehre, der schönen Fürstin guten Morgen zu sagen, indem ich ihr den kleinen Roman der Sand schicke. Die kleine Frau, die ich gestern bei Ihnen gesehen habe, hat in ihrer Persönlichkeit einen Reiz, ein — ich weiß nicht, was, das auf mich eine seltsame Wirkung übt. Gewohnt, mir über Alles, was ich empfinde, Rechenschaft zu geben, suche ich mir umsonst diese Empfindung zu erklären. Ich glaube, daß sie eine sehr verworren erregte Natur sei, deren Unruhe für Deutsche mit großen blauen Augen ansteckend ist; sie thut mir in der Seele weh, sie weckt in dieser entschlafenen Leiden, sie ist schmerzhaft gut, sie ist ausgelassen bös; ich begehre sie, und doch begehre ich sie nicht; es ist eine Verzauberung. Wenn Sie nicht lachen wollen, so gesteh' ich Ihnen, daß ich sie für eine Hexe halte. Aber Sie, Madame, sind ein starker Geist und behandeln als Aberglauben Alles, was nicht chinesisch und eklektisch ist.

Ihr sehr ergebener und sehr zahm gewordener
Henri Heine."

[1]) Ich habe Grund, zu glauben, daß es der Roman „André" war.

Dieses Briefchen scheint mir höchst charakteristisch. Der Salon der Fürstin war, wie wir gesagt haben, der Sammelplatz einer sehr großen Zahl von Schöngeistern. Offenbar gab man sich dort mit Vorliebe der minutiösen Seelenanalyse hin, und diejenige, die hier der Dichter des „Buchs der Lieder" an sich selbst anstellt, ist köstlich. Den Namen dieser „kleinen Frau" zu errathen, wird schwer sein. Wie dem auch sei: merkwürdig ist es immerhin, zu sehen, daß in diesem Moment Heine nicht mehr an Mathilde zu denken scheint, die er im October 1834 kennen gelernt und in die er einige Monate lang rasend verliebt war.

Nicht lange darnach sehen wir Heine zeitweise im Schlosse der Fürstin, La Jonchère, dann in Boulogne sur mer. Gegen das Ende seines Aufenthaltes in letzterer Stadt schreibt er folgenden Brief:

Boulogne sur mer, 2. December 1835.

„Ich bitte Sie, lieber Mignet, mich nicht zu vergessen. Man hat mir immer von der edlen Beständigkeit Ihres Charakters gesprochen; man hat mir gesagt, daß Ihre Seele weniger wetterwendisch, als die der andren Gallier, daß Sie zuverlässiger seien . . . . wohlan, beweisen Sie mir's und vergessen Sie mich nicht, obwohl ich schon seit vier Monaten von Paris abwesend bin. — Sie werden die Gründe dieses freiwilligen Exils leicht errathen und vollständig billigen; Sie werden mich ganz und gar geheilt und das Herz von seinen schmerzhaften Flecken gereinigt wiedersehen.

„Ich bin hier recht angenehm beschäftigt, erstens habe ich eine gute Bibliothek gefunden und mache großartige Studien über die ersten Jahrhunderte der Kirche: dann geh' ich ziemlich oft auf den Fischfang, der in diesem Jahre unglücklicherweise nicht sehr ergiebig ist. Ich führe hier das bescheidene und träumerische Leben, welches mir besser gefällt als das glänzende und unruhige der großen Welt. Ich sehe hier nur arme Fischer, deren Kinder mich sehr lieben, wegen meiner schönen Feengeschichten, die ich ihnen des Abends am Herd erzähle.

„Empfehlen Sie mich der Fürstin. Ich weiß wohl, daß sie während meiner Abwesenheit nicht an mich denkt, und fürwahr! ich habe nicht die Anmaßung, mich darüber zu betrüben. Sie thut schon genug für mich, indem sie mir ein freundschaftliches Lächeln gewährt, wenn ich in ihrer huldreichen Nähe bin. Ich schreibe ihr nicht, um nicht eine Antwort herauszufordern. Sie ist jung und hübsch, sehr hübsch und geistvoll, und die Jahreszeit der Vergnügungen hat in Paris schon begonnen . . . und ich würde ein Ungeheuer sein, ein Barbar, ein tedesco, wenn ich ihr einen einzigen dieser kostbaren Augenblicke stehlen wollte, indem ich mich nach ihrem Befinden erkundige! Eines Tages, wenn sie nur noch geistreich und Fürstin sein wird und ich ganz und gar ihr Ballanche[1]) sein werde, dann werde ich ihr große Briefe schreiben, und sie wird mir seitenlang antworten . . . . Aber ich bitte den lieben Gott, diesen Tag so lang wie möglich zu verzögern.

Dennoch möcht' ich wissen, wie es der Fürstin geht und Sie, Herr Mignet, werden mir das schreiben poste restante à Boulogne sur mer.

Ich liebe Sie sehr,

Ihr ganz ergebener
Henri Heine."

---

[1]) Mystisch-socialistisch angehauchter Geschichtsphilosoph († 1847), der, wie Heine später einmal (Lutezia, LXI, 21. Juni 1843) sagt, „auf dieser Erde gar nichts Anderes gethan hat, als daß er zu den Füßen von Madame Récamier saß und Bücher schrieb, die Niemand liest und Jeder lobt."

Jedesmal, wenn ich einen Brief von Heine lese, frage ich mich unwillkürlich, welchen Zweck er damit verfolgte; denn ich kenne in der That keinen Fall, wo er nur des Vergnügens halber geschrieben hätte, ausgenommen allerdings in seinen Studentenjahren. Warum also mag Heine diesen liebenswürdigen und scheinbar unnützen Brief an Mignet geschrieben haben? Der Grund ist folgender: seit Anfang Juli hatte der Dichter das Schloß La Jonchère verlassen, wohin ihn seine Freundin, die Fürstin, eingeladen, und kurz darauf sich nach Boulogne geflüchtet, um dort zu baden, in Ruhe zu arbeiten und — so darf man auch annehmen, den Reizen Mathildens zu entgehen. Es scheint, daß die Fürstin Belgiojoso und der ausgewählte Kreis, den sie bei sich sah, Heine'n in Betreff seiner „Liaison" mit einer so unbedeutenden Person Vorwürfe gemacht habe; vielleicht hat man dem Dichter gesagt, wie sehr seine Einbildungskraft in dieser vulgären Berührung ihren Schwung zu verlieren Gefahr laufe, und ich vermuthe, daß unter dem Einfluß dieses Gedankens Heine den 2. Juli 1835 an Campe schrieb: „Jetzt sind die aufgeregten Sinne wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin . . . . im lieblichen Kreise vornehmer Damen und vornehmer Persönlichkeiten . . . . Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt vollständig gereinigt." Die Reise nach Boulogne war offenbar von der Fürstin als ein definitiver Bruch Heine's mit Mathilden gebilligt worden; und im Begriff, nach Paris zurückzukehren, ist es ganz natürlich, daß der Dichter seiner Beschützerin (oder an Mignet, was auf Eins herauskommt) schreibt: „Vous devinez facilement et vous approuverez les raisons de cet exil volontaire; vous me verrez tout à fait guéri et le cœur épuré de ses souillures douloureuses."

Indem er also Buße thut und sich als „geheilt und gereinigt" erklärt, konnte Heine nicht zweifeln, daß man ihn in der Umgebung seiner schönen, bleichen Freundin mit offenen Armen aufnehmen werde. Er hatte für diesen Winter weltliche Vorsätze und schrieb zwei Tage später (4. December) an Campe: „Ich werde mich im Mittelpunkt des geselligen Lebens herumtreiben."

Uebrigens wissen wir, daß der Dichter keineswegs „geheilt" war: er kehrte vielmehr zu seiner alten Liebe zurück, und seine Aussöhnung mit Mathilde war so vollständig, daß er sie bald nachher seinen Freunden als Madame Heine vorstellte. Die folgenden Briefe werden uns zeigen, daß ihm die Fürstin Belgiojoso darob nicht zürnte; immerhin ist es nicht uninteressant zu sehen, daß die elegante Gesellschaft, in deren Mitte Heine lebte, ihn einer Verbindung zu entreißen suchte, die seines Geistes und Talentes nicht würdig war. Ohne Zweifel konnte die Fürstin, deren Verhältniß zu Mignet bekannt war, im Punkte der Moral nicht allzu streng sein; dennoch blieb sie vielleicht, obwohl sie ihm nichts bewilligte, für die Liebesbetheuerungen des Dichters nicht ganz unempfindlich, wodurch sich ein Wort der Georges Sand in einem Brief an Liszt erklären würde: „Man sagt, daß unser Vetter Heine in Betrachtung vor den Füßen der Fürstin Belgiojoso zu Stein geworden sei" [1]. Man begreift, wie sehr es ihr unter diesen Umständen unangenehm sein mußte, den von ihr verschmähten Heine sich mit einer Ladenmamsell trösten zu sehen!

[1] Correspondance de Georges Sand, lettre du 18. Août 1836. Vergl. Bd. II, S. 20.

Im folgenden Sommer begab sich Heine wiederum nach Boulogne und hielt sich, von dort (wahrscheinlich wegen finanzieller Angelegenheiten) unerwartet nach Paris zurückgerufen, in Amiens auf, um zwei Briefe zu schreiben, den einen schon gedruckten, ganz geschäftlicher Natur an Campe, den anderen liebenswürdig, verbindlich an Mignet, und indirect an Thiers:

Amiens, 1. September 1836.

Mein lieber Mignet!

Ich komme in diesem Augenblick von Boulogne an, wo ich Briefe gefunden habe, die mich bestimmten, nach Paris zurückzukehren. Wenn vor meiner Rückkehr und bevor ich Sie gesehen, sich ein deutscher Flüchtling mit einer von mir gezeichneten Karte bei Ihnen meldet, so bitte ich Sie, ihm Ihren Schutz zu gewähren. Wollen Sie mich der Fürstin empfehlen; meine häuslichen Wirren erlaubten mir nicht, vor meiner Abreise nach La Jonchère[1]) zu gehn. — Ich küße ihre schönen Hände tausendmal jeden Tag in meinen edelsten Träumen. — Ich hoffe, Sie haben nicht vergessen, Herrn Thiers zu sagen, daß ich ihn bewundere und mehr als jemals liebe. Ich liebe ihn aufrichtig. Dennoch, als deutscher Patriot, bedaure ich keineswegs seinen Austritt aus dem Ministerium: er war recht gefährlich mit seinen positiven Maßnahmen; es wäre ihm vielleicht geglückt, der Revolution in Europa Ketten anzulegen, sie zu ersticken . . . er ließ mir wenig Hoffnung, neue sociale Umwälzungen zu beschreiben und selbst große Dinge zu thun. Er, er hat das unerhörte Glück gehabt, sich zu gleicher Zeit als Historiker und Mann der That zu zeigen. Die Geschichtschreiber der Zukunft werden es ihm Dank wissen, dem Publicum bewiesen zu haben, daß ein großer Historiker auch ein großer Minister werden kann; die Brüderschaft wird für Herrn Thiers immer eine besondere Sympathie fühlen, diese Herren werden sich seines Ruhmes rühmen: die Geschichte wird immer gut von Herrn Thiers sprechen.

Ich umarme Sie, mein lieber und sehr guter Mignet, und ich bitte Sie, die Versicherung meiner vollkommenen Ergebenheit zu genehmigen.

Henri Heine.

Man begreift, daß Heine mit Begeisterung von einem Manne spricht, den er aufrichtig bewunderte, und der ihm große Dienste erwiesen hatte. Für Denjenigen also, der weiß, wie sehr Heine loben kann, wenn er, wie das freilich häufiger geschieht, sich über die Menschen nicht lustig macht, hat der Ton dieses Briefes nichts Auffallendes.

Heine verweilte jedoch in Paris nur vorübergehend: er bekam dort die Gelbsucht, und die Aerzte schickten ihn in den Süden, um sich zu erholen. Er hielt sich nun längere Zeit in Aix, in der Provence, auf und von dort schrieb er der Fürstin folgenden Brief, der um so werthvoller, als er einer der wenigen deseriptiven Briefe des Dichters ist, und weil er außerdem sehr genaue Einzelheiten über dessen „Seelenzustand" in dieser kritischen Epoche gibt:

Aix, 30. October 1836.

Frau Fürstin!

Seit vierzehn Tagen habe ich Lust gehabt, Ihnen zu schreiben und Sie um einen Dienst zu bitten. Ich war auf dem Punkte, nach Neapel zu reisen, und dachte Sie um irgend einen Empfehlungsbrief für diese Stadt zu bitten. Aber,

[1]) Das Schloß der Fürstin lag in der Nähe von St. Germain, zwischen Rueil und Bougival.

am Abend vor meiner Abreise, erfuhr ich, daß die Cholera auch in Neapel ausgebrochen sei und dort verheerend wüthe. Nur die Thoren gehen den unnützen Gefahren entgegen, und deßhalb bin ich vernünftiger Weise in der Provence geblieben. Ich will nicht veder' Napoli et poi morir.

Indessen bedauere ich, daß ich eine Gelegenheit verloren habe, Sie um einen Dienst zu bitten und behalte mir's also für ein anderes Mal vor. Ich glaube nämlich, daß je mehr man Einen verpflichtet, man um so mehr Interesse für ihn hat. Vergessen Sie mich nicht!

Seit zwei Wochen wohne ich in der Stadt Aix, wo ich völlig in der Einsamkeit bin. Sie müssen wissen, Madame, daß dieses Land der Troubadours nicht so warm ist, als man sich bei uns im Norden vorstellt. Es ist bereits sehr kalt im mittäglichen Frankreich. Alle Dächer der Stadt Aix sind heute mit Schnee bedeckt, während ein trockner und häßlicher Wind, den man Mistral nennt, durch die Straßen fährt, in seinen großen Staubmantel eingehüllt. Nun begreife ich, warum dieser afrikanische Beduine, mit dem ich in Marseille sprach, so spöttisch gelächelt hat, als ich ihm sagte, daß ich die kalte Luft von Paris verlassen hätte, um meine Gesundheit unter dem schönen Himmel der Provence wiederherzustellen. Der Afrikaner lächelte ungefähr wie wir über die Naivetät der armen Lappen gelächelt haben, welche, wenn sie brustleidend sind, Lappland verlassen und nach St. Petersburg gehen, um dort das milde Klima zu genießen.

Es ist heute der 30. October, und der Schnee bedeckt alle Dächer der Stadt Aix, und sogar die Statue des guten Königs René, die ich von meinem Fenster aus sehen kann. Sie steht am Ende der großen Straße, mit einer Krone von Weinblättern in der Hand, wie bei uns die Schilder der Weinhändler. Welch' ein großer Monarch, dieser König René! Ich habe in der Bibliothek ein Gebetbuch gesehen, deren Initialen er selbst colorirt hat. Sie sehen, daß ich mich auf Reisen belehre. Auch die Thermen habe ich besucht, in welchen die Römer sich gebadet haben. Ich habe die köstliche Madonna von Chastel gesehen, einem großen Künstler, der im Hospital gestorben ist. Nicht weit von der Kirche, welche dieses Meisterwerk umschließt, ist die Rue Belgarde; da, dicht bei der Porte Belgarde, findet sich die niedre Krippe, in welcher einer der edelsten Söhne der Revolution [1]) das Licht erblickt hat. Ich habe auch die Kathedrale gesehen, und die Merkwürdigkeiten, die man dort zeigt, z. B. die vier römischen Säulen, die zu einem Apollotempel gehört haben und gegenwärtig das Dach eines christlichen Baptisteriums stützen. Sie sehen, daß selbst die Steine sich der Nothwendigkeit unterwerfen, der siegreichen Partei zu dienen, sie, die sich nicht einmal mit unseren menschlichen Bedürfnissen entschuldigen können, die weder vom Hunger gequält werden, noch vom Durst, noch vom Ehrgeiz . . . . Madame, werde ich bald meinen Frieden, einen schimpflichen Frieden, mit den Machthabern von jenseits des Rheines machen, um aus der Langweile des Exils und dieser verdrießlichen Bedrängniß herauszukommen, die schlimmer als vollständige Armuth ist? Ach! die Versuchungen werden groß seit einiger Zeit . . . Nicht wahr, ich bin offenherziger, als die Anderen, welche sich Brutusse, Regulusse nennen! Nein, ich bin kein Regulus, ich würde mich nicht gern in einer mit Nägeln gespickten Tonne wiegen lassen. Ich bin auch kein Brutus; ich werde niemals einen Dolch in meinen armen Leib stoßen, um den Preußen nicht zu dienen. — Nein, in einer solchen Alternative werde ich mich nicht erschießen, aber ich werde dumm werden . . . Doch was bedeuten alle diese müßigen Worte, welche Sie glauben machen könnten, daß der Mann, der sie schrieb, dem größten Unglück unterliege — dem Unglück, Ihrer Freundschaft unwürdig zu sein, Fürstin! Nein, sehr schöne und sehr mitleidige Fürstin, ich bin in diesem Augenblicke nur krank, krank an der Seele noch mehr, als am Körper; die Gelbsucht ist jetzt in meinem Herzen, und alle meine Gefühle und alle meine

[1]) Mignet.

Gedanken sind mit diesem schwärzlichen Gelb gefärbt, welches Sie vor meiner Abreise, als ich Ihnen in La Jonchère Lebewohl sagte, auf meinem Gesichte sahen. Sie würden einen richtigen Begriff von dem traurigen Zustand meiner moralischen Gesundheit haben, wenn Sie wüßten, welche Reaction seit Kurzem sich in meinem Geist in Bezug auf die religiösen Lehren vollzieht, als deren Gegner man mich kennt. Meine Meinungen sind im Widerspruch mit meinen Empfindungen; ich trage einen Rosenkranz auf dem Kopf und den Schmerz in meinem Herzen. Ich dürste nach moralischer Einheit, meine Ansichten mit meinen Gefühlen harmoniren zu lassen; ich muß alle Rosenblätter aus meinem Kranz reißen, damit nur eine Dornenkrone bleibe, oder alle Leiden meines Herzens vernichten und durch neue Freuden ersetzen. Aber, ach! ich bekämpfe sie umsonst, diese Schmerzen; sie sind gepanzert, und die schärfsten Waffen der Vernunft stumpfen sich an ihnen ab.

Und was thun Sie in Aix?

Nun, mein Gott, Madame, ich muß doch irgendwo sein. Ich bin nur körperlich da, meine Gedanken sind anderwärts, am häufigsten schweifen sie um ein Schloß, das auf einem Gebirge zwischen Rueil und Bougival liegt.

Ich küsse Ihre schöne Hand.

Sie sind die vollkommenste Person, die ich auf Erden gefunden habe. Ja, bevor ich Sie kannte, habe ich mir eingebildet, daß Personen, wie Sie, begabt mit allen Vollkommenheiten des Leibes und der Seele, nur in den Feenmärchen, den Träumen der Dichter existirten. Jetzt weiß ich, daß das Ideal kein eitles Hirngespinnst ist; daß eine Wirklichkeit unseren erhabensten Vorstellungen entspricht, und wenn ich an Sie denke, Fürstin, höre ich manchmal auf, an einer anderen Gottheit zu zweifeln, die ich gleichfalls gewohnt war, in das Reich meiner Träume zu verbannen.

Adieu! Ich sage Ihnen meine Adresse nicht. Ich erspare Ihnen die Mühe, mir zu schreiben — es genügt, daß Sie nicht vergessen

Der Frau Fürstin
Christine Belgiojoso.

Ihren armen Freund
Henri Heine.

Man wird zuerst den Ton äußerster Offenheit bemerken, der in diesem Briefe herrscht. In dieser Hinsicht ist ein kleiner Zug recht erbaulich; an A. Lewald (5. November 1836) schreibt Heine: „Seit acht Tagen bin ich hier (in Aix), nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten," während er der Fürstin ganz einfach gesteht, daß er nicht nach Neapel gegangen sei, weil die Cholera dort wüthe. Mit ihr bedurfte es keiner Coquetterie.

Um diese Zeit scheint Heine eine moralische Krisis von großer Heftigkeit durchgemacht zu haben. Das Verbot seiner Bücher, der Geldmangel, die Bitterkeiten des Exils — alles Das lastete schwer auf ihm. Versuchungen, von da und dort, traten an ihn heran, seinen Frieden mit Deutschland zu machen[1]), und er gesteht es der Fürstin freimüthig ein, die gleichfalls eine Verbannte war und als solche ihn verstehen mußte. Auf der einen Seite, wenn er sich unterwarf, durfte er darauf rechnen, in seinem Vaterlande ein gesichertes Dasein und einen großen literarischen Ruhm zu finden; andererseits aber hieß sich unterwerfen, den Ueberzeugungen absagen, für die er seit zehn Jahren gekämpft; hieß die Götter verleugnen, die er bis dahin mit so viel

[1]) Vergl. den Brief an H. Laube, 23. November 1835, gegen das Ende: „Ihre Frage in Betreff meiner Rückkehr" u. s. w.

Inbrunst angebetet hatte, hieß in seinen Augen, sich entehren. Seine Lage war furchtbar; Diejenigen, welche ihm allen Muth absprechen und ihn „charakterlos" nennen, haben wohl niemals überlegt, was sie an seiner Stelle gethan, und ob sie die erforderliche Standhaftigkeit besessen hätten, um — gleich ihm — die Ruhe und das Wohlsein dem Gedanken zu opfern, wie er irgendwo sagt.

Ein langer Zwischenraum trennt den voranstehend mitgetheilten Brief von dem folgenden, der an Mignet gerichtet ist:

„Anbei, mein lieber Mignet, das Buch über Preußen und seine klägliche Regierung. Ich sende Ihnen gleichzeitig zwei Nummern eines deutschen Blattes, die ich Sie bitte, an Herrn Cousin gelangen zu lassen. In einer dieser Nummern [1]) habe ich ihn gegen die Verleumdungen meines tugendhaften Freundes Leroux vertheidigt, und in dem anderen habe ich ihn, wenn auch nur ein wenig, angegriffen, dabei jedoch gesagt, daß er der größte Philosoph Frankreichs seit Descartes sei. In der Nr. 36 ist auch die Rede von dem schönen ständigen Secretär der Akademie und seiner schönen Rede über Daunou [2]); wollen Sie den guten Herrn Stolz veranlassen, Ihnen die Uebersetzung dieser Stelle zu geben.

Morgen um sechs Uhr reise ich ab. Seit drei Tagen sind alle meine Gedanken schon in Deutschland, und ich gestehe Ihnen, daß sie sich dort schon zu langweilen anfangen: ich werde bald wieder zurück sein. Auf Wiedersehen!

Mögen die Götter Sie in ihren heiligen und würdigen Schutz nehmen.

Henri Heine.

Freitag, 20. October 1843.

Heine reiste nach Hamburg am 21. October 1843 ab: es ist diese Reise, von der er, wie man weiß, das Gedicht „Deutschland" mitbringen wird. Im folgenden Jahre kehrt er, im Juli und in der Gesellschaft Mathildens noch einmal dahin zurück; aber sie blieb nicht lange, sie reiste allein wieder nach Paris, und ihr Gemahl schrieb ihr eine Reihe von Briefen, deren eine große Anzahl bereits veröffentlicht ist. Die beiden folgenden sind noch ungedruckt:

Hamburg, 23. August 1844.

Theure Nonotte! Ich will mich nicht beunruhigen, aber ich hätte schon lange Nachricht von Dir haben können: ich hoffe, daß ich heut einen Brief von Dir bekommen werde. Dieses Stillschweigen ist unverzeihlich, denn Du weißt, wenn ich den Kopf verliere, daß ich dann in aller Eile nach Paris zurückkomme, ohne meine Geschäfte beendet zu haben. Schreibe mir bald und viel; so oft wie möglich; ich treffe Vorkehrungen, daß Deine Briefe mir nach Paris geschickt werden, wenn sie nach meiner Abreise eintreffen, die ich nicht gut bestimmen kann, da Alles von den Nachrichten abhängt, die ich von Dir empfange. Ich bin recht traurig, und Du fehlst mir überall, mein armes Schaf; ich sehe wohl ein, ich lebe nur für Dich; alle meine Gedanken sind in Chaillot, Nr. 101 [3]). Alles Liebe Deinen Freundinnen, besonders an Pauline. O wie glücklich werde ich in Paris sein, wenn ich ihr schönes Bein wiedersehen werde! In Paris! in Paris! wie werde ich mich freuen, wieder in Paris zu sein. Ich liebe Dich zu sehr. Henri Heine.

[1]) Vergl. Lutezia, Anfang. Paris, 15. Juni 1843. — Elster, VI, 408 ff.

[2]) Lutezia, LXI. Paris, 21. Juni 1843. — Elster, VI, 408 ff. — Heine meint hier Mignet selbst, „den schönen Mignet".

[3]) Pension, in die sich Mathilde während der Abwesenheit ihres Gemahls zurückgezogen hatte.

Hamburg, 25. September 1844.

Theure Freundin!

Die Post geht in einer Viertelstunde ab, und ich schreibe Dir in aller Eile. Ich habe Deinen Brief erhalten und sehe mit Vergnügen, daß das Geld, das ich Dir geschickt habe, zu rechter Zeit angekommen ist. Ich schicke Dir heute noch einen Wechsel von 100 Francs auf Fould, damit Du nicht ohne Geld seiest; aber ich bitte Dich, es nicht auszugeben, wenn Du es nicht brauchst. Du hast keinen Begriff davon, wie bedrängt ich im Augenblick bin Ich kann am 30. d. Mts. nicht fort und habe meine Abreise auf den 5. October verschoben; ich muß dringender Geschäfte halber am 12. October in Paris sein. Ich hoffe, daß Du nicht ausgehen wirst, wo Dir Bekannte von uns begegnen können; betrübe Deinen armen Mann nicht, der ein Phönix ist, trotz Deiner kleinen Spötterei. — Tausend Empfehlungen an Madame Darte: ich hoffe, daß ich in ihrer Angelegenheit Glück haben werde. Dich, Dich liebe ich, und ich bitte Dich, mich nicht zum unglücklichsten der Menschen zu machen. H. H.

Du mußt den Wechsel quittirt mit Deiner Unterschrift an die Foulds schicken, wie das vorige Mal.

Um schließlich die Briefe dieser Periode zu erschöpfen, füge ich hier, nach einer vorliegenden französischen Uebersetzung des Original-Entwurfs, den ungedruckten Theil des Briefes an Campe vom 19. December 1844 hinzu. Der ganze Anfang desselben ist in der deutschen Ausgabe der Briefe von Strodtmann unterdrückt worden, wahrscheinlich um Campe damit gefällig zu sein.

Paris, 19. December 1844.

Ich danke Ihnen, liebster Campe, daß Sie mir die Augen geöffnet und bewiesen haben, daß ich mit Ihnen ebenso wie mit den Anderen die wohlbekannten Vorsichtsmaßregeln treffen muß, wenn ich nicht die wenigen, so schwer verdienten Pfennige verlieren will. Da ich der letzteren jetzt mehr als ehedem bedarf, wo ich noch nicht krank und noch nicht verheirathet war, so werde ich sie zu vertheidigen wissen. Es ist vielleicht ein Freundschaftsdienst, mir eine Lection gegeben zu haben, um mir zu zeigen, daß man zu Niemandem Vertrauen haben darf.

Es ist wahr, daß ich mich noch nicht entschließen kann, zu glauben, daß wegen einer Summe, die der Mühe nicht werth ist, Sie mich betrügen wollen; also habe ich auch, bis auf neues Abkommen, nicht das Recht, an etwas Anderes, als einen Irrthum zu glauben; das Wahrscheinlichste ist, daß Sie irgend einen Hintergedanken, den ich nicht errathen kann, im Kopfe haben, wie das bei Ihnen oft der Fall ist. Aber der Himmel verzeih' es Ihnen, daß Sie mir in einem Augenblick Unruhe verursachen, wo mein Herz durch großen Kummer gebrochen ist, und wo ich mit Arbeiten überhäuft bin, zu denen ich meine ganze geistige Kraft nöthig habe.

Im letzten Jahr haben wir unsere Rechnungen ins Reine gebracht, und bei Gelegenheit einer kleinen Differenz haben Sie sich durchaus generös gezeigt und mir die paar Franken bewilligt, die ich beanspruchte. Ich würde sie übrigens anstandslos geopfert haben, da die Frage verwickelt war.

Aber in diesem Jahre sind die Sachen so klar, wie zweimal zwei vier macht. Als wir im letzten Winter den großen Contract abschlossen, haben wir 1200 Mk. Banco für den Band der Neuen Gedichte stipulirt, in welchen ich Atta Troll aufzunehmen versprach. Sie erinnern sich, daß Sie es waren, nicht ich, der diese Summe vorgeschlagen hat, die ich, anderer wichtiger Abmachungen halber, ohne Discussion annahm, wiewohl ich für ein solches Buch viermal so viel von jedem anderen Verleger hätte bekommen können (hier hat mir einer 10 000 Frcs. geboten). Außerdem war abgemacht, daß ich bis zum Jahre 1848 jährlich 200 Mk. Banco von Ihnen erhalten sollte. Als ich, nach Paris zurückgekehrt, das Winter-

märchen geschrieben und Ihnen angeboten hatte, habe ich 1000 Mk. Banco dafür gefordert, und obgleich ich recht wohl wußte, daß ich ein politisches Gedicht geliefert, welches von großer Actualität war, habe ich Ihnen, in der Freude meines Herzens, dennoch vorgeschlagen, dieses Gedicht (das Wintermärchen) nicht separat herauszugeben, sondern, statt des sanften Atta Troll, in die Neuen Gedichte aufzunehmen, deren Erfolg auf diese Weise gesichert wäre; bei dieser Gelegenheit habe ich Ihnen ausdrücklich das Recht vorbehalten, den Atta Troll später separat herauszugeben, ohne mir dafür ein besonderes Honorar zu zahlen. In Hamburg haben Sie selbst mir anstandslos eingeräumt, daß das ein in Ihrem Interesse glücklicher Gedanke sei. Ich sage, in Ihrem Interesse und nicht in dem meinen, wenigstens nicht vom pecuniären Gesichtspunkt, weil selbst für das Wintermärchen jeder andere Verleger mir 1000 Mk. Banco gegeben haben würde. Ja, ich hätte mehr daraus ziehen können. Indem ich Ihnen ehrlich half, dieses Gedicht gesondert herauszugeben, habe ich ohne Zweifel Ihrerseits, wenn nicht eine Gratification, wenigstens ganz bestimmt aufrichtigen Dank erwartet. In der That ist es dieses Gedicht, welches den Neuen Gedichten diesen ungeheuren Absatz verschaffte.

Addiren Sie die oben erwähnten Summen: ich hatte zu bekommen 2400 Mk. Banco, und ich hatte Ihnen nur noch den Atta Troll zu liefern, der separat gedruckt werden sollte. Sie haben diesen Sommer für mich bezahlt, an die Ordre von Henri Heine, einmal 400 Mk. Banco, und einmal 1000 Mk. Banco, was zusammen 1400 Mk. Banco macht. Und als ich neulich die noch bleibenden 1000 Mk. auf Sie zog, habe ich Ihnen wahrscheinlich bemerklich gemacht, daß ich eigentlich über dieses Geld nicht eher verfügen sollte, als bis ich Ihnen den Atta Troll geliefert hätte — daß Sie ihn aber binnen Kurzem erhalten würden. Worauf Sie mir lakonisch geantwortet haben, daß Sie mir Nichts schuldig seien.

Ich hoffe, daß Sie meine Tratte angenommen haben. Wenn Ihr unglückseliger Brief nur durch den Gedanken dictirt worden ist, daß ich auf die 1000 Mk. Banco erst Anspruch hätte, nachdem ich den Atta Troll abgeliefert, so bitte ich Sie, liebster Campe, mir es gleich zu sagen, und ich will es glauben und wenigstens in meinem Herzen das abscheulichste Mißtrauen unterdrücken; es ist wahr, daß das Mißtrauen mehr an mir nagen und mir peinlicher sein würde, als ein Geldverlust von 1000 miserablen Mark Banco. Aber, wie gesagt, schreiben Sie mir gleich . . .[1])

Ich bedauere, mit einem so unerquicklichen Zank die zweite Periode der von mir mitgetheilten Briefe beenden zu müssen. Wohl war in meinen Händen das Original eines anderen Briefes, welcher diese Serie glücklicher abgeschlossen haben würde, denn er ist köstlich, leider jedoch, seit kurzer Zeit, nicht mehr ungedruckt. Es ist der Brief, den Heine am 17. Januar 1849 seinem Freunde Mignet schrieb, und worin er ihn um seinen Besuch bat. In einem französischen Buch über Mignet veröffentlicht, in welchem er lange von dem deutschen Publicum unbeachtet geblieben ist, ward dieser reizende Brief, den man französisch lesen muß, um ihn recht zu genießen, im Jahre 1890 von der „Täglichen Rundschau" mitgetheilt, was nicht verhindert hat, daß man ihn

[1]) Hier nun beginnt erst der bisher veröffentlichte Theil dieses Briefes. Vergl. Strodtmann, Bd. XXI, S. 21. Brief 223, und Karpeles, Bd. IX, S. 307, Brief 294. — In dem autographischen Entwurf, nach welchem diese Uebersetzung gemacht worden ist, fehlt der Satz: „Sie werden sehen ... welcher Nachjubel entsteht." Dafür steht an derselben Stelle dieses Brouillons die Stelle: „Aber während ich nur an die Poesie denke, denken Sie an nichts als pecuniären Gewinn, ja sogar daran, mich zu betrügen — ich wollte, daß Sie ein wenig an Gott glaubten."

noch einmal in der „Frankfurter Zeitung“ vom 14. Juni 1893 als „ungedruckt“ publicirte. Ich kann, begreiflicherweise, diesem Beispiel hier nicht folgen.

Wir müssen also einen Zeitraum von elf Jahren überspringen, um zu einem neuen Stoß Papieren zu gelangen, die sämmtlich aus dem Jahre 1855 stammen. In diesem Augenblick ist die Revolution von 1848 über Heine dahingegangen, und die Krankheit hat ihn ergriffen; seit sieben Jahren ist er durch Lähmung an sein Schmerzenslager gefesselt: seine Hand ist nicht mehr im Stande, eine Feder zu halten, und mit einem dicken Bleistift zeichnet er auf langen Folioblättern weißen Papiers seine großen Buchstaben, in einer Schrift, die noch immer hübsch ist, trotz der Krämpfe, die von Zeit zu Zeit ihn unterbrechen und sie verzerren.

Die Menge der Arbeit, welche Heine im Jahre 1855 geleistet hat, ist, nach den Materialien, die wir vor Augen haben, wahrhaft erstaunlich. Freilich konnte er nicht ausgehen und verlor deswegen keine Zeit; aber die Krankheit machte ihn doch, ganze Tage und Nächte hindurch, unfähig zu Allem, außer zu leiden. Nichtsdestoweniger hielt er tapfer Stand, und seine literarischen Beschäftigungen ließen ihn auf Augenblicke seine furchtbaren Schmerzen vergessen.

Ich gebe zum Beginn eine Reihe von Briefen und Billets, welche der Dichter an seinen französischen Verleger, Michel Lévy, geschrieben hat. Heine bereitete im Jahre 1855 eine vollständige französische Ausgabe seiner Schriften vor, sah diejenigen, die früher schon übersetzt waren, noch einmal durch, fügte Pointen und Reflexionen hinzu oder ließ sie fort, übersetzte die dem französischen Publicum noch unbekannten Theile, schrieb neue Vorreden und corrigirte schließlich die Druckbogen, trotz seiner halben Blindheit und der Lähmung seines Augenlides. Gelegentlich dieser Arbeiten schrieb er alle die nun folgenden Briefe an Michel Lévy. Einige sind datirt, andere nicht; die Anordnung, in der sie hier erscheinen, ist also von mir, gestützt auf das Studium des Textes. Ich behaupte darum nicht, keinen Irrthum begangen zu haben.

Mein lieber Levy! Die Variante, die ich Ihnen gestern geschickt habe, taugt Nichts, und ich bitte Sie, sie durch die obige zu ersetzen[1]), welche, wie ich glaube, nicht mehr als 43 Worte enthält; die Stelle, die wir streichen müssen, enthält 49 Worte. Der Setzer wird sich helfen, wie er kann. Ich bin ein schlechter Rechner, und außerdem kränker als je. — Ich habe Ihnen gestern die Vorrede geschickt; ich hoffe, daß man mir noch eine Correctur senden wird, die ich dem Ueberbringer sofort zurückgeben werde.

Meine besten Empfehlungen

23. Juni 1855. Henri Heine.

Mein lieber Herr Lévy!

Besuchen Sie mich doch morgen, wenn es Ihnen möglich ist, auf einige Minuten. Ich erwartete Sie gestern und heute.

---

[1]) Die vorgeschlagene Aenderung lautet: „Les Israélites de la nouvelle génération sont encore plus chiches que leurs pères; je suis porté à croire que parmi la jeunesse dorée d'Israel, il se trouve plus d'un millionnaire qui hésiterait peut-être de donner cent francs, s'il peut à ce prix sauver de la bastonnade toute une tribu de bédouins coréligionnaires.“

Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen in Bezug auf Herrn Ratisbonne gesagt habe, der sehr verbindlich gegen mich gewesen ist; Sie haben mir seinen Besuch versprochen, und Sie wissen, die Kranken sind wie die Kinder, sie können nicht lange warten.

Wenn mein Buch[1]) erschienen ist, schicken Sie mir zwölf Exemplare und die Liste der Personen, welche das Buch von Ihnen direct erhalten.

Ich habe das Manuscript der „Reisebilder" für Sie vorbereitet; ich werde die „Florentinischen Nächte" hinzufügen, zwei Artikel, die in der Revue des Deux Mondes 1836 (glaub' ich) erschienen sind; da ich die beiden Nummern, welche diese Arbeit enthalten, nicht mehr besitze, bitte ich Sie, in meinem oder Ihrem Namen, Buloz darum zu ersuchen.

Ich bin zu krank, um meine Publicationen in die Länge zu ziehen — Sie verstehen mich. Tausend Grüße.

den 3. Juli. Henri Heine.

Mein lieber Lévy!

Ich hatte die Correcturen der „Reisebilder" Ihrer Sorgfalt überlassen und mir nur die vorbehalten, wo sich's um neue Stücke und Verse handelte. Ein flüchtiger Blick indeß, den ich auf den beifolgenden Bogen geworfen, hat hingereicht, mich bemerken zu lassen, daß eine allzu gewissenhafte Genauigkeit bei der Durchsicht meiner armen „Reisebilder" nicht waltet, und daß garstige Druckfehler stehn geblieben sind, welche ein ganzes Buch entstellen könnten. Ich muß Ihnen daher, mein lieber Lévy, noch einmal und ganz besonders diese Bogen empfehlen, die ich wegen des leidenden, von Tag zu Tag sich verschlechternden Zustandes meiner Augen nicht selbst corrigiren kann. Ich bitte inständig, meine Correcturbogen mit mehr Sorgfalt durchsehn zu lassen.

Das ärztliche Factotum des Herrn A. Thierry ist gestern bei mir gewesen; er freute sich, daß ich meine Commission schon gemacht hatte. Ich beeile mich, Ihnen mitzutheilen, daß Herr Thierry täglich erst nach vier Uhr zu sehen ist.

Vergessen Sie nicht, mir die „Florentinischen Nächte" und den „Schnabelewopski" zu senden. Schicken Sie mir auch sechs Exemplare meiner Gedichte, die Sie mir auf Rechnung setzen wollen. Tausend herzliche Grüße.

Paris, den 3. August. Henri Heine.

Donnerstag Morgen.

Mein lieber Herr Lévy!

Ich nehme an, daß diese Zeilen Sie in Paris treffen und daß Ihre Beschäftigungen Sie nicht hindern, mich sobald wie möglich zu besuchen; ich muß dringend einen Augenblick mit Ihnen sprechen.

Seit vierzehn Tagen, ja, seitdem ich Sie das letzte Mal sah, bin ich ohne Correcturen; ich begreife diese Unterbrechung der „Reisebilder" nicht. Sagen Sie mir den Grund davon.

Sehr viele unangenehme Dinge begegnen mir, und ich bin immer, mit Ergebenheit, Ihr ganz kranker Henri Heine.

Mein lieber Herr Lévy!

Als ich heut Morgen den Umschlag der Correcturen öffne, die Ihr junger Mann mir vorgestern gebracht hat, sehe ich zu meinem großen Mißvergnügen, daß man mir weder den Bogen 17 noch den Schluß von Bogen 16 geschickt hat, welche gerade den Abdruck des Stückes enthalten, von welchem das Manuscript sich in dem besagten Umschlag befindet. Nun ist dieses Manuscript so schlecht, so confus, daß

[1]) Poèmes et Légendes.

eine genaue Revision der Bogen durch mich selbst von der höchsten Wichtigkeit ist. — Zu gleicher Zeit behandelt dieses Stück einen sehr heiklen Gegenstand, so daß ein Druckfehler mir in meinem Vaterlande einen furchtbaren Streich spielen könnte. Ich muß also darauf bestehen, diesen Bogen 17 sobald wie möglich zu lesen und zu corrigiren, und ich bitte Sie, dem Drucker zu sagen, daß man ihn, ebenso wie den Schluß von Bogen 16, mir umgehend schicke.

Sind die Bogen, welche Sie mir neulich gebracht haben, schon vollständig gedruckt? Ich hielt die Zusendung der Correcturbogen, in denen sich keine bemerkenswerthen Veränderungen finden, nicht für nöthig, sondern wollte die Besorgung einer genauen Revision, vor Ertheilung des imprimatur, Ihnen überlassen. Indessen würde es nicht übel sein, sie mir dennoch zu schicken, bevor sie gedruckt werden; denn in einem Moment, wo meine Augen es mir gestatten, würde mir's lieb sein, zu sehen, ob nichts Fehlerhaftes darin ist. — Z. B., wenn die Seite 285 noch nicht gedruckt ist, würde ich in Zeile 9 gern ein là vor dasselbe Wort la setzen. - Ach! der ganze Satz müßte umgestaltet werden. — Und nur auf diese Seite hab ich einen Blick geworfen. Deshalb wünsche ich von jetzt an alle Bogen vor dem Druck zu erhalten.

Eine gute Nachricht, die ich jüngst vergaß, Ihnen mitzutheilen: eine englische Uebersetzung der „Reisebilder", die in New-York erschienen ist, hat einen ungeheuren Erfolg, einer Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" nach (die mich) nicht genug liebt, um Erfolge für mich zu erfinden).

Ihr ganz ergebener
Henri Heine.

Schicken Sie mir:

1. Ein Exemplar „de l'Allemagne".
2. „ der „Lutèce".
3. „ der „Poésies et Légendes".

Mittwoch, den 4. October 1855.

Für die Herren Michel Lévy.

Ich habe nur einen Blick auf diesen Bogen geworfen und bitte die Herren Lévy, ihn sorgfältig corrigiren zu lassen. — Ich empfehle gleichfalls Ihrer Aufmerksamkeit meine Veränderungen auf dem Titelblatt und hoffe, daß sie genehmigt werden.

H. Heine.

An die Herren Lévy.

Ich bitte Sie, den beigefügten halben Bogen, auf welchem ich einige Correcturen gemacht habe, sogleich in die Druckerei zu schicken; ich hoffe, daß sie nicht zu spät kommen und der Bogen nicht schon unter der Presse sei. Ich wünsche, daß man mir auch den folgenden Bogen sende, falls er nicht schon im Druck ist.

Ich sehe wohl, daß ich Alles revidieren muß, bevor Sie Ihr imprimatur geben.

Ich bitte Sie, mich wissen zu lassen, ob der neue Abzug von L'Allemagne schon gemacht wird; ich habe eine Aenderung in der Vorrede zu machen.

Ich denke, daß diese Zeilen Herrn Lévy nicht mehr in Paris treffen.

Meine besten Empfehlungen,

Paris, den 8. October 1855. Henri Heine.

Mein lieber Lévy!

Ich habe Ihnen dieser Tage geschrieben, daß ich die Absicht hätte, in der Vorrede zu L'Allemagne Etwas zu ändern; ich bin von diesem Gedanken zurückgekommen, ich werde Nichts darin ändern, und Sie können den neuen Abzug machen lassen, ohne mich zu benachrichtigen [1]).

[1]) Es folgen wieder einige Bücherbestellungen, die wir, als ziemlich gleichlautend mit den früheren, hier fortlassen.

Schlimme Nachrichten über den Zustand meiner Gesundheit haben meine Familie in Deutschland beunruhigt, und mein Bruder und meine Schwester sind nach Paris geeilt, um mich zu sehen; alle meine Zeit wird acht Tage lang ihnen gehören [1]), und der Druck der „Reisebilder" wird es verspüren.

Ich bitte Sie, mein lieber Lévy, Ihren Credit anzuwenden, um die beigefügte Reclame in die wichtigsten Blätter von Paris einrücken zu lassen; zögern Sie nicht es zu thun. Ich sage Ihnen im Voraus meinen Dank.

Ganz Ihr

Donnerstag. Henri Heine.

Paris, den 6. December 1855.

Mein lieber Lévy!

Sagen Sie mir doch, warum ich keine Correcturen mehr erhalte? ich muß annehmen, daß Sie den Druck wegen des neuen Jahres verzögern wollen; es ist auch mein Gedanke, daß mein Buch erst in der Mitte nächsten Monats erscheinen soll (es wird sich wohl auch ohne den Köder eines Weihnachtsgeschenkes verkaufen), aber ich wünsche den Druck nicht unterbrechen zu sehn — doch, das ist Ihre Sache.

Inzwischen, seien Sie so gut, dem Drucker zu sagen, daß ich mein Manuscript durchsehen möchte, daß er mir dieses Manuscript, vom 2. Bande der „Reisebilder" ab, schicke und darin anmerke, wie weit der Satz schon gemacht ist; ich habe in den Bogen, von denen ich noch keine Correcturen bekommen habe, viele Veränderungen zu machen, und wenn ich sie jetzt im Manuscript machte, würde der Setzer eine weniger lästige Arbeit haben. Schließlich erspare ich ihm eine Mühe, wenn ich später diese Aenderungen nicht mehr auf bereits paginirten Seiten mache.

Ich bin diese Tage her so krank gewesen, daß einige deutsche Landsleute, die nach Paris gereist waren, um die Ausstellung zu sehen, ihre Heimkehr nach Deutschland in der Hoffnung verzögert haben, meinem Leichenbegängniß beiwohnen zu können; sie sind nicht auf ihre Kosten gekommen. Ich bin noch sehr schwach und dumpf durch das Leiden. Säumen Sie nicht allzu sehr, mich zu besuchen; fürchten Sie nicht, daß ich Sie zu lang aufhalten werde, um zu plaudern; ich kann nicht sprechen.

Vergessen Sie das Manuscript nicht, das ich für einige Tage zurück erbitte.

Ihr ganz ergebener

Henri Heine.

Mein lieber Herr Lévy!

Vergeblich hab' ich bis zu diesem Augenblick die zweite Correctur des sechzehnten Bogens, welchen der Drucker mir dieser Tage geschickt hatte, erwartet, um auf Ihren verwunderten Ausruf zu antworten. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß dies ein sehr heikliger Bogen sei, und daß mir außerordentlich daran liege, mich in Bezug auf die Correcturen zu vergewissern — ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich einen zweiten Abzug bekommen habe, um mich über diesen Punkt zu vergewissern. Sobald ich diesen Abzug habe, werde ich auch die andern Bogen zurückgeben, welche das Buch beenden. Ich weiß nicht, ob es absichtlich ist, daß Sie auf den Titel das Jahr 1855 setzen.

Hat Ihnen M. Théophile Gautier Etwas für die „Reisebilder" geschickt?

Ihr sehr ergebener

Für Mr. Henri Heine.

Montag, den 11. Februar (1856).

[1]) Ueber diesen Besuch, der von Ende November bis Anfang December dauerte, s. von Embden, Heinrich Heine's Familienleben, S. 282 ff.

Man wird diese paar Zeilen nicht ohne Bewegung lesen. Dieses Briefchen ist in der That das Letzte, was man von Heine kennt: es ist von ihm dictirt worden sechs Tage vor seinem Tode, der am 17. Februar erfolgte. Alle seine anderen Briefe an Michel Lévy sind eigenhändig geschrieben: jetzt war er zu schwach, um zum letzten Male seinen Bleistift halten zu können. In dem vorletzten Briefe, nach dem traurigen Scherz über Diejenigen, die von Tag zu Tag seinen Tod erwarteten, hatte er schon geschrieben: „ich bin noch sehr schwach und dumpf vom Leiden", und in diesem Satze liegt etwas tief Schmerzliches. Zwei Monate noch sollte er seine Marter ertragen, und bis zum letzten Athemzug arbeitet er, beschäftigt er sich mit seinen Correcturbogen und, wie er selbst sagt, „mit der Inscenirung seiner Unsterblichkeit." Bis zur letzten Minute ist er auf der Bresche in diesem langen und furchtbaren Kampf um den Gedanken, und die letzte Zeile, welche man von dem großen deutschen Dichter besitzt, ist seinem ergebenen Freunde, Théophile Gautier geweiht, welcher eine Vorrede zu den „Reisebilder" versprochen hatte und sie wirklich lieferte [1]).

Im Verfolg dieser Correspondenz mit Michel Lévy scheint mir hier der Platz für einen Brief zu sein, der sich durch seinen Inhalt demselben Ideengang anschließt und von dem ich glaube, daß er ebenfalls an diesen Verleger gerichtet sei:

[Mein lieber Herr!

Sie haben mir einen Floh ins Ohr gesetzt, und ich bitte Sie, mich sobald wie möglich davon zu befreien. Die „Débats", hauptsächlich Cuvillier-Fleury, sollten mich eher vertheidigen, als angreifen. Sie sagen, daß man sie hat glauben machen, ich hätte Guizot und die anderen Philippisten in der „Lutezia" verunglimpft; das ist eine Infamie, eine ekelhafte Lüge, von Deutschen erfunden und von Franzosen colportirt, die das deutsche Original meines Buches nicht kennen. Ich bin's gewohnt, angegriffen zu werden, und sogar auf gemeine Weise; aber es schmerzt mich, ehrenhafte Leute durch feige Verleumdungen betrogen zu sehen. Wenn die französische Ausgabe der „Lutezia" erscheinen wird, werden sie eines Besseren belehrt werden, aber zu spät, und es handelt sich darum, jetzt diese lichtscheuen Umtriebe zu vereiteln. Ich begreife Alles, aber meine Beine sind nicht frei, leihen Sie mir die Ihren. Da die Franzosen ein Hammelvolk sind, so können die ersten Artikel Ihren Interessen viel Schaden zufügen. Ich sehe nicht, was ich schreibe, aber Sie verstehen mein Gekritzel. Ganz Ihr

H. H.

Dieser Brief ist augenscheinlich an Michel Lévy gerichtet. Die Gründe, die ich dafür habe, sind die folgenden: An erster Stelle ist dieser Brief an seine Adresse wirklich abgeschickt worden, wie dies die Falten des Papiers zeigen; während, außer den Briefen an Michel Lévy, alle anderen vom Jahre

[1]) Robert Prölß (Heinrich Heine, 1886) schreibt S. 357: „Am 13. Februar hatte Heine noch sechs volle Stunden gearbeitet, was er seit einer Woche nicht mehr gethan. Auf die Vorstellungen, sich zu schonen, die Katharine (die Aufwärterin) ihm machte, erwiderte er: ‚Ich habe nur noch vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet.' Ohne Zweifel handelte es sich hier um die Memoiren." — Diese Stelle hatte mich seiner Zeit sehr gerührt; aus dem eben mitgetheilten Brief ersieht man aber, daß es sich nicht um die Memoiren, sondern lediglich um die zweite Ausgabe der „Reisebilder" in französischer Uebersetzung handelte.

1855, die mir vorliegen, einfache Brouillons, und nicht die Briefe selbst sind. Andererseits ist der Brief auf einem unten abgerissenen Stück Papier geschrieben, was Heine gezwungen hat, die Zeilen am Ende der Seite zu verkürzen: aber ich kenne, im Jahre 1855, nur einen Mann, den Heine nöthig hatte und mit dem er, sonst äußerst formell, sich so wenig genirte, daß er ihm einen solchen Fetzen Papier schickte, und dieser Mann war eben sein Verleger. Die Anspielung am Ende des Briefes wird auf diese Weise sehr klar: „die ersten Artikel können Ihren Interessen viel Schaden zufügen." Heine hatte durch einen seiner Besucher erfahren, daß die Redacteure des „Journal des Débats" ihm scharf zusetzten; er dachte, nicht ohne einigen Grund, daß, wenn sein Buch „Lutezia" erschiene, Cuvillier-Fleury, der mit den Bücherbesprechungen betraute Kritiker, ihm einen übelwollenden Artikel schreiben, dadurch den Verkauf des Buches beeinträchtigen und dessen Erfolg gefährden möchte. Um dieser Gefahr vorzubeugen, schickte er[1]) seinen Verleger als Ehrenretter: er bittet ihn, bei der Redaction des „Journal des Débats" so rasch als möglich zu handeln, um zu erlangen, daß man nichts Böses von seinem Buche sage. Ob Michel Lévy den Schritt that, weiß ich nicht: ich bin geneigt, es zu glauben. Aber er erzielte keine große Wirkung damit: in dem Feuilleton, welches er der „Lutèce" und der „Allemagne" in der Nummer vom 15. April 1855 widmete, schrieb Cuvillier-Fleury eine der geistvollsten Kritiken über Heine, die ich kenne. In Deutschland, wo Heine viele Feinde hat, kritisirt man ihn nur allzu oft noch, von einer gewissen Seite, mit grenzenloser Grobheit oder Verachtung, wenn man ihn überhaupt kritisirt; und Börne, welcher versucht hat, auf Kosten Heine's geistreich zu sein, ist so leidenschaftlich und böswillig, daß man, wenn man ihn liest, keine rechte Freude daran haben kann: außerdem sind die Blätter, die er seinem ehemaligen Freunde widmet, sehr veraltet, wie so vieles Andere von Börne. Das Feuilleton von Cuvillier-Fleury dagegen ist heute noch so frisch, wie am ersten Tage: es würde schwer sein, Heine'n mehr Wahrheiten mit einer einschmeichelnderen Ironie zu sagen. Er sucht zu zeigen, daß unter dem politischen Schriftsteller ein Dichter sich verbirgt; er lehnt es ab, seine politischen Betrachtungen ernst zu nehmen, und läßt zugleich den Dichter fühlen, wie viel ihm noch von jener Schwere geblieben sei, welche dieser bei seinen Landsleuten lächerlich findet. Heine mußte von diesem Feuilleton peinlich berührt werden: unglücklicherweise hatte die Krankheit ihn entwaffnet, und er konnte sich nicht rächen.

[1]) Nach dem Inhalte des Briefes darf man annehmen, daß er gegen den Monat März 1855 geschrieben sei.

(Schluß im nächsten Heft.)

Soll und Haben in der Natur.

Ein Beitrag zur Physiologie des Kosmos.

Von

J. Reinke.

I.

Production und Consumtion; Erwerb und Ausgabe; Soll und Haben — das sind nicht nur die Rubriken im großen Hauptbuche des Einzelnen, ganzer Völker, der Menschheit: es sind auch die Zeichen, unter denen die Natur, die belebte wie die unbelebte, ihr Walten und Weben uns offenbart.

Denn auf Einnahme und Ausgabe beruht das Leben; beruht jede Erwärmung und Abkühlung; jedes Aufleuchten, jede elektrische Erregung, jeder Fall eines schweren Körpers. In besonderer Klarheit tritt uns das Princip entgegen in den Leistungen der von Menschenwitz ersonnenen, von Menschenhand gefertigten Maschinen; so im Aufziehen und Ablaufen einer Uhr, in der keuchenden Arbeit der Dampfmaschine, im ruhelosen Klappern der Mühle, gleichviel ob durch Wind oder Wasser getrieben. In dem ewigen Wechsel von Nehmen und Geben besteht auch das einigende Band, welches die ganze Flucht der Erscheinungen zusammenhält: die Bewegung.

Wir bemerken von der Welt nur darum etwas, weil sie sich bewegt. Ich meine nicht ihre Bewegung als Ganzes — denn die ist erst durch die Wissenschaft erschlossen worden; sondern weil ihre Theile in unausgesetzter Verschiebung begriffen sind, ein Theil in Hinsicht auf den andern seine zeitliche und örtliche Lage verändert, entsteht die Möglichkeit ihrer Wahrnehmung. Wäre die Welt in Ruhe, wir könnten nichts von ihr wissen. Was uns jetzt am greifbarsten erscheint, die Materie, sie bliebe uns in ewiges Dunkel gehüllt, wenn sie sich nicht bewegte. Aber diese Bewegung, sie bohrt sich in die tiefsten Tiefen unserer alten Erde, sie pflanzt sich fort in entfernte Himmelsräume, und sie dringt durch die Pforten der Sinnesorgane in unseren Körper, wo sich die Schwingungen der feinsten Substanz fortsetzen bis zur Seele und diese erzittern machen: dadurch entsteht unsere Wahrnehmung. Dadurch aber reiht sich auch unser Erkennen an die anderen Gebiete der Erscheinungswelt an.

Bewegung ist das A und O alles Geschehens; sie tritt uns entgegen als Schwerkraft, als Wärme, als Licht, als Leben der Thiere und Pflanzen. Für die unbefangene Anschauung bilden Bewegung und Ruhe wohl einen gewaltigen Gegensatz. Für den Naturforscher mindert sich auch dieser Contrast gar sehr, denn in absoluter Ruhe befindliche Massen kennen wir nicht, und die als Ruhe betrachteten Gleichgewichtszustände der Körperwelt sind uns nur Erscheinungsformen von relativer Ruhe oder, wie man auch sagt, eines Minimums von Geschwindigkeit.

Werfen wir einen Blick auf den kleinen Zeiger unserer Taschenuhr, so scheint seine Spitze in Ruhe zu verharren, und doch wissen wir, daß er sich dreht. Am großen Zeiger erkennen wir die Bewegung deutlich, den Secundenzeiger sehen wir eilen; die Geschwindigkeit einer fliegenden Flintenkugel ist zu groß, um noch auf das Auge zu wirken, aber auch ihr Vorhandensein zu erweisen, fällt uns nicht schwer. Dies Beispiel genügt, um zu zeigen, daß für die Wahrnehmung einfacher, alltäglicher Vorgänge die vorübergehende Einwirkung auf unsere Sinne nicht ausreicht, daß wir das Richtige nur zu erkennen vermögen durch eine richtig angestellte Beobachtung.

Darum bleiben uns auch die Ursachen der Bewegung gewöhnlich verborgen, bis wir sie durch fortgesetztes Studium enträthselt haben, oder bis uns Belehrung über die Structur eines Apparats, einer Maschine zu Theil wird. Diese Ursachen der Bewegung nennen wir Kräfte: mit dem Worte Kraft symbolisiren wir alles Dasjenige, was eine Bewegung hervorruft. Unserer Erfahrung liegen am nächsten diejenigen Bewegungen, welche wir mit der Muskelkraft des eigenen Körpers erzeugen. Aber dies Wort Muskelkraft ist uns nur Symbol für ein complicirtes Etwas, das im Innern unsers Körpers seinen Sitz hat, und das uns in seiner Causalität zunächst dunkel bleibt; ich werde später versuchen, einiges Licht darauf fallen zu lassen.

Wenn ich die Muskelkraft meines Armes, meiner Finger auf einen widerstrebenden Körper einwirken lasse, so leiste ich dabei eine Arbeit, z. B. wenn ich einen Stein in die Höhe hebe. In meinem Arm ist ein Vorrath von Arbeit vorhanden; ich gebe davon aus, wenn ich den Stein emporhebe. Habe ich den Stein sehr oft hinter einander gehoben, so ermattet mein Arm zuletzt, ich habe dann seinen Arbeitsvorrath verausgabt. Ich muß dies Capital erst ersetzen, bevor ich von Neuem damit arbeiten kann.

Vor mir steht eine Wage, ihre Schalen schweben im Gleichgewicht, genau horizontal. Ich lege in die linke Schale ein Gramm, die Schale sinkt herab bis zur Tischplatte, die rechte Schale steigt in die Höhe. Mit dieser Hebung der rechten Schale hat das Gewichtstück eine Arbeit geleistet, die hierbei wirkende Kraft nennen wir die Schwere. Bei Verrichtung dieser Arbeit ist ein Arbeitsvorrath aufgezehrt worden, welcher bestand in der ursprünglichen Entfernung des Gewichts von der Tischplatte. Hebe ich das Gewicht von Neuem durch eine andere Kraft, z. B. durch die Muskelkraft meiner Hand, so kann die gleiche Arbeit durch das Gewicht noch einmal geleistet werden.

Aehnliche Beispiele lassen sich leicht in großer Zahl beibringen, hier nur noch einige wenige. Sie mögen dienen zur Verdeutlichung der Uebertragung

von Kraft in verschiedener Form. Denn auf dem Princip der Uebertragung von Kraft und Bewegung, der Einnahme und Ausgabe von Arbeit, beruht der Zusammenhalt des Weltganzen.

Einem Jeden von uns ist die Einrichtung der Armbrust geläufig, wenn auch nur als eines Spielzeuges der Jugend; denn weit zurück liegt die Zeit, da der Schütze im Kriege mit ihr seine Bolzen und Pfeile versandte. Eine abgeschossene Armbrust ist ein ungefährliches Ding, denn alle Kraft, die in ihr ruhte, hat sie auf das dahinfliegende Geschoß übertragen, in dessen Bewegung diese Kraft zum Ausdruck gelangte. Solche Kraft, die in Bewegung sich äußert, nennt der Physiker lebendige Kraft. Indem die schwirrende Sehne den Bolzen fortschleudert, verrichtet sie eine Arbeit, welche den ganzen in ihr gelegenen Arbeitsvorrath verzehrt. Nichts ist davon übrig geblieben; aber die lebendige Kraft des Bolzens repräsentirt auch den ganzen numerischen Werth jenes ursprünglichen Arbeitsvorrathes. Soll und Haben, Leistung und Vermögen sind einander vollkommen gleich in diesem Falle. Damit die Armbrust von Neuem Arbeit ausgeben kann, muß sie erst Arbeit einnehmen; dem neuen Soll muß ein neues Haben entsprechen, vorausgehen. Aus dem Kraftvorrath meiner Muskeln entnehme ich einen Theil, um die Armbrust zu spannen: dadurch ist sie zu erneuter Leistung befähigt. Indem ich die Sehne zurückziehe hinter den Widerstand, hat mein Arm aus seinem Innern einen Kraftvorrath in die Armbrust übertragen; stundenlang kann dieser Kraftvorrath in dem Instrumente ruhen, durch einen leisen Druck meines Zeigefingers aber löst er sich aus zur lebendigen Kraft des davonzischenden Bolzens. Dieser in die Armbrust hineingelegte Arbeitsvorrath besteht in einer Spannung der Sehne und des Bogens, darum wird er von der Wissenschaft auch als Spannkraft bezeichnet. Die Spannkraft der Armbrust wird dadurch hergestellt, daß meine Armmuskeln den Bogen und die Sehne zwingen, ihre Form und Stellung zu verändern. So beruht jede Erzeugung von Spannkraft in einem Mechanismus auf einer gewaltsamen Aenderung seiner Configuration; und bei der Umsetzung der Spannkraft in lebendige Kraft tritt die geänderte Configuration wieder in die ursprüngliche zurück. Beides sind Gleichgewichtszustände, die durch Bewegung in einander übergehen. Das gespannte Gleichgewicht wird in der Physik auch als labiles, das spannungslose, welches aus dem ersteren nach Verausgabung seines Kraftvorrathes entsteht, als stabiles Gleichgewicht bezeichnet.

Der Uebergang des gespannten in den spannungslosen Zustand und damit die Umsetzung von Spannkraft in lebendige Kraft braucht nicht stoßweise, mit einem Schlage, zu geschehen, wie beim Abdrücken der Armbrust. Im Princip ist es ganz gleichgültig, mit welcher Geschwindigkeit sich dieser Vorgang vollzieht. Ich verbrauche einen Theil der in meinen Fingermuskeln gegebenen Spannkraft, wenn ich meine Taschenuhr aufziehe, ich übertrage diesen Kraftvorrath in das Uhrwerk durch Zusammendrücken seiner Stahlfeder, wodurch das Gleichgewicht des Apparats ein labiles wird. Diese Spannkraft der Feder löst sich aber ganz allmälig, im Laufe von vierundzwanzig Stunden, auf in die lebendige Kraft der Bewegung des Räderwerks, welches die Zeiger umdreht

in größerer und geringerer Geschwindigkeit. Und mit der Schwarzwälder Wanduhr ist es nicht anders, ich hebe die Gewichte, und ihr Abstand vom Boden repräsentirt die Spannkraft oder den Arbeitsvorrath, der das Uhrwerk bewegt. Hier kann sogar der aufgezogene, der gespannte Zustand so lange in Ruhe verharren, bis ich durch Anstoß des Pendels die gleichsam aufgespeicherte Bewegung auslöse. Ist das Uhrwerk abgelaufen, d. h. hat es seinen Kraftvorrath verausgabt, so bedarf es einer erneuten Kraftübertragung von außen, um weiterlaufen zu können. Denn das Perpetuum mobile ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Nicht nur als labile oder gespannte Configuration eines Mechanismus tritt uns die Spannkraft in der Natur entgegen, sondern auch als chemische Beschaffenheit der Substanz.

Ein geladenes Gewehr enthält in der chemischen Zusammensetzung des Pulvers oder der Schießwolle einen Vorrath an Spannkraft, der groß genug ist, bei seinem explosiven Uebergang in die lebendige Kraft des Geschosses eine gewaltige Arbeit zu leisten; das abgefeuerte Gewehr ist so lange harmlos, bis eine neue Patrone, ein neuer Kraftvorrath im Laufe steckt. Hier schlummert die Spannkraft in der chemischen Natur des Treibmittels, und wenn wir dieses im Laboratorium erzeugen, so besteht unsere Kunstfertigkeit darin, daß wir die Atome seiner Bestandtheile in überaus labiler Spannung aneinanderfügen. Und damit wird die chemische Spannkraft zu einer Unterart der mechanischen.

Wie die Uhr zur Armbrust, verhält sich die Dampfmaschine zum Feuergewehr. Mag sie im Bauche des transatlantischen Dampfers keuchend den Kolben heben, mag sie auf eisenbelegter Straße mit betäubender Schnelligkeit dahinsausen, oder im Centrum einer großen Fabrik Hunderte von Rädern und Walzen in Betrieb setzen: immer ist sie Erzeugerin von Bewegung, von Arbeit, und immer erzeugt sie die Arbeit von jederlei Art durch langsames Verzehren von Spannkraft und entsprechende Ausgabe von lebendiger Kraft. Kein zweites Beispiel gibt es, welches so anschaulich wie die Dampfmaschine das Princip der Uebertragung von Kraft und Bewegung in besonders wichtigem Zusammenhange uns vor Augen stellt. Fast wie ein Nachbild der großen Processe des Kosmos erscheint sie in ihrem Wirken, ihre Analyse bildet eine treffliche Vorbereitung für die Zergliederung jener. Darum kann ich mir nicht versagen, etwas tiefer in die Betrachtung der physikalischen Grundlagen der technischen Wirkung des Dampfes einzutreten.

Wie die Flinte mit der Pulverladung, beschicke ich die Dampfmaschine mit Steinkohle. Die Steinkohle besteht aus einem Gemisch von Kohlenstoff mit allerlei brennbaren Kohlenstoffverbindungen, welche bei der Herstellung des Leuchtgases davon getrennt werden, so daß nahezu reiner Kohlenstoff als Coke zurückbleibt; der größeren Einfachheit wegen möge nachstehend unter Kohle wirklicher Kohlenstoff oder Coke verstanden sein.

Diese in die Feuerung der Dampfmaschine eingeführte Kohle repräsentirt einen Vorrath von Spannkraft und damit ein Guthaben von Arbeit in chemischer Form. Aber das thut nicht die Kohle allein, denn diese ist ein Element,

ein Grundstoff, ein einfacher Körper, der als solcher kein labiles Gleichgewicht vorstellen kann, um das es sich doch handeln muß. Das labile Gleichgewicht und damit die Spannkraft kommt zu Stande durch das Getrenntsein der Kohle von dem Sauerstoff der Luft, wie die Spannkraft der aufgezogenen Schwarzwälder Uhr besteht in dem Getrenntsein der Gewichte vom Fußboden. Indem wir die Atome des Kohlenstoffs und des Sauerstoffs dergestalt auf einander stoßen lassen, daß sie sich zu einer Verbindung, der Kohlensäure, an einander klammern, vollzieht sich in der Dampfmaschine ein analoger Vorgang, wie in der Uhr, die Spannkraft löst sich zur lebendigen Kraft der Bewegung.

Aber das geht nicht ohne Weiteres; ich kann die Kohle Jahrhunderte lang an der Luft liegen lassen, ohne daß sie sich zu Kohlensäure oxydirt. Es muß noch eine besondere Bedingung hinzutreten, und diese Bedingung besteht in einer hohen Temperatur, welche die Bindung zwischen Kohle und Sauerstoff vermittelt.

Was verstehen wir unter Temperatur? Ich will versuchen, uns in wenigen Worten darüber zu verständigen.

Die Temperatur eines Körpers ist ein von der Wärme abhängiger Zustand desselben. Wenn ich mit der Klinge meines Taschenmessers meine Haut berühre, so habe ich keine lebhaftere Wärmeempfindung, weil die Temperatur beider Körper annähernd die gleiche ist; tauchte ich vorher aber die Klinge in schmelzenden Schnee, oder hielt sie über eine Flamme, so erzeugt sie auf der Haut das Gefühl von Kälte oder Hitze. Dies kommt daher, weil jetzt die Temperatur des Eisens eine geringere oder eine höhere ist, als die der Haut. Aus ähnlichen Gründen vermag ich durch Eintauchen der Hand zwischen kaltem und warmem Wasser zu unterscheiden, und ich nenne die Luft kalt, wenn ihre Temperatur beträchtlich geringer als meine Hauttemperatur ist.

Solches Urtheil über die Temperatur der Körper ist aber ein subjectives, vom Gefühlssinn des menschlichen Körpers abhängiges. Der Physiker kann sich dabei nicht beruhigen, er sucht die Begriffe von Wärme und Temperatur in objectiv gültiger Weise zu definiren. Für ihn besteht Wärme nicht in einem Etwas, das die Nervenendigungen unserer Haut afficirt, sondern in einer Bewegung der kleinsten Theile der Körper, der Molekule und Atome. Die Wärme der Stahlklinge besteht darin, daß die Atome derselben hin und her schwingen, wie ein Pendel von äußerster Geschwindigkeit, und die lebendige Kraft dieser Pendelstöße bewirkt auf der Haut das Wärmegefühl. Halte ich die Metallplatte in eine Flamme, so übertrage ich solche Wärmeschwingungen aus der Flamme auf das Metall, die Schwingungen der Metallatome werden stärker, sie stoßen sich unter einander immer mehr ab, und das ganze Metallstück dehnt sich dabei aus: darauf beruht das Steigen seiner Temperatur. Tauche ich jetzt den Stahl in Eiswasser, so geht ein Theil der lebendigen Kraft der Metallatome auf das Wasser über, die Schwingungen werden kürzer, das Metall kälter, es zieht sich zusammen; nach einem wichtigen Grundsatz der Wärmelehre schreitet die Abkühlung des Metalls so lange fort, bis es die gleiche Temperatur angenommen hat, wie das Wasser, dann bleiben seine

Atomschwingungen constant. Dieser jeweilige Zustand der Schwingungen der kleinsten Theile eines Körpers ist es, den die Physik als Temperatur des Körpers definirt.

Bei weiterer Abkühlung eines Körpers werden die Schwingungen seiner Atome immer geringer, und wir können uns vorstellen, daß es einen Punkt der Temperaturscala gibt, auf dem sie gleich Null werden. Eine so weitgehende Abkühlung hat man experimentell nicht zu erreichen vermocht; die Berechnung hat aber als absoluten Nullpunkt der Temperatur den Werth von 273 Grad unter dem Gefrierpunct des Wassers ergeben.

Wenn wir anstatt der Stahlplatte einen Würfel aus Blei nehmen und ihn weiter und weiter erwärmen, so dehnt er sich immer mehr aus, plötzlich aber fließt er auseinander: der feste ist in den flüssigen Aggregatzustand übergegangen. Während im festen Zustande die kleinsten Theilchen um eine mittlere Gleichgewichtslage hin- und herschwingen, wird ihre lebendige Kraft durch Zufuhr von Wärme beim Schmelzen so weit gesteigert, daß sie diese feste Gleichgewichtslage aufgeben und anfangen, um einander zu rotiren. Wenn wir endlich auch einer Flüssigkeit fortgesetzt Wärme zuführen, so verwandelt sie sich in Dampf, d. h. die kleinsten Theile verlieren allen Zusammenhang unter einander und fliegen im Raume davon, ihrer Tendenz nach in geradlinigen Bahnen, die aber durch Einwirkung der Theilchen auf einander mancherlei Ablenkung erfahren.

Diese Aggregatzustände der Körper lassen sich durch Entziehung oder Zufuhr von Wärme in einander überführen; für die einzelnen Substanzen liegen Schmelzpunkt und Siedepunkt (Dampfpunkt) bei verschiedener Temperatur, z. B. für Eis, Blei, Eisen; für Wasser, für Alkohol, für Aether. Jede Steigerung der Temperatur eines Körpers ist aber mit Einnahme, jede Verringerung der Temperatur mit Ausgabe von Wärme verknüpft.

Nun kann die Wärme noch eine ganz andere Wirkung ausüben, indem sie nämlich chemische Bindungen hervorruft. Unter diesen ist die Bindung von Sauerstoff durch andere Grundstoffe die wichtigste, wir nennen sie Oxydation oder Verbrennung.

Wenn wir an der Luft liegenden Phosphor auf eine gewisse Temperatur erwärmen, die wir seine Entzündungstemperatur nennen, so verbindet er sich mit dem Sauerstoff unter einer Lichterscheinung, der sogenannten Flamme, zu Phosphorsäure. Diese Verbrennung, wie überhaupt jede Oxydation, ist aber selbst wieder eine Wärmequelle, d. h. die Vereinigung von Phosphor- und von Sauerstoffatomen producirt Wärme, gerade wie wenn wir mit einem Hammer auf einen Stein schlagen, oder zwei Steine an einander reiben. Die niedrige Entzündungstemperatur des Phosphors wird in der älteren Art der Streichhölzchen technisch ausgenutzt. Es gelingt leicht, durch Reiben die Entzündungstemperatur des Phosphors hervorzurufen; derselbe verbrennt, und die Temperatur der Phosphorflamme ist hoch genug, um den Schwefel zu entzünden, d. h. seine Vereinigung mit dem Sauerstoff der Luft zu Schwefelsäure herbeizuführen. Die Temperatur der Schwefelflamme ist schon weit höher, sie entzündet das Holz, dessen Kohlen-

stoff dabei zu Kohlensäure verbrennt. Noch höher ist die Temperatur der Holzflamme, an ihr vermag sich auch die schwerer brennbare Steinkohle zu entzünden, unsere Oefen zu heizen, unsere Dampfmaschine in Thätigkeit zu setzen.

Die Kohle in der Maschine verbrennt nicht auf einmal, wie das Pulver bei der Explosion, sondern nach und nach, je nachdem die Oxydation von der Stelle des ersten Anzündens fortrückt auf die benachbarten Kohlentheile, indem sich diese erhitzen und zugleich mit der Luft in Berührung treten. Die durch den Oxydationsproceß selbst freiwerdende Wärme nennen wir die Verbrennungswärme der Kohle. Diese Verbrennungswärme ist es, welche wir hinüberleiten in das Wasser des Kessels, welche ihre lebendige Kraft abgibt an das Wasser, die Bewegung der kleinsten Theilchen des letzteren steigert, bis es zu Dampf wird, und nun immer neuen Dampf erzeugt, der durch seinen Druck gegen den Kolben der Maschine diesen emporhebt und damit das Schwungrad in Bewegung setzt. In der Gestalt von Kohle hat die Maschine ihren Kraftvorrath eingenommen, sie hat ihn erst gewandelt zu Wärme, dann die Wärme weiter umgewandelt in Bewegung des Kolbens, und in der Arbeit der Räder ist schließlich der Vorrath an Kraft wieder verausgabt. Mit dem Ausbrennen der Kohle gelangt die Maschine zum Stillstand, und die von der Maschine geleistete Arbeit entspricht genau dem Aufwand an Kohle.

Dies Letztere ist von allgemeiner Gültigkeit, daß eine bestimmte Kraft eine bestimmte Arbeit verrichtet. Ein einzelnes Pferd kann einen Wagen nicht ziehen, zu dessen Fortbewegung zwei Pferde nöthig sind. Um einen Stein vom Gewicht eines Centners einen Meter hoch zu heben, bedarf es der Aufwendung einer ganz bestimmten Kraft, mag dieselbe geliefert werden durch menschliche Muskeln, durch strömendes Wasser, durch Wind, oder durch eine Dampfmaschine. Die Kraft ist proportional der Arbeit.

Dieser Satz könnte möglicherweise zu Mißverständnissen Anlaß geben, wenn man daran denkt, wie durch den leisen Druck des Zeigefingers die Büchsenkugel mit ungeheurer Gewalt in weite Entfernung geschleudert wird. Allein hier haben wir in der Bewegung der Kugel keine Arbeit des Fingers, sondern die Zusammenziehung des Muskels hat nur durch Vermittelung eines Hebelwerks das Schießpulver entzündet, die Spannkraft des Letzteren hat sich durch den Verbrennungsproceß in die lebendige Kraft des Geschosses umgesetzt. Wird doch auch Niemand auf den Gedanken kommen, daß die Fortbewegung eines Eisenbahnzuges eine Arbeitsleistung der Hand ist, welche das Brennmaterial in der Feuerung entzündete, oder daß die Uhr von dem Finger bewegt werde, welcher das Pendel anstieß. Die thatsächliche Arbeitsleistung des Muskels in diesen Beispielen ist eine ganz geringfügige, die Wichtigkeit ihrer Wirkung besteht in der *Auslösung* eines bedeutsamen Kraftumsatzes, darum hat man auch wohl zwischen arbeitenden und auslösenden Kräften unterschieden, obgleich dies kein principieller Gegensatz ist. Ganz besonders häufig ist solche Auslösung von Kräften in den Lebensvorgängen von Thieren und Pflanzen, wo man sie *Reiz* zu nennen pflegt, ohne daß solche Reize etwas den Organismen Eigenthümliches sind. Denn mit demselben Recht, mit dem ich den Druck des Fingers, der das empfindliche Blatt der Sinnpflanze be-

rührt, einen Reiz nenne, kann ich dies Wort auch anwenden auf den Druck des Fingers, der ein Gewehr abfeuert.

Die Dampfmaschine hat uns gelehrt, wie Wärme in Arbeit sich umsetzt. Jedes Anreiben eines Zündholzes zeigt uns, wie mechanische Arbeit Wärme erzeugt. Diese Verwandlungsfähigkeit von Wärme in Arbeit und von Arbeit in Wärme ist eine der wichtigsten Lehren der Naturwissenschaft.

Ein für unsere Betrachtungen nicht minder wichtiger Satz ist der folgende. Von zwei Körpern, welche verschiedene Temperatur besitzen, bedeutet der wärmere mit Bezug auf den kälteren einen Vorrath von Arbeit, und der wärmere Körper hat die Tendenz, an dem kälteren Arbeit zu leisten, indem er seinen Ueberschuß von Wärme an diesen abgibt, bis die Temperatur beider die gleiche geworden ist.

Der Inhalt dieser beiden Sätze bildet den Ariadnefaden, an welchem wir uns in dem labyrinthischen Getriebe des Kosmos zurechtfinden können. Denn es wird Zeit, daß wir uns in der Natur umsehen, wie sie ohne das Zuthun menschlicher Intelligenz uns erscheint, wenn auch das Studium der Maschinen die beste Vorbereitung für das Verständniß der kosmischen Vorgänge ist.

II.

Derjenige Theil des Weltganzen, über den wir genauer unterrichtet sind, ist unser Sonnensystem.

Das Sonnensystem ist eine gewaltige, in Thätigkeit befindliche Maschine. In dieser Maschine bildet die Sonne nicht bloß den mechanischen Centralkörper, sie ist auch die Feuerung, welche das kleinere Räderwerk in Bewegung hält. Dies gilt namentlich für die Vorgänge an der Oberfläche unseres Planeten, die uns in erster Linie interessiren.

Wenn wir von den Gravitationserscheinungen absehen, so ist die Wirkung der Sonne auf unsere Erde hauptsächlich eine vierfache:

Erstens unterhält sie die an der Erdoberfläche herrschende Temperatur.

Zweitens bewirkt sie die Bewegung von Wasser und Luft.

Drittens erzeugt sie die Substanz, aus der Pflanzen und Thiere ihren Körper aufbauen.

Viertens ermöglicht sie der Thierwelt das Sehen, den Pflanzen die Ausführung von mancherlei Bewegungen.

Wie die entzündete Kohle der Dampfmaschine, so ist auch die Sonne ein Vorrath von Kraft, ein gewaltiges Guthaben an Arbeit, davon fortwährend verausgabt wird. Allein während die Atombewegung der glühenden Kohle sich in unmittelbarer Berührung überträgt auf die kleinsten Theilchen des Metallkessels und durch diese auf das Wasser, um weiter durch die Vermittlung des Dampfes sich in die grobe, sinnenfällige Bewegung des Kolbens und der Räder umzusetzen, muß die von der Sonne ausgehende Bewegung einen Raum von zwanzig Millionen Meilen durchlaufen, bevor sie auf der

Erde zur Geltung gelangt. Darin liegt ein großer Unterschied zwischen den beiderlei Wirkungen, der einer genaueren Analyse bedarf.

Die auf der Erde durch die Sonne verrichtete Arbeit beruht auf einer Wirkung in die Ferne. Solcher Fernwirkungen kennen wir mehrere: die Gravitation; die elektrische Fernwirkung; die Strahlung. Nur die letztere soll uns hier beschäftigen.

Neben der wägbaren und für unsere Sinne direct erkennbaren Materie schließt die Physik aus einer großen Zahl von Thatsachen auf das Vorhandensein einer zweiten, nicht wägbaren und nicht unmittelbar wahrnehmbaren Materie, des Aethers.

Der Aether erfüllt als feinste Substanz nicht nur den leeren Raum, sondern seine Theilchen umgeben auch in allen Körpern die Atome der ponderablen Materie. Der Aether durchdringt die Luft, das Wasser, die Metalle und andere feste Stoffe in gleicher Weise, er ist nicht bloß auf unser Sonnensystem beschränkt, sondern verbreitet sich durch den Weltraum, soweit dieser dem beobachtenden Auge sich zugänglich erweist.

Wie die Wärme in Schwingungen der wägbaren Substanztheilchen, so besteht die Strahlung in Schwingungen des Aethers, welche sich geradlinig fortpflanzen mit der Geschwindigkeit von 42000 Meilen in der Secunde. Da die Wärme sich umwandeln kann in Strahlung und die Strahlung in Wärme, mit anderen Worten, da die Schwingungen der wägbaren Atome den Aether, mit dem sie sich berühren, in Schwingung zu setzen vermögen, und da die Schwingungen des Aethers die kleinsten Theile der Körper, auf die sie treffen, vibriren lassen können, so haben wir im Aether ein Mittel, um Bewegung und Kraft auf die weitesten Entfernungen im Weltraum hin zu übertragen, und täglich läßt die Sonne zur Erde einen Theil ihrer Bewegung durch die Vermittlung des Aethers hinüberfließen. Diese von der Sonne zuströmende Kraft ist die Nahrung für das Leben auf der Erde; ohne sie würde unser Planet unausweichlich in kalte Todesstarre versinken.

Wie unmeßbar feine Fäden reichen die Strahlen der Sonne zur Erde hinüber, die von der Sonne ausgehende Bewegung läuft in Wellen an ihnen entlang, sie durcheilt den ungeheuren Raum in etwa acht Minuten. Es ist eine ähnliche Bewegung wie die einer gestrichenen Violinsaite, die Aethertheilchen schwingen zur Richtung der Strahlen senkrecht hin und her. Wir müssen uns den Aether überhaupt nicht etwa gasähnlich denken; seine Eigenschaften stimmen viel mehr mit denen der festen Körper überein, als mit einem Fluidum.

Ich rechne es zu den größten Triumphen der Wissenschaft, daß sie ermitteln konnte, wie oft die Aethertheilchen eines Sonnenstrahls während einer Secunde hin- und herschwingen. Zunächst läßt sich feststellen, daß die zu uns gelangenden Strahlen keineswegs von gleicher Beschaffenheit sind. Ein einfacher, allgemein bekannter Versuch, die Herstellung eines Spectrums, liefert dafür den Beweis.

Wenn wir ein Bündel Sonnenstrahlen in ein verdunkeltes Zimmer leiten und hier auf ein Prisma aus Glas oder noch besser auf einen Metallspiegel

fallen lassen, in welchen man viele feine Linien gitterartig eingeritzt hat, so werden die Strahlen dispergirt, d. h. die zuvor gemischten Strahlen werden ihren physikalischen Eigenschaften nach neben einander geordnet; fängt man sie jetzt auf einem weißen Cartonbogen auf, so bilden sie ein farbiges Band, das Spectrum. Mische ich die im Spectrum isolirten Strahlen wieder unter einander, so entsteht von Neuem der Eindruck eines weißen Lichtflecks.

Ein solches Sonnenspectrum ist Jedermann bekannt; denn auch die zahlreich neben einander herabfallenden Regentropfen vermögen das Sonnenlicht zu zerstreuen und unserem Auge im Regenbogen die Spectralfarben zu zeigen, welche die Töne des Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett umfassen.

Diese Unterscheidung der Farben ist wiederum ein subjectiver, von der Einrichtung unseres Auges abhängiger Vorgang; gibt es doch auch farbenblinde Augen, welchen das Spectrum anders erscheint, als der Mehrzahl der Menschen. Allein wie bei der Wärme dem Unterscheidungsvermögen der Haut, so entsprechen auch den Berichten des Farbensinns objectiv gültige Thatsachen. Diese sind dem Physiker natürlich in erster Reihe wichtig.

Es unterscheiden sich nämlich die verschiedenen Strahlengattungen, welche wir als Spectralfarben wahrnehmen, durch verschiedene Schwingungszahlen, d. h. in den einen schwingen die Aethertheilchen langsamer, in den anderen schneller. Es ist das eine bemerkenswerthe Analogie zu den musikalischen Tönen, die gleichfalls, wenn wir vom Gehörsinn absehen, sich dadurch unterscheiden, daß die Luft in den tiefen Tönen langsam, in den hohen Tönen schnell hin- und herschwingt.

Die Geschwindigkeit, mit der sich die Aethertheilchen senkrecht zur Richtung der Lichtstrahlen bewegen, ist eine ganz erstaunliche. Die Schwingungszahl der Strahlen im äußersten Roth des sichtbaren Spectrums beträgt 400 Billionen für die Secunde, im Gelb 500 Billionen, im äußersten Violett 760 Billionen, d. h. so oft schwingen die Aethertheilchen in einer Secunde hin und her; eine Schnelligkeit, der gegenüber Vorstellung und Phantasie ebenso sehr erlahmen, wie gegenüber dem in das Unbegrenzte ausgedehnten Raume oder der Größe eines Atoms.

Nun gibt es aber Strahlen, die niedrigere Schwingungszahlen haben, als die rothen, und solche, die höhere Schwingungszahlen besitzen, als die violetten. Beide vermag unser Auge nicht wahrzunehmen, weil unser Sehnerv dafür nicht eingerichtet ist. Dafür gibt es andere Mittel, ihr Vorhandensein nachzuweisen. Denn die ultrarothen Strahlen, d. h. diejenigen, deren Schwingungszahl niedriger ist als 400 Billionen, vermögen noch kräftige Wärmewirkung zu erregen und sind darum auch dunkle Wärmestrahlen genannt worden. Die ultravioletten Strahlen aber von höherer Schwingungszahl als 760 wirken noch ein auf die photographische Platte. Die Strahlen mittlerer Schwingungszahlen sind die allein leuchtenden, aber sie leuchten nur dadurch, daß sie unser Auge zu erregen vermögen. Darum ist auch das Licht nur eine subjective Erscheinung; es besteht als solches nur für die mit Augen ausgerüsteten Geschöpfe, den Menschen und die Thiere. Das objectiv existirende Phänomen ist die Wellenbewegung des Aethers, die Strahlung. Von den Aetherstrahlen

kann aber nur etwa ein Drittel als Licht wahrgenommen werden, weil das Auge ein nur auf ihre Schwingungszahl gestimmtes Instrument ist.

Die Strahlung ist also eine Bewegung des Aethers. Wo aber Bewegung vorhanden ist, da muß sie Arbeit leisten, wenn sie gegen einen Körper trifft; sie kann nicht verschwinden, sie muß erneute Bewegung erzeugen, die wir lebendige Kraft nennen, oder Spannkraft. Denn Spannkraft ist nichts Anderes als gehemmte und damit aufgespeicherte Bewegung, die zu ihrer Zeit wieder in lebendige Kraft ausgelöst werden kann. Ich ziehe ein Wehr vor einen dahinbrausenden Gebirgsbach; der Bach staut sich zum Teich, zum See, doch seine Kraft, seine Bewegung ist nicht verloren. In dem Augenblick, da ich das Wehr durchstoße, strömen die Wässer wieder davon. So erzeugt auch die Strahlung der Sonne Bewegung in den Körpern, auf welche sie fällt.

Die Circulation des Wassers an der Erdoberfläche ist die erste große Bewegungserscheinung, welche die Sonne durch Kraftübertragung im Aether auf unserm Planeten hervorbringt.

Die Sonnenstrahlen fallen auf die Wasserfläche des Oceans, auf das den Erdboden, das die Blätter der Pflanzen durchtränkende Wasser.

Die Aetherwellen werden von diesem Wasser verschluckt, sie geben dabei ihre Bewegung an die Wassertheilchen ab und vermehren dadurch die Bewegung dieser letzteren, welche sich so weit steigert, daß die Theilchen der obersten Wasserschicht von den übrigen sich losreißen und in Gasform davonfliegen, in die Luft emporsteigen. Hier, in den oberen Schichten, werden sie durch Abkühlung in Nebel verdichtet und weiter zu Regentropfen oder Eiskrystallen, die wieder zur Erde fallen. Die Abkühlung des Wassergases kam dadurch zu Stande, daß dasselbe einen Theil seiner Bewegung an die kälteren Lufttheilchen abgab und schließlich so viel von seinem Guthaben an Wärme verausgabte, daß seine Eigenbewegung auf die Größe der Bewegung des tropfbaren Zustandes zurücksank.

Die an den Bergen sich sammelnden Niederschläge gleiten zu Thal, und im Laufe der Bäche und Flüsse wird die Arbeit wieder verausgabt, welche die Sonne verrichtete, als sie die Dämpfe emporhob. Das aufgezogene Gewicht sinkt langsam wieder zu Boden. Doch auch in explosionsartiger Heftigkeit kann das Wasser sich der empfangenen Sonnenkraft entäußern, wenn von den Kämmen des Hochgebirges die Lawine donnernd in den Abgrund schlägt; auch sie besteht aus Wassertheilchen, welche die Arbeit der Sonne hinaufgewirbelt hatte. —

Die sanfte Brise, der fröhliche Passat, der fürchterliche Orkan: kurz, die gesammte Luftbewegung ist gleichfalls nichts Anderes als die Aeußerung einstrahlender Sonnenkraft in ihrer Rückwirkung auf die Atmosphäre. Die Luft freilich wird direct nur wenig von den Strahlen erwärmt, welche durch sie hindurchziehen. Diese Strahlen erwärmen den Erdboden, der seinerseits die lebendige Kraft seiner Wärmeschwingungen wieder an die angrenzende Atmosphäre abgibt, wie der Ofen an die Lufttheilchen des Zimmers.

Von größter Wichtigkeit für das Verständniß der Uebertragung von Bewegung und damit von Kraft aus der Sonne auf die Erde ist aber die Thatsache, daß die Sonnenstrahlen nicht an jedem Körper die gleiche Arbeit leisten.

Diese Verschiedenheit der Sonnenarbeit hängt ab von der verschiedenen Beschaffenheit der irdischen Körper.

Wenn ich Sonnenlicht — und dafür nimmt man zweckmäßig nicht die unzerlegten Strahlen, sondern einen abgegrenzten Spectralbezirk, etwa Gelb — wenn ich also gelbe Lichtstrahlen auf Fensterglas fallen lasse, so gehen sie fast ungeschwächt hindurch, ohne daß sich das Glas dabei merklich erwärmt. Lasse ich die nämlichen Strahlen auf eine spiegelnde Metallfläche, etwa eine polirte Silberplatte treffen, so werden sie reflectirt, und auch das Metall zeigt keine Erwärmung. Leite ich die Strahlen aber gegen eine dunkelblaue oder gar gegen eine Glasplatte, die mit Ruß geschwärzt ist, so werden dieselben weder hindurchgelassen noch reflectirt, sondern sie werden verschluckt, und zugleich läßt sich eine Temperaturerhöhung in der absorbirenden Glasplatte nachweisen. Dies führt uns zu dem Satze, daß weder die durch einen festen Körper (oder eine Flüssigkeit, ein Gas) hindurchgegangenen noch die von dem Körper reflectirten Strahlen an dem Körper Arbeit geleistet haben, daß ein Strahl von einem Körper *absorbirt* werden muß, um an die Substanz desselben seine eigene Bewegung abzugeben. Wir könnten auch sagen, wenn Strahlen von einem Körper absorbirt werden, so ist dies ein Zeichen dafür, daß die Aetherwellen ihre Bewegung an die ponderablen Theile des Körpers übertrugen. Ohne Absorption ist keine Arbeitsleistung der Sonnenstrahlen möglich.

Die Arbeit aber, welche ein Strahl in einem Körper verrichtet, kann eine sehr verschiedene sein. In dem geschwärzten Glase oder einer Metallplatte mit oxydirter Oberfläche verstärkt die aufgefangene Bewegung des Aethers die Schwingungen der Substanztheilchen und erhöht damit die Temperatur des Körpers. Fällt der Strahl auf eine photographische Platte, so vermag er dieselbe zu schwärzen; in den grünen Blättern der Pflanzen schafft er organische Substanz. Beides sind *chemische* Arbeiten. Wird der Strahl von der Netzhaut unseres Auges aufgefangen, so erzeugt er eine Lichtempfindung, die gewöhnlich als Reiz bezeichnet wird, vielleicht auf chemischer Auslösung beruht. Alles das sind Wirkungen, die ein und derselbe Strahl, z. B. ein gelber, zu erzielen vermag, und die doch von großer Verschiedenheit sind.

Den einzelnen Theilen des Spectrums gegenüber zeigen die verschiedenen Körper ein abweichendes Verhalten. Ein paar Beispiele mögen hier noch kurze Erwähnung finden.

Farbloses Glas läßt die leuchtenden Strahlen hindurchgehen, es absorbirt aber die ultrarothen und die ultravioletten. Bergkrystall läßt auch das Ultraviolett hindurch und verschluckt nur das Ultraroth; Steinsalz endlich absorbirt Ultraviolett, ist aber durchlässig für Ultraroth. Will man daher die beiden unsichtbaren Theile des Spectrums studiren, so darf man keine Glasprismen verwenden, man nimmt zu Prismen aus Bergkrystall und aus Steinsalz seine Zuflucht, wenn man sich nicht überhaupt lieber eines Reflexionsgitters bedient.

Auch die Farben der Körperwelt kommen durch Lichtabsorption zu Stande. Schalten wir ein frisches Pflanzenblatt zwischen unser Auge und die Sonne, so erscheinen die durch das Blatt hindurchgegangenen Sonnenstrahlen uns in grüner Farbe. Dies hängt folgendermaßen zusammen.

Beim Durchgang des weißen Sonnenlichts durch das Blatt werden einzelne Bestandtheile desselben stärker absorbirt als andere. Das Blau und Violett, sowie ein Bezirk des Roth werden fast ganz verschluckt, die orangefarbenen und gelben Strahlen werden theilweise absorbirt, dagegen wird das äußerste Roth und das Grün fast ungeschwächt hindurch gelassen. Das Sonnenlicht hat also nach dem Durchgange durch das Blatt eine andere Zusammensetzung als vorher: ein Theil der rothen, ferner die blauen und violetten Strahlen fehlen darin fast ganz, Orange und Gelb ist erheblich geschwächt, nur äußerstes Roth und Grün sind fast unverändert. Vor dem Blatte hatten wir die rauschenden Accorde des vollen Orchesters im Zusammenklang aller Instrumente; hinter dem Blatte haben wir dasselbe Orchester, doch sind zahlreiche Instrumente verstummt, und die unvermindert gebliebenen Hörner überwiegen so sehr, daß wir sie allein zu hören vermeinen. So kommt auch die grüne Farbe des Blattes zu Stande. Das grüne Licht überwiegt in den durchgegangenen Strahlen so sehr, weil das äußerste Roth unsern Sehnerv nur wenig zu reizen vermag und das Gelb sehr geschwächt ist, daß im Contrast zu dem stark leuchtenden, d. h. kräftig auf das Auge wirkenden Grün die übrigen Strahlen nicht zur Wahrnehmung gelangen.

Nicht anders steht es mit dem Grün des Laubes und der Wiesen, die wir im auffallenden Lichte betrachten, und die uns das Sonnenlicht in grünem Tone zurückstrahlen. Denn die Reflexion der Sonnenstrahlen geschieht nicht an der Oberfläche der Blätter, wie bei einem Metallspiegel, sondern die Strahlen dringen bis in die grün gefärbten Schichten des Blattes ein und werden erst hier zurückgeworfen, nachdem sie durch Absorption dieselben Bestandtheile verloren haben, wie beim Durchgange durch das Blatt: auf unser Auge müssen sie daher gleichfalls die Wirkung des Grün ausüben.

Die Entstehungsursache der übrigen Farben ist die gleiche: das Papier, den Schnee sehen wir weiß, weil sie das Sonnenlicht ohne partielle Absorption in das Auge werfen, und die uns rein erscheinenden Farben sind meistens nur Mischfarben, in denen ein einzelner Bestandtheil durch Contrastwirkung die übrigen zum Schweigen bringt. Die farbigen Körper geben nur einen Theil des Sonnenlichts zurück, das ihnen zuströmt, einen anderen Theil behalten sie, und dieser absorbirte Theil erhöht die Temperatur des Körpers, wofern er nicht chemische Arbeit verrichtet.

So vermag also die Sonne einen Theil ihrer eignen Bewegung auf unseren Planeten hinüberzustrahlen; hier werden die Aetherwellen von den festen Theilen der Erdrinde absorbirt, ihre Schwingungen gehen auf die Substanz derselben über und erhöhen deren Temperatur. Würde die Erde nicht diesen Zuschuß an Bewegung, an lebendiger Kraft ununterbrochen von der Sonne erhalten, sie wäre längst unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers erkaltet, und kein Leben wäre an ihrer Oberfläche möglich. Denn die Erde gibt ihrerseits Wärme aus an den Weltraum, der eine sehr niedrige Temperatur besitzt, und die innere Erdwärme, die in vulkanischen Eruptionen zum Ausdruck kommt, würde lange nicht hinreichen, diesen Wärmeverlust zu decken. Schon hierdurch wird die von

der Sonne ausgehende Bewegung zur nothwendigen Vorbedingung für das Auftreten des Lebens auf unserem Planeten.

Allein noch in anderer Weise und noch weit unmittelbarer gestaltet sich dies Abhängigkeitsverhältniß.

Die Leiber der Organismen, der Thiere und der Pflanzen, bestehen aus sogenannten organischen Substanzen, unter denen die Kohlenhydrate, die Fette und die eiweißartigen Verbindungen vorwiegen. Die Kohlenhydrate bilden den Ausgangspunkt für die übrigen organischen Stoffe: sind sie vorhanden, so gelingt wenigstens jeder Art von Pflanzen auch die Erzeugung von Fett und von Eiweiß. Ihr wichtigster Repräsentant ist der Zucker, und die Bildung des Zuckers in der Natur ist darum einer der wichtigsten Processe des Kosmos.

Der Zucker wird aus der anorganischen, in der Atmosphäre vorhandenen Kohlensäure lediglich durch die grünen Zellen der Pflanzen gebildet unter dem Einfluß des Lichtes; ein sogenannter photochemischer Proceß, der an das Vorhandensein des Chlorophyll-Farbstoffes gebunden ist. Ich will versuchen, die Wirkung des Lichtes hierbei verständlich erscheinen zu lassen[1]).

Im Molekül der Kohlensäure oder, wie man correcter sagt, des Kohlendioxyds, ist ein Atom Kohlenstoff mit zwei Atomen Sauerstoff auf das Festeste verbunden. Durch chemische Zugkräfte, die Affinitäten, hängen die Atome der beiden Grundstoffe an einander, als wären sie mit Klammern verankert, und nur einer bedeutenden Kraft gelingt es, den Verband dieser Atome zu lockern. Das Molekül des Kohlendioxyds — unter Molekül verstehen wir die kleinste Quantität eines Stoffes, die selbständig zu existiren vermag — repräsentirt auch den Zustand stabilen Gleichgewichts, wie ein auf einer horizontalen Fläche liegender Stein. Darum ist im Kohlendioxyd keinerlei Spannkraft vorhanden, auch besitzt es keine Verbrennungswärme, denn es ist unverbrennlich, weil es selbst das letzte, endgültige Verbrennungsproduct aller übrigen Kohlenstoffverbindungen ist. Die Kohlensäure oder das Kohlendioxyd hat uns bereits beschäftigt, als wir die im Getrenntsein von Kohle und Sauerstoff gegebene Spannkraft betrachteten, die im Verbrennungsproceß zur lebendigen Kraft der Wärme sich löst, wobei eben Kohlendioxyd durch Zusammentreten der Kohlenstoff- und der Sauerstoffatome sich bildet.

Das Kohlendioxyd ist also der dynamisch stabile Zustand, in dem die Kohle in der Natur sich findet. Als die feste Erdkugel durch Erkaltung aus einer feurigen Masse von ungeheurer Temperatur hervorging, war es muthmaßlich die einzige Form, in der Kohlenstoff auf der Erde vorkam. Erst nach dem Auftreten der grünen Pflanzen bildeten sich andere, verbrennliche Kohlenstoffverbindungen, wie sie uns jetzt auf Schritt und Tritt begegnen, im lebenden Holz der Wälder und im fossilen Holz der Steinkohle, in der Muskel- und Nervensubstanz des Thierkörpers, wie im Brot, das wir essen und im Petroleum, das unsere Studirlampe speist.

[1]) Eine andere Seite dieses überaus wichtigen Vorganges findet sich besprochen in dem Aufsatze des Verfassers: „Der Zusammenhang von Form und Function im Pflanzenreiche". Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXI, S. 190.

Alle die fossilen Massen verbrennlichen Kohlenstoffs, die das industrielle Leben der Völker so mächtig beeinflussen, stammen aus der Hinterlassenschaft lebendiger Wesen, und alle Theile unseres eigenen Leibes wie desjenigen der Thiere und Pflanzen bestehen aus solchen verbrennlichen Kohlenstoffverbindungen, die einmal in grünen Pflanzenzellen aus der unverbrennlichen Kohlensäure erzeugt worden sind, wenigstens als deren Anfangszustand, als Zucker.

Die Zuckerbildung aus Kohlensäure ist ein dynamisches Problem, eine Kräftewirkung, das Resultat einer mechanischen Arbeit, welche darin besteht, daß die im Kohlendioxyd fest verbundenen Atome des Kohlenstoffs und des Sauerstoffs auseinandergerissen werden. Und diese Arbeit wird vom Lichte verrichtet.

Es verdient unsere volle Beachtung, daß dieselben Gruppen von Sonnenstrahlen, die unser Auge erregen, auch die Zersetzung der Kohlensäure bewirken; die langsamer schwingenden Aetherwellen des Ultraroth und die rascher schwingenden des Ultraviolett erweisen auch den Pflanzen gegenüber sich als machtlos. Und somit entspricht den leuchtenden Strahlen außer unseren Sehnerven ein zweites wichtiges Arbeitsfeld in der Natur, die Erzeugung des Zuckers und damit der organischen Substanz in den Zellen der Pflanzen.

Der lebendige Zustand der Zellen ist für diese photochemische Arbeit unerläßliche Bedingung. Wenn ich ein abgetödtetes grünes Blatt in kohlendioxydhaltiger Luft den Sonnenstrahlen aussetze, so entsteht darin ebensowenig Zucker, wie in einem lebenden Blatte, das in Luft, die von Kohlendioxyd befreit ward, bestrahlt wurde. In beiden Fällen dienen die vom Blatte aufgefangenen Aetherschwingungen lediglich dazu, die Temperatur des Gewebes zu erhöhen.

Bringe ich dagegen ein lebendiges Blatt in eine Kohlendioxyd enthaltende Atmosphäre, so verschwindet unter dem Einflusse von Licht das Kohlendioxyd, und es bildet sich Zucker. Worin diese Mitwirkung der lebenden Substanz im Processe besteht, ist unserer Kenntniß noch völlig entzogen. Mit Bestimmtheit aber können wir sagen, daß Aetherschwingungen, die sonst nur die Temperatur des Blattes erhöhen, jetzt Verwendung finden, um den Sauerstoff vom Kohlenstoff zu trennen.

Außer an den lebenden Zustand der Zelle ist dieser Vorgang auch an die Gegenwart des Chlorophylls gebunden.

Dieser grüne Farbstoff ist keineswegs gleichmäßig in der Pflanzenzelle vertheilt. Der lebendige Zellenleib besteht der Hauptsache nach aus einer farblosen, durchsichtigen Masse, dem Protoplasma. Ein solcher Protoplasmaleib ist ein kleiner Organismus für sich, einem mikroskopischen Thierchen vergleichbar. Wie ein Thierkörper hat auch der Leib der Pflanzenzelle geformte, anatomisch unterscheidbare Organe, die verschiedenen Verrichtungen dienen, und eine Gruppe dieser Organe wird als Farbträger oder Chromatophoren unterschieden. Nur diese Farbträger sind mit dem Chlorophyll durchtränkt, das übrige Protoplasma ist farblos; darum vollzieht sich der Proceß der Kohlensäurezersetzung auch nur in den Farbträgern, sie sind das specifische Organ der Zelle für diese Function. Die zahlreichen farblosen Zellen der Pflanzen,

wie sie in der Wurzel und im Stengel, dann aber auch besonders bei den Pilzen sich finden, vermögen aus Kohlensäure ebensowenig Zuckermoleküle zu gestalten, wie die Zellen der Thiere.

Die Ueberführung von Kohlensäure in Zucker und damit von unorganischer Substanz in organische nennt man mit einem kurzen Ausdruck auch Assimilation, eine bequeme Bezeichnung, deren auch wir uns bedienen wollen. Der Vorgang der Assimilation läßt sich in zwei Phasen zerlegen: die Desoxydation oder Abspaltung von Sauerstoff aus dem Kohlendioxyd, und den Zusammentritt des übrig bleibenden Kohlenstoffs unter Zugang der Elemente des Wassers zu Zucker. Das letztere ist ein Vorgang chemischer Synthese, den wir hier unerörtert lassen können. Für unsere Betrachtung ist die Trennung des Sauerstoffs vom Kohlenstoff die Hauptsache, das allein Wichtige.

Diese Trennung oder Zersetzung des Kohlendioxyd erfordert, wie schon bemerkt ward, eine mechanische Arbeit, die durch die Kraft des Lichtes geleistet wird. Der vom Kohlenstoff losgerissene Sauerstoff entweicht aus der Pflanze, der Kohlenstoff bleibt darin zurück und findet zur Zuckerbildung Verwendung. Die Arbeit, welche das Licht bei der Erzeugung von einem Gramm Zucker zu verrichten hat, ist gerade so groß, wie die Arbeit, die wir durch die bei Verbrennung von einem Gramm Zucker zu Kohlensäure frei werdende Wärme erzielen können: es werden ebensoviel Lichtschwingungen bei der Zuckerbildung consumirt, als bei der Zuckerverbrennung Wärmeschwingungen producirt werden können, wenn wir Aetherbewegung und Molecularbewegung auf gemeinsames Maß zurückführen.

Die Mitwirkung des grünen Farbstoffes bei der Assimilation beruht jedenfalls auf seinem Absorptionsvermögen für Licht; im Einzelnen sind darüber verschiedene Ansichten laut geworden. Ich stelle mir den Zusammenhang so vor, daß das Chlorophyll die Lichtschwingungen erst auffängt und dann auf die Kohlensäuretheilchen überträgt, an denen das Licht die Arbeit der Zersetzung verrichtet. Daß die Function des Farbstoffes eine derartig mechanische sein könnte, dafür sprechen zwei Thatsachen. Einmal gibt es Pflanzen, nämlich die rothen und die braunen Algen, bei denen das Chlorophyll in den Farbträgern durch einen anderen Farbstoff vertreten wird; und auch diese Algen assimiliren, wie grüne Pflanzen, und zwar nach Maßgabe der Absorption ihrer Farbstoffe. Sodann läßt sich nachweisen, daß diejenigen Strahlen, welche vom Chlorophyll am wenigsten absorbirt werden, nämlich die dunkelrothen und die grünen, auch bei der Assimilation sehr wenig leisten. In den farblosen Zellen der Pflanzen findet offenbar schon darum keine Assimilation statt, weil der lichtabsorbirende Farbstoff darin fehlt.

Für diese Auffassung der Function des Chlorophylls spricht auch eine interessante Analogie im photographischen Verfahren. Bekanntlich besteht die Photographie darin, daß durch die Arbeit der Lichtstrahlen das Chlorsilber, eine farblose Verbindung, zersetzt wird, wobei sich metallisches Silber abscheidet, das in fein zertheilter Form schwarz aussieht. Früher glaubte man, daß nur die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen photographisch

wirksam wären, so daß man nur einen kleinen Theil des Lichtes dafür auszunutzen vermochte. Seitdem man aber fand, daß die violetten u. s. w. Strahlen nur darum Chlorsilber zerlegen, weil sie allein von dieser Substanz absorbirt werden, während die übrigen Strahlen das Chlorsilber unabsorbirt passiren, hat man den photographischen Platten Farbstoffe beigemengt, welche das Roth, das Gelb und das Grün absorbiren, und da hat es sich herausgestellt, daß diese Farbstoffe die rothen u. s. w. Lichtschwingungen, die sie selbst verschluckten, an die Chlorsilbertheilchen weitergeben, und daß diese von den Farbstoffen übertragenen Schwingungen das Chlorsilber gleichfalls zersetzen. Darauf beruht ein wichtiger Fortschritt in technischer Hinsicht, indem man jetzt das gesammte Sonnenlicht und sogar die ultrarothen Strahlen für die Photographie ausnutzen kann. Auch darin dürfte ein Fingerzeig für die Wirkungsweise des Chlorophylls zu erblicken sein. —

Indem das Sonnenlicht in den Pflanzenzellen Zucker bildet, schafft es nicht nur den Ausgangspunkt für die Materialien, aus denen der Leib der Pflanzen und Thiere sich zusammensetzt, sondern es häuft damit auch Spannkraft an, deren Größe in der Verbrennungswärme des Zuckers gemessen wird. Der Zucker repräsentirt somit in dynamischer Hinsicht einen Vorrath von gehemmter Bewegung. Blitzschnell war diese Bewegung von der Sonne aus an den hinübergespannten Fäden der Strahlen entlang geglitten bis in die Zellen der Pflanzen. Hier ward sie angehalten, vereinnahmt, zu weiterem Verbrauche gespeichert. *Darauf, daß sie langsam wieder verausgabt wird, beruht die Unterhaltung des Lebensprocesses in Thieren und Pflanzen.* Denn die Assimilation als solche vermag nicht, das Leben zu fristen.

III.

Das Leben ist ein complicirter Bewegungsproceß. Der Organismus ist vergleichbar einem Uhrwerk oder einer Maschine mit zahllosen Rädern, Achsen und Trieben, die alle in einheitlichem Sinne sich regen. Dabei ist die Erscheinung des Lebens in ihrer wesentlichen Grundlage bei allen Organismen identisch, bei Groß und Klein, bei Thieren und Pflanzen, in der einzelnen Zelle wie im Leibe des Menschen; das ist in erster Linie hervorzuheben und stets von Neuem zu betonen. Wo immer uns Gegensätze und Abweichungen in den Lebensvorgängen verschiedener Organismen, z. B. der Thiere und der Pflanzen, entgegentreten, da sind sie von secundärer, von untergeordneter Bedeutung.

Um dies zu beweisen, wird es sich empfehlen, daß wir die Betrachtung anknüpfen an den Lebensproceß im Körper der höheren Thiere, der ja unseren eigenen Leib mit umfaßt; denn dieser ist uns Allen am geläufigsten.

Wie in jeder arbeitenden Maschine, so muß auch im Thierkörper eine Betriebskraft vorhanden sein, welche die Bewegung unterhält. Ein vorhandener Fonds, eine Anhäufung gehemmter Bewegung muß sich allmälig verausgaben, denn sonst wäre das Thier ein Perpetuum mobile. Und in der That kann es nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß die Arbeit der

Muskeln, die Thätigkeit der Nerven, die Leistung der Drüsen, die Circulation des Blutes aus einem solchen Vorrath von Spannkraft sich speist, und diese Spannkraft ist chemischer Art; wie im geladenen Gewehr und in der Dampfmaschine besteht sie aus einem Vorrath oxydirbarer Kohlenstoffverbindungen, die zu Kohlensäure verbrannt werden. Diesen unausgesetzten Verbrennungsproceß, bei welchem der Körper Sauerstoff aufnimmt, damit in seinem Innern einen Theil der eigenen Körpersubstanz zu Kohlensäure oxydirt und die Kohlensäure wieder ausscheidet, nennen wir Athmung. Wie unerläßlich die Athmung für Unterhaltung der Lebensbewegung ist, weiß Jedermann daraus, daß das Thier erstickt, sobald man ihm den Zutritt des atmosphärischen Sauerstoffs entzieht.

Die Verbrennung im Organismus geht nur viel langsamer vor sich, als in der Dampfmaschine; darum erzeugt sie keine so hohe Temperatur wie dort. Die Körpertemperatur der Säugethiere erhebt sich nur ausnahmsweise über 37°, diejenige der Amphibien, der Fische und der Pflanzen ist gewöhnlich nicht merklich über die Temperatur des Mediums erhöht, weil die im Athmungsproceß frei werdende Wärme sich schnell in der Umgebung ausbreitet; und doch athmen die Pflanzen genau ebenso wie die Thiere. Auch die Athmung der Pflanzen besteht in Aufnahme von Sauerstoff, Ausführung von Verbrennungen, Ausscheidung von Kohlensäure.

Ein weiterer Differenzpunkt zwischen der organischen Oxydation und der Verbrennung der Steinkohle in der Dampfmaschine liegt darin, daß für die Einleitung der ersteren eine ganz niedrige Entzündungstemperatur hinreicht; dies ist eine zwar sehr wichtige Einrichtung des Organismus, die aber an der principiellen Seite des Vorgangs nichts ändert, und deren eingehende Erörterung uns zu weit führen würde. Ebensowenig soll in eine Discussion über die Frage eingetreten werden, was für Verbindungen unmittelbar in der Athmung verbrannt werden. Sicher ist, daß wir in Folge der Athmung Fette und Kohlenhydrate aus dem Körper verschwinden sehen, so daß sie jedenfalls das mittelbare Brennmaterial bilden; in den Pflanzen wird Zucker dabei verbraucht, und der Kürze halber dürfen daher Zucker und Fett in dem allgemeineren Sinne als Vertreter der in der Athmung verbrannten Substanzen genannt werden[1].

Ich greife zu einem ganz concreten Beispiele. Wenn ein Dachs in sein Winterlager geht, so ist er gemästet mit Fett und anderen oxydirbaren Stoffen. Er verfällt in Schlaf, und sein Leben ist jetzt auf das einfachste Maß von Bewegungen zurückgeführt: vor Allem fehlt ihm die durch Aufnahme von Nahrung, Verdauung derselben und Assimilation der verdauten Substanz hinzutretende Complication. Daraus folgt unabweislich, daß für den Lebensproceß Ernährung und Assimilation nicht nothwendig und damit nicht von

[1] Neben der Athmung finden sich in den Organismen noch andere Quellen für Erzeugung von Bewegung, so die Eiweißzersetzung und die Gährung. Unsere Untersuchung würde zu weitläufig werden, wollte ich auch diese interessanten Vorgänge in die Discussion ziehen; darum beschränke ich mich in der Darstellung auf die Athmung, weil dies für die principielle Auffassung des Lebensprocesses ausreicht.

wesentlicher Bedeutung sind. Das Leben des Dachses ist auch den Winter hindurch nicht erloschen, denn er athmet ununterbrochen.

Durch diese Athmung wird nach und nach der größere Theil seines Fettes verbrannt und verbraucht. Diese Verbrennung unterhält die Bewegung des Herzmuskels, der das Blut durch den Körper treibt. Das Fett ist die Kohle, welche die Maschine seines Körpers speist, und deren Verbrennungsproduct, die Kohlensäure, bei jedem Lungenstoße seinen Nüstern entweicht. Das Fett ist ein Vorrath von Spannkraft, der allmälig in die lebendige Kraft der Bewegung in den Zellen des Thieres sich umsetzt. Das Thier consumirt in der Athmung nach und nach diese Spannkraft; um das Leben zu erhalten, *muß* sie verausgabt werden, wie die Spannkraft der Feder in einer aufgezogenen Taschenuhr.

Wenn der Dachs im Frühling aus dem Winterschlafe erwacht, hat er den größeren Theil des Herbstfettes aufgezehrt, das Uhrwerk ist zum großen Theil abgelaufen. Durch Aufsuchen und Verzehren von Nahrung würde dasselbe von Neuem aufgezogen werden, allein wir wollen annehmen, daß das Thier gewaltsam daran gehindert werde, daß es, von den Mauern eines Kerkers umgeben, dem Hungertode preisgegeben sei. Einmal, über kurz oder lang, wird dieser Hungertod eintreten, er wird eintreten in dem Augenblick, wo das Thier aufhören wird, zu athmen, und es kann nicht mehr athmen, sobald alle verathembare Substanz seines Körpers verzehrt ist. Dann steht das Leben still mit derselben Nothwendigkeit, wie eine abgelaufene Taschenuhr; sein Bewegungsvorrath ist bis auf die letzte Schwingung verausgabt — natürlich abgesehen von der Temperatur und chemischen Beschaffenheit des todten Körpers.

Darum ist das Leben vergleichbar dem Ablaufen eines Uhrwerks, dem gegenüber die Assimilation die Rolle des Aufziehens spielt. Denn die Einführung von Nahrung, von neuer, verbrennlicher Substanz, gestattet einem hungernden Thiere weiter zu athmen und darum weiter zu leben. Zur Verlängerung, zur *dauernden* Unterhaltung des Lebens ist die Zufuhr von Nahrung nöthig; *an sich* kann aber das Leben ohne Nahrungsaufnahme bestehen, gerade wie eine Uhr weiterläuft, ohne daß wir sie fortwährend aufziehen. Und darum erblicke ich in der Athmung die nähere, in der Assimilation die fernere Ursache der Lebensbewegung. Denn die Athmung entfesselt die Betriebskräfte für Leistung der erforderlichen Arbeiten im Organismus, *ohne sie kann der Lebensproceß nicht gedacht werden*. Der Organismus kann auch durch Aufzehrung seines Capitals leben, nur ausgebend, ohne gleichzeitig zu erwerben.

Im Brot, das wir als tägliche Nahrung genießen, und das unser Körper assimilirt, d. h. umwandelt in die besonderen Stoffe seiner Gewebe, verzehren wir verbrennliche Substanz und damit zugleich Spannkraft, welche vorher grüne Pflanzenblätter durch Assimilation von Kohlensäure erworben hatten, indem sie durch die Arbeit der Sonnenstrahlen in den mikroskopisch kleinen Farbträgern ihrer Zellen bereitet ward. Damit tragen die Sonnenstrahlen einen Vorrath von Bewegung in die Pflanzen hinein und durch sie hindurch in den Körper der Thiere. Einen Theil dieser der Sonne entstammenden

Bewegung hatten die Pflanzen selbst durch ihre eigene Athmung schon wieder consumirt, der Rest wird von der Thierwelt verausgabt, die sich durch Verzehren der Pflanzenstoffe ernährt. Die Thiere und alle farblosen Pflanzenzellen, ja, auch die farblosen Theile der Zellen, welche Chlorophyll enthalten, sind daher in ihren Lebensvorgängen *Consumenten* organischer Substanz; *Producenten* sind nur die grünen Farbträger selbst. Allein da in den Pflanzen die Consumtion durch die Production weit überflügelt wird — denn wovon wollten die Thiere sonst leben? — so werden mit Recht die grünen Pflanzen schlechthin als Producenten organischer, d. h. verbrennlicher Substanz in der Natur betrachtet. Ihr Soll ist die Abgabe des eigenen Ueberschusses von Athmungsmaterial an die Thierwelt.

Während das Thier den für die dauernde Erhaltung des Lebens nöthigen Zufluß an Spannkraft erwirbt in Gestalt von oxydirbarer Substanz, welche die Pflanze ihm darreicht, vollzieht sich nur eine Dislocirung des verbrennlichen Materials. Aber die Bereitung dieses Materials durch die Pflanzen beruht auch nur auf Uebertragung von Bewegung aus der Sonne in die den Erdball bewohnenden grünen Zellen.

Wo und in welcher Gestalt auch die Pflanze producirt — sei es als Gras, das die Wiesen und Savannen, als Getreide, das die Aecker der Culturvölker bedeckt, als Laubdach der Waldbäume, als bräunliches Gestrüpp der Haide, als weißgrauer Flechtenrasen der eisstarrenden Tundren, oder auch als rosenroth schimmernde Alge an tief verborgener Klippe, als mikroskopisches, goldschimmerndes Plankton in offener Hochsee — alle diese Zucker und damit Spannkraft erzeugenden Geschöpfe vermögen ihre Arbeit, ihre Aufgabe in der Natur nur zu erfüllen, indem sie dafür eine entsprechende Menge von Sonnenbewegung consumiren. Die Production organischer Substanz muß zurückgeführt werden auf die Einnahme von Sonnenarbeit; *die Sonne ist es, welche in den grünen Pflanzenzellen das Uhrwerk aufzieht, dessen Ablaufen uns in der Gesammtheit der Organismen als Leben erscheint.* Denn die Verbrennungswärme, die im Zucker der Pflanze wie im Fett des Dachses die Lebensflamme speist, ist der Sonne entnommen, und der Wärmevorrath der Sonne hat sich bei Uebertragung derselben auf die Erde um diesen Betrag vermindert. Die Sonne bestreitet in der von ihr *ausgegebenen* Bewegung allen Bedarf an Betriebskraft in den Organismen. Die Consumtion von Zucker und Fett in der Athmung kennzeichnet sich dann wieder als Production von Bewegung, die das Leben erhält und ausmacht.

Noch eine Folgerung scheint sich mir aus diesem Zusammenhang der Dinge zu ergeben. Wir haben gesehen, daß die Assimilation der Kohlensäure eine Function des *lebenden Zustandes* der Zelle ist, daß sie in getödteten Zellen nicht eintritt, auch bei Vorhandensein von Chlorophyll. Die ersten Zellen an der Oberfläche unseres Planeten mußten schon athmen, bevor sie assimilirten, oder es mußte mit einem Schlage der ganze, recht verwickelte Apparat einer assimilirenden Pflanzenzelle in das Dasein treten. Eine Zelle, die assimilirte, ohne noch zu athmen, ist nicht denkbar. Die Athmung erscheint daher unter allen Umständen als der primäre Vorgang des Lebens.

IV.

Wenn der Physiologe in der Sonne den gewaltigen Hebel erkennen muß, der alles Leben in Bewegung setzt, so kann er nicht umhin, auch dieser Quelle der Bewegung selbst seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Kennt er die Wirkung, so muß er auch die Ursache zu erkennen streben. Denn den causalen Zusammenhang der Dinge zu finden, ist ein unserem Verstande innewohnender Trieb.

Die Sonne gilt uns gewöhnlich als eine im Firmament schwebende Feuerkugel von ungeheurer Größe. Ihr Durchmesser beträgt 187000 Meilen. Sie ist der Pflock im Weltraum, um welchen, an unsichtbaren Schnüren aufgehängt, die Planeten sich drehen; unsere Erde hält sich hierbei in dem mittleren Abstande von zwanzig Millionen Meilen.

Aber, was will es heißen, eine Feuerkugel? Ich glaube, es ist die erste Frage, die wir uns vorlegen müssen. Wenn ich Feuer im Ofen anmache, so besteht dies darin, daß ich an einer Stelle die Kohle auf die Entzündungstemperatur bringe, bei der sie sich mit dem Sauerstoff verbindet; es entsteht hierbei eine Flamme, die bald um sich greift und den ganzen Vorrath von Brennstoff erfaßt. Das nennen wir Feuer. Dies Feuer besteht theils aus glühenden, noch festen Kohlenstücken, theils aus den darüber hinzüngelnden Flammen. Das Leuchten der letzteren wird bewirkt durch fein zertheilte, glühende Kohlenpartikel, die sich losreißen und emporwirbeln, die zunächst glühen durch hohe Temperatur, welche sie schon vor der Oxydation besitzen, und die sich zur höchsten Gluthhitze steigert im Augenblick ihrer Verbrennung zu Kohlensäure.

Ganz ebenso verhält es sich mit der Flamme eines Holzspahns, eines Papierschnitzels, einer Kerze, des Leuchtgases: das Leuchten geht aus von den schwebenden, glühenden Kohlentheilchen, welche die Flamme ausmachen. Halte ich in diese einen kalten Körper, so schlagen die abgekühlten Kohlentheilchen sich als Ruß daran nieder. Die nichtleuchtende Flamme des Bunsen'schen Gasbrenners rußt nicht, weil durch vollkommene Beimischung von Sauerstoff die Oxydation sich rapider vollzieht.

Aber auch brennender Phosphor, brennendes Magnesium leuchten, und zwar aus dem gleichen Grunde, wie die Flamme der Kohlenstoffverbindungen: kleine, glühende Partikel dieser Substanzen strahlen das Licht aus. Wir können aber auch unverbrennliche oder schwerverbrennliche Körper zum Leuchten bringen, so glühendes Platin und glühendes Eisen, die sich beim Leuchten nicht oxydiren: ihre Molekule beginnen nur bei der hohen Temperatur so rasch zu schwingen, daß sie leuchtende Strahlen aussenden, d. h. den Aether um sich her lebhaft erregen.

Doch die leuchtende Materie kann noch anders beschaffen sein. Wenn ich die bei der Verbrennung gebildeten Oxyde des Phosphors, des Magnesiums, der Kohle noch weiter erhitze, weit über die Verbrennungstemperatur hinaus, die ja für die Oxydation dieser Elemente nothwendig war, so beginnen die Atome im Molekül so lebhaft zu schwingen, daß der Molekularverband zerreißt und Phosphor, Magnesium und Sauerstoff für sich getrennt weiter

schwingen und dabei leuchten. Diesen Zustand nennen wir die Dissociation der Körper; sie tritt ein bei einer Temperatur, bei welcher die Oxyde nicht bestehen können. Es gibt also auch eine Temperatur, welche für das Verbrennen zu hoch ist; bei der die Atome nur in Freiheit existiren können.

In solchem Zustande befindlich haben wir uns die Sonne zu denken. Die Temperatur ist eine so hohe, daß die Stoffe, welche sie zusammensetzen, dissociirt sind. Man hat sich bemüht, diese Temperatur zu schätzen, und hat sie auf 10000° Celsius veranschlagt; bei der Temperatur würde der Erdball schmelzen, wollte man ihn auf Mondweite der Sonne nähern.

Die Spectralanalyse, welche es ermöglicht, durch Vermittlung des Aethers auf Sonnenweiten hin ein glühendes Stoffgemisch chemisch zu untersuchen, hat nun gezeigt, daß die Sonnenkugel sich vorwiegend aus Stoffen zusammensetzt, die auch auf der Erde vorkommen, wie Wasserstoff, Sauerstoff, Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen u. v. A. Wenn merkwürdiger Weise Kohlenstoff, Stickstoff und Schwefel in dem feurigen Gemisch noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen wurden, so kann das in verschiedenen physikalischen Umständen seinen Grund haben, denen nachzugehen hier nicht möglich ist. Immerhin dürfte es näher liegen, daß diese Elemente, welche gerade für den Aufbau des Thier- und Pflanzenkörpers von Wichtigkeit sind, sich noch dem Nachweis in der Sonne entzogen haben, als anzunehmen, daß sie sich im Sonderbesitz unserer Erde befinden.

Die Masse der Sonne besitzt ein Gewicht, welches dem Dreihundertunddreißigtausendfachen der Erde gleichkommt, ihre durchschnittliche Dichtigkeit beträgt aber nur $1\frac{1}{4}$ von der Dichtigkeit des Wassers. Die Beschaffenheit des inneren Kernes der Kugel ist uns unbekannt, wir sehen nur die sogenannte Photosphäre, eine glühende Wolkenhülle, welche die Oberfläche dieses Kernes bedeckt, und die sich zu Tropfen und Kryställchen verdichtet, wie die Wasserwolken und Schneewolken auf unserer Erde. Die Photosphäre ist von einer Gasschicht, der Chromosphäre umgeben, die zum großen Theil aus Wasserstoff besteht, aus welcher oft Flammen, die Protuberanzen, in die Umgebung der Sonne hervorschießen. Diese Hüllen der Sonne sind es, aus denen die Sonnenkraft als Strahlung entweicht.

Man hat den Wärmewerth dieser Sonnenstrahlung berechnet für das Quadratmeter Sonnenoberfläche in einer Minute auf eine Million Calorien. Eine Calorie ist diejenige Wärmemenge, welche erforderlich ist, um ein Kilogramm Wasser um einen Grad Celsius zu erwärmen. Was die Leuchtkraft dieser Strahlung anlangt, so hat man sie für die gesammte Sonnenoberfläche auf hundert Quadrillionen Gasflammen veranschlagt.

Von der Ausstrahlung der Sonne trifft nur $\frac{1}{2200}$ Milliontel die Erde, das Uebrige zerstreut sich in den Weltraum, wo natürlich auch die übrigen Planeten ihren Theil davon auffangen. Der auf die Erde fallende Theil der Sonnenstrahlen ist zum weitaus größten Theile erforderlich, um die Temperatur der Erde constant zu erhalten; nur etwa ein Tausendstel davon verrichtet chemische Arbeit in den grünen Zellen der Pflanzen und erzeugt hier die Spannkraft, welche den Organismen das Leben fristet.

Für die Frage nach der Erhaltung des Lebens ist die andere Frage von ungeheurer, von fundamentaler Tragweite: ob die Sonnenkraft dauernd, um nicht zu sagen ewig ist?

Unter Kraft verstehe ich ganz im Allgemeinen die Fähigkeit, Arbeit zu leisten; wir haben gesehen, daß Kraft in zwei Formen auftreten kann, als Spannung und als Bewegung. In der Sonne ist die Kraft zur Zeit nur[1]) als lebendige Kraft, d. h. als Bewegung vorhanden: wäre sie dauernd, so hätten wir in der Sonne ein Perpetuum mobile. Ein solcher Apparat ist aber unmöglich.

Damit ist unsere Frage schon beantwortet; und da die Sonne fortwährend Kraft verausgabt, da die Aetherschwingung in der Strahlung fortwährend einen Theil ihrer Bewegung davonträgt, so muß auch die Sonnenbewegung sich wie ein ablaufendes Uhrwerk dem stabilen Gleichgewichtszustande, d. h. dem Stillstande nähern. Die Sonnenwärme muß also einmal aufhören, wenn das letzte Vibriren ihrer wägbaren Atome auf den Schwingen des Aethers davongezittert ist. Es ist ein Zehren vom Capital, ohne Ersatz desselben durch neuen Erwerb.

Damit ist die Existenz der Sonne als solcher, wie wir sie kennen, in der Zukunft begrenzt. Sie ist aber auch in der Vergangenheit begrenzt, sie muß einen Anfang gehabt haben: das Uhrwerk mußte einmal aufgezogen werden, um laufen zu können. Die Sonne macht also einen Entwicklungsproceß durch, und wir leben in einer mittleren Phase dieses Processes.

Allein der Proceß der Abkühlung der Sonne geht nach unseren Begriffen langsam vor sich, und wir können uns am Abend in Ruhe schlafen legen, die Sonne wird auch am nächsten Morgen mit Sicherheit wieder strahlen. Seit zwei- bis dreitausend Jahren hat sich das Klima der Erde nicht merklich geändert, das zeigt die historische Pflanzengeographie, das feinste Reagens auf klimatische Verhältnisse; denn seit diesem Zeitraum gedeihen die gleichen Culturpflanzen in den gleichen Breiten.

Worin besteht denn die Ursache der Sonnenwärme? Welche Kräfte sind es, die sie erregen und unterhalten?

Ein Verbrennungsproceß kann der Sonnengluth nicht zu Grunde liegen, auch wenn wir ganz davon absehen, daß die Temperatur der Sonne zu hoch sein dürfte, um Oxydbildung möglich erscheinen zu lassen. Man hat berechnet, daß die Sonne, wenn sie aus reiner Kohle bestünde, in sechstausend Jahren vollständig aufgebrannt sein müßte, und eine *Verbrennung* etwa hineinfallender Meteore kann schwerlich mehr bewirken, als einen Zuschuß zu ihrer Gluth. Es ist ferner berechnet worden, daß, wenn die Erde aus ihrer Bahn in die Sonne stürzte, die durch die *Hemmung* der Erdbewegung erzeugte Wärme hinreichen würde, um die durch Ausstrahlung verloren gehende Sonnenkraft auf fünfundneunzig Jahre hin zu ersetzen, und sämmtliche Planeten zusammen

[1]) Die genauere Untersuchung ergibt, daß auch in der Sonne Spannkraft gegeben ist, z. B. in dem Getrenntsein des Sauerstoffs von den übrigen Elementen, in der Möglichkeit von Contractionen. Allein für unsere Betrachtung ist das zunächst unwesentlich und wird später Berücksichtigung finden.

würden auf diese Weise das Leben der Sonne um sechshundvierzigtausend Jahre verlängern können. Man hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß kleinere Meteore, wie Cometen, nur Jahr für Jahr im Betrage von 1/100 Erde in die Sonne zu fallen brauchten, um ihre Temperatur constant zu halten. Allein für das Stattfinden derartiger Vorgänge in solchem Umfange fehlt jeder thatsächliche Anhaltspunkt; würde dadurch doch auch die Masse des Sonnenkörpers eine fortdauernde, beträchtliche Vermehrung erfahren müssen.

Eine andere Hypothese über den Grund der Sonnenwärme ist entschieden glücklicher. Wie jede Ausdehnung eines Körpers mit einer Consumtion von Wärme verknüpft ist, hat jede Zusammenziehung eine Production von Wärme zur Folge. Wenn man daher annimmt, daß die Materie der Sonne durch Verdichtung zum Sonnenball, wie er jetzt am Himmel steht, geworden ist, so muß dabei eine gewaltige Wärmemenge erzeugt sein. Und eine solche Contraction könnte fortdauern; zieht die Sonne sich im Durchmesser nur um 1/100 Meile Jahr für Jahr zusammen, so würde das genügen, ihre Temperatur annähernd constant zu erhalten, und erst nach zehntausend Jahren würde es möglich sein, diese Durchmesser-Kürzung durch Beobachtung festzustellen. Allein eine Verminderung der Sonnenkraft muß auch hierbei vor sich gehen; diese Verminderung kann durch die fortdauernde Zusammenziehung wohl verlangsamt, aber nicht dauernd compensirt werden. Die Rechnung hat das Resultat ergeben, daß unser Sonnensystem achtzehn Millionen Jahre bestehen mag seit seiner ersten Gestaltung aus gasförmigem Nebel, und daß erst nach zwölf Millionen Jahren die Sonne erkaltet sein wird.

Das sind für unsere menschlichen Zeitmaße große Zahlen; sind sie es aber auch im Spiegel der Ewigkeit? Was will man einwenden, wenn ich eine Million von Jahren eine Secunde der Ewigkeit nenne? Der Wärme der Sonne wäre dann, von Anfang an gerechnet, eine Dauer von dreißig Ewigkeits-Secunden zugemessen!

Aller erneute Kraftzufluß vermag daher das Erlöschen der Sonne aufzuhalten, es aber schließlich nicht zu verhindern, denn die Sonnenwärme fliegt ununterbrochen davon in den grenzenlosen Aether des Weltraums. Hineinfliegende Meteore können sie noch ein wenig speisen, allein von Belang kann das nicht sein. Ist unsere Vorstellung richtig, daß bei der Höhe der Sonnentemperatur die Elemente dissociirt sind, so wird bei zunehmender Abkühlung einmal der Augenblick eintreten, wo die Metalle und die Nichtmetalle der Sonne sich mit dem freien Sauerstoff verbinden: dann haben wir einen wirklichen Verbrennungsproceß, dessen Verbrennungswärme abermals der Sonne zu Gute kommt — ein Umstand, auf den meines Wissens noch nicht hingewiesen wurde; allein auch dies bedeutet nur eine Verlangsamung in dem gesammten Kraftverlust, die Aufzehrung gleichsam der letzten Reserve an Capital. Die endliche Insolvenz ist darum nicht minder gewiß.

Das Medium, welches der Sonne die Kraft entführt, gleichsam aussaugt, ist der Aether. So sicher ein an den warmen Ofen gehaltener Schneeball schmilzt, weil ein Theil der Ofenwärme auf ihn übergeht, um deren Betrag der Ofen sich abkühlt, so gewiß geht ein Theil der lebendigen Kraft der

Sonnenmaterie über auf den Aether, der sie durchdringt und um die Sonne her in das Unbegrenzte sich ausdehnt. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß wenigstens in der Theorie sich die Sonnenwärme müßte erhalten lassen, wenn rings um die Sonnenkugel der Aether aus dem Weltraum herausgeschnitten würde. Wäre dann nicht die Sonnenwärme eingefangen, die Sonne damit zum Perpetuum mobile geworden? Allein der Gedanke ist so utopisch, wie wenn man den Raum selbst um die Sonne herum herausschneiden wollte.

Freilich sind für unsere Vorstellung die Beziehungen zwischen Raum und Aether noch immer nicht zur vollen Befriedigung klar gelegt, jener fast mythischen Substanz, die den leeren Raum, die durchsichtigen Körper wie Glas und Diamant, die undurchsichtigen Körper wie Stahl und Steinkohle in gleicher Weise erfüllt. Man ist versucht, zu fragen, ob nicht Raum und Aether identisch sind. Ich weiß nicht, ob dieser Gedanke bereits discutirt worden ist, ganz zurückzuweisen vermag ich ihn nicht. Er wird nahe gelegt durch die Beziehungen, welche zwischen dem Begriffe des Raums und demjenigen der wägbaren Materie bestehen.

Der Mathematiker definirt den Punkt als ein Element des Raums, dem sogar die Ausdehnung abgesprochen wird. Der Physiker schafft diesen mathematischen Punkt in einen physikalischen um, indem er ihm Masse beilegt. Der physikalische Punkt ist also schwer, und indem wir ihn als Kräftecentrum auffassen, wird er zum chemischen Atom. Die Körper der wägbaren Materie sind Systeme solcher Massenpunkte.

Wir brauchen nur dem Raum in seiner Gesammtheit Substanz beizulegen — in anderem Sinne wie Masse — so haben wir den Aether. Dann haben wir einen physikalischen Raum im Gegensatze zum mathematischen, einen Raum, der in der Wellenbewegung seiner Substanz jede Art von Fernewirkung zu übertragen vermag: die Strahlung, die elektrische Anziehung, die Gravitation. Damit wird dann die Ausgleichung der Kraft unter den Himmelskörpern durch Fernewirkung zu einem Postulat der Nothwendigkeit. —

Die Folgen, welche die Erschöpfung der Sonnenwärme nach sich ziehen würde, sollen hier nicht des Näheren erörtert werden, sie liegen auch auf der Hand. Auf der Erde würde mit erheblicher Abnahme der Temperatur alles Leben erlöschen; denn in das kleine Temperatur-Intervall von Null Grad und sechzig Grad ist das organische Leben eingesperrt! Unter dem Gefrierpunkte des Wassers würden Organismen sich dauernd nicht erhalten können, wie es keine Pflanzen und Thiere geben könnte, wenn eine Temperatur von mehr als sechzig Grad an der Oberfläche unseres Planeten herrschte. —

Es konnte nur der Versuch gemacht werden, hier die nächstliegenden Ursachen der Sonnenwärme in der Form von Hypothesen zur Erörterung zu bringen. Für die letzte, ursprüngliche Ursache derselben besitzt die Naturwissenschaft nicht einmal eine Hypothese.

Ebenso unfruchtbar würde es sein, darüber grübeln zu wollen, ob nach dem Ablaufen der Sonnenkraft der ursprünglich gegebene Vorrath derselben durch einen Proceß des Aufziehens von Neuem gewonnen werden könnte. Ein Gluthhauch von ganz unvorstellbarer Gewalt wäre nöthig, um die erkaltete

und dadurch zu einem planetenartigen Körper zusammengeschrumpfte Sonne wieder in Atome auseinander zu wirbeln, welche die Temperatur besitzen, die wir heute an ihnen wahrnehmen. Ob das geschehen kann und wird, mag dahingestellt bleiben.

Im Spiegel der Unendlichkeit ist unser Sonnensystem ein Stäubchen im All, das für einige Ewigkeits-Secunden Licht und Wärme um sich verbreitet.

So haben wir gesehen, daß die Erhaltung des Lebens an der Erdoberfläche beruht auf der Uebertragung von Bewegung und Arbeit aus dem in der Sonne gegebenen Capital. Die Erhaltung des Lebens, nicht seine Erschaffung; beide Dinge sind von einander so verschieden, wie der Betrieb einer Dampfmaschine und ihre Construction. Mit der Aufzehrung des Guthabens an Sonnenkraft muß auch das Leben erlöschen, wie die Dampfmaschine stille steht, wenn die Feuerung erschöpft ist.

Ich komme zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zurück. Die Bewegung ist für uns das Wesentliche im Weltproceß, die Materie erscheint als ihr Träger, der ohne sie todt wäre in jedem Sinne des Wortes: die Materie, von der wir nur etwas wissen durch die Bewegung, die in ihr vibrirt, und deren Arbeit unsere Sinneswerkzeuge erregt.

Die erhabenste und zugleich bescheidenste, darum edelste Form für die Aufgabe der Physik hat der große Entdecker der Spectralanalyse gegeben, wenn er sagt, die Physik habe die Bewegung der Körper zu beschreiben. Dem Physiologen ist in den Lebensbewegungen ein besonders verwickeltes Problem zur Bearbeitung gestellt, das bis zur Sonne emporreicht. Auch er soll sich nicht vermessen, über die Beschreibung dieser Bewegungen hinauszugehen, und warnend erhebt der alte Isaak Newton aus ferner Vergangenheit den Zeigefinger, wenn er spricht: „hypotheses non fingere!“ — Leider bleibt auch an unseren besten Naturbeschreibungen immer noch genug des Hypothetischen haften!

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

XXXIV.

Unser junges Eheleben erfuhr sehr bald eine kurze, aber doch recht empfindliche Trennung. Kaum hatten wir, von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, uns ruhig in Weidlingau, einer Sommerfrische am Wienerwalde, niedergelassen, als die Redacteure der „Neuen freien Presse" mich ersuchten, als Berichterstatter nach Bayreuth zu reisen. Wagner's Tetralogie sollte (1876) dort zum ersten Male vollständig in dem neu erbauten Festspielhaus in Scene gehen. So sehr mich die Sache interessirte, so ungern folgte ich dieser Aufforderung. Einmal fiel es mir sehr schwer, meine junge Frau allein zurückzulassen, die ich doch nach Allem, was von der peinlichen Wohnungs- und Hungersnoth in dem Nibelungennest verlautete, unmöglich mitnehmen konnte. Sodann graute mir vor jener eiligen Berichterstattung, welche, auch von der Wiener Journalistik adoptirt, voraussichtlich in Bayreuth den höchsten Grad von Athemlosigkeit erreichen würde. Ich nahm den Antrag nur unter der Bedingung an, daß ich nicht zu telegraphiren brauchte. Wohl mir, — denn in Bayreuth rannten die Berichterstatter, vor Allem die englischen und amerikanischen, nach jedem Acte einer jeden Vorstellung aufs Telegraphenamt, um ihren Abonnenten löffelweise den „Erfolg" zu credenzen. Nach meiner Empfindung eine wahre Barbarei, und eine ganz überflüssige. Mich verstimmt es schon, wenn ich unmittelbar nach einem anstrengenden langen Opernabend eine Notiz für das Morgenblatt niederschreiben soll. Wie leicht thut man da, müde und aufgeregt, Jemandem Unrecht!

Ich hatte die Bitterniß gehetzten Kritisirens 1868 in München ausgekostet, als dort die „Meistersinger" zum ersten Male gegeben wurden. Vom Telegraphiren war ich zwar damals schon enthoben gegen das Versprechen, am folgenden Tag ein Feuilleton abzusenden. Die Aufführung währte von sechs bis elf Uhr. Todmüde von angestrengtem Hören in heißem Raum, eile ich zur Garderobe. Da kommt mir Rubinstein in die Quere, die Schönste der Wagnerianerinnen, Gräfin Sch., am Arme führend. Sie gibt ihm einen

Wink, worauf er mit begreiflicher Verdrossenheit mich vorstellt. „Nun sagen Sie mir," fragt sie eifrig, „was halten Sie von den Meistersingern? Wie haben sie Ihnen gefallen? Ist es nicht der Gipfel von Wagner's Kunst?" Ich machte ein tiefes, tiefes Compliment und — eilte, ohne ein Wort zu sagen, meinen Ueberrock auszulösen. Wenn uns von fremder Hand so ungenirt die Pistole auf die Brust gesetzt wird, dann haben wir wohl einiges Recht, dieselbe sachte wegzuschieben. Müde, hungrig, fieberhaft aufgeregt kam ich gegen Mitternacht in mein Hôtel. Am andern Morgen begann ich, meine Nervosität niederkämpfend, zu schreiben. Ich bemühte mich, vollkommen gerecht zu urtheilen, kann aber nicht leugnen, daß ich gerade von den „Meistersingern" heute viel besser denke als damals. Hätte ich die Oper noch einmal hören und mich wenigstens einen Tag erholen, sammeln können, — es wären mir gewiß die Vorzüge des Werkes stärker, die Schatten geringer erschienen. Zwar stört mich auch heute noch das unnatürlich Erzwungene der angeblich komischen Figuren und Scenen, in welchen die vollständige Humorlosigkeit Wagner's zu Tage kommt; desgleichen die unmäßige Länge, welche uns die Empfänglichkeit für den besten, den dritten Act der Oper raubt. Aber die lyrischen, theils sentimentalen, theils pathetischen Partien der Oper, insbesondere die Rolle Walther's von Stolzing, stehen an Ursprünglichkeit und melodischer Schönheit obenan unter Wagner's Schöpfungen. Diese Frische der musikalischen Erfindung erklärt sich wohl zum großen Theil daraus, daß die erste Conception der Meistersinger unmittelbar in die Zeit nach dem „Tannhäuser" fällt. Die glückliche Wahl des Stoffes, der nicht *angeblich* „national", wie die uns fremde Walhalla-Gesellschaft, sondern echt volksthümlich und gemüthvoll ist, hatte ich, bevor die Musik dazu veröffentlicht war, schon im Jahre 1863 freudig begrüßt. Nach diesem Bekenntniß darf ich wohl ebenso aufrichtig gestehen, daß ich von meinen Kritiken der übrigen Opern Wagner's kein Jota zurücknehmen könnte. Je öfter ich den „Tristan" und die „Nibelungen" gehört habe, desto mehr haben sie mich gelangweilt, gequält und abgestoßen. Die „Meistersinger" höre ich gerne wieder; was ich heute von keiner andern Wagneroper sagen kann, etwa den „Tannhäuser" ausgenommen.

Meiner Reise nach Bayreuth stellten sich in letzter Stunde noch die flehentlichen Ermahnungen meines Freundes Ed. Schön entgegen, welcher, für meine persönliche Sicherheit besorgt, mich von allerlei Insulten Seitens der Wagnerianer bedroht sah. Er hatte freilich ein nettes Beispiel erlebt. In einem Wiener Bierhause, im damaligen „Bürgerspital", war er mit einigen Bekannten zusammengetroffen, zu denen sich auch ein bekannter junger Wagnerianer — heute Hofkapellmeister in einer süddeutschen Residenz — gesellte. Derselbe sagte, als zufällig die Rede auf mich kam, er würde sich gar kein Gewissen daraus machen, mich zu vergiften. Von Schön zur Rede gestellt, wiederholte er seinen Ausspruch mit der größten Unbefangenheit. Gesprochenes oder geschriebenes Gift hatte ich verdauen gelernt; ein anderes war aber in Bayreuth nicht zu fürchten. In der That habe ich dort nicht die mindeste Unart erfahren, es freilich auch sorgsam vermieden, durch ein Wort, eine Miene Aergerniß zu geben. Wie der Anhang des „Meisters" gegen mich

gesinnt war, wußte ich genau, bekam davon auch ein ergötzliches Pröbchen. Als sehr ungenügende Vorsorge gegen die große Hungerleiderei war eine lange table d'hôtes nächst dem Festspielhaus gedeckt. Ich suchte dort nach einem Couvert, fand aber alle Plätze bereits belegt. Da erblickt mich Herr La Roche, ein liebenswürdiger junger Professor vom Petersburger Conservatorium, und beeilt sich, mir ein Plätzchen an einem Extratisch anzutragen, der ihm mit einigen Freunden reservirt sei. Als ich dankend annahm, fügte er noch hinzu, es sei eigentlich Herr Kl., welcher den Tisch bestellt habe und den er deshalb doch früher verständigen möchte, — natürlich nur der Form halber. La Roche eilt in den Nebensaal und kommt nach einer Weile bleich und verlegen zurück: ich möge ihm ja nicht böse sein, aber — Herr Kl. habe erklärt, an einem Tisch mit mir würde er keinen Bissen hinunterbringen. Ich beruhigte lachend den trostlosen Vermittler und ließ Herrn Kl. den allerbesten Appetit wünschen. Nun begann ich wieder meine Entdeckungsreise um die table d'hôtes herum. Da ruft Jemand meinen Namen. Es war Friedrich Bodenstedt, der im Gegensatz zu Kl. meinte, es würde ihm die Bayreuther Kost in meiner Gesellschaft doch etwas besser munden. Er und eine Dame rückten, mir Platz schaffend, auseinander, und ich befand mich zwischen zwei Nachbarn, wie ich sie besser nicht wünschen konnte: rechts Bodenstedt, der liebenswürdige Dichter des „Mirza-Schaffy", zur Linken die Frau Baronin von Bronsart, welche, ehedem als Fräulein Ingeborg Stark durch ihr Clavierspiel berühmt, heute mit ihren eigenen Compositionen einen ansehnlichen Kreis von Verehrern erfreut. Indem wir, Anfangs leise und behutsam tastend, unsere Eindrücke austauschten, fanden wir Drei, zu meiner unaussprechlichen Freude, uns in völliger Uebereinstimmung über Wagner's „Nibelungen". Insbesondere stimmte es mich ganz vergnügt, gerade in Frau von Bronsart „unter Larven die einzig fühlende Brust" gefunden zu haben; sie begriff es vollständig, daß ich diese vier Festspieltage vier Martertage nannte. Unser seliges Einverständniß erhielt noch einen aparten Reiz dadurch, daß uns gerade gegenüber zwei namhafte Wagnerverehrer saßen: Hofkapellmeister Eduard Lassen und — der Gemahl meiner Nachbarin, der Hoftheater-Intendant Hans von Bronsart! Letzterer, ein feiner geistvoller Mann, hatte den charmanten Einfall, seiner Frau lächelnd zuzurufen: „Elsa, mit wem verkehrst Du?" Einer von der gewöhnlichen Wagnerianer-Sorte hätte ihr wahrscheinlich die grimmigsten Blicke zugeworfen. Mir ist das Zusammentreffen mit der so liebenswürdigen, wie aufrichtigen Frau von Bronsart eine der wenigen angenehmen Erinnerungen an Bayreuth.

Mit ihrem Gemahl hatte ich mehrere Jahre später einen interessanten kurzen Briefwechsel. Er schrieb mir aus Hannover, daß das Publicum und die Journale stürmisch die Aufführung von Neßler's „Trompeter von Säckingen" verlangen, er aber, als Intendant, wehre sich seiner künstlerischen Grundsätze und wolle schlechte Musik nicht einführen. Nun habe aber eine dortige Zeitung sich auf mich berufen, der ich dem Wiener Hofoperntheater die Aufführung des „Trompeter" vorgeschlagen hätte. Ob das wirklich wahr sei? Ich antwortete mit Ja; ich war für diese von ganz

Deutschland bejubelte Novität mit der Motivirung eingetreten: der berühmte Trompeter werde wahrscheinlich nur die Neugierde befriedigen, aber diese Neugierde sei berechtigt. „Ihre künstlerische Strenge und ideale Richtung," so schloß ich meinen Brief an Bronsart, „sind verehrungswürdig; aber ich fürchte, Sie werden doch in den sauern Apfel beißen müssen!" Nach einigen Wochen erhielt ich wirklich von dem Intendanten die Nachricht, es sei ihm von Berlin der Befehl zugekommen, Neßler's „Trompeter" in Hannover aufzuführen. „Ich habe in den sauern Apfel gebissen!" — Seit einigen Jahren leitet bekanntlich Baron Bronsart als Intendant das Hoftheater in Weimar, das ihm kunstsinnige Förderung und ein kräftiges Aufblühen verdankt.

So gut, wie an jenem Mittagstisch zwischen Bodenstedt und Frau von Bronsart ist es mir nicht wieder gegangen in Bayreuth. An drei von den vier „Fest"-Tagen vermochte ich keinen Platz an irgend einer Mittagstafel zu erringen: ich mußte mich ambulatorisch von Brod und Würsten nähren. Ein riesenstarker Wiener Instrumentenmacher eroberte mir bei „Angerer" ein Glas Bier dazu, das er mir über einen dichten Knäuel von Apostelköpfen herüberreichte: Mit Unrecht glaubten allerlei fern von Bayreuth schmausende Leute, dergleichen Schilderungen seien übertrieben. Sie waren es keineswegs. Mit köstlichem Humor erzählte Daniel Spitzer die Scene, wie man vor dem Wagnertheater einen Herrn, den man eine Buttersemmel essen sah, deshalb für den Großherzog von Weimar gehalten habe. Der elenden Verpflegung entsprach vollkommen die klägliche Unterkunft. Das kleine Bayreuth hatte in keiner Weise für diesen plötzlichen, massenhaften Andrang vorgesorgt. Durch die Freundlichkeit meines Collegen von der „Neuen freien Presse", Hugo Wittmann, welcher einige Tage früher eingetroffen war, konnte ich für schweres Geld ein kleines Zimmerchen in der Wohnung eines Trödlers beziehen, während Wittmann und Speidel die anstoßende Stube einnahmen. Welche Mühsal und Nervenpein, unter solchen Verhältnissen nacheinander vier große Werke, — Wagnerische! — aufmerksam hören und in den Zwischenpausen darüber schreiben zu müssen, anstatt sich davon zu erholen! Nie hatte ich ähnliche Qual mitgemacht. Der Kopf drohte mir zu zerspringen, und da ich mit jedem Tag aufgeregter und gänzlich schlaflos wurde, fürchtete ich ernstlich, zu erkranken, bevor der letzte Accord der „Götterdämmerung" ausgeklungen. Ein Stündchen ruhigen Aufathmens ward mir auf einem einsamen Spaziergang nach dem Gasthausgärtchen der „Frau Rollwenzel", wo ehedem Jean Paul täglich einzukehren und zu schreiben pflegte. Ich traf dort einen andern, modernen Paul, nämlich Paul Lindau, der mich dann in die Stadt zurückbegleitete. Ich danke seiner Gesellschaft die im Nibelungennebel doppelt unschätzbare Wohlthat einer geist- und lebensvollen Aufheiterung. Der Zorn über Bayreuth und die Wagnerianer entlockte Lindau ein Feuerwerk von witzigen Einfällen. Ein Nachglanz davon findet sich in seinen „Nüchternen Briefen aus Bayreuth".

Von großem Interesse war mir die neue sinnreiche Einrichtung des Festspielhauses. Unser Hans Richter, dem ich es hoch anrechne, daß er bei helllichtem Tag mich durch die Straßen von Bayreuth begleitet hat, führte

mich auch eines Vormittags auf die Bühne, wo ich das aus England verschriebene Scheusal, den Drachen Siegfried's, in der Nähe betrachten durfte. Die Tieferlegung des Orchesters ist eine Wohlthat, für die wir Wagner Dank schuldig sind. Sie hat nunmehr in allen Theatern Eingang gefunden. In Bayreuth sind die beiden richtigen Gedanken: Vertiefung des Orchesters und Verdunkelung des Zuschauerraums leider in der Ausführung bis zur Carricatur übertrieben worden. Die armen Musiker schwitzen, durch ein Blechdach von der Oberwelt abgesperrt, in einem schauerlichen Abgrund; ihr Ton dringt ohne Kraft, ohne Glanz zu uns empor. Die Verdunkelung des Parquets hingegen wird zur absoluten Finsterniß, in welcher man nur seinen nächsten Nachbar — schlafen sieht. Für viele unserer Mode-Wagnerheuchler war dieses unbemerkte Schlummerstündchen eine unschätzbare Wohlthat [1]).

Erst am Morgen nach dem vierten Opferfest, der „Götterdämmerung", zog wieder Hoffnung und Lebensfreude ein in meine Seele. Eine Stunde vor Abgang des Eisenbahnzugs war ich schon auf dem Bahnhof. Er wimmelte bereits von Abfahrtscandidaten. Alles wollte fort, gleich fort und mit demselben Frühzug fort. Es gelang mir mit zwei Wiener Freunden, die ich erst an der Bahnhofskasse zu Gesicht bekam — Nicolaus Dumba und Dr. Heinrich Bach — ein Coupé für uns zu erobern. Als sich der Zug in Bewegung setzte, fielen wir einander um den Hals: „Gott sei gelobt! So ist es doch erreicht, — es ist aus, die Götter haben ausgedämmert, und wir sind der Erde wiedergegeben!" Wir fuhren zusammen bis Regensburg, wo ein, in Ruhe genossenes, gutes Mittagessen, ein Gang durch die Stadt und ein Bad in der Donau uns erquickte. Hier trennte ich mich von den Freunden, um die Nacht durch nach Linz zu fahren, wo ich mit meiner Frau zusammentreffen sollte. O doppelt glückliches Wiedersehen!

XXXV.

Im Frühjahr 1878 wurde ich von der österreichischen Regierung als musikalischer Juror zur Weltausstellung nach Paris gesandt. Es war di vierte Weltausstellung, die ich in officieller Eigenschaft mitgemacht habe. Meinen Lesern die angenehme Versicherung, daß ich von der eigentlichen „Exposition" so gut wie gar nicht sprechen werde! Aber Einiges, was nebenher ging, zählt zu meinen interessantesten Erinnerungen und mag darum hier Platz finden.

Bei unserer ersten Jurysitzung erschien, von uns Allen freudig begrüßt — Liszt. Ich benützte den Moment rasch zu dem Antrag, unsere Jury möchte Liszt mit Acclamation zum Ehrenpräsidenten ernennen. Das geschah auch sofort und schien ihn zu freuen. Wirklicher Präsident war Gevaërt, der gelehrte und geistreiche Director des Brüss'ler Conservatoriums; mich hatte man zum Vicepräsidenten gewählt, den Bibliothekar des Pariser Conservatoriums Chouquet zum Berichterstatter. Daß das Land Ungarn für

[1]) Eine ausführliche Besprechung der Tetralogie und ihrer ersten Aufführung in Bayreuth findet man in meinem Buche „Musikalische Stationen" (Berlin, Verein für deutsche Literatur. 1880).

seine wenigen Musikinstrumente einen eigenen Juror und obendrein keinen Geringeren als Liszt nach Paris entsendete, klang ein wenig komisch, machte sich aber gut. Einen so großen Herrn hatte kein anderes Land auszuspielen. Die Nachricht klang ungefähr, als sei unser Kaiser (wie das in einigen Landgemeinden wirklich vorgekommen) zum Reichsrathsabgeordneten gewählt worden. Viel praktischer Nutzen sah dabei freilich nicht heraus. Zum Musikfest nach Erfurt eilend, konnte Liszt nur die erste Sitzung unserer Jury und zwei flüchtige Promenaden durch die Reihen der ausgestellten Instrumente mitmachen. Aber auch bei längerem Verweilen wäre dieser berühmte Musiker kaum der passendste Juror gewesen — eben wegen seiner Berühmtheit. Sein Ausspruch über den Werth oder Unwerth eines Instruments hätte mit unerwünschtem Gewicht auf die ganze Jury gedrückt. Und weil er dieser Wirkung sich wohl bewußt war, hielt er mit dem Urtheil diplomatisch zurück. Er wußte, daß sein Ausspruch, von hundert Lippen weitergetragen, Regen und Sonnenschein machte, ja daß der Sonnenschein seines Lobes gleichzeitig zum schädlichsten Regenguß für die Mitbewerber des Gelobten werden konnte. Den Clavierfabrikanten gegenüber sah sich Liszt geradezu in der delicaten Stellung eines Monarchen. Und als einer der wohlwollendsten Monarchen vermied er jedes vielleicht folgenschwere Wort. So schritt er denn mit uns die renommirtesten Claviere ab, hörte Den und Jenen ein paar Tacte spielen und spendete, ohne selbst ein Instrument zu probiren, hier ein aufmunterndes Wort, dort ein freundliches Lächeln. Wir waren nicht lange gegangen, als unser kleiner Zug eine ansehnliche Verlängerung zeigte. Immer mehr und mehr Menschen hängten sich an unsere Fersen, und jeden Augenblick mußte ich die höfliche Frage irgend eines Fremden beantworten: „De grâce, Monsieur, n'est-ce pas Litz?“ Denn „Litz“ und nicht anders sprechen alle Franzosen den Namen aus, mit dessen ungarischem sz sie nichts anzufangen wissen. Aus den Bildnissen wenigstens kannte Jedermann die hagere Figur im Abbékleid und breiträndigen Hut, den scharfgeschnittenen, von weißen Mähnen so charakteristisch eingerahmten Jupiterkopf. Liszt war seiner Zeit unstreitig die bekannteste Persönlichkeit in Europa. Gegen die Mittagsstunde hielt er etwas ermüdet still und gestand, er würde jetzt Messer und Gabel für die preiswürdigsten Instrumente halten. Gerne folgten wir seiner Einladung zu einem Frühstück in der ungarischen „Czarda“ im Ausstellungspark. Der sonnverbrannte Wirth lachte vergnügt unter seinem spitz aufgedrehten Schnurrbart, der Koch that sein Bestes, die musicirenden Zigeuner desgleichen, und so erfreuten wir uns denn bald der vergnügtesten Behaglichkeit. Selten habe ich Liszt so aufgeräumt und mittheilsam gesehen, — so liebenswürdig möchte ich sagen, hätte ich ihn je anders als liebenswürdig gekannt. Nach Jahren der Entfernung erfuhr ich unverändert wieder die fascinirende Gewalt seiner Persönlichkeit. Er erinnerte sich eines ungezwungenen Soupers, zu dem im Jahre 1858 einige Musiker in Wien ihn gebeten hatten, und wie er da vom Clavier das vierhändige „Divertissement hongrois“ von Schubert nahm und aufs Pult legte: „Nun, meine Herrn, wer will's mit mir spielen?“ Wir Alle traten bescheiden zurück, keiner wollte dem Andern die Ehre vorweg-

nehmen. Nachdem das höfliche Depreciren fortdauerte, that mir's doch zu leid, daß ich um die niemals wiederkehrende Gelegenheit kommen sollte, mit Liszt vierhändig zu spielen, und da noch immer Niemand heranwollte, — meldete ich mich. „Bravo," rief Liszt, „aber der Kritik gebührt neben der Production doch nur die zweite Rolle, nicht wahr? Spielen Sie also den Second!" Leicht hat er mir's nicht gemacht, das darf ich sagen. War es der künstlerische Uebermuth, oder auch ein bißchen Bosheit, was ihn antrieb, — Liszt spielte nicht bloß ausgelassen frei im Tact, er improvisirte auch, nach Zigeunerart, ganz wundervoll lange Schnörkel, Passagen, Trillerketten, Cadenzen, wie und wo es ihm einfiel. Zum Glück kannte ich das Stück so gut, daß ich nur auf sein Spiel aufzupassen hatte, nicht auf die Noten. So ward mir denn eine unvergeßliche Erinnerung fürs ganze Leben und dazu der freundliche Lobspruch von Liszt, daß ich mich „nicht habe aus dem Sattel werfen lassen". Noch an manches andere Wiener Intermezzo erinnerte sich Liszt in der Czarda, indem er aus einer Flasche rothen Ungarweins sich und mir tapfer einschenkte. Mit ihm konnte man Stunden lang verkehren, ohne Besorgniß, er werde disharmonische Saiten berühren, an Meinungsverschiedenheiten Aergerniß nehmen oder geben. Er hatte die Gabe und das Verdienst, die herzliche Zuneigung selbst Solcher zu gewinnen, die seinen Compositionen unverhohlen Opposition machten. Zum Schluß gab es noch ein recht komisches Nachspiel. Liszt, der einen Besuch vorhatte, empfahl sich herzlich von uns, indem er dem Violinvirtuosen Reményi im Abgehen zurief: „Lieber Reményi, begleichen Sie die ganze Rechnung!" Liszt war lange verschwunden, als sein treuer Reményi ihm noch verdutzt nachblickte und dann mezza voce zu räsonniren begann: „Ja, wenn's zum Zahlen kommt, da heißt es immer: Lieber Reményi, bringen Sie das in Ordnung! Er ist immer der Souverain, der um solche Kleinigkeiten sich nicht kümmert, sehr begreiflich, aber aus meiner leeren Tasche kann ich gar nichts „in Ordnung bringen". Natürlich faßten wir die Sache von ihrer heiteren, naiven Seite, und ein freundlicher Wiener Künstler hatte im Stillen schon die Rolle des „lieben Reményi" übernommen, bevor wir noch unsere Brieftaschen hervorlangen konnten.

Auf die Arbeiten der Ausstellung hat Liszt nicht den mindesten Einfluß gehabt; er kam und ging als ein glänzendes Schaustück. Für mich aber waren die drei Tage unter seinem Ehrenpräsidium die fröhlichsten und friedlichsten der ganzen Pariser Juryzeit. Von Paris nahm ich die glücklichste Erinnerung an den seltenen Mann nach Hause, der, ungebeugt von der Last der Jahre wie des Ruhmes, auch einmal zur Abwechselung Juror spielte und dies so, wie eben nur Liszt spielt. Am letzten Tage gab mir Liszt noch ein Rendezvous in der französischen Gemäldeausstellung, die er besichtigen wollte, und ersuchte mich, meine Frau mitzubringen. Gegen Damen erschien seine Liebenswürdigkeit erst recht bezaubernd in ihrer Mischung von weltlicher Galanterie und geistlicher Würde. Liszt überraschte mich mit dem Versprechen, uns im Winter in Wien zu besuchen. Monate waren verstrichen, und ich hatte nicht geglaubt, daß er sich dieser Zusage erinnern würde: da trat er wirklich bei uns ein, plauderte ein Weilchen und forderte dann meine Frau

zum Singen auf. Sie wählte das einfachste und darum beste seiner Lieder: „Es muß ein Wunderbares sein" und sang es ihm zu Dank. So bewahrt sie denn gleich mir die schöne Erinnerung, mit Liszt musicirt zu haben.

Eine merkwürdige Begegnung war mir noch vorbehalten. Auf unserem Prüfungsrundgang bei den Clavieren der Firma Herz angelangt, stellte sich ein elegant gekleideter Herr mir vor: Henri Herz. „Ist es möglich," rief ich unwillkürlich, „Sie sind Henri Herz, derselbe Henri Herz . . .?" Ich glaubte ihn längst verstorben; schon als kleiner Junge hatte ich seine Stücke gespielt, und war jetzt selbst kein Jüngling mehr. In der ersten Lateinclasse kannte ich schon die scherzhafte Uebersetzung: „Variatio cor meum delectat — Die Variationen von Herz delectiren mich sehr." Und nun stand die fragwürdige Gestalt leibhaftig vor mir! Das Componiren hatte Henri Herz aufgegeben, — weder er noch die Concertgeber hatten es mehr nöthig; er betrieb jetzt die Clavierfabrikation, oder gab wenigstens seinen Namen dazu. Merkwürdigerweise ist der jetzt überwundene Cultus seichter, eleganter Fingerfertigkeit hauptsächlich von drei in Frankreich naturalisirten Deutschen betrieben worden: von dem Casseler Kalkbrenner, dem Coblenzer Hünten und dem Wiener Henri Herz, die sämmtlich auf dem Pariser Conservatorium ihre Ausbildung erhalten hatten. Diese Drei sind die eigentlichen Vertreter jener gehaltlosen, äußerlich glänzenden Claviermusik gewesen, welche zwanzig Jahre lang von Paris aus die musikalische Welt beherrschte. Alle drei sind hochbetagt und reich gestorben, viel später als ihre Compositionen. Henri Herz schenkte mir, vielleicht aus Rührung darüber, daß er zu meinen Jugenderinnerungen gehörte, — seine Photographie. Neues Erstaunen meinerseits. Das Bildchen zeigte ja einen Mann von höchstens vierzig Jahren! Ich meinte, es sei wohl ein Porträt aus früherer Zeit? „Ist es nicht ähnlich?" fragte er zurück; „es ist das letzte, das ich machen ließ." Und der eitle Mann zählte über zweiundsiebzig Jahre! Gefreut hat es mich übrigens, so ganz gegen alles Vermuthen Henri Herz noch gesehen zu haben. Nach dieser Ueberraschung hätte ich mich nicht sonderlich gewundert, hätte man mir auf der Promenade Jemanden als den Großvater Alexander v. Humboldt's gezeigt.

Meine Berufung zur Weltausstellung 1878 hatte für mich das beglückend Neue, daß ich meiner Frau Paris zeigen konnte. Wir wohnten im Hôtel Bellevue in der Avenue de l'Opéra, der ersten Straße, welche durchaus elektrisch beleuchtet war. Welch feenhaftes Licht! Aber das war nicht das einzige Wunder. Eine Aufzugmaschine beförderte uns schnell und luftig zu unserer Wohnung im vierten Stock. Wir machen einen Gang durch die Stadt. In der Passage Choiseul lesen wir über einer Ladenthür die Aufschrift: „Edison's Phonograph" und treten ein. „Monsieur le Phonographe", wie der Regisseur die Maschine höflich titulirt, wiederholt das ihm vorgeblasene Trompetenstücklein, wiederholt deutlich die von mir hineingesprochenen Worte! In den öffentlichen Aemtern und den großen Comtoirs bemerken wir, daß ein Telephon die Stadtpost und den Commissionär überflüssig gemacht hat. Angesichts dieser technischen Wunder tastet man sich unwillkürlich zurück in die Zeit der

eigenen Jugend, wo Alles so ganz anders war! Nicht ohne Anstrengung können wir uns heute vergegenwärtigen, wie mangelhaft, schwerfällig, lächerlich man sich früher behelfen mußte. Während wir jetzt, dank der herrlichsten aller Erfindungen, nur an einen Knopf zu drücken brauchen, um unser Zimmer mit glänzendem Licht zu erfüllen, mußten wir vor fünfzig Jahren mittels Zündhölzchen, die einen abscheulichen Schwefelgestank verbreiteten, eine Unschlittkerze anzünden. Diese schrecklichen Uebelrieche herrschten in den besten bürgerlichen Familien; nur an Gesellschaftsabenden brannten Wachs- oder Millikerzen. Ein unentbehrliches Marterinstrument, das auf jedem Tisch seine schmutzigen Scheren ausstreckte, habe ich schon als Knabe tödtlich gehaßt: die Lichtputze. Welche Qual, wenn sie den schneidigen Dienst versagte und an dem überhängenden schwarzen Docht hilflos herumnagte. Die Dienstmädchen halfen sich in der Regel, indem sie das Licht mit den Fingern schneuzten und ihre rußige Beute in die Lichtputze hineinlegten. Heute sieht man dieses Instrument höchstens im historischen Museum. Und doch ist's nicht so lange her, daß Goethe schrieb:

„Wüßt' nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten!"

In der Küche benützte man allgemein eine mit Zunder angefüllte Blechbüchse; auf diesen Zunder wurden mittels Stahl und Feuerstein Funken geschlagen, an dem glimmenden Zunder ein Schwefelfaden entzündet und mit diesem endlich die Kerze! Für sehr aristokratisch galt schon eine „Zündmaschine", wie wir Kinder sie auf dem Schreibtisch unseres Großvaters bewunderten. Durch das Drehen eines Hahnes lockte man aus dem Spalt der großen Glaskugel ein Flämmchen, an welchem man einen Papierfidibus anzündete. Das ganze Zimmer roch von dem verbrannten Papier — in dem glücklichen Fall nämlich, daß die Zündmaschine bei Laune war und nicht versagte, was jedoch in der Regel geschah.

Welcher Jubel in Prag, als statt der Oellämpchen die Gasbeleuchtung eingeführt wurde! Man glaubte, die Sonne selbst eingefangen zu haben. Heute glänzen schon kleine Städte wie Trient, Gastein u. s. w. in elektrischem Licht, und wir thun damit so impertinent vertraulich, als wären wir dabei aufgewachsen.

Und wie war's in meiner Jugend mit der Briefpost bestellt? Briefmarken gab es nicht; der unschuldige Empfänger des Briefes mußte immer das Porto zahlen. Wollte man ihn dessen entheben und den Brief frankiren, so hatte man zu dem oft recht entfernten Hauptpostamt zu gehen, wo der Brief abgewogen, classificirt, registrirt und von dem Absender bezahlt wurde. Aber auch mit den gewöhnlichen unfrankirten Briefen mußte ich den weiten Weg zum Schalter des Postamts machen, denn Briefkasten in den einzelnen Straßen gab es noch nicht in Prag. Von den Beschwerlichkeiten des Reisens, bevor wir eine Eisenbahn hatten, will ich nicht erzählen, sie sind noch Manchem in Erinnerung. Allein auch der geregelte Postdienst ist nicht so alten Datums, wie unsere Jugend glaubt. Wenn mein Großvater eine Reise nach Wien vorhatte, veröffentlichte er zwei bis drei Wochen früher in der „Prager Zeitung"

diese Absicht, mit der Anfrage, ob nicht Jemand in Compagnie mit ihm einen Reisewagen miethen wolle. Ein Telegramm war ein seltenes Ereigniß und fuhr der ganzen Familie wie ein Todesschreck in alle Glieder. Wenn sich die Aufregung darüber vollständig gelegt hatte, wurde die Depesche wie ein Wunderthier allen Bekannten gezeigt. Jetzt ist schon der Telegraph halb und halb veraltet und durch das Telephon verdrängt. Ich war bereits Gymnasialschüler, als mein Vater eine merkwürdige Neuigkeit nach Hause brachte — die ersten Stahlfedern! Also das mühsame Federschneiden fortan überflüssig? für uns Jüngere wohl; der Vater jedoch und seine Altersgenossen verblieben zeitlebens bei dem Gänsekiel und hatten Alle zerstochene Daumennägel vom Abkippen der Spitze mit dem Federmesser. Noch eine ergötzliche Erinnerung aus dem vormärzlichen Oesterreich: es war bei uns verboten, auf der Straße Cigarren zu rauchen — wegen Feuersgefahr! Natürlich rauchte alle Welt und nahm die Cigarre nur für einen Augenblick aus dem Munde, wenn eben ein Polizeisoldat des Weges kam. Erst nach dem Jahre 1848 hat dieses kindische Verbot aufgehört — ein Zeichen, daß in unsern Tagen auch der Polizei ein Licht aufgegangen ist, wenn auch kein elektrisches. Was die Bequemlichkeit und Schnelligkeit des Reisens betrifft, haben wir noch viel von den Amerikanern zu lernen und in Betreff des Postverkehrs von den Engländern. Bei uns dürfte man z. B. nicht einen großen Hausschlüssel oder ein Paar Handschuhe mit daran gehefteter Adresse ohne Weiteres in den Briefkasten werfen, wie in London. Der Bereich technischer Erfindungen, den die neueste Zeit sich erobert und zur Erleichterung des täglichen Lebens verwerthet hat, ist so groß und glänzend, daß nur wir älteren Leute, denen in ihrer Jugend nichts Aehnliches schwante, seinen vollen Werth zu schätzen verstehen. In dem Paris von 1878 drängten sich solche vergleichende Rückblicke stärker als irgendwo anders auf.

Eines Tags wurde ich mit meiner Frau von Carlotta Patti, der älteren Schwester Adelina's, die sich von ihren Wiener Concerten her meiner erinnerte, zu einem kleinen Diner geladen. Sie hatte 1865 in Wien enormes Aufsehen gemacht und im Laufe von vier Wochen vierzehn gut besuchte Concerte gegeben. Als Sängerin wollte sie mit einem eigenen Maßstab gemessen sein. Die abnorme Höhe ihrer Stimme — sie trillerte auf dem hohen des und es, hielt auch ein e lang und kraftvoll aus — noch mehr die erstaunliche Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sie sich in jener dreigestrichenen Schneeregion bewegte, in welcher selbst einer Malibran und Catalani der Athem ausging, stempelten die Carlotta zu einer bisher nicht vorgekommenen Specialität, zu einem Unicum in der Gesangswelt. Ihre Intonation war stets haarscharf, ihre Technik in vielen Stücken blendend, wenn auch keineswegs so vollendet, wie bei ihrer Schwester Adelina oder Désirée Artôt. Der Klang dieses phänomenalen Silberstimmchens entbehrte nicht eines eigenartigen Reizes, besaß aber weder Größe noch Wärme, er funkelte, wie Sterngeflimmer in kaltem, gläsernen Glanz. Wie die Stimme, so der Vortrag: strahlend, elegant, auch graziös, ließ er die weite reiche Welt des Gedankens und der Empfindung völlig abseits. Einem Liede jedoch wußte sie lebendigen Esprit und sogar Humor einzuhauchen, dem bekannten Lachlied aus Auber's „Manon Lescaut“. Persön-

lich war sie mir stets sympathisch gewesen, mit ihrer unaffectirten Bescheidenheit und Heiterkeit. Diese Heiterkeit hatte mir etwas Rührendes, denn das stattliche junge Mädchen mit dem klassisch schönen Kopf war — ein Krüppel. Sie hinkte sehr stark und erstieg die Stufen zum Podium nur gestützt auf den Arm ihres Begleiters. Das Auftreten als Opernsängerin blieb ihr durch jenes physische Leiden für immer versagt. Ihre eigene Mutter soll in einem Anfall zorniger Wuth das kleine Kind so heftig zu Boden geschleudert haben, daß es lebenslang hinkte. Ein Stückchen Familienglück. Als ich Carlotta in Paris wiedersah, wirkte sie — wie ich glaube — nicht mehr öffentlich. Wir fanden bei ihr eine kleine, angenehme Tischgesellschaft: den Mailänder Musikkritiker Filippo Filippi, den Violoncellisten de Munk (Carlotta's späteren Gemahl) und zwei ehemalige Berühmtheiten der Oper: Erminia Frezzolini und Gustave Roger. Die einst gefeierte Frezzolini bot mit den letzten Resten einer wilden südlichen Schönheit und gereizt verdrießlichen Stimmung so recht das traurige Bild einer verschollenen Theatergröße. Ich hatte sie längst nicht mehr unter den Lebenden vermuthet — das Schlimmste in dem stereotypen Schicksal des Opernsängers! Mit dem Tage, da er die Bühne verläßt, stirbt er zum ersten Male. Roger kannte ich von Wien her und empfand die größte Freude, ihn wiederzusehen. Welch' entzückend geistreicher, liebenswürdiger Sänger und Schauspieler! Aus seinem ersten Wiener Gastspiel 1858 lebt sein Raoul, sein Prophet in meiner Erinnerung unverwelklich fort. Als noch größerer Meister glänzte er im musikalischen Lustspiel und ward als George Brown von Niemandem erreicht. Dabei sprach er, der Franzose, das Deutsche vortrefflich aus. Nach seinem bekannten Jagdunglück kam er noch einmal 1868 nach Wien und spielte mit einem künstlichen Arm so geschickt, daß der Mangel nicht allzu störend hervortrat. Ein Schleier von Wehmuth lag allerdings über diesem Gesicht voll Geist und Herzensgüte. Auch seine Stimme hatte viel eingebüßt und wirkte nur noch durch Roger's vollendete Gesangstechnik und hinreißende Darstellung. Als Schauspieler war Roger vielleicht noch bedeutender, denn als Sänger. Was er aber, ohne die geringste Action, bloß mit der Stimme zu erreichen vermochte, das hat er als Edgardo im dritten Act der „Lucia" gezeigt. Da sang er das ganze schöne Andante, fest eingehüllt in seinen dunklen Mantel, regungslos wie eine Statue; er sang es so wunderbar schön und einfach, daß kein Auge trocken blieb.

Als ich die Frische seiner Leistungen mit der Bemerkung hervorhob, man würde ihn nimmermehr für einen Mann von fünfzig Jahren halten, beklagte er sich, ich hätte ihn älter gemacht. „Aber, lieber Roger, sind Sie denn nicht im Jahre 1815 geboren?" „Ganz richtig; aber leider am siebzehnten December, das macht um ein Jahr älter, und ein Jahr bedeutet so viel in meinem Alter!" Er hegte damals den Wunsch, als dramatischer Gesangslehrer an der Wiener Hofoper angestellt zu werden, und legte mir mündlich und schriftlich diese Angelegenheit dringend ans Herz. Unsere deutschen Sänger hätten viel, sehr viel von ihm lernen können, im Gesang wie in der Darstellung. Leider klopfte ich an verschlossene Thüren.

Nicht in Wien, sondern in Paris erreichte er die gewünschte Friedensanstellung, nachdem der lang verzögerte, schmerzliche Abschied von der Bühne nicht länger zu verschieben war. Als ich ihn bei Carlotta Patti traf, sprach er recht unbefriedigt von seiner Lehrerthätigkeit: weder schöne Stimmen noch vielverheißende Talente befänden sich unter seinen Schülern. Nach dem Diner konnte ich das Verlangen nicht unterdrücken, Roger noch einmal zu hören. Ich hatte nicht lange zu bitten; es schien fast, als sei ich seinem Wunsche entgegengekommen. Auch Carlotta folgte bereitwillig dem Ersuchen ihrer Gäste, und sichtlich erfreut, wieder einmal ein kleines Publicum vor sich zu haben, sangen die Beiden das erste Duett aus Donizetti's „Lucia". Wir applaudirten lebhaft, aber diese traurig gealterten Stimmen und gerunzelten Stirnen ließen mich tief in das Innerste der beiden abgedankten Herrscher blicken, und das stimmte mich wehmüthig. Mir fiel die schauerliche Wahrheit einer Strophe aus Lenau's Nachlaß ein — leider nicht zum ersten- und nicht zum letzten Male in meinem Leben. Sie lautet:

Du gehst entgegen doch dem Leide,
Wo Alles still wird um Dich sein,
Wo Du Dein Lied für Dich allein
Aufspielen wirst auf einer Haide,
Wo Du nach einem Wetterschlage
Hinausblickst von der trüben Fläche,
Daß er auf Dich herunterbreche —
Damit doch Jemand nach Dir frage!

Von dieser Tischgesellschaft habe ich keinen wiedergesehen; in den unmittelbar folgenden Jahren las ich die Todesnachricht von Carlotta Patti, Erminia Frezzolini, von Filippi und Roger.

XXXVI.

Seit fünfundzwanzig Jahren findet mich jeder Sommer in einem Badeorte: anfangs schickten mich die Aerzte nach Marienbad, und zu meinen ersten Erinnerungen daran gehört, daß ich nach einem Zimmer suchend, auf dem höher gelegenen Kirchenplatz an dem Hause „zur goldenen Traube" eine Gedenktafel erblickte: „Hier wohnte Goethe im Jahre 1824. Sofort trat ich ein, denn nirgend schien mir schöner zu wohnen, als in dem Hause, wo die „Marienbader Elegie" gedichtet worden ist. Und da steht auch noch schräg gegenüber die „Stadt Weimar", wo die schöne junge Ulrike von Levetzow gewohnt und das Herz des alten Goethe entzündet hatte. Ich fand ein hübsches Zimmer frei und bin kein einziges Mal nach Haus gekommen, ohne mir zu sagen: über diese Schwelle ist auch Er täglich geschritten!

Eines Tages sehe ich vom Fenster aus einen stämmigen, kleinen Mann auf das Goethehaus zuschreiten, den ich nach den Bildnissen gleich als Berthold Auerbach erkannte. Richtig kommt er zu mir herauf. Diese Liebenswürdigkeit freute und überraschte mich um so mehr, als ich nicht vermuthet hätte, von Auerbach gekannt zu sein. Ihm selbst war ich von Jugend auf für seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" innig zugethan. Der persönliche Verkehr konnte meine Zuneigung nur erhöhen und befestigen. Die derbe, untersetzte Gestalt

verrieth feste Tüchtigkeit, das breite, rosig angehauchte Gesicht glänzte von Wohlwollen. Die schwäbische Mundart vollendete den Eindruck des gemüthvoll Treuherzigen. Und seine so oft getadelte, gerade ihm so sehr verargte Eitelkeit? Ich wollte, alle eitlen Schriftsteller und Künstler würden diese verzeihliche Schwäche so harmlos verrathen wie Auerbach! Seine Eitelkeit äußerte sich in der naiven, dankbaren Freude über ein ihm gespendetes Lob, das er keineswegs wie einen schuldigen Tribut herablassend einstrich. Das hat nichts Verletzendes; mir war es tausendmal sympathischer, als das ununterbrochen selbstbewundernde Pontificiren Hebbel's, oder Wagner's gehässiges Verurtheilen aller lebenden Componisten. Auerbach gefiel sich nie im Herabsetzen anderer erfolgreicher Schriftsteller. Unter den gelesensten, beliebtesten Autoren stand er obenan in Deutschland; die Liebe des Publicums äußerte sich aber sehr platonisch. Er hat nie die geringste Liebesgabe erhalten von seinen zahlreichen Verehrern. „Wie hätte es mich gefreut, würde meine Verherrlichung der Rheingegend („das Landhaus am Rhein") einen dortigen Leser angeregt haben, mir ein paar Flaschen guten Rheinweins zu schicken. Und von meinen „Verehrern" in Amerika erhalte ich Hunderte von Bettelbriefen um ein Autograph, aber nie auch nur eine einzige Havannacigarre." Pünktlich holte mich Auerbach jeden Tag zum gemeinsamen Mittagessen ab. Er blieb vor dem Gasthaus stehen, rief meinen Namen oder that auch nur einen „Juchezer", und ich eilte herab. In einem großen, gedeckten Gartenpavillon der „Stadt Warschau" hatten wir uns installirt. Auerbach aß und trank äußerst mäßig; ein halb Seidel Tischwein genügte ihm. War er besonders gut aufgelegt, so sprach er sich zu: „Berthold, kauf' dir noch ein halbes Seidel!" und dann folgte Berthold. — Nachmittags machten wir stets einen Spaziergang durch eine der köstlichen Waldpartien, von denen Marienbad rings umkränzt ist. Auerbach kannte alle Bäume und ihre Eigenthümlichkeiten; für seinen Roman „der Forstmeister" hatte er diese Kenntnisse gesammelt. Auch jeden Vogel kannte er und wußte dessen Gesang nachzuahmen. Auf diesen Spaziergängen blühte er auf in munterer Laune, begann oft wie ein Schuljunge zu laufen oder zu springen. Meine Frau, die von dem nahen Franzensbad wenigstens einmal in der Woche herüberkam, erfreute sich Auerbach's besonderer Sympathie, erhielt auch einen sehr herzlichen Brief von ihm. Da feierten wir einmal in der schön gelegenen „Bellevue" ein heiteres Mittagmahl, an dem außer Auerbach noch Julius Rodenberg und Gustav von Putlitz sammt Gemahlin theilnahmen. Auerbach ließ es sich auch nicht nehmen, mich zu Frau Livia Frege zu führen, der von Mendelssohn und Schumann einst hochgeschätzten Sängerin. Den Namen hatte ich in Schumann's Schriften stets mit einer Art romantischer Ehrfurcht gelesen; nun wurde mir auch die etwas späte Freude persönlicher Bekanntschaft. Auerbach selbst war nicht musikalisch, liebte aber gute Musik, vor Allem Mozart'sche. In seinem Roman „Auf der Höhe" ist es ein feiner, tief verständnißvoller Zug, daß die unglückliche Irma, als sie auf ihrem letzten flüchtigen Besuch in der Stadt sich noch einmal an Musik laben will, gerade die „Zauberflöte" hört. „Mozart's Zauberflöte," so lauten Auerbach's Worte, „ist eine jener ewigen Schöpfungen, die im Jenseits aller Leidenschaften und

alles Menschenkampfes steht. Ich habe es oft gehört, wie kindisch dieser Text sei, aber auf dieser Höhe kann alle Handlung, alles Geschehene, alle Menschenerscheinung, alle Umgebung nur noch allegorisch sein. Die Schwere und Begrenztheit ist abgestreift, der Mensch wird zum Vogel, zum reinen Naturleben, er wird zur Liebe, wird zur Weisheit." Am 28. Januar 1880 schrieb mir Auerbach: „Am Neujahrstag hatte ich die Zauberflöte gehört, um mich für den neuen Lebensabschnitt zu erlaben. Von allem Anderen abgesehen, wird je ein Mensch eine Richard Wagner'sche Oper hören, um sich für einen neuen Ausschritt zu reinen und zu weihen? Ich schreibe Ihnen heute am hundertsten Geburtstage Mozart's; ich werde heute Abend die C-dur-Sinfonie mit der Schlußfuge hören, und ich weiß im Voraus, ich werde wieder empfinden, was ich den Lenz im „Edelweiß" aussprechen ließ: ‚Ich möchte dem Manne in den Himmel hinein 'was Gutes thun können!' — Ja, man pessimire die Welt, wie man wolle, es bleibt doch groß, daß es schöpferische Geister gab von ewig gleicher erquickender Temperatur, und daß zwei Menschen wie wir, der eine voll erkennend, der andere nur andächtig — aber das bleibt sich gleich — sich an solchem Ausstrom neu beleben." Das Wort „warmherzig", das Auerbach oft und gern anbringt, paßte auf ihn selbst mehr als auf irgendwen. Er besaß ein warmes Herz und ein wohlwollendes, kindliches Gemüth. Am Abend vor meiner Abreise bemerkte ich, wie Auerbach, seine Cigarre hervorlangend, vergebens nach Zündhölzchen herumsuchte. Ich besaß ein sehr niedliches, silbernes Etui mit Wachslichtchen und bat ihn, es zum Andenken zu behalten. Nun hätte man die Freude und Ueberraschung des Mannes sehen müssen! Als wäre ihm das kostbarste Juwel geschenkt worden. Er schrieb mir noch an seinem „letzten Marienbader Tag" den 27. Juni 1879 nach Wien: „Unter dem Tausenderlei, was wir so herzinnig besprochen haben, war auch, daß man mit freier Seele Geschenke empfangen muß; natürlich kommt es darauf an, welcher Blick des Gebers auf dem Gebotenen geruht hat, und der sieht uns fast immer wieder an. So empfange ich, mein herzlieber Freund, Ihr mit Ihrem Namen versehenes Taschenfeuerzeug mit wahrer Freude, und wenn ich anzünde, wird mir oft und oft ein Freudenlicht aufgehen. Ja, es war echt in sich und ist darum lebensdauernd, wie wir uns gefunden und gehalten. Ich meine, ich kann Ihnen gar nichts mehr schreiben, denn Alles ist gewußt. Ich habe, seitdem Sie fort sind, auf öfteren Waldwegen mit meiner Freundin Livia Frege das Gedenken und das Gefühl lichter Jugendzeit erneuert, und vor einigen Tagen und gestern wieder hat die so rein Gediegene mir mit leiser Stimme Eichendorff-Franz'sche Lieder im Walde gesungen. (Pause. Ich habe mir soeben eine frische Cigarre mit Ihrem Feuerzeug angezündet.) Mir ist, indem ich an Sie schreibe, als könnte ich stets so fortreden, wie auf unseren Wanderungen unter den Tannen. Jetzt aber höre ich auf zu schreiben, aber ich höre nie auf, Ihrer und Ihrer lieben Frau mit Wärme zu gedenken und rufe Euch nur noch einmal zu: Haltet Euch oben! Euer Berthold Auerbach."

Immer darauf bedacht, Andern Freude zu bereiten, schrieb mir Auerbach im Herbst 1881, ich möchte doch nicht vergessen, daß am 24. October Ferdinand Hiller seinen siebzigsten Geburtstag feiere und erfreut wäre, von Wien aus

ein Zeichen theilnehmender Anhänglichkeit zu erhalten. Mit Hülfe Brahm's brachte ich auch einige Musikfreunde zusammen, die dem verehrten, bereits sehr leidenden Hiller einen Lorbeerkranz sammt Glückwunschadresse nach Köln schickten. Auerbach selbst mußte in seinen letzten Jahren viel Bitterniß erleben. Die antisemitische Bewegung, die in Berlin so häßlich aufzuzischen begann, verwundete sein Gemüth aufs Tiefste. Er, der Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten, einer der echtesten Lieblinge des deutschen Volkes, sollte fortan als ein „Fremder", als „Eindringling" gelten? Das nagte an seinem Leben. Er hatte in Marienbad scherzend prophezeit, er werde zuverlässig das Alter Goethe's erreichen, und nach seiner Rüstigkeit und Frohnatur schien dies recht wahrscheinlich. Aber als man in Berlin und in seiner Heimath Vorbereitungen traf zur Feier seines siebzigsten Geburtstags, lag er bereits todtkrank, ein aufgegebener Mann, in Cannes. Er starb im Jahre 1882 und wurde in seinem schwäbischen Heimathsdorf Nordstetten begraben. Sein großer Landsmann Friedrich Vischer sprach wahre, gedankenreiche Worte am offenen Grabe. Warum konnte der „Schöpfer der lebenswahren Idylle" sie nicht mehr hören! Es gab wohl Keinen in Deutschland, der nicht trauerte um den Verlust dieses edlen, gemüthstiefen Schriftstellers. Mir ist in Auerbach mehr verloren gegangen: der Mensch. Im Verkehr von einigen Frühlingswochen war er mir lieb und vertraut geworden, wie ein alter Freund.

XXXVII.

Nach Karlsbad komme ich alljährlich in der ersten Hälfte des Mai. Das rauhere Klima Nordböhmens bietet um diese Zeit dem Wiener eine fröhliche Ueberraschung: wir erfreuen uns hier an den ersten schüchternen Knospen des Flieders und der Kastanienbäume, nachdem wir schon acht Tage vorher in Wien die letzten dieser blauen und röthlichweißen Frühlingsfähnchen herabfallen gesehen. So erlebt man in Karlsbad eine zweite Blüthenzeit, ein da capo des Lenzes. Nach einem arbeitsvollen Winter welch' erquickende Erholung! Das Badeleben ist beschäftigter und pflichtgemäßer Müßiggang, der einzige also, der keinerlei Anlaß zu Selbstvorwürfen gibt. Man hat eigentlich nichts zu thun und erübrigt trotzdem keine freie Zeit.

Mir ward ganz seltsam zu Muthe, als ich zum ersten Male eigenberechtigt, als wirklicher Kurgast, in Karlsbad einzog. Wie viel hatten wir als Kinder von Karlsbad erzählen gehört, andächtig lauschend, wenn der Vater die Wundererscheinung des Sprudels schilderte: daß alle Gegenstände sich darin versteinern und man das siedend heiße Wasser trinke, um gesund zu werden. Später hat auch meine Mutter Karlsbad gebraucht, und ich durfte nach glücklich abgelegten Prüfungen sie dort besuchen. Daß ich damals den greisen Dichter Tiedge kennen gelernt, der im selben Hause „Zum Freischützen" wohnte, habe ich bereits erwähnt. Auch Schelling sah ich manchmal, wollte aber anfangs nicht recht glauben, daß der Mann mit dem flachen, breiten Gesicht, dem großen Mund und den wasserhellen Aeuglein wirklich der berühmte Philosoph sei. Es war ein stereotyper Witz von ihm, daß wir in Karlsbad „Alle zur peripathetischen Schule gehören," von wegen des vorgeschriebenen Spazierengehens. Nun wurde ich — auch darin der rechte Sohn meines Vaters —

schließlich selbst nach Karlsbad geschickt. Kein Wunder, daß ich es sehr verändert fand. Großstädtischer, prächtiger geworden, aber nicht mehr so anmuthend idyllisch. Statt der früheren, schäbigen Holzgallerie, in der sich die Gäste des Mühlbrunnens und des Sprudels drängen mußten, große Hallen aus Eisen- und Glasconstruction; ganz neue Straßen, wie die Park- und die Gartenstraße, wo damals noch der Wald gestanden; auf den Anhöhen riesig hohe Hotels, die hochmüthig herabschauen auf das alte Karlsbad. Die Cultur, die unbekümmert um die Poesie des Ortes, überall gewaltsam wirthschaftet, hat wenigstens die vielen Waldwege, diesen Segen Karlsbad's, geebnet. Wie zahlreiche alte Häuser, so sind auch manche charakteristische Schilder verschwunden. So hieß ehedem ein Haus „zur Unmöglichkeit"; ein Bild über dem Hausthor zeigte einen Schiffer, der mit seinem Kahne einen Berg hinauf rudern will! Mich hat das Capitel der Hausschilder stets sehr interessirt und da in Karlsbad jedes Haus, zur leichteren Auffindung für die Fremden, vorschriftsmäßig einen eigenen Namen haben *muß*, so fehlt es nicht an unterhaltender Beobachtung. Die patriarchalischen Benennungen aus der Thierwelt verschwinden bereits aus jedem modernen Ort: Zum Löwen, zum Bären, zum goldenen Fasan, zum weißen Wolf u. s. w. Ebenso die landschaftlichen Schilder; man ist sicher, daß es ein altes Haus ist, das zum grünen Baum, zur blauen Traube, zum rothen Apfel, zur Sonne, zum Mondschein heißt. Gleichfalls alt, wenngleich schon etwas moderner, sind Benennungen nach großen Städten: Zur Stadt London, Stadt Paris, Wien, Berlin. Als der Vorrath an Großstädten erschöpft war, wurden auch kleinere Orte, besonders malerisch-romantische, der gleichen Ehre theilhaftig. Da wirkt es denn komisch, in den entlegensten, ärmlichsten Stadttheilen kleine Häuschen mit den Aufschriften: Genfer See, Como, Venedig u. s. w. prangen zu sehen. Am interessantesten sind die historischen Schilder, an denen man mit ziemlicher Bestimmtheit das Alter der Häuser ablesen kann: „Zu den drei Alliirten," „zum Fürsten Blücher," „zum General Laudon" u. s. w. Sie werden leider immer seltener. Mitunter schweifen sie auch auf literarisches oder musikalisches Gebiet: die Häuser „Zum Freischütz," „Zur Jenny Lind", „Zum Propheten" weisen deutlich auf die Zeit, da jene Kunsterscheinungen eben Mode waren. Die Haustafeln neuesten Datums prunken gern mit literarischer Bildung; in den jüngsten Karlsbader Straßen stehen neben einander Goethe, Schiller, Uhland, Humboldt, Lord Byron, Beethoven. Sogar in die allerneueste Literatur versetzt uns ein „Haus Wilbrandt"! —

Wenn ich Morgens vom Frühstück im „Jägerhaus" den Waldweg herabging, pflegte mir *Heinrich Laube* zu begegnen, der — schon etwas mühsam — hinaufstieg. — „Sagen Sie mir," rief er mit seiner treuherzig derben Stimme, „ist's denn wirklich der Mühe werth, das Leben noch so weiter fortzuschleppen?" Er war durch volle vierzig Jahre alljährlich nach Karlsbad gegangen. Ein einziger ständiger Kurgast war noch älteren Datums, der achtzigjährige Fürst *Camill Rohan* aus Prag, welcher regelmäßig am ersten Mai jedes Jahres eintraf. Als er das erste Mal ausblieb, wußte man, er sei gestorben. Alle Welt kannte den rüstigen kleinen Mann, der leicht und

munter, ein befiedertes Tirolerhütchen auf dem Kopfe, jeden Morgen seinen Sprudelbecher füllte und ebenso munter Nachmittags auf der Promenade sich bewegte, nun mit anderer, cylindrisch ernsthafter Kopfbedeckung. Wie Fürst Rohan, so war auch Laube eine wandelnde Reclame für die conservirende Kraft Karlsbads. Zuletzt traf ich ihn, den Sechsundsiebzigjährigen, ein Jahr vor seinem Tode in Karlsbad. Ich besuchte ihn einigemal in seiner grünbewachsenen Laube an der Schloßberg-Promenade, wo er im bequemen Fauteuil, oft in Gesellschaft der schönen, ihm herzlich anhänglichen Katharina Schratt, sein Frühstück einnahm. Während seiner letzten Sommeraufenthalte in Karlsbad schrieb Laube einige kleine Erzählungen, die bei aller Harmlosigkeit doch den Mann von Geist nicht verkennen ließen. („Blond muß sie sein" u. A.) „Das geht noch zur Noth; für strammen dramatischen Dialog habe ich nicht mehr die Kraft." Laube, dessen knorriges, kurz angebundenes Wesen Manchen zurückschreckte, übte auf mich eine besondere Anziehungskraft; wußte ich doch, daß er bei aller Bärbeißigkeit aufrichtig und wohlwollend war. Mir persönlich besonders wohlwollend, was mich nicht weniger erfreute, als überraschte. Obgleich unmusikalisch, war er ein eifriger und sehr nachsichtiger Leser meiner Feuilletons und machte mir eines Tages alle Schauspielreferenten zu Feinden, indem er in seinem Buch „Das Wiener Stadttheater" mich ihnen als Vorbild hinstellte, das „eine Schule bilden sollte für Theaterkritik". Unter die Versäumnisse, die ich in meinem Leben zu bereuen habe, gehört es auch, daß ich — aus Mangel an Zeit, wie an Zudringlichkeit — Laube so selten in Wien aufgesucht habe. Ich hätte aus seinem Gespräche mehr lernen können, als aus den Büchern, die vor mir aufgestapelt lagen. „Weshalb," schnauzte er mich einmal an, „sind Sie nicht Director des Hofoperntheaters geworden? Ich weiß, daß man bei Ihnen vertraulich angefragt hat, als man nach einem Nachfolger des unmöglichen Salvi ausblickte. Sie hätten das ganz gut verstanden." — „Am Schreibtisch vielleicht; aber dem Theatervolk würde ich nicht imponirt haben." — „Man imponirt den Schauspielern immer durch überlegene Intelligenz!" — „Nein, mein verehrter Director — zu der überlegenen Intelligenz gehören noch starke Nerven und eine Commandostimme; ich verstehe nicht zu befehlen."

Laube besaß alle diese Eigenschaften, und sein Gegner Dingelstedt gleichfalls. Beide waren vortreffliche Theaterdirectoren, das konnten selbst ihre Mißgönner nicht bestreiten, — aber jederzeit waren sie von der einen Hälfte ihrer Künstler hochgeehrt, von der anderen bitter gehaßt. Entscheidend war den Schauspielern immer nur, ob sie sich vom Director „gerecht behandelt" (d. h. mit den besten Rollen bedacht) sahen, oder „ungerecht zurückgesetzt". Ueber diesen rein persönlichen, egoistischen Standpunkt kommt kein Schauspieler hinweg, vollends keine Schauspielerin. Sehr hervorragende Burgschauspieler hörte ich über die Abdankung Laube's jubeln und den Antritt Dingelstedt's preisen; später haben sie über den Abgang des Letzteren ebenso triumphirt. Bedauerlich war der Antagonismus der beiden im gleichen Fach so verdienstvollen Männer. Laube wurde nicht müde, sich über die „empörende Frivolität des Hofmannes Dingelstedt" zu ärgern, während dieser die „Pedanterie und

Ungeschliffenheit" des Anderen verspottete. Als wir den siebzigsten Geburtstag Laube's feierten, hatte Dingelstedt nicht so viel Selbstüberwindung, dem Festbankette beizuwohnen. Ja, mit Ausnahme Lewinsky's, der mit dankbarer Treue an Laube hing, blieben alle Burgschauspieler, aus Furcht vor Dingelstedt, dem Feste fern. Auch Dingelstedt war ein ständiger Karlsbader Gast. Im Jahre 1880 weilte er dort zum letzten Male, menschenscheu, vergrämt, von der Axt des Todes bereits gezeichnet, wie ein zum Fällen vorausbestimmter hoher Stamm. Im Sommer darauf fehlte zum ersten Male seine stereotype Bestellung eines Zimmers „mit sehr langem Bett". Laube folgte ihm 1884 ins Jenseits, wo sie einander hoffentlich nicht begegnen werden. — Manche andere literarische Notabilität traf ich in Karlsbad. Von meiner Wohnung im „Columbus" konnte ich zu Freund Rodenberg hinübersprechen, der — leider nur dies eine Mal — mit Frau und Tochter im „Bernhard-Haus" wohnte. Mancher Spaziergang mit Rodenbergs gewann erfreuliche Bereicherung durch Friedrich Spielhagen und den Weimar'schen Intendanten Baron Loën.

Eines Morgens besuchten mich zwei in der Musikwelt wohlbekannte Männer von höchst contrastirendem Aussehen. Der eine von schlanker Gestalt und eleganter Haltung, scharfen blauen Augen unter graublondem, militärisch kurzgeschnittenem Haar: der berühmte Musikverleger Fritz Simrock aus Berlin, ein Neffe des rheinischen Dichters Karl Simrock. Sein Begleiter eigenthümlich wild, eckig und verlegen; unter einer niedrigen, sehr breiten Stirn glühten zwei kohlschwarze Augen; struppiges dunkles Haar und stark vorstehende Backenknochen gaben ihm ein kosackisches Aussehen. Es war der Componist Anton Dvořák aus Prag, eines der kräftigsten, originellsten Talente, die wir gegenwärtig besitzen. Simrock hatte ihn für einen Tag nach Karlsbad eingeladen, und diesen Tag wußten wir musikalisch aufs Beste auszunützen. Dvořák brachte das Manuscript seiner ersten Sinfonie und seiner „Legenden" mit. Wir spielten beide Compositionen vierhändig und erfreuten uns an ihrer Frische und ihrem Ideenreichthum. Ein dankbares, kindliches Gemüth, war Dvořák der Förderung eingedenk geblieben, die ich seinen Anfängen geleistet, und widmete mir die „Legenden". Simrock's guter Humor hat mir noch in den folgenden Jahren manchen trostlosen „Gänsemarsch" zum Schloßbrunnen versüßt, den wir unter Regenschirmen zwischen polnischen Juden langsam und geduldig aushalten mußten.

Auch Albert Niemann, den unvergleichlichen Tannhäuser und seine geniale kleine Frau (Hedwig Raabe) sah ich zu meiner Freude in Karlsbad wieder. Unter den ständigen Gästen am Kaffeetischchen auf der „alten Wiese" fehlte auch niemals der achtzigjährige Graf Edmund Zichy, mit dem mächtigen, edlen Kopfe und weißen Patriarchenbarte. „Wissen Sie noch, lieber Hanslick, wann wir uns zum ersten Male gesehen haben? Es ist sehr lange her, aber ich habe ein gutes Gedächtniß: in Pest, im Jahre 1846!" — „Entschuldigung, Excellenz, ich habe Pest erst viel später kennen gelernt." — „Nein, ich weiß es doch genau; Sie haben damals ein Violinconcert gegeben!" — „Ich habe leider niemals Violine spielen können." — „Wirklich? Ist das

möglich? Nun, dann wird's wohl der Hellmesberger gewesen sein." — „Sehr wahrscheinlich." — In Karlsbad wurde es mir immer ganz heiter zu Muthe, wie bei plötzlich hervorbrechendem Sonnenscheine, wenn es hieß: Julius Stettenheim ist angekommen! Der berühmte Erfinder des „Herrn Wippchen in Bernau" hat vor den meisten witzigen Geistern zwei höchst werthvolle Dinge voraus: erstens, daß er mit sechzig Jahren noch immer witzig ist und voll sprudelnder Einfälle; sodann, daß er seinen Witz nie tödtlich zuspitzt, niemals in Gift taucht. Er ist der liebenswürdigste Humorist, der Mann des vergnüglichen, versöhnten Humors, des geistreichen Lachens. Dabei gar nicht knickerig mit seinem Witz, wie die meisten seiner Collegen, welche im Gespräche jeden guten Einfall hinabschlucken, damit er unberührt für die Zeitung verbleibe. Zu letzterer Menschenart gehörte der geistreiche „Wiener Spaziergänger" Daniel Spitzer; mit Begierde schlürfte man seine witzigen Feuilletons, mit Resignation langweilte man sich in seiner stummen Gesellschaft. Stettenheim hingegen würzt mit seinem Humor jeden Spaziergang, jedes Mahl. Er gehört zu Karlsbad wie der schäumende Sprudel und ist selber einer. —

XXXVIII.

Das Jahr 1880 bescherte mir eine Reise nach Brüssel, wohin ich als österreichischer Preisrichter delegirt war zu einem Wettkampfe der Militärmusiken. Auf die Festlichkeiten, mit denen Brüssel das fünfzigjährige Jubiläum der belgischen Unabhängigkeit feiert, folgte ein Ausflug nach Antwerpen, und drei ruhige Augustwochen in dem Seebade Heyst. Dieser kleinere, bescheidene Nachbar von Blankenberghe und Ostende war wenige Jahre zuvor noch ein Fischerdorf; jetzt hat es sich zu einem netten Badeort erhoben. Wir verbrachten dort in Gesellschaft der Familie Rodenberg und des heiteren Burgschauspielers Thiemig angenehme Tage.

Auf der Heimfahrt rasteten wir zwei Tage in Wiesbaden. Ein bestimmtes künstlerisches Interesse verband sich diesmal mit dem landschaftlichen, um mich nicht abermals an der „Perle der Taunusbäder" vorbeifahren zu lassen. War mir doch so viel von dem Wiesbadener Capellmeister Wilhelm Jahn erzählt, daß ich ihn gerne einmal beobachten wollte in seiner musikalischen Werkstatt. So oft es sich in Wien um die Besetzung einer Capellmeisterstelle am Hofoperntheater handelte, wurde der Name Jahn genannt. Wer immer dessen frühere Wirksamkeit in Prag kannte — wo Jahn mittelst allerdeutschester „Umgangsprache" die Oper in Flor gebracht — wer immer von unseren Sängern von einem Wiesbadener Gastspiele zurückkam, der zollte dem Dirigententalente des Mannes das auszeichnendste Lob. Mein erster Blick galt dem Theaterzettel. Ich hatte es glücklich getroffen: Jahn dirigirte zum ersten Male nach seiner Urlaubsreise den „Fliegenden Holländer". Das Theater liegt am Ende einer langen Allee, dicht an dem reizenden Park, um welchen die Stadt in Gruppen von eleganten Villen und stattlichen Hotels sich behaglich ausbreitet, ein lieblich Mittelding zwischen großem Badeorte und kleiner Residenz. Im Theater selbst schaute ich allerdings etwas enttäuscht um mich:

ein sehr bescheidener Zuschauerraum mit wenigen Logen, fast an unseren Josephstädter Musentempel erinnernd. Dem Saale entsprach die geringe Ausdehnung der Bühne. Als das kleine Schiff des Holländers keck heraufgesegelt kam, glaubte ich, es müsse an Daland's Fahrzeug anrennen, obgleich auch dieses kein „Great Eastern" war. So nahe standen sich auf der kleinen Bühne die beiden Schiffe, daß man bequem von dem einen ins andere springen konnte. Auch der Anblick des Orchesters drückte meine Erwartungen bedeutend herab. Wirklich nur drei Contrabässe und acht Primvioline? Ich hatte doch richtig gezählt. Aber welche Energie und Feinheit entwickelte dieses Miniatur-Orchester unter Jahn's Leitung! Die schwierige Ouvertüre hatte ich kaum irgendwo besser gehört; gewaltiger wohl, aber schwerlich in so feiner Vertheilung von Licht und Schatten, so musikalisch ein- und ausathmend. Jahn hält sein Orchester wie ein Glöckchen in fester Hand. Das Wiener Orchester ist eine Domglocke dagegen. Von den Darstellern leuchtete kein einziger aus dem Ensemble glänzend hervor durch Stimme oder dramatisches Talent; das Ensemble war jedoch musterhaft. Die Gesammtheit der Sänger und Musiker schien verbunden durch ein eigenthümlich musikalisches Etwas, das als elektrisches Fluidum von dem Blicke und der Hand des Dirigenten ausströmte. Wo solche künstlerische Uebereinstimmung herrscht, da ist sie sicherlich Verdienst des Dirigenten; wohlgemerkt: eines Dirigenten, der nicht bloß auf das Orchester, sondern ebenso sehr auf den Vortrag der Sänger bestimmenden Einfluß nimmt. Jahn war selbst eine Zeit lang Opernsänger, bevor er den Tactirstab ergriff — eine werthvolle Vorschule. Componirt hat er nur einige Lieder. Auch das erhöht in der Regel den Werth eines Capellmeisters, wenn er keine noch unaufgeführte oder bereits verkannte eigene Oper als Dolch im Gewande mit sich führt. Das Wiesbadener Publicum verhielt sich an jenem „Holländer"-Abende sehr kühl gegen die Sänger, begrüßte hingegen Herrn Jahn bei seinem Eintritte ins Orchester mit schmeichelhaftem Zurufe. Die Zuschauer applaudirten, die Musiker bliesen Tusch, und einige fremde Studenten, welche den lorbeerbekränzten, blonden Jahn vielleicht für den König Gambrinus hielten, machten Miene, einen Salamander zu reiben.

Ich selbst glaube nicht an Wunder, doch hörte ich im „Nonnenhof" von Kunstfreunden versichern, Jahn habe kürzlich die „Puritaner" von Bellini so meisterhaft einstudirt, daß sie nicht sehr langweilig waren. Gewiß, der Mann mußte für Wien gewonnen werden! Andererseits sah ich wohl, daß ihm das Scheiden nicht eben leicht fiel. Seitdem Wiesbaden seine Spielbank verloren und dafür eine neue Heilquelle von echtem Pilsener Bier eröffnet hat, ist es in Sonderheit für Künstlernaturen ein kleines Paradies. In diesem Paradiese besaß Jahn ein ihm ergebenes Künstlerpersonal, ein dankbares Publicum und Vorgesetzte, die sich nur vorgesetzt hatten, ihn frei schalten und walten zu lassen. Ein lohnendes, bequemes Amt, ein eigenes freundliches Haus, ein zwischen poetischer Gartenstille und wechselvoller Anregung schön abgetöntes Dasein — das Alles sollte er freiwillig verlassen, um unter gar schwierigen Verhältnissen ein unruhiges, neues Leben zu beginnen? Heine's goldene Mahnung: „Auch rath ich dir, baue dein Hüttchen im Thal — und nicht

auf dem Gipfel!" wen hätte sie in ähnlicher Versuchung nicht mit sanfter Hand zurückgehalten? Es war kein leichter Entschluß, aber einem Manne von Jahn's Begabung und Rüstigkeit konnte er nicht erspart bleiben. Zu früh, viel zu früh für ihn, das Ausruhen auf einem weichgepolsterten Glücke, das keiner Steigerung fähig, keiner Anstrengung bedürftig ist. Sein Leben lang in Wiesbaden verbleiben, heißt künstlerisch abdiciren. Jahn mußte den großen Ruf, den er sich in einer kleinen Stadt erworben, endlich auf einem bedeutenderen Schauplatze bewähren und vermehren. Er mußte in sich die Verpflichtung fühlen, ein größeres Schiff als das seines „Holländers" zu besteigen, mehr als drei Contrabässe zu commandiren, von mehr als Einer Zeitung kritisirt, von mehr als Einer Primadonna sekirt zu werden — kurz im Schweiße seines Angesichts Lorbeeren und „Pilsener" sich frisch in Wien zu erkämpfen. Er ist dieser moralischen Pflicht gefolgt und hat am Neujahrstage 1881 sein Amt als Director des Hofoperntheaters in Wien angetreten. Hier wirkt er nun bis heute mit Erfolg und hoffentlich ohne Reue.

XXXIX.

Seit Jahren verfolgen mich auf allen Reisen zwei Mißgeschicke: die Lucia und die Martha. Nicht etwa ehemalige Flammen, die mir unter kaltgewordener Asche nachzüngeln, sondern die beiden bekannten, durch ihre Popularität grausam gewordenen Opern. Wohin ich kommen mag: immer Lucia oder Martha! Da nun alte Theaterpassion mich in jeder fremden Stadt gleich nach dem Comödienzettel fragen läßt, so pflegt meine erste Empfindung in deutschen Hauptorten die des Schreckens zu sein. Im Begriffe, nach vielen Jahren wieder einmal Frankfurt am Main zu besuchen (1881), mochte ich das Vergnügen dieses Wiedersehens mir nicht gern durch die genannten beiden Damen abermals stören lassen. So unterrichtete ich denn zuvor brieflich Freund Dessoff von jener peinlichen musikalischen Verfolgung, und wie es ihm, den mächtigen Beherrscher des neuen Frankfurter Opernhauses wohl ein Leichtes wäre, mir die bösen Feen vom Leibe zu halten. Beruhigt zog ich meiner Straßen. Die unverwüstliche Pietät, die mich immer wieder denselben alten Gasthöfen in die Arme treibt, führte mich natürlich zum „Schwan." Im vorigen Jahrhundert, das heißt vor zwanzig Jahren, war das noch ein solid bescheidenes Haus, welches Börne's köstliche Schilderung des „Eßkünstlers" und Schopenhauer's tägliche Anwesenheit an der Table d'hôte berühmt gemacht hatten. Jetzt hat der „Schwan" ein neues Kleid und einen neuen Ruhm angezogen: er ist ein stolzer Palast geworden, ein historischer Palast, in welchem der Pariser Friede 1871 unterzeichnet wurde. In patriotisch gehobener Stimmung schaute ich nach der Gedenktafel — und gleich darauf in der Einfahrt nach dem Theaterzettel. Richtig, weder „Lucia" noch „Martha" blickten mir entgegen. Braver Dessoff! Hingegen ein anderes Schreckenswort, auf das ich nicht vorbereitet war, das Wort: Geschlossen. Ich war just zum Beginne der Opernferien in Frankfurt eingetroffen. So durfte ich — wie der Prophet das gelobte Land — das prächtige Opernhaus nur sehen, nicht betreten. Die Erlaubniß, es Vormittags im Innern zu

besehen, lockte mich nicht; wer ein Theater, sei es das schönste, am hellichten Tage, beim Scheine einer Gasflamme oder gar einer Laterne betrachtet, wie einen starren Leichnam, der erfährt nur Enttäuschung und Unbehagen. Seit dem, keinem Fremden erlassenen Vormittagsbesuche der „Fenice" in Venedig habe ich nie wieder vorwitzig den unheimlichen Eulenschlaf eines Theaters gestört. Von außen erinnert das neue Frankfurter Opernhaus an das Wiener; freistehend, imposant, der größten Residenzstadt würdig. Die über dem Hauptportal in Goldbuchstaben erglänzende Aufschrift: „Dem Wahren, Guten, Schönen" verdient das Lob edler Gesinnung, etwa wie ein großherziges, aber schwer zu haltendes Gelübde. Selbst in dem wohlwollendsten Kenner unserer Opernzustände erregt sie die bange Frage: Woher will der Frankfurter Theaterdirector den nöthigen Reichthum an Wahrheit, Güte und Schönheit nehmen, um damit jahraus, jahrein dies Haus zu füllen? Mich dünkt, die Aufschrift „Frankfurter Opernhaus" wäre bei aller Einfachheit nicht minder wahr, gut und schön gewesen und jedenfalls unverfänglicher.

XL.

Im Juli 1882 zog mich die erste Aufführung des „Parsifal" abermals nach Bayreuth. Gegen die Qualen des Nibelungenjahres 1876 war dieser Aufenthalt ein Paradies. Ich bewohnte mit meiner Frau ein geräumiges Zimmer in der „Fantaisie", eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Die Fantaisie, ehemals ein markgräfliches Lustschloß, liegt auf einer mäßigen Anhöhe, zu deren Füßen sich ein prachtvoller, romantisch verwilderter Park ausdehnt. Welche Stille zwischen diesen uralten Baumgruppen, Wiesenplänen und Teichen, auf denen ein paar melancholische Schwäne majestätisch ruderten! Ein Nebengebäude des eigentlichen Schlosses war einem Wirthe verpachtet, welcher für seine Gäste eine nach bayrischem Maßstab anständige Table d'hôte hielt. Die kleine, durchaus angenehme Tischgesellschaft bildeten Deutsche aller Länder, verständige und theilnahmsvolle Parsifal-Reisende, keine „Pilger" oder tanzende Wagner-Derwische. Neben den ständigen, im Hause wohnenden Parteien, flutheten unausgesetzt Gäste aus Bayreuth, die entweder oben ihr Mittagsmahl, oder ihren Nachmittagskaffee auf der Terrasse nahmen: die Sänger Winkelmann, Gudehus, Kindermann, Scaria, die Materna und die Brandt, die Theaterdirectoren August Förster, Angelo Neumann u. A. So saßen wir denn, unberührt von dem Lärm der wagnerisch aufgeregten Stadt, fern von Wahnfried und Angermann in einer traulichen Idylle, auf einem der freundlichsten Punkte des Frankenlandes. Auch auf dem „Weihfestspielhaus" lastete nicht der unerträgliche Druck des Jahres 1876. Während der „Nibelungenring" vier Abende nach einander spielte — eine Nervenaufregung, wie ich keine zweite erlebt habe — begnügte sich „Parsifal" mit Einem Abend. Ich habe zwei Aufführungen besucht; die erste, in welcher die Materna und Winkelmann als Kundry und Parsifal auftraten, die zweite mit Marianne Brandt und Gudehus in diesen Rollen. Als theatralische Vorstellung voll decorativer Wunder gehört Parsifal zu den größten Merkwürdigkeiten. Von der Musik waren die Einen mehr, die Andern weniger erbaut; jedenfalls war

darüber — wie durch stillschweigende Uebereinkunft — eigentlicher Streit vermieden in dem friedlichen, heiteren Gartenschloß unserer „Fantaisie".

Ein einziges Mal versuchte es einer der Gäste, mich mit apostolischem Eifer zu Wagner „bekehren" zu wollen. Ich antwortete ihm mit einer kleinen Geschichte, die ich kurz vorher in Pontresina erlebt. Ein aggressiv bigotter Engländer, der freiere Anschauungen in mir merkte, öffnete alle Schleusen seiner Missionsberedtsamkeit, um mich zu überzeugen, daß man ohne blinden Glauben und religiöse Uebungen in dieser und jener Welt nicht selig werden könne. Als er bemerkte, daß ich ungeduldig von dem Thema abzulenken versuchte, schloß er mit der eindringlichen Frage: „Sagen Sie selbst: ist es denn nicht meine Pflicht, daß ich, wenn ich auf der Brücke stehe, dem unten Ertrinkenden die Hand zur Rettung reiche?" — „Ja, wer sagt Ihnen denn," antwortete ich, „daß Sie auf der Brücke stehen, und wir Andern im Wasser zappeln? Es könnte wohl auch das Umgekehrte der Fall sein!"

Ich habe keinen Grund, mich Wagner'schen Bekehrungsversuchen preiszugeben, da ich selbst nie welche unternehme in entgegengesetzter Richtung. Ich vermeide jeden Disput mit Wagner-Enthusiasten, als etwas völlig Unfruchtbares. Die lebendige Schönheit eines Kunstwerks läßt sich nicht wie eine wissenschaftliche Thesis beweisen und das Gefühl für diese Schönheit Niemandem andemonstriren. Ebensowenig kann man Jemandem das Unnatürliche, Geschmacklose, Häßliche einer Musik beweisen, für die er schwärmt. „Sie predigen tauben Ohren!" warnte mich ein Freund anläßlich einer meiner Kritiken. — „Nein, mein Lieber, ich predige gar nicht. Ich plaudre nicht einmal über Wagner. Meinem Beruf als Kritiker folge ich, indem ich meine Meinung über Wagner's Musik niederschreibe, ohne die Anmaßung, unfehlbar, aber mit dem Muth, aufrichtig zu sein. So oft meine Gegner es unbegreiflich finden, daß ich im Tristan, im Nibelungenring, im Parsifal, nicht das Höchste und Vollendetste erkenne, muß ich an Friedrich Vischer denken, welcher den Anbetern des zweiten Theils von Goethe's Faust zuruft: „Ja, Ihr habt Recht: mir ist nicht zu helfen! Es muß in der Natur sitzen, und die läßt nichts mit sich anfangen. In Wahrheit, es handelt sich um ein Geschmacksurtheil; brauchen wir nur statt Diagnose das gute alte Wort. Ihr sagt: Du hast keinen Geschmack! So darf ich sagen: Ihr habt keinen Geschmack!"

Nebenbei bemerkt: es fehlt nicht an wunderlichen Analogien zwischen Parsifal und dem zweiten Theil Faust, mag auch jener so weit von diesem abstehen, wie Richard Wagner von Goethe. Wenn es uns befremdet, Goethe's hohen, freien Geist sich hier in katholische Mystik verirren zu sehen, so bietet uns Wagner's Bekehrung zum christlichen Wunderglauben ein noch kläglicheres Schauspiel. Man erinnere sich nur an zahlreiche Aussprüche des freisinnigen jungen Wagner und an die ganze Lebensführung und Weltanschauung des Componisten von „Tristan und Isolde". Und zuletzt dieses fromme zum Kreuz Kriechen! Das christlich-religiöse Element im Parsifal wurde eigentlich in Bayreuth am lebhaftesten besprochen. Die Wagnerianer, welche den Schöpfer der „Nibelungen" bereits als größten Componisten, als größten Dichter, als größten Philosophen gefeiert, erhoben ihn nach dem

„Parsifal" ohne Weiters unter die erhabenen Moralisten und Religionsstifter! Die „Bayreuther Blätter" nahmen eine süßlich frömmelnde Miene an, und Herr von Wolzogen, der in Wien „Erinnerungen an Wagner" vorlas, sprach fast nur von dem reinen Christusglauben und der Gott-Innigkeit des Mannes, der früher gegen die „beklagenswerthe Einwirkung des Christenthums" so heftig angekämpft hatte. Nun war Richard Wagner an der Schwelle seines siebzigsten Jahres mystisch-fromm geworden, und alle Mannschaft seiner Heilsarmee verdrehte die Augen. „Religiosität ist die Weingährung des sich bildenden und die faule Gährung des sich zersetzenden Geistes." (Grillparzer.)

Der Antisemitismus, seit Wagner's „Judenthum in der Musik" eines der zehn Gebote für seine Anhänger, verbreitete sich nach dem Parsifal natürlich noch heftiger und allgemeiner. Einige Wagnerianer fanden es unbegreiflich, wie der Meister sein christliches Weihespiel von einem Juden, Herrn Levi, konnte dirigiren lassen. Daß dieser ein unübertrefflicher Dirigent ist, war ihnen ganz Nebensache. Ein Freund Levi's, der einen von den Jüngern mit Absicht fragte, ob er die berühmte Kritik Gustav Freytag's über „Das Judenthum in der Musik" kenne, erhielt zur Antwort: „Nein, ich lese nichts von diesem Freytag — der Meister kann ihn nicht leiden"[1]).

Im Ganzen habe ich von Bayreuth 1882 eine viel freundlichere Erinnerung heimgebracht, als vom Nibelungenjahr 1876. Der eine Parsifalabend ist nicht so lang und schon darum weniger abspannend als die Tetralogie. Mit den Höhenpunkten der letzteren läßt sich kaum eine Scene im Parsifal musikalisch auf gleiche Stufe stellen, höchstens der Chor der Blumenmädchen. In diesem sprudelt noch die musikalische Frische und Sinnlichkeit des früheren Wagner, während alles Uebrige zwar durch eminent theatralischen Effect wirkt, aber nur selten durch Kraft und Neuheit der Erfindung[2]).

Sowohl meine Kritik der Nibelungen, als des Parsifal haben heftige Angriffe erfahren. Eine ruhige, sachgemäße Entgegnung ist mir nicht zugekommen; meist nur gehässige, höhnende Worte. Die Wagnerianer haben mir den Beinamen „Beckmesser" aufgebracht und damit bewiesen, daß sie

[1]) Der Meister hatte einige Ursache dazu. Freytag's treffende Kritik erschien ursprünglich in den „Grenzboten" (Nr. 2 von 1869) und ist jetzt in dessen Gesammelte Werke aufgenommen. Darin heißt es am Schluß: „Wir befürchten, daß gerade Wagner in seinen eigenen Werken die Eigenthümlichkeiten und Schwächen, welche nicht selten an jüdischen Künstlern getadelt worden sind, in höchst ausgezeichneter Weise an den Tag gelegt hat. Im Sinne seiner Broschüre erscheint er selbst als der größte Jude. Die Effecthascherei, das anspruchsvolle und kalt überlegte Streben nach Wirkungen, welche nicht durch sicheren Kunstgeschmack hervorgebracht werden; der Mangel an Fähigkeit, musikalischer Empfindung, ihren melodischen und harmonischen Ausdruck rein und voll zu geben; die übergroße nervöse Unruhe, Freude am Seltsamen und Gesuchten; das Bestreben, durch witzige Einfälle und äußerliche Kunstmittel die gelegentliche Schwäche seiner musikalischen Erfindung zu decken, dazu selbst das große Talent für raffinirte Regie der Effecte u. s. w. . . . Diese Beschaffenheit seiner merkwürdigen und für unsere Musik verhängnißvollen Begabung scheint uns gerade eine solche zu sein, welche in seinem Sinne als eine dem Judenthume eigenthümliche aufgefaßt werden müßte."

[2]) Eine eingehende Kritik des „Parsifal" findet man in meinem Buche „Aus dem Opernleben der Gegenwart" (Berlin, Verein für deutsche Literatur. 1884).

ihren Meister und dessen verständlichste Figur nicht verstehen. Der Stadtschreiber Beckmesser in den „Meistersingern" ist der Typus eines an lauter Kleinlichkeiten und Nebensachen hängenden Pedanten, ein Philister ohne Schönheitssinn und geistigen Horizont, ein bornirter Silbenstecher, der jede falsche Betonung, jede von der „Regel" abweichende Note als ein Verbrechen an der Kunst ankreidet und mit der Addition dieser einzelnen Fehler den Sänger vernichtet zu haben glaubt. Ich habe Wagner nie um Kleinigkeiten willen angegriffen, niemals einzelne Regelwidrigkeiten in seinen Werken aufgespürt — meine seit vierzig Jahren vorliegenden Musikkritiken beweisen hinlänglich, daß mir an dergleichen Schulfuchsereien gar nichts liegt. An eine bedeutende Erscheinung mit dem Maßstabe formeller Correctheit, mit orthographischen und grammatikalischen Bemängelungen heranzutreten, steht mir gänzlich fern. Ich habe gegen Wagner's Musikdramen immer nur große Gesichtspunkte, nur fundamentale Forderungen der Tonkunst geltend gemacht. Was ich ihm vorwarf, ist die Vergewaltigung der Musik unter das Wort, die Unnatur und Uebertreibung des Ausdrucks, die Vernichtung des Sängers und der Gesangskunst durch stimmwidrigen Satz und orchestrales Getöse, die Verdrängung der Gesangsmelodie durch declamatorisches Recitiren, die lähmende Monotonie und maßlose Ausdehnung, endlich den unnatürlichen Stelzengang seiner, jedes feinere Sprachgefühl verletzenden Diction. Wenn ich Details hervorhob, so geschah es im Gegentheil meistens in lobendem, nicht in bemängelndem Sinne. Solche Kritik ist, wie ich glaube, alles Andere eher, als Beckmesserisch. Hingegen scheinen mir gerade die Wagnerianer viel Aehnlichkeit mit Beckmesser zu haben. Es gibt auch Adorations-Beckmesser. Diese ruhen nicht, bevor sie nicht die unbedeutendste Note, die allergewöhnlichste Phrase, die unschuldigste Sechszehntelpause hervorgestöbert und als unerreichbares Geniewerk verherrlicht haben. Dieses Beckmesserthum in der Wagnerliteratur ist gegenwärtig noch im Anwachsen. Denn, nachdem die großen Gesichtspunkte, aus welchen Wagner zu preisen ist, alle längst abgegrast sind, müssen die Bewunderungs-Beckmesser sich auf die Maulwurfs- und Ameisenarbeit legen. Mit ihren Resultaten könnte man bereits Bände füllen. Herr Edmund von Hagen schrieb einen ganzen Octavband über die Dichtung (!) der ersten Scene (!) des Rheingold. Derselbe Verfasser erörtert „Die Bedeutung des Morgenweckrufs im Parsifal auf zweiundsechzig Octavseiten und entschuldigt im Vorwort noch die Knappheit seiner Darstellung als „das Resultat eines überreichen geistigen Gehalts"! Ist das nicht Beckmesserei? Und ist es nicht Beckmesserei ärgster Sorte, wenn Hans von Wolzogen in seinem „Leitfaden" neunzig verschiedene Leitmotive der Nibelungen und in seiner „Poetischen Laut-Symbolik" die psychische Wirkung jedes einzelnen von Wagner irgendwo verwendeten Consonanten und Stabreims explicirt? Von einem andern Adorations-Beckmesser, Herrn Moriz Wirth, haben wir eine eigene Broschüre über den König Marke, worin bewiesen wird, daß dieser traurige Ehemann eigentlich die Hauptperson in Tristan und Isolde sei. Ueber das Alter dieses Marke haben sich die verschiedenen Beckmesser in polemischen Aufsätzen herumgestritten; der Eine gibt

ihm fünfzig, der Andere siebzig Jahre. Es gibt Bücher und Abhandlungen über den „Charakter der Eva", über „Das Verhältniß Erik's zum fliegenden Holländer und zur Senta," eine ganze Streitschriften-Sammlung über die Bedeutung des Liebestranks der Brangäne u. s. w. Man sollte glauben, daß diese Fluthen unnützen und langweiligen Geschwätzes sich von der Hochwasserhöhe Anno 1876 endlich zu verlaufen beginnen. Aber das Gegentheil ist der Fall. Die Auslegungs- und Verhimmelungs-Beckmesser sterben nicht aus. Es ist ein wahrhaft klägliches Schauspiel, wie jeden Augenblick ein paar neue Wagner-Detectives gelaufen kommen, von denen Jeder einen noch versteckten Tiefsinn irgendwo aufgeschnüffelt hat. Was ich Adorations-Beckmesserei nenne, ist in Wien auch plastisch, handgreiflich zu sehen. Da existirt ein „Richard-Wagner-Museum", für welches ein opferfreudiger Wagnerianer seine ganzen Ersparnisse und an zwanzig Jahre Arbeit gewendet hat. Zwei riesige Bände in Lexikonformat enthalten das (noch) immer nicht vollständige) Verzeichniß der Schätze dieses Museums. Darunter befinden sich unter Anderen angeführt „eine Stahlfeder R. Wagner's", „eine Visitenkarte R. Wagner's", „Eintrittskarte auf den Perron des Bahnhofs zur Ankunft R. Wagner's", Abbildungen der Hôtels, in welchen R. Wagner zeitweilig gewohnt u. s. w. u. s. w.

Ich glaube wirklich, Wagner's Kunst müßte den größten Vortheil davon haben, wenn jetzt zehn Jahre lang keine Bücher darüber geschrieben würden. Glaubt man wirklich, daß ein Musikdrama von starker, ehrlicher Wirkung diesen Wust von philosophischen Commentaren brauche? Fortwährend werden aber neue (oder die nämlichen alten) Tiefsinnigkeiten über jeden Vers, jedes Motiv Wagner's gedruckt. Erscheint aber einmal ein musikwissenschaftliches Buch, das uns aus dieser unerträglich gewordenen Ueberfluthung auf eine ruhige, fruchtbare Insel rettet, ein Buch wie Spitta's sechzehn Aufsätze „Zur Musik", so wird es sofort vom Leipziger „Musikalischen Wochenblatt" „recht sehr langweilig" genannt, „weil der Name R. Wagner in dem ganzen Band nur vier oder fünfmal kurz gestreift wird!" Kein Zweifel, daß diese Sorte von Derwischen der Sache ihres Meisters mehr geschadet hat, als die gegnerischen Kritiken gebildeter Männer. Sie trieben es schließlich dem „Meister" selbst zu toll, der doch eine starke Wolke Weihrauchs vertragen konnte. Uebrigens fehlt es bereits nicht an Beispielen entschiedenen Abfalls von geistreichen Leuten aus dem Wagnerlager. Ich will ganz absehen von Nietzsche, dessen merkwürdiges Buch „Der Fall Wagner" freilich von der Partei als Zeichen beginnender Geistesverwirrung denuncirt wurde, obgleich es viel klarer, vernünftiger und überzeugender geschrieben ist, als die Wagner-Hymnen aus Nietzsche's früherer Periode. Aber auch Bülow, der mehr als irgend ein Anderer für Wagner gewirkt hat, schrieb mir im Januar 1891, er freue sich „seines späten, aber nicht allzuspäten Häutungsprocesses" und sei geheilt von seiner früheren „Nibelungensucht". Einige Bemerkungen über Gluck's Armida (in demselben Briefe) schließt Bülow mit den Worten: „Die Zauberinnen sind ja ausgestorben, und für den Recurs an Signor Klingsohr, uns eine Kundry als Armidagespenst aufhängen zu sollen, bedanke ich mich mit Ihnen unisono." An den neueren Aufsätzen von Wilhelm Tappert

und Ludwig Hartmann (jetzt dem eifrigsten Missionär für Smetana's Opern) wird man gleichfalls eine starke Abkühlung ihrer früheren Wagnerhitze constatiren. Wenn sich noch die Betbruderschaft vom heiligen Richard mit dem Preise seiner Musik begnügen wollte! Aber Wagner für einen der größten Dichter auszugeben, für einen Ebenbürtigen Goethe's und Shakespeare's, das geht doch über den Spaß. Wer eine Ahnung von wahrer Poesie hat, kann die Textbücher Wagner's unmöglich dazu zählen. In diesem Punkte wird man hoffentlich Männern wie Hebbel, Gottfried Keller, Gregorovius, G. Freytag, Laube, Hopfen, W. Scherer, Spielhagen, Hillebrandt ein Urtheil zugestehen. In den Tagebüchern der drei erstgenannten, den zerstreuten Aufsätzen der Andern wird man sie gleicher Meinung mit mir finden.

Es ist nur zu begreiflich, daß der exaltirte Götzendienst der Wagnerianer und deren höhnisch herausfordernder Ton nicht ohne Eindruck auf die Angegriffenen bleiben konnte. Wahrscheinlich würden ich und manche meiner Gesinnungsgenossen in ruhigerem Ton über Wagner geschrieben haben, wenn nicht die maßlosen, ans Lächerliche grenzenden Uebertreibungen der Gegner unsern Puls beschleunigt hätten. Das Gefühl, in der Minorität zu sein, verbittert leicht das ehrlichste Gemüth und spitzt die Worte. Ich will gerne zugestehen, daß mir dies zeitweilig passirt sein mag. Protestiren muß ich jedoch gegen eine Aeußerung in Max Nordau's Buch „Entartung" (dieser grausamsten Hinrichtung der gesammten Wagnerei) „Hanslick sei sehr lange absprechend geblieben, bis er schließlich vor dem übermächtigen Fanatismus der wagnertollen Hysteriker die Flagge strich." Ich weiß nicht, auf welche Thatsachen Nordau diese gänzlich falsche Behauptung stützt. Meine letzten Besprechungen Wagner'scher Compositionen und neuester Wagnerschriften zeugen doch für das Gegentheil. Nachdem ich durch vier Decennien mich über Wagner sattsam ausgesprochen hatte, war meine Aufgabe beendet. Neues ist über Wagner kaum mehr zu sagen.

Es hieße dieselbe Geschmacklosigkeit begehen, wie die Wagnerianer selbst, wollte ich etwa jede einzelne Aufführung des Tristan oder der Nibelungen dazu benützen, von Neuem die Wagnerfrage aufzurollen. Die „Graphomanie", die Schreibwuth, ist ja nach Nordau's richtiger Bemerkung ein charakteristisches Krankheitssymptom Wagner's und der Wagnerianer. Ich selbst leide weder an Graphomanie noch an Feigheit. Allerdings habe ich das Bewußtsein, eine nur kleine Minorität zu vertreten, und weiß, daß ich eine Wendung dieser Geschmacksrichtung nicht erleben werde. Jüngere werden es. Wie lange Wagner's Musik noch den Enthusiasmus des Publicums in Beschlag halten dürfte, darüber wage ich eine Vermuthung nicht auszusprechen. Aber daran zweifle ich keinen Augenblick, daß man in fünfzig Jahren die Schriften der Wagnerianer nur als Monumente einer geistigen Epidemie anstaunen wird. —

Ein Staatsmann der alten Schule.

Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen.

Nach Staatsacten und Correspondenzen

von

Ludwig von Hirschfeld.

V. [1])

Am 18. Juli 1817 trat Plessen seine Urlaubsreise von Frankfurt an. Nach fünfzehnmonatlicher Abwesenheit kehrte er in die Arme seiner Gattin zurück, die ihn längst mit banger Sehnsucht erwartete. Die Trennung hatte diesmal länger gewährt als bei früheren Anlässen; sie hatte von beiden Theilen viel Geduld und Entsagung gefordert. Der Briefwechsel der Ehegatten gestattet noch manche Einzelheiten über Plessen's Privatleben und die Frankfurter Verhältnisse nachzutragen. Noch ausführlicher ließe sich nach den Briefen der Frau von Plessen, die mit jedem Posttage und sehr eingehend schrieb, eine Schilderung des Ludwigslust er Hof- und Gesellschaftslebens entwerfen, die sich an der Hand der feinen Detailmalerei zum vollendeten Culturbild der damaligen Zeit gestalten könnte. Indessen würde das hier zu weit führen. Frau von Plessen litt sehr unter der Abwesenheit ihres Mannes. Durch ihre ganze Correspondenz klingt bald leise, bald vernehmlicher die Klage über die lange Trennung durch. Auch war ihre isolirte Stellung nicht eben leicht an dem kleinen, in Coterieen gespaltenen Hof und in einer Umgebung, welche die wachsende Stellung ihres Gatten zum Theil mit mißgünstigen Augen betrachtete. Daneben lasteten auf ihr die Erziehung der drei Kinder, die Verwaltung des Hausstandes und des Vermögens, gesellige Verpflichtungen mancher Art, und ihre Gesundheit war zart. Schon wiederholt hatte sie die Brunnenkur in Karlsbad gebraucht. Auch im Sommer 1816 ging sie für mehrere Wochen dorthin, begleitet von ihrem Töchterchen, während die beiden Söhne der Obhut ihres in Wismar lebenden Schwagers anvertraut wurden. Karlsbad war überfüllt, die Gesellschaft glänzend, aber die Preise waren enorm. Frau von Plessen zahlte für eine sehr bescheidene Wohnung im zweiten Stock

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXVIII, S. 87 ff.

der „Drei Lerchen" am Markte dreißig Gulden Silber, und dies galt allgemein noch als besonders billig. Die meisten Wohnungen von zwei bis drei Zimmern kosteten das Doppelte. Frau von Plessen wurde von der überaus zahlreichen, vornehmen Gesellschaft, in der sie viele Bekannte fand, sehr freundlich aufgenommen. Sie verkehrte viel mit der Fürstin Taxis, Gräfin Goltz, Generalin Lestoq, Gräfin Bülow von Dennewitz, mit den österreichischen Gräfinnen Festetics und Esterhazy, daneben mit europäischen Berühmtheiten, wie Blücher, Hardenberg, Rostopschin, dem „herrlichen Gneisenau," den sie jeden Morgen am Neubrunnen traf, mit Krusemark, Wittgenstein und anderen preußischen Staatsmännern, die dem Könige nach Karlsbad gefolgt waren.

Nach günstigem Verlauf der Kur kehrte sie erfrischt und befriedigt nach Ludwigslust zurück, wo der Winter denn freilich wieder mancherlei kleine Sorgen und Kümmernisse brachte. Zu ihnen gesellte sich der Verdruß über die auffallende Zurückhaltung, welche die mecklenburgischen Blätter und darunter selbst die von der Regierung subventionirte „Neue Schwerin'sche Zeitung" gegenüber der Wirksamkeit Plessen's am Bundestage beobachteten. Sie sandte ihrem Manne Ausschnitte aus derselben, die in der That eine unfreundliche Beurtheilung Plessen's verriethen, während die auswärtige Presse ihn als einen der hervorragendsten Mitarbeiter am Bundeswerke bezeichnete. Auch war sie unzufrieden, daß der Erbgroßherzog nie ein Wort der Anerkennung für ihn habe.

Plessen tröstete sie in seiner ruhigen, freundlichen Weise:

„Du gutes Kind bist so sehr auf meinen Ruhm und Lob bedacht, daß es Dir zu wehe thut, wenn Du solche geschmälert oder gehindert findest. Ich erkenne ganz Deine gute, treue Gesinnung, womit Du mir auch darin Deine Anhänglichkeit bezeigst; ich freue mich dieser Theilnahme und, was mehr ist, ich fühle den ganzen Werth davon. Nur möchte ich wohl, daß es Dir selbst nicht zur Qual oder nur zur Unannehmlichkeit würde. Deine Liebe verlangt vielleicht von gleichgültigeren Menschen zu viel in der Anerkennung oder auch nur im Ausdruck derselben; da, wo Scheelsucht und Neid wirklich etwas vermindert oder verschweigt, laß es Dich nicht bekümmern noch verdrießen, sondern sieh Du mir auf die Ursache, die freilich nicht edler Art, aber doch immer erklärbar und bei gewöhnlichen Menschen leider häufig ist. — Recht wohl begreife ich, wie dergleichen kleinlicher Sinn und Erbärmlichkeit zuerst ergreifen und ärgern kann, wenn so absichtlich vermieden wird, nichts Verbindliches zu sagen; allein das ist nun einmal so die bekannte Manier, die von gemischter Natur ist, nämlich theils aus einer Art Eigendünkel entspringt, theils aus der Absicht, dem Anderen nichts weismachen zu wollen, was aber denn freilich ganz seinen Zweck verfehlt. Und nun, mein liebes Kind, was Dich und uns Alle trösten und stärken kann, ist, daß das Gute doch oben bleibt und siegt in der Achtung und Meinung, die man allgemein für oder gegen sich davon trägt. Nimm dieses an mir selbst. Wie ist die allgemeine Stimme, wie der Wunsch Aller? Liegt darin nicht eine größere, wahre Genugthuung, als im Lobe, das einem selbst gezollt wird? Manche Menschen, und namentlich die Neider, tragen am meisten durch ihr Benehmen dazu bei, indem sie am stärksten schweigend davon zeugen. Der Erbgroßherzog hat mir letzthin eine Menge schöner Dinge, gewiß mehr als ich sie verdiene, geschrieben, die er über mich und mein hiesiges Benehmen in Berlin von allen Seiten gehört habe; er hätte ebenso gut wohl auch Dir etwas davon erzählen können. Ich fragte ihn danach, gewiß nicht, um mein Lob singen zu hören, sondern mir zu einiger Notiz, wie man in Berlin darüber dächte. Der freilich alberne Zeitungsartikel, den Du mir schicktest, war mir schon bekannt. Er war dem „Deutschen Beobachter" entnommen. Allein man hätte nicht nöthig gehabt, etwas so Voreiliges ohne Weiteres aufzunehmen, und ich hoffe, man wird nun auch nicht angestanden haben, die besseren Nachrichten mitzutheilen."

Abgesehen von der Trennung von den Seinigen gefiel es Plessen in Frankfurt recht gut. Die vielseitige Thätigkeit sagte seinem regen Geiste zu, und die geselligen Verhältnisse waren angenehm. Man lud sich häufig zu Diners oder zu Abendgesellschaften, welche letztere gewöhnlich um sieben Uhr anfingen und zwischen zehn und elf Uhr endeten. Plessen verkehrte viel im Hause der Gräfin Rechberg, die er von Regensburg und Wien her kannte, und die auch nach der Ernennung ihres Mannes zum Minister noch einige Monate in Frankfurt verblieb. Auch mit den Familien der Grafen Buol und Goltz stand er auf vertrautem Fuße. Während der Wintermonate 1816/17 hielt sich der Freiherr von Stein, welcher im Sommer auf seinen Gütern lebte, mit seiner Familie in Frankfurt auf. Die unerfreulichen Erinnerungen an den einstigen reizbaren Präsidenten des Verwaltungsrathes und dessen feindselige Stimmung gegen Mecklenburg hatten sich bei Plessen schon seit der Begegnung auf dem Wiener Kongreß etwas verwischt. Hier, in Frankfurt traten sich die beiden Männer noch näher, und der alte Freiherr faßte sogar für Plessen eine besondere Zuneigung. Dieser schrieb am 18. März 1817 an seine Frau:

„Stein ist nun wieder abgereist. Er ist mir sehr gewogen, und ich bin auch sehr gut mit ihm gewesen. Er ist aber auch jetzt viel milder in seinen Ansichten und ruhiger im Wesen. Und an sich ist er wirklich ein braver, edler und verständiger Mann; eine große Irritation und Heftigkeit, die sonst in seiner Manier lag, scheint auch größtentheils aus seinem damaligen (1813), physischen Zustand und seinen gespannten Verhältnissen entstanden und vorübergehend gewesen zu sein. Er lebt jetzt ganz für sich und zufrieden, geht fast gar nicht in Gesellschaften, sieht deren wenige nur in einem kleinen Zirkel bei sich und beschäftigt sich mit Correspondenz, Lectüre und der Verwaltung seiner Güter. Doch bewegt er sich gern in Reminiscenzen. Seine Frau ist recht gescheut und liebenswürdig; er hat nur Töchter, von denen erst eine erwachsen ist."

Von den Bundestagscollegen werden noch häufiger erwähnt Graf Görtz (Kgr. Sachsen), Baron Berstett (Baden), von Harnier (Hessen-Darmstadt), Baron Hendrich (Sächsische Häuser) und von Martens (Hannover und Braunschweig). Letzterer war der bekannte Staats- und Völkerrechtslehrer, dessen Vorlesungen Plessen einst in Göttingen gehört. In der Vertretung Württembergs trat mehrmaliger Personalwechsel ein. Auf Baron Linden war mit der Thronbesteigung König Wilhelms Graf Mandelslohe gefolgt, der aber im Herbste 1817 dem bisherigen Cultusminister Freiherrn von Wangenheim den Platz räumte, einem energischen und leidenschaftlichen Manne, der sich am Bundestage bald sehr bemerklich machte.

In dem niederländischen Gesandten, Baron Gagern, fand Plessen einen guten Bekannten aus den Tagen des Wiener Congresses wieder. In den Pfingsttagen 1817 besuchte er ihn auf dessen bei Worms gelegenen Landgute. „Im Ganzen," schrieb er darüber, „habe ich diesen Gagern recht gern. Er gewinnt sehr bei näherer Bekanntschaft, und wenn er auch wohl etwas excentrisch erscheint, so hat er dagegen so viel Originalität in seinem Wesen, ist ein so gemüthlicher, braver, unterrichteter Mann, daß der Umgang mit ihm recht angenehm ist." In diesem Sinne bedauerte Plessen denn auch die Abberufung Gagern's, welche im März 1818 erfolgte und in Meinungsverschiedenheiten zwischen dem niederländischen Minister, Freiherrn von Nagel, und dem Gesandten über die Behandlung der Bundesangelegenheiten ihren Grund hatte.

An Stelle Gagern's wurde alsdann Graf Grünne ernannt, der an Kenntnissen und Fähigkeiten seinem Vorgänger nach Plessen's Meinung bedeutend nachstand.

Inzwischen hatten sich auch die Vertreter der auswärtigen Höfe in Frankfurt eingefunden. Als die ersten hatten die Gesandten Frankreichs und Großbritanniens, Graf Reichard und Mr. Lamb, im November 1817 ihre Creditive übergeben. Rußland folgte im März 1818 mit der Beglaubigung des Geh. Staatsrathes von Anstett. Successive trafen auch die Gesandten der Mächte zweiten Ranges ein. Eine irgendwie bedeutsame Thätigkeit war der auswärtigen Diplomatie in Frankfurt nicht beschieden; sie blieb in der Hauptsache auf Informationen gerichtet. Auch war der amtliche Verkehr mit dem „Durchlauchtigsten Bunde" durch Beschränkung der für den Notenaustausch zulässigen Gegenstände und durch umständliche Formalitäten erschwert. An Versuchen zu Intriguen fehlte es zwar nicht, doch gelangten selbst die Gesandten der fremden Großmächte zu keinem politischen Einfluß auf die Mitglieder des Bundestages.

Im Sommer 1816 hatte Plessen einige Wochen in Baden zugebracht, auch von Frankfurt aus dem in Hamburg und Rumpenhein wohnenden Landgrafen von Hessen Besuche abgestattet. Ein besonderer Anlaß führte ihn während der Osterferien 1817 an den kurfürstlichen Hof. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise, der erst kürzlich am 6. November 1816 die Regierung angetreten hatte, verlobte sich am 23. März 1817 mit einer Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen, zweiten Bruders des Kurfürsten. Er lud Plessen ein, der Feier beizuwohnen, was dieser um so bereitwilliger zusagte, als er nicht allein ein Gesandter auch des Strelitzer Hofes war, sondern den Großherzog persönlich hochschätzte. Letzterer war von seinem Minister von Oertzen begleitet, dem langjährigen Freunde Plessen's und einstigen Reisegenossen auf der Fahrt nach Langres und Chatillon. Wegen einer wichtigen Sitzung des Bundestages konnte Plessen an der Verlobungsfeier selbst nicht mehr Theil nehmen, fand aber den Großherzog noch am 28. März in Cassel anwesend und wohnte am Abend seiner Ankunft einem größeren Hoffeste bei, auf welchem er auch die fürstliche Braut beglückwünschen konnte, die er als sehr distinguirt und anziehend schilderte. Der Großherzog reiste zwar am nächsten Tage ab, aber Oertzen und seine Frau, welche aus Cassel stammte, blieben noch einige Tage mit Plessen zusammen, und dieser erfuhr nun Mancherlei aus der Heimath. Nicht gerade bequem war es, daß der Kurfürst, der Plessen's Ankunft erfahren hatte, ihn zu sich bescheiden ließ, um sich über die damals gerade am Bundestage schwebende Differenz mit ihm zu besprechen. Wegen seines Gichtleidens empfing er ihn im Bette liegend, schalt auf die Herren in Frankfurt, ließ sich aber doch durch Plessen so weit beschwichtigen, daß dieser den Eindruck mitnahm, der Kurfürst werde wohl den Streit aufgeben. — —

Die zukünftige Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz hatte noch eine ältere Schwester, und man fand am Strelitzer Hofe, daß diese eine passende Gemahlin für den verwittweten Schweriner Erbgroßherzog sein würde. Friedrich Ludwig fühlte sich seit dem Tode seiner zweiten Gemahlin sehr vereinsamt;

mit Wehmuth sah er seine Kinder der mütterlichen Liebe und Pflege beraubt. Der Gedanke einer Wiedervermählung lag nahe. Dieselbe schien noch durch besondere Gründe geboten. An dem Ludwigslust'er Hofe fehlte der weibliche Einfluß. Seitdem im Jahre 1810 die hochbetagte Mutter des Großherzogs gestorben war, gab es dort keine Fürstin mehr. Der Erbgroßherzog zeigte sich der von Strelitz aus ergangenen Anregung nicht abgeneigt. Er schrieb deshalb an Plessen, der hierbei wieder helfen und vermitteln sollte. Dieser rieth indessen, nichts zu übereilen. Er fand überhaupt die Wiederverheirathung, kaum ein Jahr nach dem Heimgange der Gemahlin, zu früh und äußerte sich in diesem Sinne. Darauf schrieb ihm der Erbgroßherzog am 14. April 1817:

„Sie haben mir durch Ihren Brief vom 9. d. M. einen neuen Beweis von Freundschaft gegeben, lieber Freund, den ich lebhaft erkenne. Ich finde solchen besonders in der Art, mit welcher Sie mir über meine Zukunft sprechen. Wären Sie nicht seit einem Jahr abwesend und sähen die hiesigen Verhältnisse, so würden Sie begreifen, daß ich es meiner Tochter schuldig bin, hierin Wandel zu schaffen." (Prinzessin Marie stand damals im fünfzehnten Lebensjahre.) „Auch mein eigener Vater scheint es zu fühlen und redet mir alle Tage zu, ihm wieder eine Frau ins Haus zu schaffen. Freilich rechne ich keineswegs auch nur zum geringsten Theile dasjenige anjetzt wieder zu finden, was Gott mir nahm; aber eine rechtliche Frau wird sich doch wohl noch finden lassen, die dem Haus mit Ehren vorsteht. Ihnen darf ich es gestehen: wäre eine Veränderung hier wahrscheinlich, ich würde nie wieder heirathen. So aber bin ich es dem Ganzen schuldig."

Der Erbgroßherzog ging nun die Reihe der ihm von verwandten Personen vorgeschlagenen Prinzessinnen durch. Die Eine habe keine Tournüre, die Andere könne nicht Französisch u. s. w. Kurz, die Prinzessin von Hessen-Cassel scheine ihm die passendste. Daß sie nicht hübsch sein solle, wäre ihm eben recht, weil er dann nicht zu fürchten habe, daß es dereinst eine Rivalität mit seiner zukünftigen Schwiegertochter gebe. Plessen möge noch nähere Erkundigungen einziehen und ihm darüber schreiben. Dann, auf ein anderes Thema übergehend, hieß es weiter in dem Briefe:

„Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit, Ihnen auch noch mein Herz über Ihre Rückkunft hierher erschließen zu dürfen. Diese wird nicht allein von mir, sondern von Jedermann heiß ersehnt. Gleiche Wünsche und Gefühle vereinigen sich aber auch dahin, daß Sie uns nicht wieder verlassen mögen. Ich weiß wohl, daß es kein Freundschaftsdienst ist, den ich Ihnen thue, indem ich dies ausspreche; denn ich fühle lebhaft, daß außer Ihrer Familie keine Freuden Ihnen hier blühen; allein wenn es darauf ankommt, einem ganzen Lande zu nützen, so führt doch die Ueberzeugung, daß man es thut, auch seine Belohnung mit sich. B. wird außerordentlich schwach, er macht, ohne es zu ahnen, sich viele Feinde, ist so in den Banden seiner Collegen, daß er nur durch ihre sehr kurzsichtigen Augen sieht. Der Großherzog hat, wie Sie wissen, kein Zutrauen zu B. Ich thue das Möglichste, um jeden Anstoß zu beseitigen und den sonst so braven, mir wahrlich theuern Mann bei jeder Veranlassung zu vertheidigen. Da der Großherzog jetzt öfter als sonst über dergleichen mit mir spricht, so habe ich mehr Gelegenheit dazu. Hier herrschen die sous-ordres, daß es eine Lust ist. Hoese (der Cabinetssecretär) möchte gerne den Minister spielen, was bei seiner bekannten Grobheit zuweilen sehr lästig ist. In der That, wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll, so ist es Zeit, daß Sie das Ruder wieder ergreifen. Ich glaube gerne, daß Ihre Gegenwart auf dem Bundestag nothwendig ist; allein ist es denn nicht möglich, daß Sie nach eigener Wahl einen Mann finden, der dort unser Gesandter wird und unter Ihrer Direction dort arbeitet? Doch eigener Augenschein wird Ihnen die Wahrheit davon zeigen, daß es so, wie jetzt, nicht fortgehen kann. Auf Sie, Freund, baue ich meine Hoffnung für Gegenwart und Zukunft. Lassen Sie mich nicht umsonst hoffen und glauben Sie nur, daß ich es so meine, wie

ich es Ihnen aus vollem Herzen sage. Einer baldigen freundlichen Antwort entgegensehend, bin ich Zeitlebens Ihr treuer Freund

Friedrich Ludwig."

Der schon längst gehegte Plan, seinen ältesten Sohn Paul zu besuchen, der sich mit seinem Gouverneur Studien halber in Genf aufhielt, gab dem Erbgroßherzog erwünschten Anlaß zu einer Brautschau an den Höfen von Cassel und Homburg. Er verließ Ludwigslust am 18. Mai 1817 und reiste über Weimar, wo er die jüngeren Kinder unter der Obhut seiner Schwiegereltern zurückließ, zunächst nach Cassel. Dort scheint seine Bewerbung nicht auf günstigen Boden gefallen zu sein. Nach kurzem Aufenthalt begab er sich an den Hof des Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg. Die vierte Tochter dieses Fürsten, Prinzessin Auguste, damals schon im einundvierzigsten Lebensjahre stehend und mithin zwei Jahre älter als Friedrich Ludwig, war mit dessen zweiter Gemahlin, der jüngst verstorbenen Karoline Luise nahe befreundet gewesen. Auf dem Sterbebette hatte diese ihren Gemahl für den Fall einer Wiedervermählung auf die Freundin verwiesen, deren Sorgfalt sie die zurückbleibenden Kinder am liebsten überantwortet sah. In ihrem Wesen und, wie man sagt, auch in ihrer äußeren Erscheinung waren die beiden Freundinnen einander sehr ähnlich, und als Friedrich Ludwig nun die persönliche Bekanntschaft der Prinzessin Auguste machte, war sein Entschluß, um ihre Hand anzuhalten, sogleich gefaßt. Der Landgraf, ihr Vater, aber, der ein ziemlich unangenehmer Herr gewesen zu sein scheint, wies den Antrag schroff ab. Die Prinzessin zeigte sich zwar der Verbindung geneigt, war aber machtlos gegen den Vater, der seine zehn Kinder mit großer Strenge behandelte. Plessen war auch hier der Vertraute des Bewerbers, was manche Ungelegenheit für ihn im Gefolge hatte. Er fand übrigens, daß dieser in der Form der Brautwerbung etwas zu hastig vorging. Zudem war seiner Meinung nach Prinzessin Auguste für ihn zu alt, wenngleich ihre vorzüglichen Eigenschaften unbestreitbar blieben.

Der Erbgroßherzog hielt sich Anfangs Juni acht Tage in Frankfurt auf, wo ihm zu Ehren verschiedene diplomatische Diners veranstaltet wurden. Er begab sich von dort aus wiederholt nach Homburg, ohne den Landgrafen umstimmen zu können, und reiste schließlich mit dem Vorsatze ab, im August auf der Rückkehr noch einmal anzufragen. Inzwischen war der eigensinnige alte Herr von verschiedenen Seiten bearbeitet worden und ließ sich bei diesem zweiten Besuche die Einwilligung abringen. Die Hochzeit wurde auf das nächste Frühjahr angesetzt. Die Zwischenzeit war aber für die fürstlichen Brautleute nichts weniger als angenehm. Dem Landgrafen durfte von der Heirath nicht gesprochen werden, und die Prinzessin litt unter der quälenden Besorgniß, ob sie recht thue, den Vater in dieser Stimmung zu verlassen. Plessen, der sich mit dem fait accompli abgefunden, suchte zu vermitteln, zu trösten.

„Ich danke Ihnen" — schrieb Friedrich Ludwig — „daß Sie in Homburg waren und daß Sie mit Ihrer lieben Frau wieder hingehen wollen. Das ist doch recht freundlich von Ihnen, daß Sie die Tochter die Grobheit des Vaters nicht entgelten lassen. Der Alte ist doch unausstehlich. Von der Prinzessin habe ich recht lange und ausführliche Briefe. Unverkennbar darin ist die Freundschaft, welche sie mir schenkt, und das Zutrauen, womit sie mich beehrt: mithin

bliebe mir persönlich nichts zu wünschen übrig, wenn nicht ebenso unverkennbar die Gemüthsunruhe wäre, welche sie verzehrt und die doch nur durch das Benehmen des Vaters, das sie jedoch nie mit einer Silbe erwähnt, hervorgerufen wird . . . Sie würden sehr wohl thun, wenn Sie dem Herrn von Brints einmal ein Wörtchen ins Ohr sagten. Die Taxis'schen Posten verleugnen ganz ihren alten Ruf. Meine Briefe aus Homburg sind immer zehn bis zwölf Tage alt. Das ist doch ein Scandal! . . . Mir geht es körperlich sehr gut. Der Großherzog behandelt mich fortdauernd mit der größten Güte und Liebe, allein von Geschäften hat er mir seit Ihrer Abreise auch nicht ein einziges Wort gesagt. Herr Hoese scheint ausschließend das höchste Vertrauen zu genießen, und ich weiß mich zu bescheiden. Ihre Abwesenheit ist eine Calamität, die wir Alle empfinden."

Dieser Schmerzensruf wiederholte sich in den späteren Briefen noch oft. In der That war der Erbgroßherzog gerade jetzt von mancherlei Sorgen bedrängt. Abgesehen von den unerquicklichen Nebenumständen des Brautstandes, hatte er auch Schwierigkeiten in der eigenen Familie. Sein Vater zeigte nach einer schweren Krankheit, die er im letzten Jahre glücklich überstanden, jetzt häufig eine krankhaft argwöhnische Stimmung und vermied es sichtlich, Angelegenheiten der Landesregierung mit ihm zu besprechen. Sein Bruder Karl war durch ungeordnete Lebensweise in die Hände von Wucherern gerathen und befand sich in einem Zustande der äußersten Bedrängniß. Friedrich Ludwig mußte, um einen öffentlichen Eclat zu vermeiden, die Sache unter der Hand arrangiren und eine Art geheimer Curatel für ihn übernehmen. Sein anderer Bruder Adolf stand im Begriffe, zur katholischen Kirche überzutreten.

„Ich vermuthe, daß Ostern zu diesem Schritt bestimmt ist, der natürlich im Lande das größte Aergerniß geben wird. Seiner Familie hat er zwar noch kein Wort gesagt. An Pastor Schulz (den katholischen Geistlichen in Ludwigslust) hat er sich schon mehrere Male gewandt. Der aber benimmt sich vortrefflich und hat ihm rund heraus alle und jede Assistenz versagt. Ich ahne, er wird einmal verreisen und dann auswärtig plötzlich abschwören, wahrscheinlich in Hildesheim[1]). So etwas hat er gegen Schulz geäußert, der es mir selbst gesagt hat. Rathen Sie mir doch, was dabei zu thun, wenn er es heimlich vornimmt . . . Alle diese bitteren Erfahrungen, lieber Freund, ziehen mich immer mehr von der Welt ab. Ich fühle klar und lebendig, daß unsere wahre Heimath nur da oben ist. Dahin werde ich ja auch kommen und die Vorangegangenen wiederfinden. Möge Gott mir nur Kraft verleihen, meine Pflichten hienieden treu zu erfüllen. Dann will ich dulden, bis ich das Ziel erreiche. Erhalten Sie nur Ihre Freundschaft Ihrem treuen Freunde Friedrich Ludwig."

Solche Anwandlungen von Niedergeschlagenheit und Lebensüberdruß überkamen den Prinzen jetzt häufig. Vielleicht standen sie in Zusammenhang mit dem körperlichen Leiden, das seine Gesundheit untergrub, ohne daß er selbst dessen ernsten Charakter erkannte. Um ihn diesen Stimmungen zu entreißen, erwirkte Plessen vom Großherzog, daß dieser ihn wieder mehr an den Regierungsarbeiten Theil nehmen ließ. Im Januar 1818 wurde ihm der Vorsitz einer Postcommission übertragen, der die Ausarbeitung eines neuen Tarifs und Reglements zugewiesen war. Der Erbgroßherzog nahm sich der Sache mit großem Eifer an, correspondirte darüber mit Plessen und lobte dabei die Unterstützung, welche ihm dessen Bruder[2]), der Oberpostdirector des in Ham-

[1]) In dieser Form erfolgte der Uebertritt im nächsten Jahre (1818). Der Prinz, der von schwächlicher Constitution war, starb bereits am 8. Mai 1821.

[2]) Von den anderen Brüdern Plessen's lebte Christian (geb. 1770) als Kammerherr am Hofe zu Ludwigslust, wo er zum intimen Kreise des Großherzogs gehörte, und Ludwig (geb. 1771)

burg etablirten mecklenburgischen Postamtes, bei den Verhandlungen gewährte. Auch die Wartezeit des Bräutigams ging nun zu Ende. Am 3. April wurde der dritte Ehebund geschlossen.

So erwünscht auch dem Erbgroßherzog und nicht minder seinem Vater die Rückkehr Plessen's nach Ludwigslust gewesen wäre, so war doch dies bei der Fülle des in Frankfurt noch vorliegenden unerledigten Arbeitsmaterials zur Zeit unausführbar. Bei dem Herbsturlaub im Jahre 1817 war die Angelegenheit zur Sprache gekommen. Plessen kam jetzt auf sein schon früher geäußertes Verlangen zurück, daß es ihm gestattet sein müsse, seine Familie mit nach Frankfurt zu nehmen. Achtzehn Monate war er von derselben getrennt gewesen. Friedrich Franz willigte, wenngleich ungern, in die Fortdauer des Frankfurter Commissoriums und gewährte natürlich auch die Erlaubniß zur Uebersiedelung der Plessen'schen Familie dorthin. Obwohl die Besoldung von zweitausend Thalern nicht hoch war und gegen die, welche die Gesandten der anderen Großherzogthümer erhielten, weit zurückstand, so entsprach es doch nicht dem bescheidenen und selbstlosen Wesen Plessen's, aus dieser veränderten Lage den Anlaß zu einer Bitte um Gehaltserhöhung zu entnehmen. In einem am 6. October eingereichten Memoire erklärte er sich ausdrücklich mit der bisherigen Besoldung zufrieden, damit die Gesandtschaftskosten nicht vermehrt würden, bat aber um theilweise Erstattung der für den Umzug und die größere Einrichtung in Frankfurt erwachsenden, einmaligen Auslagen, und zwar auf Grund der nachweislich verausgabten Beträge. Daraufhin wurde ihm ein Zuschuß von viertausend Gulden bewilligt.

In den letzten Octobertagen traf das Plessen'sche Ehepaar mit den drei Kindern und dem größtentheils aus der Heimath mitgenommenen Dienstpersonal in Frankfurt ein, bezog eine geräumige Wohnung und befand sich bald in behaglicher Einrichtung. Frau von Plessen war überglücklich, wieder mit ihrem Manne vereinigt zu sein. Daneben fühlte sie sich sehr wohl in dem internationalen und gesellig anregenden Kreise, dessen belebendes Element sie wurde. Ihr heiteres Temperament und ihre liebenswürdigen Umgangsformen bildeten eine vortheilhafte Ergänzung zu dem mehr ernsten und würdevollen Auftreten ihres Gatten. Das Plessen'sche Paar genoß in dem diplomatischen Collegenkreise eine angesehene und selbst bevorzugte Stellung, und die mit verschiedenen Persönlichkeiten dieses Kreises später noch Jahre lang gepflogene Correspondenz bewies, daß beide Gatten dort wahre Zuneigung und dauernde Freundschaft gefunden hatten.

Am 3. November 1818 wurden die Sitzungen der Bundesversammlung wieder eröffnet. Obwohl die Protokolle mit dem Kalenderjahre begannen und abschlossen — im Jahre 1818 z. B. zählte man 58 Plenarsitzungen — so lag doch der sachliche und geschäftliche Zusammenhang in dem Verlaufe der jedesmaligen Tagung zwischen den mehrmonatlichen Sommerferien Ueberblickt man nun die Arbeiten der beiden folgenden Sitzungsperioden, welche vom

als Oberhauptmann in Weimar. Der jüngste, Ernst (geb. 1772) war Geheimrath und Landes-Receptur-director und besaß das Rittergut Madsow.

3. November 1817 bis zum 14. October 1818 und vom 21. Januar bis zum 20. September 1819 währten, so ist das Gesammtergebniß gering und eine Verlangsamung in dem Tempo unverkennbar.

Immer deutlicher traten die Widerstände hervor, die einer organischen Ausbildung des Bundes nach innen und außen entgegenzuwirken suchten. Immer kräftiger machte sich das Bestreben geltend, die Wirksamkeit der Bundesversammlung zu schwächen, die wichtigeren Gegenstände ihrer Berathung zu entziehen, den Geschäftsgang zu verschleppen. Plessen fühlte das bald heraus und gab dem Unmuth darüber in seinen Berichten unverhohlenen Ausdruck. Jetzt waren es nicht bloß Bayern und die andern Mittelstaaten, über welche er Klage führte. Auch Oesterreichs Haltung flößte ihm Mißtrauen ein, und schon im Herbst 1817 sprach er den Verdacht aus, daß die Hofburg es darauf anlege, den Bundestag zu einer möglichst inactiven Rolle herabzudrücken. Die Präsidialvorträge des Grafen Buol zeichneten sich zwar immer noch durch nationales Pathos aus, aber man erfuhr doch auf dem Umweg über die andern Höfe, daß Metternich in seinen Depeschen an die bei diesen accreditirten Gesandten eine andere Sprache führe als in den an Graf Buol gerichteten Instructionen. Trotz der Verstimmung über die Doppelzüngigkeit des von ihm bisher so hochgestellten Staatsmannes ließ aber Plessen seinen Eifer nicht erkalten. Ja, er ging sogar zur offnen Bekämpfung der Metternich'schen Tendenzen über, und ein besonderer Anlaß bot ihm Gelegenheit, mit seiner Ansicht über die dem Bundestag zukommenden Pflichten und Rechte öffentlich hervorzutreten.

Bekanntlich enthielt die Bundesacte in Artikel 13 die freilich ziemlich allgemein gehaltene Ankündigung, daß in allen deutschen Bundesstaaten landständische Verfassungen bestehen würden. Dem Wortlaut nach war dies mehr eine Prophezeiung als eine Zusicherung. Auch hatten sich die meisten Regierungen sorgfältig gehütet, diese Frage anzuregen. Dem Regenten eines Landes, welches nicht als der Hort liberaler Gesinnungen galt, war es vorbehalten, dieselben in Fluß zu bringen. Großherzog Friedrich Franz hatte mit Plessen während dessen Herbsturlaub darüber Rücksprache genommen und ihm entsprechende Weisungen für Frankfurt ertheilt. Es handelte sich dabei auch um eine Competenzfrage des Bundestags, an welcher Mecklenburg speciell interessirt war. Der Großherzog hatte in der sogenannten Patentverordnung vom 28. November 1817 ein Staatsgesetz erlassen, welches für den Fall eines Conflicts zwischen Landesherrn und Ständen ein schiedsrichterliches Verfahren festsetzte. In diesem Verfahren fiel auch unter gewissen Eventualitäten dem Bundestag eine vermittelnde Rolle zu. Dieses Staatsgesetz wünschte nun der Großherzog unter die Garantie des Bundes gestellt zu sehen, und er beauftragte seinen Gesandten, einen entsprechenden Antrag zu stellen. Gleichzeitig sollte derselbe seine Collegen — zunächst in vertraulichen Besprechungen — von der Nothwendigkeit überzeugen, daß die Bundesversammlung nach Erledigung der Artikel 12 und 14 sich nunmehr auch mit Artikel 13 zu beschäftigen und von den einzelnen Regierungen Anzeige einzufordern habe, wie weit diese Angelegenheit in den Bundesstaaten gediehen sei. Plessen führte diesen Auftrag gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt aus, stieß aber bei den Gesandten der Groß-

mächte und der meisten Königshöfe auf unverhohlene Abneigung, dieser Angelegenheit näher zu treten. Nur der Württemberger und einige Vertreter der Kleinstaaten sagten ihre Unterstützung zu. Vergeblich wies Plessen darauf hin, daß es nicht nur eine Pflicht des Anstandes, sondern auch ein Gebot der Klugheit sei, den berechtigten Wünschen des deutschen Volks entgegenzukommen; überall zeige sich ein Geist der Unzufriedenheit und Erregung, der zwar vielfach in anmaßender Gestalt und Sprache zu Tage trete, aber doch auch auf billigen Forderungen fuße. Es sei an der Zeit, beschwichtigend einzugreifen, das Ungebührliche von dem Berechtigten zu scheiden und damit dem Gebahren der Umsturzpartei wirksam zu begegnen. Der Gesandte bezog sich dabei auf eine kurz zuvor von dem Justizrath Beck in Frankfurt und Umgegend in Umlauf gesetzte Massenpetition, welche man mit einigen tausend Unterschriften dem Bundestag zu überreichen beabsichtigte und die denselben zu einer Initiative in der Verfassungsfrage auffordern sollte. Einer derartigen, „völlig unpassenden und unzulässigen Demonstration", deren Wirkung aber noch nicht abzusehen sei, müsse man zuvorkommen.

Aber gerade solche Aeußerungen der Ungeduld und des Mißbehagens, sowie die in dem Wartburgfest, in Flugschriften und andern Erscheinungen zu Tage tretende Aufregung versetzten die Wiener Staatskanzlei in Unruhe. Man war dort weniger als je geneigt, der öffentlichen Meinung Zugeständnisse zu machen, und Metternich sprach dies sehr deutlich in einer Depesche aus, welche er am 11. December 1817 an den Münchner Gesandten behufs Mittheilung an das dortige Cabinet richtete, von deren Inhalt aber auch die andern Königshöfe und der Präsidialgesandte gleichzeitig Kenntniß erhielten. Plessen las dieselbe bei Graf Buol und war entrüstet. Die österreichische Darstellung, berichtete er, bezwecke nichts Anderes, als „dem Bundestag jedwede Thätigkeit und alles Ansehen zu nehmen, welche ihm doch zu seinem eigenen Bestande und zur Sicherung aller Bundesglieder nöthig" seien. Das Wiener Cabinet suche dem Bunde nach innen eine Organisation zu geben, durch welche „die Frankfurter Versammlung, wo nicht gar paralysirt, doch soweit beschränkt werde, daß sie nur über dasjenige zu verhandeln hätte, was in Berlin und Wien bereits verabredet oder allenfalls einigen Königshöfen zum Zweck der Zustimmung vorher mitgetheilt" wäre. Die Frage wegen Artikel 13 sei nun gar in der österreichischen Denkschrift „höchst einseitig, absprechend und gänzlich unausführbar behandelt." Eine Initiative darin werde dem Bundestag abgesprochen: „Das Gesetz bestünde; dieses müsse für den Augenblick genügen und die Anwendung desselben — die Zeit und Art der Einführung — der Weisheit jeder einzelnen Regierung überlassen bleiben." Sollten die Regierungen mit der Erfüllung des Artikel 13 zurückhalten, und die Stände sich an den Bundestag wenden, so solle nach der Wiener Ansicht dieser nichts thun können, als sie immer wieder an die Landesherren verweisen. Brächen nun gar Unruhen aus, so sollte der Bundestag nur das Instrument sein, „um marschiren zu lassen, ohne sich weiter um die Entstehung, Beschaffenheit oder die gegründete Veranlassung zu bekümmern".

Indem er über die einzelnen Punkte dieser Denkschrift nach Ludwigslust berichtete, unterzog Plessen dieselbe einer scharfen Kritik. Sollte Oesterreich diese Anschauung wirklich am Bundestag vertreten wollen, so erforderten es Pflicht und Ehre des Letzteren, standhaft zu widersprechen und die Unhaltbarkeit jener Gesichtspunkte darzuthun. Auch gegen Graf Buol hielt er mit seiner Ansicht nicht zurück und lehnte dessen Ansinnen, die mecklenburgischen Anträge zurückzuziehen, entschieden ab. Diese waren schon am 18. December, also vor Bekanntwerden der obigen Denkschrift eingebracht. Sie betrafen 1. die Garantie des Bundes für die mecklenburgische Landesverfassung und die schon erwähnte Patentverordnung, 2. eine Aufforderung an die Regierungen, sich über ihre Absichten betreffs des Artikel 13 zu äußern. Die Versammlung hatte beschlossen, in beiden Fällen die Erklärungen der Bundesregierungen einzuholen. Dieselben trafen nun successive im Lauf der nächsten Monate ein. In der Zwischenzeit fehlte es nicht an Versuchen, den Antrag betreffs Artikel 13 abzuschwächen oder doch die Entscheidung zu vertagen. Die stärkste Abneigung gegen eine Aeußerung zeigte Bayern. „Dieses Cabinet," schrieb Plessen am 30. December 1817, „befolgt auch nach Entfernung des Ministers, Grafen Montgelas, noch fortwährend dieselben Maximen, nur mit weniger Consequenz, Zusammenhang und Gewandtheit. Es sucht den Bund, wo es irgend kann, zu lockern und zu schwächen, ist gegen die andern Regierungen anmaßend, in seiner inneren Politik furchtsam und ängstlich." Diese Haltung des Münchner Cabinets gab denn auch dem Fürsten Metternich den Vorwand zum Rückzug. Er ließ vertraulich erklären, seine Denkschrift vom 11. December habe nur den Zweck gehabt, Bayern zu beruhigen, und im Grunde sei auch er der Ansicht, daß die Erfüllung des Artikel 13 rathsam und nützlich sei; nur müsse die erforderliche Frist den einzelnen Regierungen überlassen bleiben. Aehnlich fielen die meisten andern Erklärungen aus, die einen mit gewissen Vorbehalten, die andern mehr oder weniger gewunden. Württemberg ging über seinen eigenen Verfassungsstreit hinweg. Nur Preußen sprach sich rückhaltloser aus, als die andern Es billigte mit anerkennenden Worten die Initiative Mecklenburgs, wies auf die Schwierigkeiten hin, welche in seinen Landen die Einführung einer allgemeinen Verfassung bisher nur verzögert hätten, und erklärte sich mit einer periodisch wiederkehrenden Anregung von Seiten des Bundes völlig einverstanden.

Am 25. Mai 1818 fand die Abstimmung über die mecklenburgischen Anträge statt. Die Garantie des Staatsgesetzes Seitens des Bundes ward einstimmig beschlossen, und betreffs des Artikel 13 aus den abgegebenen Erklärungen „die Versicherung entnommen, diesen Artikel auf angemessene Weise in Vollziehung zu bringen und der Bundesversammlung binnen Jahresfrist die geeigneten Mittheilungen von den fernern Einleitungen in den ständischen Einrichtungen, von deren Fortgange und wo möglich, von ihrem allerseitigen, endlichen Resultate zu machen".

Mehr war fürs Erste nicht zu erreichen gewesen. Der Antragsteller konnte aber in seinem Bericht über die Beschlußfassung mit Recht darauf hinweisen, daß seine Anregung einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Ver-

fassungsfrage gehabt, ja, daß dieser Einfluß bereits in Bayern seine Wirkung geübt habe, indem die dortige Regierung, um den Schein einer vom Bunde ausgehenden Pression zu vermeiden, jetzt die schon lange zuvor ausgearbeitete, aber bisher immer zurückgehaltene Landesverfassung am 27. Mai, dem Geburtstag des Königs, publicirt habe. Auch in Baden und Württemberg kam diese Frage nun in Fluß und durch die Einführung der Verfassungen vom 22. August 1818 bezw. 25. September 1819 zur vorläufigen Erledigung. Für Mecklenburg aber war der von Plessen erzielte Bundesbeschluß von einer Bedeutung, deren Umfang Jener selbst damals schwerlich ahnte. Er sollte zweiunddreißig Jahre später die Grundlage bilden zur Beendigung eines sehr ernsten und äußerst verwickelten Rechtsstreits zwischen der Ritterschaft und dem Landesherrn. In Folge eines Appells, den die Ritterschaft bei der den Bundestag zeitweilig vertretenden Centralbundescommission einlegte, ward es möglich, im Frühjahr 1850 das durch die Patentverordnung vom 28. November 1817 vorgeschriebene, schiedsrichterliche Verfahren einzuleiten und damit den überaus peinlichen Conflict zu beendigen, der sich an die 1849 eingeführte, durch das Schiedsgericht nunmehr wieder aufgehobene, constitutionelle Verfassung knüpfte und einen Zustand allgemeiner Verwirrung im Lande hervorgerufen hatte. Die Zulässigkeit einer schiedsrichterlichen Entscheidung in dem vorliegenden Fall ist seitdem von der liberalen Partei wiederholt bestritten worden. Mag man über diese staatsrechtliche Controverse denken, wie man will. Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß Friedrich Franz I. und sein Gesandter durch Erwirken der Bundesgarantie für jenes Austrägalverfahren in weiser Umsicht den Ausweg aus den Verwicklungen der spätern Verfassungskrisis geschaffen haben. Die Anhänger der alten, ständischen Institutionen aber sind jenen beiden Männern zweifellos zu besonderem Danke verpflichtet.

Das entschiedene und zugleich maßvolle Auftreten Plessen's in dieser Angelegenheit hatte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt. Die liberale Gesinnung, welche er schon früher als Mitglied einer Commission zu Gunsten der vom Senat schwer geschädigten Frankfurter Judenschaft bekundet hatte und die sich auch jetzt in der Vertretung berechtigter Volkswünsche geltend machte, erwarb ihm die Sympathien patriotischer Meinungsgenossen. In den Cabinetten der Mittelstaaten blickte man mit einem gewissen Staunen auf den Mann, der als Vertreter eines kleinen Landes die Kühnheit gehabt hatte, einer hochmögenden Wiener Staatskanzlei die Stirn zu bieten und sie zum Eingehen auf seine Anträge zu bestimmen. In Wien selbst hatte man die Festigkeit Plessen's unbequem gefunden, und seine Beziehungen zu Buol litten einige Zeitlang unter einer Verstimmung, die noch durch andere Differenzpunkte verschärft wurde. So hatte Plessen seit seiner Rückkehr aus den Herbstferien bemerkt, daß die von dem Ausschuß festgesetzte, sogenannte Reihenfolge der Verhandlungsobjecte nicht eingehalten wurde, und das Präsidium augenscheinlich bestrebt war, die wichtigeren, organischen Materien auszuschließen. Er verhehlte dem Grafen Buol sein Befremden darüber nicht. Dieser zeigte einige Verlegenheit und berief sich auf Instructionen von Wien, worauf Plessen ihm eine Liste der zuvörderst zur Erledigung stehenden Berathungsgegenstände

übergab und deren Einsendung an die Staatskanzlei verlangte. Bald darauf kam denn auch von dort ein von allgemeinen Entschuldigungen begleiteter Auftrag, nach dieser Liste zu verfahren.

In dieser Zeit begegnet man in den Plessen'schen Berichten den ersten Aeußerungen eines Zweifels an der Ehrlichkeit der Wiener Bundespolitik. Es werden Besorgnisse laut, daß die Hofburg den Schwerpunkt des Bundesverhältnisses in directe Verhandlungen mit den einzelnen Höfen zu verlegen und den Bundestag nur zu einer Abstimmungsmaschine herabzuwürdigen trachte. Allerdings sträubt sich Plessen gegen die Annahme, daß die anderen Regierungen hierauf eingehen könnten. Indessen gibt ihm ein Satz in der österreichischen Denkschrift vom 11. December viel zu denken. „Der Kaiser," hieß es darin, „erkennt nur den Bund in den verbündeten Fürsten und keineswegs in der Bundesversammlung." Dies stand in entschiedenem Widerspruch zum Artikel 4 der Bundesacte, nach welchem die Bundesversammlung das eigentliche und einzige Organ des Bundes, und dieser außerhalb derselben gar nicht existent oder wirksam war. Auch bestritt Plessen dem Kaiserstaat irgend eine andere Präsidialstellung als die, welche die Bundesacte (Artikel 5) ihm in der Frankfurter Versammlung zusprach, und rieth in seinen Berichten der Großherzoglichen Regierung, allen solchen Uebergriffen Oesterreichs mit entschiedenem Widerspruch zu begegnen.

Indessen kam es zunächst noch zu keinem Conflict. Die Wiener Denkschrift mochte nur ein Fühler gewesen sein. Metternich lenkte wieder ein, und Graf Buol überbrachte, als er am 5. April 1818 von einer Reise nach Wien zurückkehrte, seinem mecklenburgischen Collegen ein eigenhändiges Schreiben des Fürsten, das neben schmeichelhaften Aeußerungen für den Empfänger die bestimmte Zusicherung enthielt, daß der Kaiser die Wirksamkeit des Bundestags auch ferner unterstützen und fördern werde. In der That bewegte sich die Wiener Politik während der nächsten Jahre in diesen Bahnen. Das später eingeschlagene Einschüchterungsverfahren und die Epuration der Bundesversammlung von oppositionellen Elementen fielen in eine Zeit, wo Plessen bereits Frankfurt verlassen und der Württemberger Wangenheim die Führung der Opposition übernommen hatte.

Einstweilen nahmen die Dinge in Frankfurt ihren gewohnten Verlauf, und bei der fast täglichen Berührung in den zahlreichen Commissionssitzungen verflüchtigte sich auch die Spannung zwischen dem Präsidialgesandten und seinem kleinstaatlichen Collegen. Eine schwierige und verwickelte Aufgabe, die Redaction einer Bundeskriegsverfassung, lag vor. Sie erforderte angestrengte Arbeit und versöhnliche Stimmung, denn es galt tiefgreifende Gegensätze auszugleichen.

Wie schon erwähnt, hatten die leitenden Staatsmänner Oesterreichs und Preußens während ihres Aufenthalts in Karlsbad im August 1817 unter Zuziehung militärischer Beiräthe Unterhandlungen über die künftige Gestaltung des Bundesheers gepflogen. Doch war nicht viel mehr daraus hervorgegangen als die Verabredung, dem Bunde nur das vorzulegen, was von beiden Mächten vorher gemeinschaftlich vereinbart sei. Zur Feststellung eines solchen gemein-

samen Entwurfs war der Geheime Legationsrath von Jordan im November 1817 nach Wien geschickt worden, woselbst er mit dem dortseits bestellten Baron Wessenberg zwei Monate lang conferirte. Am 15. Januar legte Graf Buol der Bundesversammlung das österreichisch-preußische Project vor, nach welchem das Bundesheer eine Friedensstärke von 120000 Mann erhalten, im Kriegsfall aber auf Grund einer Aushebung von 3 Procent der Bevölkerung auf circa 900000 Mann gebracht werden sollte. Plessen fand den Friedensstand verhältnißmäßig viel zu klein oder die Aushebungsziffer zu hoch, da die Cadres eine so starke Vermehrung bei der Mobilmachung nicht fassen könnten. Auch bemängelte er die Ungleichheit der Corps, von denen das I. und II. je 41000, die nächstfolgenden zwischen 5000 und 6000 Mann zählen sollten, das XI. aber nur 1840 Mann. Vieles in dem Entwurf fand er unbestimmt, Anderes wieder zu detaillirt. Mit welchen Landesgebieten die beiden Mächte in den Bund eintreten wollten, war noch immer nicht gesagt. Die Abschätzung der Seelenzahl in den Einzelstaaten erschien willkürlich, nicht minder die Vertheilung der Waffengattungen. „Von den freien Städten z. B. werden," schrieb Plessen, „lauter Artilleristen, jedoch ohne Kanonen verlangt. Da aber in keiner dieser Städte eine Artillerieschule vorhanden ist, was diese Forderung erklärlich machen könnte, so muß man wohl bei den freien Bürgern besondere Anlagen zu diesem Fach voraussetzen." Auch von Seite der andern Gesandtschaften hatte man gegen den Entwurf mancherlei einzuwenden. Man ging sogleich an die Aufstellung eines Contreprojects, welches ebenso wie das österreichisch-preußische an die Höfe versandt wurde. Zwar hatte man sich in der Hauptsache an den Entwurf der Großmächte gehalten, doch kamen auch sehr bedeutende Abweichungen vor. So war u. a. die Aushebungsziffer auf $1^1/_2$ Procent herabgesetzt und — auf Bayerns Betreiben — das Bundesheer in vier große Armeen eingetheilt, von denen zwei durch Oesterreich und Preußen gestellt, die beiden andern durch die übrigen Bundescontingente gebildet werden sollten. Mit Ausnahme dieser Bestimmung, die er für undurchführbar hielt, empfahl Plessen dem Großherzoge, dieses Contreproject (an dessen Redaction er wohl selbst betheiligt war) den Instructionen zu Grunde zu legen.

Diese Instructionen trafen nun im Laufe des Februar von allen Seiten ein, und alle Mittelstaaten erklärten sich sogleich für das Contreproject. In Wien und Berlin war man darüber verstimmt. Um indessen nicht eine Spaltung zwischen den beiden Cabinetten und dem Gros der übrigen Bundesregierungen eintreten zu lassen, schlug Metternich einen Ausgleich vor. Er richtete eine Memoire an Hardenberg, von dem auch Graf Buol eine Abschrift erhielt. Plessen erlangte vertraulich Kenntniß davon. „Ich kann bezeugen," berichtete er darüber am 3. März 1818, „daß die Vorschläge des österreichischen Ministerii sehr wohlmeinend für die allgemeine Sache und die zweckmäßige Einrichtung des Bundesmilitärs lauten. Man hat in Wien die Mängel und Schwächen des ersten Entwurfs erkannt und scheint nun die Sache ohne weitere Nebenrücksichten geraden Wegs zum Ziel leiten zu wollen. Man glaubt dies am ersten durch einen Bundesausschuß zu erreichen, welcher die Abstimmungen zu bearbeiten und in einem dem Plenum vorzulegenden Plan zusammenzustellen

hätte, während daneben ein Militärcomité sich über den technischen Theil und die rein militärischen Punkte gutachtlich zu äußern haben würde."

Nachdem Graf Buol, der während der Osterferien in Wien gewesen war, einen in obigem Sinne verfaßten, neuen Entwurf von dort mitgebracht und der Bundesversammlung am 9. April vorgelegt hatte, beschloß die Letztere, diesen Entwurf, der allseitig als geeignetes Compromiß angesehen wurde, nunmehr den Berathungen zu Grunde zu legen. Auch der Vorschlag betreffs der beiden Commissionen fand allgemeinen Anklang, und man schritt sogleich zur Wahl des Bundesausschusses. Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Württemberg, Dänemark und Mecklenburg waren darin vertreten. Man erbat sich als Deputirten des Kaiserstaats den Baron Wessenberg, der das Präsidium erhielt und die Sitzungen am 24. April eröffnete.

Die Beschickung der Militärcommission stand allen Bundesstaaten frei. Doch hatte Preußen den Wunsch geäußert, dieselbe möge nicht zu zahlreich ausfallen. Da es sich nicht um Vota, sondern nur um technische Gutachten handelte, so sahen die Regierungen der kleineren Staaten — wohl auch mit Rücksicht auf die Kosten — von der Betheiligung ab. Anfangs Mai trafen folgende höhere Officiere in Frankfurt ein: die Generale von Steigentesch (Oesterreich), von Wolzogen (Preußen), von Maillot (Bayern), von Varnbüler (Württemberg), von Hinüber (Hannover), von Weihers (Hessen-Darmstadt), die Obersten von Ochs (Kurhessen), von Freidorff (Baden) und der Major von Minkwitz (Sachsen). Die Sitzungen begannen am 9. Mai. Später traten noch für Luxemburg Oberst Wildemann, für Dänemark Oberst von Haffner ein. Letzterer vertrat auch die beiden Mecklenburg, welche mit Holstein-Lauenburg, Oldenburg und den Hansestädten zusammen eine Division bilden sollten.

Oesterreich hatte inzwischen erklärt, mit denjenigen Theilen seines Staatsgebiets dem Bunde beitreten zu wollen, welche vormals zum Deutschen Reich gehört hatten und eine Einwohnerzahl von 9½ Millionen umfaßten. Doch beabsichtigte der Kaiser nicht, die Defensionslinie des Bundes über die Alpen auszudehnen. Preußen folgte bald darauf mit der Erklärung, daß es gleichfalls mit seinen dem ehemaligen Reichsgebiet angehörenden Provinzen, außerdem aber noch mit Schlesien und der Grafschaft Glatz dem Bunde beitrete. Es gab die Einwohnerzahl dieses Gebiets auf 7,9 Millionen an.

Beide Commissionen, die militärisch-politische wie die militärisch-technische, gingen nun vereint an die Arbeit. In regem Austausch von Gutachten, Rückfragen, Collectiv- und Einzelvoten, Denkschriften u. s. w. ward der österreichische Entwurf durchberathen und amendirt, dazwischen an die Höfe berichtet und über Specialfragen Weisung eingeholt. Es tauchten erhebliche Schwierigkeiten auf, so hinsichtlich der Wahl und Befugniß des Oberfeldherrn, der Matrikel, der Bundesfestungen und der Corpseintheilung. Hinsichtlich der letzteren Frage handelte es sich darum, ob die gemischten Verbände zu drei oder zu vier Corps formirt werden sollten. Oesterreich und die Mittelstaaten waren für die kleinere Zahl. Preußen wünschte die Corps weniger stark, also zahlreicher. Die Militärpartei in Berlin suchte womöglich durchzusetzen, daß im Frieden gar keine Armeecorps, sondern nur Divisionsverbände bestünden, um

im Kriegsfall die Angliederung derselben an die größeren Heeresabtheilungen leichter ins Werk zu setzen. Dies rief wiederum das Mißtrauen der Minder-mächtigen hervor. Preußens schüchterne Versuche, mit den kleineren Nachbarn Militärconventionen abzuschließen, mißlangen vollständig. Es ist gerade kein erfreuliches Bild, das uns jene Verhandlungen entrollen. Die centrifugale Tendenz des Bundes, das ängstliche Festklammern der schwächeren Mitglieder an dem Princip der Gleichberechtigung, die Besorgniß vor finanzieller Belastung, vor dem Einfluß der Nachbarn, alles dies trat hierbei recht deutlich zu Tage. Dieser Bundesstaat wollte nicht mit jenem in demselben Corpsverbande stehen, jener wiederum nur mit einem dritten, vielleicht entlegenen. Die Vertheilung von Artillerie und Cavallerie machte die allergrößten Schwierigkeiten. Mancher Hof wollte sein Fähnlein, sein Schwadrönchen behalten und es doch wiederum nicht einem größeren Verband einfügen. Mit vornehmer Indifferenz blickte Oesterreich, mit spöttischem Unmuth Preußen auf dieses Treiben. Im Ganzen aber zeigten sich beide den Wünschen ihrer schwächeren Bundesgenossen gegenüber gefällig. So kam denn in der Schlußsitzung vor den Herbstferien am 14. October 1818 die Bundeskriegsverfassung mit dem begleitenden Bericht des Ausschusses zur Vorlage und nach Wiedereröffnung der Session am 21. Januar 1819 in den ersten vier Sitzungen zur Abstimmung und Annahme. Die Majorität entschied sich für drei gemischte Corps, so daß das Bundesheer deren nun im Ganzen zehn zählte. Den Einwand der beiden Hessen, welche sich militärisch nicht trennen wollten, erklärte der Bundestag für unbegründet und wies das Großherzogthum dem VIII., das Kurfürstenthum dem IX. Corps zu. Gleich-zeitig wurde beschlossen, eine ständige Militärcommission in Frankfurt einzu-setzen, welche der Bundesversammlung als technischer Beirath dienen sollte. Dieser Commission und dem noch nicht aufgelösten Bundesausschuß fiel sodann die Berathung zweier, noch nicht erledigter Punkte zu: die Wahl, Fortification und Armirung der Bundesfestungen und die Entscheidung über Fragen, welche den Kriegsfall betrafen. Den einzelnen Bundesregierungen blieb es überlassen, sich wegen der Organisation der Corps- und Divisionsverbände miteinander ins Benehmen zu setzen, und es traten dieserhalb überall Commissionen zu-sammen. Bei diesen Verhandlungen machten sich die particulären Interessen noch schärfer als in Frankfurt geltend. Die Separatconvention, welche Mecklen-burg mit den anderen, zu dem gleichen Divisionsverband gehörigen Staaten abschloß, wurde am 22. December 1822 in Altona unterzeichnet. Es währte aber noch mehrere Jahre, bis die Bundeskriegsverfassung in allen ihren Theilen, wenigstens auf dem Papier fertig war.

Man hat von dem heutigen Standpunkte der Kriegswissenschaft und Heeres-verwaltung aus nur noch ein mitleidiges Lächeln für die militärische Organi-sation des alten Bundes. Gewiß ist, daß keine staatliche Einrichtung so wenig eines einheitlichen Charakters entbehren kann als das Heerwesen. Auch war es für die Integrität deutschen Gebietes sicherlich ein Glück, daß die Zweck-mäßigkeit der Bundeskriegsverfassung niemals auf die Probe gestellt wurde. Beruhte auch der Bund seinem Wesen nach lediglich auf einem Schutzvertrag, und bewahrte demnach seine Kriegsverfassung einen streng defensiven Charakter,

so ist der Zweifel wohl erlaubt, ob die innere Haltlosigkeit des deutschen Heerwesens einem Anprall von außen Widerstand zu leisten vermocht hätte. Bei der Mobilmachung von 1859 traten diese Schwächen sehr greifbar zu Tage, und Preußen entnahm aus ihnen den Anlaß zu seinen wiederholten, aber stets erfolglosen Anträgen einer Revision der Kriegsverfassung. Gewiß, jene Mißstände waren sehr fühlbar, und der Keim zu ihnen lag bereits in den Grundzügen jener Akte, welche damals, im Januar 1818, als Bundesgesetz ins Leben trat.

Dennoch wäre es ungerecht, den Begründern dieser Heeresorganisation aus der Schwäche und Unzulänglichkeit ihrer Schöpfung einen Vorwurf zu machen. Das Widersinnige lag in dem ganzen Bundesverhältniß selbst, welches einen Kleinstaat, der ein Contingent von 3000 Mann aufbrachte, mit den großen Militärmächten auf eine Stufe stellte und das Princip der Gleichberechtigung auch in einem Organismus durchzuführen bestrebt war, der, wie das Heerwesen, zu jedweder Kraftentfaltung ein festes Gefüge und eine einheitliche Leitung erheischt. Die Unvereinbarkeit dieser zwischen dem gegebenen Vertragsverhältniß und den Erfordernissen eines kriegstüchtigen Heerwesens bestehenden Gegensätze muß dem Frankfurter Gesandtencollegium und den ihm beigeordneten Officieren damals schon ebenso klar gewesen sein wie uns. Wenn sie trotzdem und unbeirrt durch die zahllosen Rücksichten und Hemmnisse in emsiger Arbeit und redlichem Bemühen ein Werk zu Stande brachten, welches bei aller Mangelhaftigkeit immerhin — mit der kurzen, an die Krisis von 1848 geknüpften Unterbrechung — bis zum Jahre 1866 bestanden hat, so sind wir gezwungen, der bei dieser undankbaren Aufgabe aufgewendeten Arbeitskraft auch heute noch unsere Anerkennung zu zollen.

Und was von der Kriegsverfassung gilt, läßt sich zum großen Theil auch von den anderen Schöpfungen des Bundestags sagen, namentlich in den ersten Jahren seines Bestehens. Es ist sehr leicht, jetzt, wo die Phase der politischen Zerklüftung längst hinter uns liegt, auf die Misere der Kleinstaaterei geringschätzige Blicke zu werfen, das Unzureichende der Bundeseinrichtungen zu bespötteln und die Staatsmänner jener Zeit des Mangels an Einsicht oder an Patriotismus zu bezichtigen. An dem Bundestag vor Allem hat die Geschichtschreibung wie die Presse ihren Witz geübt. Es mag zu Zeiten nicht angenehm gewesen sein, einer Versammlung als Mitglied anzugehören, die in der öffentlichen Achtung nicht eben hoch stand, deren Wirksamkeit äußerst beschränkt war, deren Bestand aber dennoch für nothwendig galt, eben weil Niemand etwas an die Stelle zu setzen wußte. Daß es ein Provisorium war, welches die Bundesacte von 1815 geschaffen hatte, werden sich die Einsichtigeren unter unseren Vorfahren auch wohl gesagt haben. In Plessen's Berichten aus den Jahren 1816—1820 finden sich häufig Bemerkungen, welche auf diese Erkenntniß hindeuten. Man glaubte aber damals noch an die Möglichkeit einer weiteren Ausbildung des Bundesorganismus und beschränkte sich auf das, was den Interessen des Augenblickes entsprach. Man hielt den Dualismus der beiden Großmächte für keine immanente Gefahr, schon deshalb nicht, weil der Kaiserstaat damals noch das ganze Prestige seines ehemaligen Reichsprimats

besaß und durch die Ausdehnung seines Gebietes, durch das Ansehen und die Verbindungen seines Herrscherhauses, sowie nicht zum Mindesten durch die damals noch unbestrittene Ueberlegenheit seiner Diplomatie die führende Rolle in Deutschland beanspruchen durfte. Neben der historisch begründeten, fest gelagerten Machtstellung der Habsburger wies das Urtheil der Zeitgenossen dem eben erst reconstruirten Preußen mit seinen erschöpften Finanzen und seinem unzusammenhängenden Staatsgebiet den zweiten Platz an. Es mußte sich erst consolidiren, die neuen Provinzen fester in den Verband des Staatswesens einfügen, wollte es den Kampf um die Hegemonie in Deutschland ernstlich aufnehmen. Auch besorgte dies zur Zeit Niemand. Allgemein bekannt war es, wie sehr der alternde Hardenberg unter dem Einfluß Metternich's stand. Die Pariser Friedensverhandlungen hatten es dargethan, und die Conferenzen in Aachen und in Karlsbad sollten es bestätigen. Weit größer war die Besorgniß der Mindermächtigen vor einem allzu intimen Zusammengehen der beiden Vormächte und einer daraus entspringenden Vergewaltigung der schwächeren Bundesgenossen. Solche Beklemmungen verrathen auch gelegentlich die Plessen'schen Berichte. Die Zeit, in welcher die Mittelstaaten aus dem Antagonismus der beiden großen Cabinette das Gefühl der eigenen Sicherheit schöpften, kam erst später. In den ersten Jahren des Bundes waren die Blicke von Frankfurt aus hauptsächlich auf Wien gerichtet, und es galt für ein beruhigendes Zeichen, wenn die von dort kommenden Instructionen und die Präsidialvorträge eine selbständige, „durch Gefälligkeiten für Preußen nicht beeinflußte" Bundespolitik bekundeten. Weit mehr als gegen das Aufstreben Preußens richtete sich der Argwohn der Kleinen gegen die Sonderbundsgelüste der süddeutschen Staaten. Alles in Allem aber war doch das Ruhebedürfniß nach der schweren Kriegszeit so vorherrschend und so allgemein, daß die Gefahr gewaltsamer Eingriffe der Mächtigen und mit ihr ein Zerfall des Bundes nicht in den Kreis ernster Erwägungen gezogen wurde.

Beruhigend wirkte in dieser Hinsicht auch der Aachener Congreß, der sich, einer ausdrücklichen Verabredung gemäß, mit den deutschen Angelegenheiten nicht befaßte. Eine Zusammenkunft der drei Monarchen im September 1818 war schon im Herbst des vorangehenden Jahres ins Auge gefaßt worden. Bezüglich der Wahl des Ortes gingen aber die Wünsche noch auseinander. Kaiser Alexander hatte Aachen vorgeschlagen; Preußen hielt aber diese Stadt als Badeort und wegen ihrer Lage in der Nähe der Grenze nicht für geeignet. Kaiser Franz, dessen Ansicht erbeten wurde, proponirte nun Düsseldorf, womit man in Berlin, nicht aber in St. Petersburg einverstanden war. Endlich gab doch der bestimmte Wunsch des Czaren den Ausschlag, und es blieb bei Aachen. Gegen Ende September trafen die Monarchen einzeln in Frankfurt ein, verweilten aber nur kurze Zeit und setzten dann die Reise nach dem Congreßort fort. Die Anwesenheit des Kaisers von Rußland in Frankfurt veranlaßte dort den Besuch seiner deutschen Verwandten, des württembergischen Königspaares, sowie des Herzogs und des Erbprinzen von Oldenburg. Der König von Bayern sandte seinen Sohn Karl zur Begrüßung. Frankfurt wimmelte von Fremden, und die Arbeiten ruhten einige Tage. Kaiser Franz war von

dem Kurfürsten von Hessen gebeten worden, auf seiner Reise nach Mainz in Wilhelmsbad Nachtquartier zu nehmen. Alles war dort aufs Prächtigste zum Empfang vorbereitet. Der Kaiser aber, der noch über das Vorgehen des Kurfürsten am Bundestage und über sein ganzes politisches Verhalten verstimmt war, lehnte die Einladung Anfangs ab und ließ sich nur mit Mühe von Metternich bewegen, eine Stunde in Wilhelmsbad zu rasten.

Ungeachtet dieser auffällig kühlen Reserve ließ sich der Kurfürst nicht abhalten, gleich darauf den in Aachen versammelten drei Monarchen den längst heimlich gehegten Wunsch nach Verleihung der Königswürde auszusprechen. „Es ist kaum glaublich," schrieb Plessen am 3. October, „daß der Kurfürst bei den jetzigen Zeiten und der Beschaffenheit seines Staates auf solche Gedanken hat verfallen können. Ein Königstitel würde nur die Kosten eines scheinbaren Glanzes vermehren, ohne innere Würde und Stärke zu verleihen. Von Seiten der Monarchen sind denn auch Erinnerungen gemacht, welche den Kurfürsten zum reiferen Nachdenken bringen sollen. Dennoch bin ich nicht sicher, ob man einem weiteren Andringen nicht nachgibt, indem der Kurfürst versprochen, sich dann in allen schwebenden Differenzen willfährig zu zeigen, was freilich auch durch ein festeres Benehmen zu erreichen sein würde. Sollte man ihm aber dennoch den Königstitel gewähren, so könnte man nur bedauern, daß ein Scandal aus den Zeiten Napoleon's im deutschen Bunde von Neuem aufgeführt und der Souveränitätsschwindel deutscher Regierungen den gegründeten Angriffen revolutionärer Gegner öffentlich bloßgestellt würde. Auch wäre vorauszusehen, daß Hessen-Darmstadt und Baden, die beide mehr Einwohner haben als Kurhessen, gleichfalls den Königstitel erlangen würden." Die letztere Erwägung mochte wohl auch für die drei Monarchen bestimmend sein, denn der Antrag ward definitiv abgelehnt. Den Ingrimm darüber bekamen die armen hessischen Landesbewohner deutlich genug zu fühlen.

Die Aachener Verhandlungen wurden streng vertraulich geführt, und die mit Richelieu abgeschlossene Convention wegen Räumung des französischen Gebietes überraschte die diplomatische Welt bei ihrem Bekanntwerden. Auf die deutschen Angelegenheiten übte die Zusammenkunft insofern eine nachhaltige Wirkung aus, als Hardenberg seitdem mehr denn je unter den Einfluß Metternich's gerieth und sich dessen reactionärer Politik jetzt offen anschloß. Die beiden Staatsmänner hatten noch vor dem Aachener Congreß eine vertrauliche Zusammenkunft auf dem Johannisberg gehabt. Hier war es dem Oesterreicher gelungen, durch kleine Concessionen auf dem Gebiete des Bundes-Heerwesens seinen preußischen Collegen so zu umgarnen, daß dieser, nach Berlin zurückgekehrt, seinen bisherigen Verbindungen entsagte und ins Lager der Hofpartei überging, die dem Verfassungswerk entschieden widerstrebte. Die Enttäuschung, welche sich nach diesem Systemwechsel aller Verfassungsfreunde und Liberalen in Preußen und durch natürlichen Rückschlag auch in anderen Staaten bemächtigte, fiel zusammen mit jener unklaren Gährung, welche seit Kurzem in einigen politisch erregten Köpfen spukte und namentlich in akademischen Kreisen Unheil anrichtete.

Geradezu gefährlich war diese Bewegung nicht. Ihre Bedeutung ist damals von den Cabinetten sicherlich vielfach überschätzt worden. Sie hat ferner den Vorwand hergeben müssen zu Coercitivmaßregeln, deren Schärfe durch den mehr schwärmerischen als subversiven Charakter der Bewegung nicht gerechtfertigt war. Aber auch in der Kritik des von den Regierungen eingeschlagenen Verfahrens hat die spätere Geschichtschreibung nicht immer die nöthige Billigkeit walten lassen. Der Vorwurf der Unterdrückung eines nationalen Zugs wenigstens ist ungerecht, denn dieser Zug fehlte in jener Volksbewegung. Das Streben der deutschen Liberalen war damals weit weniger auf nationale Einheit als auf persönliche Freiheit gerichtet. Der Particularismus steckte den Bürgern nicht minder tief im Blute als dem Adel. Fußend auf der Eigenart der verschiedenen Stämme, genährt durch geschichtliche Entwicklung, lokale Abgeschlossenheit und begünstigt durch die Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten, der Sitte, Confession und der wirthschaftlichen Interessen, hatte er sich allen Krisen und Umwälzungen zum Trotz in den breiteren Volksschichten noch strenger erhalten als in den höheren, von dem Hauch internationaler Bildung angewehten Gesellschaftsklassen. Dort ging der politische Horizont nicht weiter als an die Grenzen des landesherrlichen Territoriums. Von dort konnte eine Anregung zur Begründung eines deutschen Gemeinwesens nicht erwartet werden. So richteten sich denn die Forderungen und Wünsche zunächst nur auf Befreiung von den Fesseln des herrschenden Landesregiments, und Decennien sollten vergehen, ehe — nach endlicher Befriedigung dieser Wünsche — auch der nationale Einheitsgedanke im liberalen Bürgerthum Eingang fand.

Der Bundestag wurde zu einer Beschäftigung mit dieser Frage zuerst durch die Mittheilungen veranlaßt, welche der Großherzoglich Sächsische Gesandte seinen Collegen im December 1817 über das von der Jenenser Burschenschaft veranstaltete Wartburgfest zu machen angewiesen war. Der Weimarische Minister, Graf Edeling, brachte in zwei Rundschreiben die Auffassung der Regierung über jene Feier und deren unpolitischen Charakter zum Ausdruck. Er erklärte, daß die Vorgänge in Eisenach keinen Anlaß zur Beunruhigung böten, wenn kein weiteres Aufheben davon gemacht werde. In der That war die Feier selbst harmlos verlaufen, und nur das satyrische Nachspiel mit dem Autodafé mißliebiger Bücher konnte als unnöthige und unpassende Provocation betrachtet werden. Daß dieser karnevalistische Scherz den Zorn der Cabinette von Berlin und Wien auf sich lenkte und sogar eine officielle Demarche derselben bei dem Großherzog von Sachsen veranlaßte, ist wohl nur damit zu erklären, daß das Treiben der Burschenschaft und der Ton, den einige Jenenser Professoren in Wort und Schrift angeschlagen hatten, schon seit einiger Zeit mißfällig bemerkt war. Wenn reactionäre Fanatiker, wie Kamptz und Gentz, ihre Federn schliffen und mit einem Uebermaß von Entrüstung gegen die weimarische Presse zu Felde zogen, so war das weniger auffallend, als daß selbst Stein das Gebahren der jugendlichen Schwärmer damals noch mit harten Worten als staatsgefährlichen Unfug brandmarkte. Wenige Monate später freilich trieb ihn die reactionäre Strömung der Cabinette ganz in das Lager der Liberalen, und seine persönliche Abneigung gegen Metternich und Harden-

berg gab seinen gegen deren Politik gerichteten Angriffen eine Schärfe, welche die Objectivität des Urtheils oft vermissen ließ. Plessen hielt alle diese Maßregeln für übertrieben und meinte in einem Bericht vom 9. December 1817, es sei rathsam, der Sache nicht mehr Wichtigkeit beizulegen, als sie gehabt, um nicht unnöthige Spannung hervorzurufen. Es genüge, der Wiederkehr solcher Vorgänge vorzubeugen, und dazu werde es sich empfehlen, „die übermüthige und anarchische Sprache einiger Zeitungsschreiber" zu zügeln, eventuell auch denjenigen Professoren die Lehrfreiheit zu entziehen, welche „die Jugend durch sophistische und überspannte Begriffe vom ernsten Studium abzögen und ihre Köpfe verwirrten."

Um den Druck abzuschwächen, der von den Cabinetten im Sinne einer strengeren Censur in Weimar ausgeübt wurde, beantragte die Großherzogliche Regierung am Bunde die Einführung eines allgemeinen Preßgesetzes, sowie am 1. April 1819 eine allgemeine Revision des deutschen Universitätswesens. Sie gab dabei Erklärungen ab über das in Jena beobachtete Verhalten und die von ihr erlassene Verfügung, nach welcher dort nur solche Ausländer Aufnahme finden sollten, die ein Leumundszeugniß ihrer Heimathsregierung beibrächten. Den sächsischen Landeskindern war das Studium auf auswärtigen Universitäten überhaupt untersagt. Plessen fand diese Maßregel ebenso unzweckmäßig als unwürdig im Hinblick auf die Bedeutung der berühmten Jenenser Hochschule. Er war mehr für den von Hannover eingebrachten Antrag, demzufolge die Staaten, welche Universitäten besaßen, sich unter einander über eine Reform der akademischen Disciplin zu verständigen hatten und der Bundestag zunächst unbetheiligt blieb. Dieser Antrag war schon Anfangs Januar 1819 gemacht, die Berathung darüber aber verschoben worden. Jetzt lenkte die Sand'sche Blutthat wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf die studentischen Schwärmer. Oesterreich trat am 6. Mai mit dem Vorschlag auf, eine Commission zu wählen, welche eine für alle Bundesstaaten gültige Universitätsordnung auszuarbeiten habe. Die Metternich'sche Depesche enthielt nach dieser Hinsicht schon einige Winke. Preußen war Anfangs gegen eine solche Verallgemeinerung der Frage, da es immer noch Jena als den Herd der geheimen Umtriebe betrachtete und darin durch die Geständnisse Sand's einigermaßen bestärkt war. Doch trat es schließlich dem Antrag bei, und die Commission wurde gewählt. Plessen gehörte ihr an. Nach mehreren Sitzungen wurde dem hannöver'schen Mitglied v. Martens, der als ehemaliger Universitätsprofessor mit den akademischen Einrichtungen vertraut war, die Ausarbeitung eines Entwurfs übertragen. Seine Arbeit wurde noch rechtzeitig fertig, um später in Karlsbad den Berathungen über diese Frage als Grundlage zu dienen. Seine Vorschläge liefen in der Hauptsache auf eine schärfere Beaufsichtigung der studirenden Jugend hinaus. Sie betrafen u. A. die Aufnahmebedingungen für die Studirenden, die anzuwendenden Strafen und deren Wirkung für andere Universitäten, sowie das Proceßverfahren selbst. Der privilegirte Gerichtsstand der Studentenschaft sollte aufgehoben und das Urtheil über namhafte Vergehen entweder den ordentlichen Gerichten oder einer besonderen, von der Universität unabhängigen Behörde zugewiesen werden. Ueber eine Controle der akademischen Lehrer und

ein Verfahren zu deren Maßregelung, wie sie Oesterreich in der Commission angeregt hatte, äußerte sich der Martens'sche Entwurf nicht. Plessen fand ihn im Ganzen annehmbar, zweifelte aber, daß seine Bestimmungen die erwartete Wirkung ausüben würden. Die alten akademischen Gesetze seien noch brauchbar und nur geringer Reformen bedürftig, ihre Handhabung aber eine laxe. Wenn man sie mit Strenge und Umsicht anwende, würden sie auch jetzt noch genügen. Dies war auch die Ansicht des Großherzogs, der überhaupt die an den meisten anderen Höfen herrschende Besorgniß vor Verschwörung und Aufruhr nicht theilte. Er betrachtete die Wallungen der aufgeregten Jugend mehr als Aeußerungen unklarer Schwärmerei und war keineswegs geneigt, sie wie politische Verbrechen zu bestrafen. In einem an Plessen gerichteten Rescript ward dieser angewiesen, bei den ferneren Verhandlungen über diese Frage besondere Vorsicht walten zu lassen.

Wir nähern uns nun dem bedeutsamsten Zeitabschnitt im Leben Plessen's, demjenigen nämlich, welcher ihm Gelegenheit bot, seine diplomatische und staatsmännische Befähigung auch in einem größeren Rahmen zu bethätigen. Seine Betheiligung an den Karlsbader und Wiener Ministerconferenzen führte ihn in die erste Reihe der Staatspolitiker, und sie war für ihn um so ehrenvoller, als er die Berufung dazu nicht dem Range des von ihm vertretenen Hofes, sondern seinen persönlichen Eigenschaften verdankte. Schon längst war man in Berlin und Wien auf diese Eigenschaften aufmerksam geworden. Plessen's gediegene Kenntnisse und geradezu erstaunliche Arbeitskraft — er war Mitglied aller wichtigen Commissionen und übernahm darin meistens die Hauptarbeit — hatte ihm in dem Frankfurter Collegenkreise eine hervorragende Stellung verschafft. Seit dem Frühjahr 1818 aber, wo er die mecklenburgischen Anträge mit Geschick und Kühnheit gegen die meisten größeren Cabinette verfocht, war dies Ansehen noch bedeutend gewachsen. Man lernte ihn als Mann von entschlossenem und freimüthigem Charakter kennen. Solche Leute konnte man auch in anderen Staaten wohl brauchen, und in jener Zeit mag schon bei Metternich der Gedanke aufgestiegen sein, Plessen für den kaiserlichen Dienst zu gewinnen, ein Gedanke, der, wie wir bald sehen werden, in directen Anträgen zum Ausdruck kam. Es ist schon erwähnt worden, wie der Fürst im Frühjahr 1818 seine Verstimmung über den unbequemen mecklenburgischen Antrag überwand und ein verbindliches Schreiben an Plessen richtete. Im September desselben Jahres kam er auf dem Wege nach Johannisberg und Aachen durch Frankfurt und hielt sich dort eine Woche auf. Obwohl gleich bei seiner Ankunft vom Fieber befallen und während seines ganzen Frankfurter Aufenthalts bettlägerig, mußte ihn Plessen täglich besuchen, und während er sonst für wenige Diplomaten sichtbar wurde, hatte er mit Jenem eingehende Unterredungen über die deutschen Verhältnisse. Plessen berichtete darüber im Ganzen befriedigt, doch stimmte er dem Programm Metternich's nicht in allen Punkten zu. Obwohl er von seiner abweichenden Ansicht auch dem österreichischen Staatslenker gegenüber kein Hehl machte, blieb dieser doch fortdauernd sehr günstig für ihn gestimmt. Ja, er warb geradezu um Plessen's Freundschaft und dessen amtliche Unterstützung. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht der nachstehende Brief, den

er bei Wiedereröffnung der Sitzungen des Bundestags zu Beginn des Jahres 1819 an ihn richtete, und worin er auf die österreichischen Vorlagen betreffs der Bundeskriegsverfassung Bezug nahm.

„Wien, den 12. Januar 1819. — Ich kann die Rückkehr des Herrn Grafen v. Buol nach Frankfurt nicht unbenutzt lassen, um Ew. Excellenz ein paar Worte der Erinnerung zu schreiben und Sie zugleich aufzufordern, auch im Verlauf der nächsten, so wichtigen Sitzung in dem Sinne vorzugehen, welcher bisher so glückliche Folgen für die gemeinsame Sache dargeboten hat. Es wäre überflüssig, Sie zu versichern, daß Graf Buol die Weisung hat, fortan im genauesten Einverständniß mit Ew. Excellenz zu handeln; sein eigenes Vertrauen in Ihren bewährten Charakter und in Ihre Geschäftskenntniß würde ihn ebenfalls ohne bestimmten Befehl zu diesem Gange bewegen.

Ich hoffe, daß Ew. Excellenz mit den Akten, welche Graf Buol nach Frankfurt überbringt, vollkommen zufrieden sein werden. Ich hege die Ueberzeugung, daß der Kaiser nicht correcter handeln könnte, als er es thut, und unter diesem Grundsatze muß allerdings der Sieg der guten Sache errungen werden — die deutschen Fürsten müßten denn ihre eigenen Feinde sein, um sich einem System reiner Willkür hingeben zu wollen. Sollte diese Möglichkeit für einige Verblendete unter ihnen bestehen, so wird derselbe Vorwurf sicher nie die Mehrheit treffen.

Empfangen Ew. Excellenz die Versicherung meiner vollkommensten Freundschaft und Hochachtung. F. v. Metternich."

Während der nächsten Monate bot sich kein Anlaß zu weiterer Annäherung. Der Plan des Wiener Hofes, sich auf einer Ministerialconferenz mit einigen Cabinetten über die Maßregeln zu berathen, welche die angeblich immer mehr anwachsende demagogische Bewegung nothwendig zu machen schien, wurde sehr geheim gehalten.

(Wird fortgesetzt.)

Stempelpapier.

Von

Salvatore Farina.

I.

Sie nannten ihn „Meister", wiewohl er, mit dem Stolz, nur ein Schüler der Natur zu sein, in äußerster Verachtung auf den Unterricht herabsah, den ein Mensch dem anderen ertheilen kann. War er nicht mit achtzehn Jahren aus der Brera desertirt, weil auf der Akademie beim Zeichnen nach einem unbeweglichen Gips mehr als Einer sein Leben vernichtet hat? Wir sagen „Leben"; aber wenn wir Giusto Recht geben wollen, werden wir sagen müssen, daß Viele sich dabei die Hand, das Auge, den Kunstverstand verdorben haben und lebenslang Copisten geblieben sind. Darum hatte er den regungslosen fahlen Gips im Stich gelassen, den Professor einen Esel genannt, und war vor die Porta Ticinese hinaus geeilt, um das Auge mit schönen beweglichen Linien und durchsichtigen Farben zu erfüllen.

Er versicherte, den ersten Unterricht in der Farbe habe ihm ein Graben gegeben, dessen kaum bewegtes Wasser die von der Maisonne glänzenden Wolken widerspiegelte. Da hatte die große Lehrerin ihm zum ersten Male gesagt: „Mein Giusto, lege den Kohlenstift fort, nimm die Palette und den Pinsel, sieh Dir Alles gut an und such' es zu machen wie ich; es wird vielleicht die Verzweiflung Deines ganzen Lebens sein, denn ich werde es fast immer besser machen, aber wenn Du Etwas in Dir hast und Dir's gelingt, es ans Licht zu bringen, so wirst Du ein großer Künstler sein, und die Leute, die mich nicht einmal ansehen, werden Dein Werk bewundern."

Seit jenem Maitage hatte Giusto, fortgejagt aus der Akademie, weil er dem Professor eine heilige Wahrheit gesagt, keinen anderen Lehrer mehr gehabt als die Natur.

Und bald wurde der Schüler von seinen Jüngern, und sogar von seinen Collegen und Nebenbuhlern „Meister" genannt; denn wo in der Kunst die Erbärmlichkeiten der Schulen und der Regeln aufhören, da beginnt die geistige Anarchie, und es findet sich ein Krümlein Gerechtigkeit, um einem lieb ge-

wordenen Gefährten ehrlich zu sagen: „Du bist ein großer Künstler," oder auch: „Du bist ein Dummkopf."

Aber weshalb ist der Künstler, bei diesem Lichtpunkt angelangt, dennoch nicht glücklich?

Weil oft dem berühmten Manne so ziemlich Alles fehlt; weil der Ruhm eine Sache ist, und der Hunger eine andere; weil in einem gewissen Alter, wenn er anfängt, von einem ruhigen Leben, am warmen Kamin, mit einer guten Gefährtin zu träumen, der Künstler, der in der Natur die Seele der Dinge gesucht hat, es schmerzlich empfindet, sich selbst nicht einer anderen theuren Seele ganz hingeben zu können.

Die italienischen Maler, welcher Schule sie auch angehören, bleiben oft, wegen der Dürftigkeit ihres Einkommens, das ganze Leben lang Hagestolze; mit grauen Haaren sieht man sie noch für das verlorene Ideal schwärmen, ohne daß sie sich in die Ehe wagten; einige nehmen sich ein leidliches Modell ins Haus, das, milde gesagt, hungrig wie sie selbst, das Glück des eigenen Herdes und der Familie vorstellen soll; und wenn sie Glück haben, so entspringt aus dieser Fiction nichts Schlimmeres als Skizzen und Gemälde, welche unverkauft bleiben, wenn die italienischen Nabobs sie nicht für ein Stück Brot erstehen.

Einstmals kamen über den Atlantischen Ocean oder aus den Steppen in unser schönes Land die wahren Crösusse, mit Dollars und Rubeln beladen; sie besuchten die Ateliers der Künstler, welche am meisten in der Mode waren, und nahmen Genrebilder und Statuen aus carrarischem Marmor mit; aber seit einiger Zeit ist Amerika nicht mehr das gelobte Land, Rußland ebenso wenig; die italienischen Statuen werden größtentheils aus Gips gemacht, die Steinbrüche von Carrara dienen kaum noch zu etwas Anderem als zu Kaminen.

So steht es gegenwärtig um die Kunst in Italien, und kaum darf man hoffen, daß es bald anders werde.

Und trotzdem ist die italienische Jugend immer noch in die Kunst verliebt, fordert das Elend heraus, erträgt fröhlich den Hunger und gibt sich nicht für besiegt; nie kommt den jungen Künstlern die Versuchung, die Carrière zu wechseln, sich z. B. dem Bankwesen, dem richterlichen Beruf, dem Handel zu widmen; während manchmal das Umgekehrte geschieht, daß nämlich ein Neuling von Wechselmakler, dem ein Ultimogeschäft übel abgelaufen ist, Lust bekommt, es mit der brotlosen Kunst zu versuchen.

Giusto, bei vielem Fasten zum Meister geworden, war im Alter von sechsunddreißig Jahren mit seiner Lage nicht unzufrieden, da er vierzigmal eine Copie nach Leonardo da Vinci's berühmtem „Cenacolo" den Russen und Amerikanern der guten Zeit, und zuletzt den Deutschen und Engländern verkauft hatte. Er hoffte, noch hundert andere „Cenacoli" abzusetzen, bevor er die Augen zum ewigen Schlummer schlösse; nur hegte er den beunruhigenden Zweifel, Leonardo's Fresco, bereits zum Schatten geworden, möchte vor der Zeit gänzlich verschwinden. Und was würde dann aus ihm und der jungen italienischen Kunst werden?

Eine ernstere Besorgniß überfiel ihn eines Tages, als ein Steuerbeamter auf den Gedanken kam, die italienische Kunst zu belasten, um die Finanzen des Staates auf einen besseren Stand zu bringen. Dieser erfindungsreiche Mann, der berechnet hatte, daß Giusto's „Cenacoli", mit Gold aufgewogen, ihm mehr Leibesnahrung abwerfen müßten, als ein Künstler von mäßigem Appetit bezwingen könne, kündigte ihm sofort eine enorme Steuersumme für bewegliche Habe an, zweihundert Lire jährlich, in sechs gleichen Raten zu bezahlen, wobei er die Steuerverpflichtung, wegen verabsäumter Anzeige, für drei Jahre zurückberechnete; im Ganzen eine nette Ohrfeige von achthundert Lire.

Aber, Jesus Maria! Woher achthundert Lire nehmen, um sie dem Steuererheber einzuhändigen? Wißt Ihr es?

Giusto wußte es nicht.

Er begab sich sofort in die Höhle des Raubthiers, das er, in seiner Unschuld, zu beschwichtigen hoffte; kaum daß er ihm in großen Zügen dargestellt, in welchem Wasser die moderne Kunst dieses schönen Landes schwimme, so würde das Ungeheuer um Vergebung bitten, seinem Nebenmenschen eine unnütze Betrübniß verursacht zu haben, und niemals wieder ein Wort davon verlauten lassen. So dachte der kindliche Meister.

Aber das wilde Thier ließ sich nicht besänftigen. Es bewies unserem Giusto, der mit offenem Munde zuhörte, daß allein schon drei Copien des „Abendmahls" jährlich zu einem solchen Preis, einem Meister von solcher Bedeutung . . . „Von welcher?" fragte demüthig Giusto. — „Zweihundert Lire jährlich für bewegliche Habe, in sechs gleichen Raten zahlbar."

Kurz, es gab kein Mittel, das Urtheil dieses Mannes zu berichtigen, der, höheren Weisungen gemäß, die bestimmte Pflicht hatte, seinen Nächsten zu schröpfen, um die Finanz zu befriedigen . . . und einen Schritt vorwärts in seiner Carrière zu machen. „Jedoch . . ."

„Jedoch . . . was? Sagen Sie, sprechen Sie."

Giusto konnte sich an die Commission wenden, welche in der Berufungsinstanz über die Steuern entscheidet.

„Und wie das? Und was thut diese Commission? Und was erlangt der Steuerzahler?"

Der Beamte war freigebig in seinen Rathschlägen; Giusto hatte seine Reclamation auf einem Stempelbogen für sechzig Centesimi einzureichen; die Berufungscommission thut stets, was der Steuerbeamte sagt; der Steuerzahler erlangt meistens weiter nichts, als daß er ein zweites Gesuch an eine andere Commission richten darf . . .

„Welche? . . ."

„Welche ebenso entscheidet wie die erste."

Alles wohl erwogen, machte Giusto gar keine Eingabe und sparte wenigstens den Stempelbogen.

Aber er mußte doch die achthundert Lire bezahlen, falls ihm daran lag, jeden Abend so zu sagen sein eigenes Mahl und dreimal im Jahre das des Leonardo da Vinci zu beschaffen.

Nun begann für den Maler eine schwere Arbeit, wie er sie vor dieser bösen Zeit noch nie gethan: die nämlich, sich seinen Verwandten wieder zu nähern, die er wegen ihres Vermögens bisher verachtet und vernachlässigt hatte; er mußte sie, Einen nach dem Anderen, sondiren und sich ein wenig mit ihnen befreunden, bis er sie so weit gebracht, daß er eines Tages die Bitte um ein Darlehen von achthundert Lire wie aus der Pistole schießen konnte. Und warum nicht von tausend? Es kostet nicht mehr Mühe, tausend Lire zu fordern als achthundert; obendrein ist tausend eine Zahl, die mehr Würde in sich hat, und wenn ihm ein paar Lire in der Tasche blieben, so würde das nicht übel sein, um sich ein gutes Modell für sein Meisterwerk zu sichern. Dies Meisterwerk sollte eine Cleopatra werden; aber alle bisher gesehenen Modelle befriedigten ihn nicht. Einer Einzigen waren die Arme untadelhaft gestaltet, und das bittere Lächeln des Todes und der Liebe wiederzugeben, vermochte Keine so wie sie; aber von Vielen gesucht, mußte man ihr drei Lire für die Stunde zahlen. Cleopatra wartete.

Die Verwandten Giusto's waren keine sehr nahen; der nächste war ein Halbbruder seines seligen Vaters, der Onkel Bortolo; er war zwanzig Jahre lang Fleischer gewesen und hatte sich zur Ruhe gesetzt, um mit Ochsen zu handeln, für das Schlachthaus, versteht sich; denn dieser Mann von altem Schrot und Korn konnte sich, so lange noch ein Lebenshauch in ihm war, von seinem Lieblingsgewerbe nicht trennen.

Onkel Bortolo hatte ein wenig Geld zurückgelegt; aber es hätte weit mehr sein können, wenn ihm nicht das Unglück passirt wäre, zwei Söhne zu haben, einer noch mehr Faullenzer als der andere, die nichts thaten als ihren Vater aussaugen. Außerdem hegte Onkel Bortolo einen alten Groll gegen den Bruder, obgleich dieser todt und begraben war, und sah auch die Malerei nicht mit besonders freundlichem Blicke an, wegen eines Mißgeschickes, welches sein Ladenschild betroffen hatte. Dieses Schild stellte einen prachtvollen Ochsenkopf vor, wie Bortolo deren so viele seinen Schlachtopfern abgeschlagen hatte; nach dem Urtheil der Köche in der Nachbarschaft war er zum Sprechen, und der Fleischer erfreute sich an seinem Gedanken, als ihm ein Strafmandat über den Hals kam, weil er vor der Ausstellung dieses herrlichen Stierkopfes nicht die Erlaubniß des Municipiums eingeholt und die betreffende Steuer gezahlt hatte. Bortolo behauptete seine Unschuld, erklärte, er habe sich nichts dabei gedacht; aber es half nichts, er mußte bezahlen. So schien dieses Schild, das ihm einen Tag lang Vergnügen gemacht hatte, nur aufgehängt zu sein, um für den ganzen Rest seines Lebens eine alte Wunde offen zu halten.

Ein anderer Verwandter Giusto's gehörte der Justiz in der Eigenschaft eines Gerichtsvollziehers an; auch er mußte wohl die Malerei hassen, denn er hatte die Wohnung ganz voll von Oeldrucken, und als Beamter blickte er auf den Vetter Maler von oben herab; er nannte sich Ippolito.

Ein anderer Cousin hatte einen Uhrmacher- und Goldschmiedeladen auf der Piazza della Vetra, und man sagte von ihm, er habe damit, daß er seine Uhren von den Speculanten der nahen Piazza Castello übel erwerbe, aber gut absetze, sich einen hübschen Sparpfennig bei Seite gelegt; er hieß Venanzio.

Wieder ein anderer Vetter war Priester. Er las die erste Messe, die am besten bezahlt wird wegen der Schwierigkeit, zu so früher Stunde des Morgens aufzustehen; seine Soutane war abgetragen, und unsaubere Bäffchen waren seine Specialität.

Dieser, Barnaba mit Namen, hatte ihn wenigstens zuweilen im Atelier aufgesucht und gab sich stets für einen leidenschaftlichen Verehrer der religiösen Malerei aus. Oft sogar hatte er dem Vetter Maler die verhängnißvolle Versuchung ausgesprochen, welche ihn ab und zu überkam, eine Madonna der Sieben Schmerzen für die Kirche, in der er Messe las, bei ihm zu bestellen; doch er hoffte ihr zu widerstehen, und hatte wirklich bis jetzt widerstanden.

Doch er würde es nicht länger, wenn Giusto ihm mittheilte, daß er dem Steuererheber eine Summe zahlen müsse, welche er nicht hatte; gewiß, lieber als sich so anzapfen zu lassen, würde der Priester die Madonna der Sieben Schmerzen für tausend Lire erstehen.

An demselben Tage ging der Maler zu seinem Vetter. Unterwegs hatte er die merkwürdige Kühnheit des Mannes, der seiner Sache sicher ist; in dem Gäßchen zur Sakristei begann ein bitterer Zweifel, und dem Hochwürdigen gegenüber hatte der „Meister" das Gesicht eines Schülers, welcher seine Lection nicht weiß.

„Welch' günstiger Wind bringt Dich so früh schon her?" fragte Priester Barnaba, während er mit Hülfe eines Chorknaben das Meßgewand anzog.

„Es ist kein Wind," bekannte Giusto, „und vor Allem ist es kein günstiger; es ist ein böser Orkan."

Priester Barnaba machte das Zeichen des Kreuzes vor dem Christus der Sakristei und erwiderte kein Wort, weil er von fern eine große Gefahr witterte.

Da Giusto sah, daß er ohne jede Ermuthigung Alles sagen müsse, schloß er die Augen und sprach: „Tausend Lire!"

Priester Barnaba erhob die Augen zum Christus, um ihn stumm anzuflehen, daß er diesem Unseligen Etwas antworten möge.

„Aber siehst Du denn nicht ein, mein guter Giusto, daß Du in einem schweren Irrthum bist? Wie! Und Du solltest nicht wissen, daß ich noch niemals über tausend Lire verfügt habe? Glaubst Du, ich würde wie eine Schwalbe hierher kommen, um die erste Messe zu lesen, wenn ich ein reicher Priester wäre? Und mit dem ganzen Verlangen, das ich Dir so oft ausgesprochen habe, der Capelle eine Madonna der Sieben Schmerzen zu schenken — wenn ich es immer noch nicht gethan habe, was bedeutet das?"

„Aber ich . . ." stammelte der große Meister der lombardischen Schule, „ich werde Dir eine Madonna der Sieben Schmerzen malen, welche die Steine weinen machen soll . . . und sie soll einen Meter und sechzig hoch sein, wie Du es wolltest; und wenn das nicht genügt, so mach' ich sie Dir zwei Meter hoch. Bring' ein Opfer, damit ich Frieden habe vor dem Steuereinnehmer."

Priester Barnaba hatte das Meßgewand schon an; er nahm den Kelch in die Hand, und nachdem er sich noch einmal vor dem Crucifix verneigt hatte, murmelte er leis ein Gebet, bevor er zum Altar aufbrach.

„Wenn Du meine Messe hörst, werden wir noch über Deine Sache reden können, aber von mir erwarte nichts; ich rathe Dir vielmehr, zu unserm Vetter, dem Uhrmacher, zu gehen. Der hat einen Haufen Geld, und für einen Verwandten wird er schon Etwas thun."

Der große Meister sagte kein Wort, aber wenigstens wollte er sich die Messe seines Vetters Barnaba schenken.

Tüchtig ausschreitend, bedachte er unterwegs seine Lage, die ihm jetzt schwieriger erschien als je.

An welchen anderen Verwandten sollte er sich nun wenden?

An den Uhrmacher der Piazza della Vetra, oder an den Gerichtsvollzieher Ippolito, oder an den Onkel Bortolo, den Schlächter? Der Uhrmacher öffnete seinen Laden präcis acht Uhr, um neun Uhr ging der Gerichtsvollzieher zum Tribunal, und vor dieser Stunde stand der an der Schlachtbank reich gewordene Ochsenhändler nicht auf. Es war erst fünf Uhr; und so früh zu seinen Vettern zu gehen, um ein Darlehn von tausend Lire zu erbitten, schien Giusto nicht klug gethan; er begab sich daher ins Atelier, um die Sache besser zu überlegen. Mit der Palette in der Hand, hier und da ein paar Pinselstriche auf eines der Bilder werfend, deren Bestimmung ist, nie vollendet zu werden, und deren alle Maler immer wenigstens eines haben, waren Giusto stets die besten Gedanken gekommen. So that er jetzt.

Er hatte gerade ein großes Gemälde, „Das irdische Paradies" benannt, auf dem er im Umfang von zwei Metern alle Versuchungen der Hölle zusammengehäuft hatte; Wein aus umgestürzten Kannen über die Tische fließend; halbnackte Weiber, eingeschlummert, indem sie betrunkenen Jünglingen, deren einige zwischen die Beine der Tafel gesunken waren, einen Kuß gaben; Würfel und Karten auf dem Tischtuch und dem Fußboden, Silbergeräth in der Sonne schimmernd, welche durch ein weites Fenster schien, um das unliebliche Schauspiel zu betrachten. Dies Bild, concipirt am Tage einer Orgie, die Giusto einen nachhaltigen Ekel hinterlassen hatte, war aus dem einzigen Grunde nicht vollendet worden, weil die munteren Frauenzimmer, welche ihm einmal als Modelle gestanden hatten, nicht wieder gekommen waren.

Dennoch war das Gemälde nicht ausgelöscht worden, und in den dornigen Augenblicken seiner Tage setzte der große Meister gern einige Pinselstriche darauf, um den Ton eines von der Sonne beleuchteten Gesichtes oder einen Schatten unter dem Tische zu verstärken — und dabei kamen ihm seine besten Gedanken. An jenem Morgen war es dieser:

„Ich spiele dem Steuereinnehmer einen Streich; er soll mit einer Nase zurückbleiben, zwei Spannen lang, um wenig zu sagen; ich flüchte mich ins Ausland, in ein Land, das weniger barbarisch ist als dieses unser Italien des Michelangelo und des Rafael; ich gehe in die Schweiz, nach Lugano."

Er warf einige Tupfen Bleiweiß auf eine Stelle des Hintergrundes, die noch nicht mit Farbe bedeckt war, trat zurück und fand, daß diese weiße Helligkeit allem bisher Gemalten eine weit kräftigere Färbung verlieh, und daß er entschieden einen weißen Saal wählen müsse, ganz carrarischer Marmor, oder Stuck und Gold. Er sann weiter.

„Seit Kurzem halten sich die wenigen Russen, die noch reisen, in der Schweiz auf, im Canton Tessin, der wie ein Stück von Italien ist, in Lugano, der Stadt der Hôtels . . . Auch die Deutschen gehen jetzt meistens über den Gotthard nach Italien und machen dann in Lugano Station; wenn der Fremde hört, daß ich in Lugano bin, wird er mein Atelier besuchen wollen. Wer weiß, wie viele schöne tausend Franken in Gold ich bei Seite legen werde, ohne meinem lieben Steuereinnehmer einen Centesimo zu geben. Und wenn ich die Tausende habe, dann kann ich vielleicht daran denken . . ."

An was? Er unterbrach seinen Gedanken, weil ihm ein anderer kam.

„Ja, aber in Lugano ist keine Kirche Delle Grazie und kein Abendmahl von Leonardo da Vinci; und was mach' ich dann?"

Diese Sorge war von kurzer Dauer. Giusto konnte sich eine Copie des Abendmahls anfertigen, und nach dieser alle anderen machen; eine Sitzung dem Originalfresco gegenüber würde den schwierigsten Käufer zufrieden stellen.

Wohlan denn, und nun konnte er seine via crucis fortsetzen, die Vettern, wenn es nöthig wäre, einen nach dem anderen besuchen, und mit philosophischer Ruhe die Schwierigkeiten durchmachen, tausend Lire geliehen zu bekommen. Es war acht Uhr, die Stunde des Uhrmachers der Piazza della Vetra. Giusto machte sich mit befreitem Gemüth auf den Weg.

II.

Vetter Venanzio, ein lustiger, junger Gesell des Abends, wenn sein Geschäft gut gegangen, war des Morgens in unzugänglicher Laune; die Ungeduld, daß sich der erste Handel darbiete, ohne den es, wie man weiß, nicht möglich ist, den zweiten zu machen, gab ihm ein unruhiges, mißvergnügtes Aussehen, welches die Anmuth seiner Person keineswegs erhöhte. Punkt acht Uhr jeden Morgen, wenn er den Laden öffnete, vergaß er aller Freuden vom Abend zuvor und dachte an nichts Anderes mehr, als an sein Geschäft und an die Polizeidiener, die ihm in den Laden fallen konnten, wenn er sich's am wenigsten träumen ließ, um viele vergebliche Nachforschungen anzustellen (wegen der nicht immer correct erworbenen Uhren).

Als Giusto sich präsentirte, war Venanzio tausend Meilen weit von ihm entfernt; und eben damit beschäftigt, die Uhren blank zu reiben, bemerkte er seinen Verwandten nicht einmal.

Aber der Maler, jeder Art von Begegnungen auf seinem Passionsgang gewärtig, ließ den Muth nicht sinken.

„Venanzio," sagte er mit kräftiger Stimme und wiederholte nochmals: „Venanzio."

Venanzio wandte sich nach ihm um und versuchte ein Lächeln, welches eine Grimasse wurde.

Giusto verlor keine Minute Zeit, um ihn von seinem Anliegen zu unterrichten; Jener, ohne sich in seiner Beschäftigung zu unterbrechen, sprach also zu ihm:

„Man hat Dich hintergangen, weißt Du, man hat Dich wirklich hintergangen; ich besitze keinen Soldo; all' diese Waare, die Du hier siehst, ist un-

bezahlt, und wenn ich sie nicht verkaufe, so gebe ich sie dem zurück, der sie mir zum Ausstellen gegeben hat; kaum daß es mir, wenn ich mich den ganzen Tag am Ladentisch quäle, so viel einbringt, um mich davon ernähren und kleiden zu können. Du weißt, ich bin, wie Du, unverheirathet; und warum bin ich unverheirathet mit vollen sechsunddreißig Jahren? Weil ich mich vor der Ehe und den Kindern fürchte, und ich fürchte mich davor, weil ich arm bin."

Giusto ließ sich durch diese Erklärungen nicht rühren und gab freimüthig zurück:

„Ich erwartete, daß Du mir das sagen würdest, denn ich weiß, wie viel Du verdienst und wie geizig Du am Tage bist; ich weiß auch, daß Du keine Frau nimmst, weil Du im ‚Eden', in der ‚Follia' und an anderen Orten so viele findest, wie Du magst. Aber ich verlange nicht ein Darlehn ohne Zinsen, was eine Albernheit wäre, sondern bin gekommen, um Dir ein Geschäft vorzuschlagen; wenn Du mir tausend Lire borgst, so gebe ich sie Dir mit zehn Procent in einem Jahre zurück, vielleicht noch früher."

Venanzio hatte nicht einmal Zeit, nachzudenken, wie er zu thun geneigt schien; denn ein widerwärtiges Gesicht zeigte sich vor dem Laden, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ich komme," sagte der Uhrenhändler, und der Mann verschwand.

„Sieh'," fuhr Venanzio fort, indem er die Uhren in dem Schaufenster weiter aufhing, „ich bin hier, um Geschäfte zu machen; müssen wir das nicht unser ganzes Leben lang thun? Aber wenn Einer verlangt, ich solle ihm etwas Geld verschaffen, das ich nicht habe, so kann ich die Leute, die mir wohl wollen, nicht bemühen, ohne sie zuvor das Pfand sehen zu lassen, und es ihnen dann zu übergeben. Wenn Du altes Gold hast, oder Silber — aber besser Gold — so bring' es her, und ich werde Dir das Darlehn verschaffen können; dergleichen besorge ich zuweilen; Gold und Silber, oder auch Uhren; aber Du hast wohl schwerlich eine Partie Uhren, der Du Dich entäußern möchtest; Du bist kein Sammler."

Er ließ ein schwaches Lächeln über die Lippen irren, das er aber sogleich unterdrückte.

„Allerdings," erwiderte Giusto, „ich bin kein Sammler von Uhren."

„Da, siehst Du!" schloß Venanzio.

Er hatte zu Ende geredet; dann trat er auf die Straße hinaus, um zu sehen, ob der Mann von vorhin noch warte, und indem er den Kopf wieder seinem lieben Verwandten zukehrte, ohne ihn auch nur einmal anzusehen, schien er ihm Etwas zu sagen, was Giusto verstand.

„Bleib' mir gesund," sagte der Maler, „und gute Geschäfte."

Dann ging er, und als er den Weg zum Tribunal einschlug, kam er dicht an dem widerwärtigen Gesicht vorbei, das sich nach Venanzio's Laden wandte.

Obgleich es schon neun Uhr geschlagen hatte, als Giusto beim Justizpalast anlangte, war der Gerichtsvollzieher noch nicht auf dem Posten, um die Vorladungen zu ordnen und die Urtheile zur Notification auszufertigen. Was

war geschehen? Nichts weiter, als daß Ippolito sich den Magen verdorben hatte, ein entwürdigender Zustand für eine Gerichtsperson, der aber auch dem ersten Präsidenten zustoßen kann. Giusto würde ihn zu Haus finden, im Bette.

Diese Nachrichten wurden ihm von einem anderen Amtsdiener gegeben, der ihn auch ersuchte, dem kranken Collegen zu sagen, daß die und die Vorladung noch vor Mittag besorgt werden müsse.

Und Giusto ging weiter, um an die Thür seines dritten Vetters zu klopfen.

Ihm öffnete Ippolito's Tochter, ein Cousinchen, die er seit vielen Jahren aus den Augen verloren hatte, ein liebreizendes Kind, die nicht aussah, als ob sie dem Gerichtshof und Tribunal so nahe stehe; sie schien vielmehr sehr weit davon entfernt, so weiß, so blond, so anmuthig war sie: und doch hatte denselben Morgen erst dieser unschuldsvolle, kleine Liebesgott viele Bogen Stempelpapier, das ihrer sauberen, schönen Hand ganz unwürdig war, voll geschrieben, ohne sich Rechenschaft zu geben von dem, was sie that, um den Papa zu befriedigen.

„Wer ist da?" fragte sie, nachdem sie die Thür geöffnet hatte, und setzte sogleich hinzu: „es ist der Onkel Giusto."

„Ich bin nicht Dein Onkel, sondern Dein Vetter, merke Dir's . . ."

„Papa sagt, Du seiest mein Onkel, aber wenn Du mein Vetter sein willst, so ist mir's fast noch lieber; komm' nur, aber dem Papa geht es schlecht, weil er gestern zu viel gearbeitet hat . . ."

„Der andere Beamte sagte mir, Papa habe gestern zu viel gegessen . . ."

„Das ist nicht wahr; er überarbeitet sich manchmal, und dann verträgt er nichts. Ich gehe sogleich und sage ihm, daß Du hier seiest; warte einen Augenblick."

Damit geleitete das Dämchen ihren Verwandten ins Wohnzimmer, bat ihn, sich zu setzen, und entfernte sich.

Aus der Seele des Meisters schwanden alle Bitterkeiten des angefangenen Tages, um nur die liebliche Erscheinung der Cousine zurückzulassen.

Ein Maler, welcher seine Sache versteht, fühlt sich sogleich, beim ersten Anblick eines Figürchens, wie das Töchterlein des Gerichtsvollziehers Ippolito, von der Versuchung ergriffen, so viel wie möglich davon auf der Leinwand festzuhalten, das Gesicht mindestens, ein wenig vom Hals, die weißen Händchen, die runden Arme; der Rest folgt dann. So Giusto.

„Wie heißt meine Cousine? Maria, dünkt mich; aber ich bin nicht sicher, und es würde mir nicht wohl anstehen, danach zu fragen; sonst sähe man gleich, daß ich mich herzlich wenig um meine lieben Verwandten gekümmert habe, bis zu dem Augenblick, wo ich sie brauche. Sie ist frisch wie eine eben aufgeblühte Rose; glücklich, wer sie wird pflücken dürfen; sie ist schön, sie ist liebenswürdig, ungezwungen und höflich; sie wird die Glückseligkeit eines angehenden Gerichtsvollziehers machen, und wer weiß! vielleicht gar eines alten, der mit der Ausfertigung von Stempelpapier sich ein Vermögen gemacht hat. Ach, wie viele große Künstler sind berühmt geworden, weil sie ein Modell im Hause hatten!"

Giusto hatte die Kühnheit, sich die anmuthigen Kunstwerke vorzustellen, die er in der ersten Zeit nach der Hochzeit gemacht haben würde, wenn die Cousine Maria — sagen wir so — an seiner Seite, und die großartigen Kunstwerke, wenn Maria — sagen wir noch einmal so — ein wenig, aber nur ein ganz wenig, frauenhafter entwickelt, und ihr munteres Elfenbeingesichtchen von jenem leichten Schatten der Schwermuth verschleiert wäre, wie bei Jemandem, der den Schmerz von Weitem gesehen hat.

In diesem Augenblick kehrte das Cousinchen zurück, um zu melden, daß der Papa noch schlafe, zeigte jedoch deutlich, indem sie das sagte, daß ihr die Unwahrheit peinlich sei; so deutlich, daß Giusto im Begriff war, sie also zu trösten:

„Maria . . . ich habe Alles verstanden . . .“ als aus dem anstoßenden Zimmer die sonore Stimme, welche oft, das Nahen des Gerichtshofes ankündigend, durch den Audienzsaal donnerte, laut schrie: „Christina!“

Und Christina, nachdem sie um Entschuldigung gebeten, verschwand abermals.

„Sie heißt Christina, und ich hatte es vergessen; sie ist wirklich sehr schön, kindlich und offenherzig; sie sieht nicht wie die Tochter eines Gerichtsvollziehers aus; mein Vetter Ippolito hat mein Anliegen gewittert, und aus Furcht, daß die Unpäßlichkeit ihn schwach gemacht, schickt er mich mit einer Lüge fort; aber nach besserer Ueberlegung hat er eingesehen, daß er dabei nicht viel gewinnt, und nun läßt er mich an sein Bett rufen; denn ob er auch krank ist, er wird sich zu wehren wissen. Mir ist, als sehe ich ihn.“

Christina kehrte in das Zimmer zurück; sie hatte das frohe Aussehen eines Backfischchens, welches, weil es die Lüge haßt, sich freut, eine Wahrheit zu sagen.

„Der Papa schlief, denn er hatte nicht gewußt, daß es sich um Dich handle; jetzt will er Dich sehen.“

„Danke,“ brachte Giusto heraus, um doch etwas zu sagen.

„Danke — wofür?“ fragte Christina.

Und wirklich, danke wofür? Giusto wußte nichts zu erwidern und machte sich in einem Zustande unerklärlicher Verwirrung auf den Weg. Beim mächtigen Ehebett des verwittweten Gerichtsvollziehers angelangt, fühlte er sich nicht gerade gehoben durch das Ach und Weh, womit Ippolito seine persönliche Vertheidigung begann.

„Ach! mein Magen taugt nichts mehr; ach! es ist gewiß der Magen, oder die Leber, oder die Milz, oder der Satan; sicher ist, daß, wenn ich 'mal einen Bissen mit etwas Appetit esse, so muß ich dafür büßen und Schmerzen leiden eine ganze Woche.“

„Wovon kommt denn das?“

„Das kommt davon, daß ich zu viel arbeiten muß, um mein Brot zu verdienen. Aber bravo! Mein Vetter, der große Künstler, der Leuchtthurm der lombardischen Malerei, hat sich eines elenden Dieners der Justiz erinnert! Es ist doch nicht — Gott behüte! — wegen einer Vorladung? Wenn Dein Kunde nicht bezahlen will, höre auf mich und mach' es in Güte ab; möge

Dir niemals die Versuchung kommen, ihn durch die Hände eines Gerichtsvollziehers zu fassen. Der Gerichtsvollzieher, auch wenn er ein Vetter ist, kann nichts ohne Stempelpapier machen. Ach, dieser Magen, diese Leber, dieser Teufel! Setze Dich doch, sieh', da muß irgendwo ein freier Stuhl sein; hast Du ihn gefunden? Bravissimo, und jetzt sage mir Deinen Fall. O weh, o weh!"

Die eigenthümliche Verwirrung Giusto's dauerte fort; er hörte die Worte des kranken Gerichtsvollziehers, aber er horchte auf die Schritte des blonden Cousinchens, welches nebenan aufräumte; genöthigt, den Beweggrund anzugeben, der ihn in das Haus des Vetters geführt habe, versicherte er in seiner Befangenheit, daß es zwei Gründe seien.

Seltsam! Die Thatsache, daß es zwei Gründe seien, während der Gerichtsdiener nur an einen gedacht hatte, machte diesem eher Freude als nicht. Er dachte sogleich, es seien zwei zu präsentirende Wechsel.

„Wenn es ein Schuldschein oder protestirte Wechsel sind, um so besser; aber wären es auch Vorladungen, ich stehe zu Deiner Verfügung; Du sollst nichts als die baaren Auslagen bezahlen."

„Besten Dank; aber das ist es nicht; ich komme zu Dir einzig, weil ich zweierlei bedarf . . ."

Er sann einen Augenblick nach, ob er zuerst von dem Steuereinnehmer sprechen solle; es schien ihm aber besser, dies nachher zu thun. Also denn:

„Das Erste ist Deine Tochter."

„Christina! Was hat meine Tochter mit Deiner Sache zu thun?"

„Ja, eben Christina; ich bin gekommen, Dich um ihre Hand zu bitten . . ."

„Für Dich? . . ."

„Nun . . . ich sollte meinen."

„Aber Du weißt nicht, daß Christina erst siebzehn Jahre alt ist, und Du, wenn meine Rechnung stimmt, bist wenigstens sechsunddreißig . . ."

„Auf die Stunde . . . Es ist leider wahr; aber ich fühle mich noch sehr jung . . ."

„Sich fühlen, ist eine Sache, und es sein, eine andere; wie das Bild einer Sache nie die Sache selbst ist . . . Mache ich mich verständlich? Wenn ich nicht hinreichend deutlich bin, so will ich mich besser erklären: für meine Tochter habe ich andere Aussichten. Sprechen wir also nicht mehr davon; wenn Du mir die andere Sache sagen willst . . . ach! ach! ach!"

Giusto dachte ein wenig nach und antwortete nicht sogleich.

„Willst Du es mir sagen?" beharrte der Gerichtsvollzieher.

„Ich überlege . . . Ich will es Dir nicht sagen, ich würde nichts dabei gewinnen."

Der Gerichtsvollzieher war durchaus nicht neugierig und sagte es:

„Auch gut! Ich verlange nicht, es zu hören."

„Leb wohl denn," schloß Giusto und erhob sich vom Stuhl; „werde gesund, pflege Deinen Magen, komme bald wieder aufs Gericht und laß Dir's gut gehen."

„Höre noch Eins; hast Du solche Eile? Höre . . . Christina weiß nichts?"

„Sie weiß noch nichts."

„Für Dich ist's besser, daß sie es niemals erfährt; ich werde ihr nichts sagen, ich verspreche Dir's."

„Danke."

Der Gerichtsvollzieher rief laut aus seinem Bette: „Christina!" damit sie den Leuchtthurm der lombardischen Malerei zur Thür geleite, und Giusto sprach bei sich selbst:

„Vielmehr soll sie sogleich und soll Alles erfahren."

Und so wie das holde Gesichtchen der Cousine erschien, sagte er ihr:

„Weißt Du? ich gehe; das, um was ich Deinen Vater gebeten habe, ist mir übel abgelaufen . . ."

„Das thut mir ja sehr leid . . ."

„Ach, wenn ich sicher wäre, daß es Dir sehr leid thäte, dann würde ich mich fast ein wenig trösten."

Christina öffnete die großen, schönen Augen, um ihren Verwandten anzusehen, da sie noch nicht begriff.

„Darf man denn wissen, um was Du ihn gebeten hast?" fragte sie unbefangen.

„Willst Du es wirklich wissen?"

Christina erwiderte nichts, denn das schwarze Auge des Malers sagte ihr jetzt so Vieles.

„Ich will Dir's ins Ohr sagen."

Aber er schwieg ein Weilchen, in der Erwartung, daß es ihn gereuen möchte.

Christina athmete kaum.

„Sag' es mir," stammelte sie mit leiser Stimme.

„Ich habe ihn gebeten . . . um Dich . . . zur Frau . . . und er hat mir geantwortet: Nein."

„Böser Papa!" entschlüpfte es dem unschuldigen Geschöpf, und sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Giusto, dem seit Kurzem schien, als ob er träume, erwachte jetzt im Paradies.

„Christina!" schrie der Gerichtsvollzieher aus der anderen Stube, „Christina!"

Niemand antwortete ihm.

„Höre, liebe Kleine, Du machst mich jetzt glückselig, aber trockne Deine Thränen; wenn Du wirklich willst, wenn Du auf mich warten kannst, so werde ich Dich zu der Meinen machen; willst Du?"

„Ja, ich will."

„Dann gieb mir einen Kuß, und laß uns mit einander warten."

Christina gab den Kuß ohne Zögern.

„Christina!" rief Ippolito aus seinem Bette; „wo steckt nur dieses Mädchen? . . . Christina!"

„Ich finde mich schon selbst hinaus," antwortete Giusto mit lauter Stimme.

Schweigend raubte er dem süßen Munde noch einen Kuß, drückte einen anderen auf die Stirn seines Mädchens und ging als Verlobter von dannen.

Aber für den Steuerbeamten hatte er nichts gefunden.

III.

Den ganzen übrigen Tag that Giusto nichts, als an sein Bräutchen denken, und er fand erst ein wenig Ruhe, als er mit einigen Pinselstrichen von Bleiweiß, Zinnober und Chrom das liebliche Gesicht und die goldenen Haare dargestellt hatte, die ihm in der Phantasie herumschwärmten. Jeden Tag würde er irgend eine Kleinigkeit dem Bilde hinzugefügt haben, wenn es ihm nur jeden Tag gelungen wäre, Christina zu sehen, im Hause, oder am Fenster, oder auf dem Spaziergang. Aus dem Kopfe dieses großen Künstlers schwanden alle trüben Gedanken über die Steuer des beweglichen Vermögens; er vergaß sogar die Existenz eines Steuerbeamten und meinte, in einem neuen Italien zu leben, welches eben erst für ihn und Christina geschaffen sei, in einem Italien, wo die schlimme Saat der Executoren eingegangen, und wo man nicht einmal die Nothwendigkeit kennt, Leonardo da Vinci's Bild dreimal des Jahres zu copiren, um das Leben zu fristen.

Erhobenen Hauptes durch die Straßen wandelnd, mit den Augen seine Christina suchend, seine Christina mit der Luft dieses Maimorgens einathmend, vergaß der Leuchtthurm der lombardischen Malerei sogar, daß er ein Leuchtthurm sei, daß er volle sechsunddreißig Jahre zähle, und ward wieder zum großen Kinde.

Er dachte: „Welcher Mittel bedient sich doch der barmherzige Himmel (denn jetzt glaubte er wieder an den Himmel und dessen Barmherzigkeit), um zwei Herzen zusammenzuführen, die sich lieben wollen! Wer würde es dem Steuerbeamten plausibel machen, daß er durch seine Bedrohung mit einer Steuer, die er vielleicht niemals eintreiben wird, mich meiner Christina für das ganze Leben verbunden hat?

„Für das ganze Leben? Ja, für das ganze. Jetzt ist Christina an mich gefesselt; kein Tribunal, mit keinem Act eines Gerichtsdieners könnte jemals zwei Herzen verhindern, sich so sehr zu lieben. Der Vetter Ippolito, nachdem er das erste Mal nein gesagt hat, wird das zweite Mal ja sagen; und mir wird, in vierzehn Tagen, nicht der Muth fehlen, zu ihm aufs Gericht zu gehen, und meinetwegen an sein Bett, wenn er sich wieder den Magen verdorben hat."

Glücklicherweise hatte er von der zweiten Ursache, die ihn in das Haus des Gerichtsdieners geführt, nichts verlauten lassen; denn den Leuchtthurm der lombardischen Malerei einer relativ geringfügigen Summe bedürftig zu wissen, hätte weder sein Licht noch sein Ansehen erhöht; Giusto würde vielleicht sein Geschäft mit dem anderen Verwandten, dem Schlächter, ins Reine bringen, und wenn auch das nicht gelänge, so würde er sich entschließen, sein angefangenes Abendmahl und die anderen Entwürfe nach der Schweiz zu überführen, nachdem er sich in einem schönen Briefe von dem Steuerbeamten verabschiedet.

„Also wollen wir dem Schlächter einen Besuch machen?"

Giusto stellte sich die Frage mehrmals an jenem denkwürdigen Tage und ließ sie immer unentschieden wegen der schönen Christina, deren Bild ihn schweigend zu sich rief.

Endlich sagte er trübselig ja, und machte sich auf den Weg nach dem Schlachthause, mit dem Aussehen eines guten Thieres, das gezeichnet und ergeben ist.

Das Haus des Onkels Bortolo lag vor dem Thore; nur ein Stockwerk, aber sehr hübsch, rosa gestrichen, jedoch die Fensterläden von einem lebhafteren Roth, wie Arterienblut; hier wohnte die Familie des Fleischers allein, und weil kein Portier da war, mußte man, um sich öffnen zu lassen, auf den Knopf der Thürglocke drücken.

Indem Giusto nach den blutrothen Fenstern sah, überkam ihn eine gewisse Kühnheit, die sich in diesem trügerischen Vorgefühl äußerte:

„Mich dünkt, wo ich es am wenigsten erwartete, werde ich finden, was ich suche; da drinnen liegen sicherlich viele Tausende müßiger Lire; ich werde erleben, daß eins davon ganz still in mein Portemonnaie kommt."

Während er also muthig auf den Knopf drückte, murmelte eine andere, wahre und wahrhaftige Stimme neben ihm: „Du wirst erleben, daß Bortolo es macht, wie die Anderen; nicht einen Soldo wird er Dir geben."

Die Hausthür that sich auf, und sogleich rief eine Stimme von oben herab:

„Wer ist da?"

„Ich bin es," antwortete der große Meister, indem er die Treppe hinaufstieg.

Auf dem zweiten Absatz musterte eine Alte ihn von Kopf bis zu Fuß, und wiederholte:

„Wer ist es?"

„Ich bin es; Onkel Bortolo's Neffe; ist mein Onkel zu Haus? wie geht es ihm? nimmt er um diese Zeit Besuch an?"

Dem Fleischer ginge es sehr wohl, und es würde ihm gewiß außerordentliches Vergnügen machen, den Besuch im Salon zu empfangen. Dahin, über den Corridor, führte die Alte den Gast, den sie, trotzdem er der Neffe war, in Betrachtung vor einer geschlossenen Thüre stehen ließ. Der Schlüssel steckte im Schloß, war aber nicht zu drehen, und nach nutzlosen Anstrengungen der Magd, versuchte Giusto es mit besserem Erfolg. Die Alte öffnete das rothe Fenster, und bei hellem Licht konnte Giusto den guten Geschmack seines Onkels bewundern.

Dieser Salon glänzte über und über, und die Nußholzmöbel vom allerneuesten Stil, oder auch ohne Stil, in Santa Marta erstanden, waren massiv; beseelt von einer Leidenschaft für den Marmor, der ihm die schönen Erinnerungen seines Ladens zurückrief, hatte Onkel Bortolo ihn im Ueberfluß auf zwei Consolen angebracht, welche sich, einander gegenüber, mit den ungeheuren Augen zweier Spiegel anschauten, desgleichen auf einer Commode an der Wand, und endlich, in den Ecken des Zimmers, auf zwei runden Tischchen, die mit Vasen und Nippesfiguren aus Terracotta geschmückt waren. Von Gemälden keine Spur, und es schien Giusto, daß an den Wänden sich wenigstens zwei sehr gut machen würden; ihm war, als ob er sie schon fertig habe; das eine, lebendige Natur: die zur Schlachtbank geführten Ochsen; das andere,

Stillleben: eine Auswahl von Filets und Beefsteaks. Der große Künstler könnte die Bilder in zwei Wochen herstellen, wenn Bortolo ihm die elenden tausend Lire zahlte.

Nach langem Warten durchschritt Bortolo's gewaltiger Umfang, nicht ohne sich ein wenig zu bücken, die weitgeöffnete Thür.

Auch er fragte, gleich dem Priester, welcher Wind ihn, den Vetter, ins Haus geführt habe.

Der Leuchtthurm der lombardischen Malerei erklärte sich sofort; nicht ein Wind sei es gewesen, sondern der Steuereinnehmer, weil er . . . nämlich der Vetter . . . was ihn betraf . . . der Schlächter verstehe doch . . .

Der Schlächter verstand sehr gut: aber aus seiner enormen Gestalt gingen sofort einige schwache Klagen hervor, mit kleinen Jammertönen dazwischen, um einem wilden Thiere Mitleid zu machen. O Gott, an ihn gerade gedacht zu haben in einer solchen Conjunctur, während jeder Andere, ausgenommen ihn, eher hätte helfen können. Aber, himmlische Güte, Bortolo, der Aermste, schlachtete ja nicht mehr, wußte kaum noch, wie die Ducaten aussähen, mit denen er einst die Ochsen bezahlte; lebten wir jetzt nicht unter der Herrschaft des lumpigen Papiers? nun also? wenn Ginsto es ihm glauben wolle . . . Bortolo hatte schon lange kein Goldstück mehr gesehen.

Der Leuchtthurm der lombardischen Malerei war in diesem Augenblick schon ein erloschener Leuchtthurm, wollte aber einen letzten Strahl aussenden, indem er seinem Vetter sagte, daß er mit tausend Lire in Papier zufrieden sein werde, möchten sie noch so lumpig und sogar zerrissen und geflickt sein, vorausgesetzt, daß man noch deutlich darauf lese, was sie vorstellen.

„Aber ich . . .“ wollte Bortolo schließen, der in Zorn zu gerathen anfing.

„Aber Du,“ unterbrach ihn Ginsto, „Du kannst sie mir nicht geben, ist es nicht so?“

Es war wirklich so.

„Nun dann, Adieu.“

„Du gehst? Das thut mir sehr leid, aber ich vermag nichts; es ist noch keine Woche, daß ich eine Schuld von vierhundert Lire bezahlen mußte, die mir mein Sohn, dieser Taugenichts von Sohn Gerolamo, in Pavia gemacht hat. Ich würde nicht gezahlt haben, das schwöre ich Dir, denn einen Monat zuvor hatte mein anderer Sohn, Giuseppe, der, welcher mir seit zehn Jahren droht, sein Examen als Ingenieur nicht zu machen, mich um fünfhundert Lire geschröpft; aber Gerolamo, der seit sieben Jahren Jura studirt, versichert mir, daß ich bezahlen müsse, denn er habe meine Unterschrift unter einem protestirten Wechsel nachgeahmt. Da siehst Du nun, ob ein Christenmensch einem Vetter helfen kann, wenn er mit zwei Söhnen heimgesucht ist, wie die meinigen. Ich sage Dir, es ist unmöglich, und wenn ich es Dir sage, so kannst Du's glauben . . . Aber wenn Du einen Augenblick verziehen willst, so kann ich Dich einen Tropfen Barolo kosten lassen, so alt wie die Erbsünde.“

„Wirklich?“

„Ja, wirklich.“

Der Gedanke, den Wein des Verwandten zu trinken, der ihm ein Darlehn von tausend Lire verweigert hatte, machte Giusto Spaß; er trank vergnügt, gestand zu, daß der Barolo, so alt wie die Erbsünde, lieblich sei wie die Vergebung, und empfahl sich, auch dafür dankbar, mit guter Manier.

Der Schlächter, seelensfroh, so leichten Kaufs davongekommen zu sein, wollte seinem jungen Verwandten wenigstens einen guten Rath geben.

„Suche Deinen Vetter, den Gerichtsvollzieher auf," rief er ihm vom Treppenflur nach, „er wird vielleicht Etwas für Dich thun."

„Danke schön," erwiderte der Leuchtthurm der lombardischen Malerei von der untersten Stufe.

Als er ins Freie trat, war mehr als eine Leuchte erloschen.

Christine kam ihm sogleich wieder in den Sinn und verscheuchte alle Schwermuth.

Und wer wird nun den Steuereinnehmer bezahlen? Wenn es Bestimmung ist, daß irgend Jemand zahlt, so wird Jemand zahlen; aber mich dünkt nicht, daß es meine Bestimmung sei, verehrter Herr.

Zwei Entwürfe zu Briefen an den Steuereinnehmer gingen ihm durch den Kopf. Der eine war ein einfacher und höflicher Abschied; in dem andern, der ihn mehr lockte, war die Höflichkeit Ironie, und die Einfachheit hatte sich gänzlich verloren.

Bis er nach Hause kam, hatte er die Wahl noch nicht getroffen, und als er sich an die Staffelei gesetzt, das Bild seiner Christine vor sich, konnte der Steuereinnehmer sich als vergessen betrachten.

Und wirklich vergaß ihn Giusto einen ganzen Monat lang aus Liebe zu Christina, bis jener ihm das Gedächtniß mittelst des Executors auffrischte. Da die Frist zur Reclamation abgelaufen war, hatte der Beamte sich die Hände in Unschuld gewaschen und seinen Collegen beauftragt, innerhalb acht Tagen von dem und dem Tage an, 811 Lire einzutreiben, unter Androhung der Strafe für jeden Tag des Verzuges, und wenn nöthig, der Pfändung des Mobiliars.

Nun wäre für einen Anderen, als Giusto, nichts übrig geblieben, als zu zahlen; hingegen dem Leuchtthurm der lombardischen Malerei war noch der Ausweg offen, ganz still seine paar Möbeln einzupacken, oder alles Verkaufbare zu verkaufen, und den Steuereinnehmer mit sammt dem Executor im Stich zu lassen.

Aber freilich, der Gedanke, fortzugehen, lächelte jetzt ihm nicht mehr wie früher, denn Christina war ihm zu tief ins Herz gedrungen, und das angefangene Bild, auch wenn er es mitgenommen hätte, konnte ihm das nicht ersetzen, was er verlor. Und er hätte dieses ganze Glück verloren, das übrigens noch nicht weit her war; denn da er durchaus keinen stichhaltigen Vorwand gefunden hatte, in das Haus des Gerichtsvollziehers zurückzukehren, so war es ihm nicht möglich gewesen, sich seiner Geliebten zu nähern. Jedoch hatte er sie jeden Tag früh morgens am Fenster gesehen, indem er sich fast das Genick verdrehte, um nach dem vierten Stock hinaufzuschauen; später, zur Essenszeit, und noch später, vor Einbruch der Nacht, hatte er sich ein Fest

daraus gemacht, durch die Straße seines Paradieses zu wandeln, um von ferne das Engelsgesichtchen zu ahnen, wenn ihm nicht das Unglück passirte, das Fenster geschlossen zu finden; dies war dann aber ein Zeichen, daß der Engel mit dem Dienstmädchen ausgegangen sei, und wenn er festen Fußes an der Ecke wartete, die unruhigen Augen ein wenig überall hinwendend, war er ziemlich sicher, sie auf der Straße zu treffen, und ihr stumm seine grenzenlose Liebe aussprechen zu können.

Wenn er nach Lugano oder sonst wohin gegangen sein würde, wer hätte ihm dies verlorene Glück zurückgegeben?

Niemand — das sah Giusto ein; nicht einmal der liebe Gott, wiewohl er ihn trotzdem manchmal darum anrief; „Lieber Gott," sprach er laut, „wenn es wahr ist, daß Du Alles vermagst, dann thu' etwas Gutes für mich: gieb mir meinen Engel, ich heirathe sie, und wir gehen mit einander nach Lugano; der Steuereinnehmer wird nicht einen Centesimo von mir bekommen, wir werden glücklich sein und unser Vaterunser Abends und Morgens sagen."

Aber das Gebet hatte einen Fehler. Wenn er Christina heirathete, dann würde der Gerichtsvollzieher sein Schwiegervater werden, ihn veranlassen, in Mailand zu bleiben und auf irgend eine Weise seine Copien des Abendmahls aus den Krallen des Steuerbeamten retten.

Doch wie konnte er Christina heirathen, ehe sie großjährig war?

Da begann im Kopfe des großen Künstlers ein kühner Gedanke zu keimen: sich mit Christina eines Sonntags am Ausgang der Kirche von Sant' Alessandro zu treffen, das Dienstmädchen auf irgend eine Weise voranzuschicken, sei es mittels eines Trinkgeldes oder einer List, ja, wenn ganz unerläßlich, mittels eines Fußtritts, und Christina aufzufordern, daß sie mit ihm davongehe . . . auf den Gipfel eines Berges, für Andere unerreichbar, nach Australien, an den Pol, in die Wüste Sahara, und einstweilen nach Lugano.

Um das Leben zu fristen, bis der Schwiegervater besänftigt wäre, würde der Leuchtthurm der lombardischen Malerei ein Abendmahl für zwei Stück Brod hingeben, würde der Photographie Concurrenz machen, indem er die ganze männliche Bevölkerung Lugano's porträtirte, und wenn Christina nichts dagegen hätte, auch die weibliche. Eines Tages würde dann der Gerichtsvollzieher, ausgesöhnt mit der Ehe, seinen Segen dazu geben, und die Glückseligkeit, endlich einziehend in das Haus des großen Künstlers, würde darin wirklich strahlen, wie ein Leuchtthurm.

Aber dieser Gedanke war kaum erst im Keimen, als etwas Außerordentliches geschah: der Vetter Ippolito kam in Person, um ihm einen Besuch zu machen.

Bei seinem Eintritt in das Atelier des großen Künstlers hatte der Gerichtsvollzieher etwas höchst Feierliches; ohne sich auch nur anzumelden, ließ er einen Collegen von der subalternen Gerichtsbarkeit draußen stehen und schritt auf den Vetter zu.

„O Gott! Du hier!" rief Giusto aus, und sofort kamen ihm alle unmöglichen Dinge in den Sinn: daß Christina, die nicht länger zu widerstehen

vermöge, ihre Leidenschaft dem Papa gestanden habe; daß der Vater, unfähig der Verzweiflung seiner Tochter, seines Blutes Stand zu halten, gekommen sei, um Verzeihung für die abschlägige Antwort zu erbitten, den großen Künstler anzuflehen, er möge ihm das Mädchen nicht vor Gram sterben lassen.

„Ja, ich bin's," erwiderte sehr bedächtig der Gerichtsbeamte; „und ich bedauere nicht, daß ich es bin, denn ein Anderer könnt' es auch nicht besser machen als ich; ich soll Deine Gemälde, Deine Möbel pfänden und Dir nur die Pinsel und die Palette, Deine Berufswerkzeuge, lassen; ich bin in Deiner Wohnung gewesen, aber der Portier sagte mir, Du seiest ausgegangen, und er gestand mir auch, daß Du zwei möblirte Zimmer zur Miethe habest; wenn ich nur ein Tischchen gepfändet hätte, so würde der Wirth Einspruch erhoben und die Regierung die Kosten dabei zugesetzt haben. Aber wie ist das nur gekommen? Sicherlich eine Zerstreutheit; Ihr verwünschten Künstler! Ihr denkt an nichts, und der arme Executor muß auch leben und der Regierung zu essen geben . . . Ja gewiß . . . der Executor ist es, der mich schickt. Du hast alle gesetzlichen Fristen verstreichen lassen, hast niemals gezahlt . . . und er hat mich geschickt, wiewohl ich vom dritten Bezirk bin, weil das Schicksal es gewollt hat, daß die zwei Gerichtsvollzieher des zweiten beide krank sind; wir vom dritten vertreten sie abwechselnd."

„Ach, Du bist wegen der Pfändung hier?" stammelte der große Meister; „ich glaube, Du wirst nicht viel finden . . ."

„Aber soll ich wirklich ans Werk gehen? Wegen achthundert elender Lire sollen all diese Bilder unter den Hammer kommen, all diese schönen Möbel . . ."

Indem er so sprach, sah er sich um, und da er die Worte nicht zurücknehmen konnte, schwieg er; denn der Bilder waren wenige und keines fertig, und all diese Möbel waren wurmstichige Sessel oder alte Sophas, die gemalt einen herrlichen Effect machen, aber keine gute Figur auf einer öffentlichen Auction.

„Du bestehst also darauf?" fügte er mit leiser Stimme hinzu.

„Nein," behauptete Giusto ohne Anmaßung, aber mit entschiedenem Ton, „der Steuereinnehmer besteht darauf; er hat es sich in den Kopf gesetzt, bezahlt zu werden; aber ich, was kann ich dafür, daß ich niemals achthundert Lire beisammengehabt habe? Sage selbst! Als ich . . ." er hielt einen Augenblick inne bei dem Gedanken, mit zwei Worten sein ganzes Glück zum Fenster hinauszuwerfen . . . „als ich bei Dir war, Dich um die Hand Deiner Tochter zu bitten, die ich glücklich gemacht hätte — ich schwör' es Dir — denn ich würde sie wie eine Heilige angebetet haben . . . da war ich versucht, Dich zugleich um ein Darlehn von achthundert Lire anzugehen, und ich hätte sie Dir bald zurückgegeben. Du sagtest mir bei der ersten Bitte nein, und da fehlte mir der Muth zu der zweiten. Und dann, nachdem ich Christina verloren, lag mir an Nichts mehr; ich erwartete diesen Tag; nun pfände mich; ich bin neugierig, zu sehen, wie Du es machst, und wenn Du erlaubst, so bleibe ich."

„Das ist sogar, so zu sagen, Deine Pflicht, und wenn Du willst, so ernenne ich Dich zum Wächter der gepfändeten Sachen," setzte Ippolito resignirt hinzu, indem er einen trübseligen Blick umherschickte; „aber wenn Du mir diese grausame Handlung ersparen könntest . . . grausam besonders für mich, der ich Dein Verwandter bin . . . laß sehen, könntest Du nicht eine Anstrengung machen, um den Executor zu befriedigen?"

Giusto schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf.

„Nein? Denke nach . . . wenn wir die Sache bis morgen verschöben, ließe sich vielleicht ein Mittel versuchen . . ."

Giusto schüttelte abermals ablehnend den Kopf.

„Ich verstehe, daß Du mir gern helfen möchtest, aber ich habe mir's anders überlegt; ich werde ins Ausland gehen, um meine Bilder zu malen; der Executor mag Alles nehmen . . . thu mir den Gefallen und vollziehe die Pfändung sofort . . . Indessen, ich danke Dir."

Der Gerichtsvollzieher, in Verlegenheit, ob er den Dank annehmen oder die Wahrheit sagen solle, erwiderte:

„Danke mir nicht, denn meine Absicht war keineswegs, Dir auch nur einen Centesimo zu geben; aber ich bin Dein Verwandter, und mich dünkt, ich könnte Etwas für Dich thun, was mich nichts kostet."

Er sah immer noch umher und schloß endlich:

„Zum Beispiel, ich könnte ein Protokoll aufnehmen, in dem ich erklärte, in Deinem Atelier nicht so viel gefunden zu haben, um mir das gerichtliche Einschreiten und das Stempelpapier zu bezahlen . . ."

Leiser fuhr er fort:

„Thu' mir den Gefallen und verstecke diese Meerschaumpfeife und die goldene Uhr . . ." Um ihn zu befriedigen, steckte Giusto die beiden Objecte in die Tasche, hielt sich aber in seinem Gewissen für verpflichtet, ihm halblaut zu sagen:

„Die Uhr ist nicht von Gold."

Nunmehr ließ der Gerichtsvollzieher seinen Collegen kommen, und auf einem Stempelbogen schrieb der Eine und bezeugte der Andere durch seine Unterschrift, daß in dem Atelier des Malers Giusto sich nichts gefunden habe, was der Pfändung werth sei.

Darauf kehrte der College ins Amtsgebäude zurück, und der Gerichtsvollzieher wollte ihm folgen; aber der große Meister ließ ihn noch nicht fort.

„Christina . . ." wollte er beginnen.

Da jedoch reckte der Gerichtsvollzieher sich um gute vier Zoll in die Höhe und versicherte kurz, daß es vergebens sei, in diesem Augenblicke von seiner Tochter zu sprechen.

„Ich gebe es zu," sagte demüthig der Verliebte, „aber morgen, übermorgen, nenne Du mir den Tag."

„Niemals," sagte Jener, und das unerbittliche Wort schien geschrieben auf Stempelpapier.

(Fortsetzung folgt.)

Philipp Spitta.

Die Wissenschaft und die Kunst stehen trauernd an dem zu frühen Grabe dieses Mannes, dessen Persönlichkeit den Ernst und die Strenge der einen, mit dem Adel und der Anmuth der anderen in sich verband. Ein Forscher von energischem und eindringendem Geist, ein Gelehrter von der Art Jener, die lange der Ruhm Deutschlands waren, stieg er in unermüdlicher Arbeit zu den freien Höhen des Schönen hinan, dessen Interpret er ward, wie Wenige vor ihm gewesen und, wir fürchten, Wenige nach ihm sein werden. Indem er die minutiöse Genauigkeit des classischen Philologen auf das Gebiet der Musik übertrug, beschritt er den Pfad, den als Erster Otto Jahn gegangen und vielleicht gezeigt hat; aber was diesem, als er das Leben Mozart's schrieb, nur die Beschäftigung seiner Nebenstunden war, ist für den Biographen Bach's die selbsterwählte Lebensaufgabe geworden; und wenn er gleich niemals aufhörte, der methodische Fachmann zu sein, so hat der akademische Charakter der Thätigkeit Spitta's als Lehrer und Schriftsteller wohl ein erhöhtes Ansehen verliehen, sie jedoch niemals verhindert, auf immer sich erweiternde Kreise zu wirken.

Norddeutscher, Hannoveraner, Sohn des Pfarrhauses in einem Dorfe an der Weser, sind seine Kindheit und Jugend von den Einflüssen der Frömmigkeit und Dichtung bestimmt worden. Unvergessen und noch immer nicht gänzlich verhallt sind die Klänge von „Psalter und Harfe", jener geistlichen Lieder, an deren gläubiger Herzenseinfalt und schlichter Innigkeit seit einem, ja beinahe zwei Menschenaltern Tausende sich erquickt und gelabt haben. Der sie sang, war Philipp Spitta's Vater, der Pastor von Wechold, und wenn man in dieser Sammlung heute nachliest, wird man die seelische Verwandtschaft zwischen beiden wohl erkennen, und denselben festen Grund eines freudigen Gottvertrauens wieder finden. Aber wenn Vilmar sehr schön von dieser Dichtung bemerkt, daß sie beim „Hausliede" stehen geblieben sei, sich zum „eigentlichen evangelischen Kirchenliede" nicht erhoben habe: so war es dem Sohne beschieden, von den melodischen Anregungen des Vaters geweckt, den letzten nachweisbaren Quellen unseres musikalischen Empfindens nachzugehen bis zu dem Strome, „der aus Bach's Orgel quoll, und deren geheimnißvoller Urgrund der Choral war." Wenige Leser noch mögen dieser Worte sich erinnern, mit denen ein anderer Frühvollendeter, Louis Ehlert, vor nahezu zwanzig Jahren den ersten Band von Spitta's epochemachendem Werk in unserer Zeitschrift anzeigte. Dessen Verfasser, damals ein junger Mann von wenig über Dreißig, war Lehrer gewesen, zuerst an der Ritter- und Domschule zu Reval (1864—1866), dann (bis 1874) an den Gymnasien in Sondershausen und Leipzig, wohin ihn das Verlangen führte, dem Erdenwandel des großen Meisters näher zu kommen, der, ungleich seinem Landsmann und Zeitgenossen Händel, in Thüringen nicht nur geboren ist, sondern daselbst auch sein ganzes Leben fast zugebracht hat; der Organist an der neuen Kirche in Arnstadt und an der Kirche Divi Blasii zu

Mühlhausen, Hoforganist in Weimar und Director der fürstlichen Kammermusik in Cöthen war, bis er als Cantor an der Thomasschule zu Leipzig unsterblich geworden. Auf diesem Boden und unter diesem Himmel entstand der erste Band von Spitta's Bach-Biographie, die den bisher Unbekannten mit einem Schlage zu den höchsten Ehren der Wissenschaft erhob. Als Professor der Musikgeschichte ward er (1875) an die Berliner Universität berufen, ward ständiger Secretär der königlichen Akademie der Künste und, neben Joachim, stellvertretender Director der königlichen Hochschule für Musik. In all' diesen Stellungen und Aemtern, die gesellschaftlich ihm einen hohen Rang verliehen, sahen wir ihn mit all' der Liebenswürdigkeit und persönlichen Bescheidenheit walten, die den Grundzug seines Wesens bildeten und ihm, über die Kreise seiner Schüler hinaus, die Herzen Vieler gewann. Hier, in den neunzehn Jahren, daß er der Unsere war, machte seine Wirksamkeit sich in der segensreichsten Weise geltend. Mit Joachim und Spitta haben wir das Edelste genannt, was der ausübenden Musik unserer Zeit und ihrer wissenschaftlichen Ergründung eigen war: ihr Geist erfüllte die rings um sie heranwachsende Künstlerjugend, und für Jeden, der ihren Aufführungen beiwohnen durfte, wird es ein unvergeßlicher, nie zu verwischender Anblick bleiben: Joachim am Dirigentenpult, in der Mitte seiner ihm begeistert folgenden Schar, und nicht weit davon, in einer der vordersten Reihen, Spitta, das Haupt in die Hand gesenkt, und strahlend von Glück, wenn man ihm am Schluß ein Wort der Anerkennung und des Dankes für so viel Gutes sagte.

Denn wiewohl, in Wort und Schrift, vor Allem ein Lehrer ohne Gleichen, konnte doch Niemand freier von Schulstaub und der Pedanterie ferner sein, als es Spitta war. Auch seine literarische Thätigkeit ruhte durchaus auf wissenschaftlichem Fundament: aber in Allem, was er unternahm, war der große Zug, der es aus den engen Grenzen der bloßen Gelehrsamkeit erhob; er war kritisch und schöpferisch zugleich. Mit seinen Ausgaben von und Commentaren zu Buxtehude's und Schützens Werken hat er nicht nur die Fachdisciplin bereichert, sondern in gewissem Sinne diese beiden alten Meister selber wieder lebendig und aufs Neue zu Wirklichkeiten gemacht. Das Jahrhundert Bach's, welches auch dasjenige Händel's war, stand vielleicht seinem Herzen am nächsten, und diesen Beiden hat er Schütz angereiht, der ihnen um abermals hundert Jahre vorausging; aber die Leser der „Deutschen Rundschau" wissen, wie sehr Spitta sich auch in das Leben und Schaffen neuerer Componisten zu vertiefen vermochte, wie pietätvoll er Spohr's gedacht (auch für Marschner war eine solche Huldigung geplant), mit welchem Enthusiasmus er Weber verherrlicht und Löwe's Balladen gefeiert, wie fein und scharf er Spontini porträtirt, wie sinnig er Niels W. Gade gewürdigt, mit welcher Inbrunst des Verständnisses Schumann und Brahms umfaßt hat. Und auch dessen werden die Leser dieser Zeitschrift eingedenk sein, daß er, der die Reihe seiner Beiträge vor zwölf Jahren mit dem Aufsatz „Ueber die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage" (1882) begann, sie wenige Wochen vor seinem Tode, im jüngsten Aprilheft (1894), mit einer Erinnerung an Palestrina schloß, den Wiedererwecker und imposanten Erneuerer der katholischen Kirchenmusik. Eben darum, weil er in seinen Ueberzeugungen so positiv war, konnte Spitta mehr als tolerant, er konnte gerecht sein und, im unerschütterlichen Glauben an das, was in der Aesthetik wie in der Moral ewig gültig ist, die Verirrungen der Zeit ihrem eigenen Schicksal überlassen. Jede Polemik anderer Art hätte seiner harmonisch gestimmten Natur nicht entsprochen. Das Gefühl der Freundschaft, das so mächtig in ihm war, verlieh seiner männlichen Sprache zuweilen Accente voll unendlicher Zartheit: man kann in diesem Betracht kaum etwas, in seiner stillen Gewalt Ergreifenderes lesen, als die Seiten über das Requiem von Herzogenberg in den „Musikalischen Seelenmessen" und das Gedenkblatt auf Oskar von Riesemann (S. 429 und 447 des 1892 erschienenen Bandes „Zur Musik"). Spitta war zu fein und zu geschmackvoll, um in Superlativen zu reden; er unterstrich niemals und

war vorsichtig im Gebrauch des schmückenden Beiworts. Seine Beredtsamkeit kam aus dem Innersten und bedurfte nicht solcher Mittel der Steigerung, ja verschmähte sie. Sein Stil war streng wie der seiner Tonmeister und konnte manchmal, gleich diesem, je mehr der Gedanke sich der Grenze des Unaussprechlichen nahte, wo nicht dunkel, doch schwer werden. Mit voller Beherrschung verhielt Spitta sich seinem Gegenstande gegenüber; wo dieser aber ihn hinriß, welche Fülle der Anschauungen entströmte dann seiner Seele — wie wenn er sie selbst gesehen, die „märchenhaften Zauberpaläste, die der Augenblick gebar und vernichtete, goldene Wolkenschlösser, den geheiligten Tonwesen, den Kirchenmelodien, zur erhabenen Wohnung bestimmt." In solchen, durchaus nicht seltenen Momenten wurde Spitta, der so hoch vom „Mittleramte der Poesie" dachte, selber zum Poeten. Beiden verwandt, der Musik und der Poesie, war er, wie kaum ein Anderer vor ihm, im Stande, ihren verborgenen Zusammenhängen nachzugehen, und nachdem er den metaphysischen Werdeproceß in Mozart's und Beethoven's Schöpfungen belauscht, nun auch in Goethe's Dichtung das musikalische Element und das Dichtertalent in Robert Schumann aufzuweisen („Ueber Robert Schumann's Schriften", zuerst in der „Deutschen Rundschau", 1892, dann in den wenige Tage nach Spitta's Tode erschienenen „Musikgeschichtlichen Aufsätzen", S. 383).

Diese, wenn man so sagen darf, monistische Auffassung der Künste, die bildenden einbegriffen, war eines von den Axiomen in Spitta's Aesthetik: sie sind ihm „in ihrer Vielheit nur Strahlen desselben Lichtcentrums, welche nach verschiedenen Seiten fallen." Im Sinne der Griechen ist ihm Poesie die Kunstthätigkeit überhaupt, und wie sie die bildende Kunst jener mit ihrem, dem nationalen Geiste erfüllte, so soll auch die neue Kunst, die Musik, ihren Impuls von ihr empfangen, sollen alle drei, Dichtung, bildende Künste, Musik auf der gleichen Grundlage beruhen.

In der Jugend, die für ein solches Ideal erzogen worden, erblicken wir unserer Zukunft bestes Theil und eine Bürgschaft dafür, daß jenes Ideal mit uns Aelteren nicht gänzlich sterben werde. Was an widerwärtigen Erscheinungen auf dem Markte sich drängt, was die Gassen von mißtönigem Lärm erdröhnen macht, findet keinen Zugang in dieses Heiligthum der Kunst, das am Nachmittage des 16. April sich in eine Stätte der Trauer verwandelt hatte, solch' einer, die die Trauernden erhebt und zu neuer Gemeinschaft zusammenschließt. Unter Blumen und Palmen schlummerte Der, an dessen leuchtendem Blick das junge Geschlecht mit unbegrenzter Liebe gehangen; an seinem Sarge sprach der Bruder, ein Geistlicher, mit dem alle Traditionen des Elternhauses hierher gekommen schienen und dessen Worte, von niedergekämpftem Weh durchzittert, mit ihrem hannöverischen Heimathklang, die Herzen wundersam trostreich berührten; und in die Bach'sche Motette, die hinter einem Wald von Lorbeerbäumen der unsichtbare Chor der Schüler und Schülerinnen sang, mischte sich wie Geisterlaut ein letztes Echo aus des Vaters „Psalter und Harfe", vom stillen Engel der Geduld, der durch dieses Erdenland zieht:

Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit,
Sein Wahlspruch heißt: ertrage,
Die Ruhstatt ist nicht weit!

Berlin, 18. April 1894. J. R.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

So oft in diesen Blättern auf bedeutsame Gegensätze der politischen Parteien über Tagesfragen hingewiesen werden mußte, wurde auch zugleich betont, daß über solchen Gegensätzen die großen Errungenschaften, die sich an die Einigung Deutschlands knüpfen, nicht vergessen werden dürfen. Deshalb erscheint es angebracht, auf jeden wichtigeren Vorgang zu merken, aus dem erhellt, daß die verschiedenen deutschen Stämme, wie sie sich bei der Begründung des Kaiserreiches nach dem glorreichen Kriege gegen Frankreich fest aneinander geschlossen haben, keineswegs durch die flüchtigen Irrungen und Wirrungen der Tagespolitik die Freude, eine starke Nation zu bilden, sich trüben lassen. Diesmal hat Kaiser Wilhelm II. den Anlaß, der diese Thatsache zum allgemeinen Bewußtsein brachte, geboten, indem er anordnete, daß die ihm von dem verstorbenen Grafen Adolf Friedrich von Schack hinterlassene Gemäldegalerie in der Stadt München dauernd verbleibe. Da das Gebäude, in dem sich diese Kunstschätze befinden, nunmehr gleichfalls in den Besitz des deutschen Kaisers übergegangen ist, wird die bayerische Hauptstadt ein weiteres Wahrzeichen für den innigen Zusammenhang des Nordens mit dem Süden Deutschlands aufweisen. Wie der Friede im Inneren durch derartige Kundgebungen der Sympathie befestigt wird, hat es in jüngster Zeit auch nicht an neuen Bürgschaften für die Aufrechterhaltung des Friedens nach außen gefehlt.

In der italienischen Deputirtenkammer durfte das Ministerium Crispi sogleich nach der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten eine Reihe von Erfolgen verzeichnen, die als eine gute Vorbedeutung in diesem friedlichen Sinne, sowie für die geplanten bedeutsamen Reformen auf dem Gebiete des italienischen Finanzwesens und der inneren Verwaltung aufgefaßt wurden. Hatte die Opposition großes Gewicht darauf gelegt, daß die Reformvorschläge der Regierung vor dem Budget zur Berathung gelangten, so betonte der Conseilpräsident Crispi gerade die Nothwendigkeit, daß der Staatshaushalt zuerst sicher gestellt würde, und drang mit seiner Ansicht durch. Neben den Budgets der Marine und des Krieges erregte dasjenige der Auswärtigen Angelegenheiten ein ganz besonderes Interesse. Die durch die Ausführungen des irredentistischen Abgeordneten Barzilai hervorgerufenen Erklärungen des Ministers des Auswärtigen, Baron Blanc, und des Conseilpräsidenten Crispi waren wichtige politische Acte, durch welche die Beziehungen Italiens zu den anderen Mächten des Dreibundes, sowie zu England, Frankreich und Rußland in die gehörige Beleuchtung gerückt wurden. Barzilai, ein geborner Triestiner, der mittelst seiner journalistischen Begabung ein Abgeordnetenmandat der Stadt Rom erlangt hat, bekämpfte die Allianzen, die er als die Ursachen des Zollkrieges bezeichnete, den Frankreich gegen Italien führe. Ebenso behauptete der irredentistische Abgeordnete, daß die gegenwärtigen Verbündeten Italiens gerade Diejenigen wären, die sich dessen berechtigtem Einflusse im Oriente widersetzten, so daß das Ergebniß

des Dreibundes sich durchaus negativ gestalte, wie denn auch in der viel erörterten Angelegenheit von Aigues-Mortes der deutsche Reichskanzler, Graf von Caprivi, jede Intervention abgelehnt habe. Da der letztere Punkt von den leitenden italienischen Staatsmännern in ihren Erwiderungen nicht berührt worden ist, empfiehlt es sich jedenfalls, zu betonen, daß die Metzeleien von Aigues-Mortes zwar das Bedauern der gesammten civilisirten Welt erregen mußten, jedoch eine innere Angelegenheit Frankreichs waren, die nur der italienischen Regierung den Anlaß bieten konnte, für ihre Staatsangehörigen zu interveniren. Da keineswegs eine Rechtsverweigerung von Seiten Frankreichs vorlag, mußte das spätere freisprechende Urtheil eines französischen Gerichtshofes zwar allgemein überraschen; allein der Zwischenfall selbst durfte um so mehr als erledigt angesehen werden, als die italienische und die französische Regierung sich hinsichtlich der auf beiden Seiten zu gewährenden Entschädigungen einigten. Durchaus unerfindlich ist daher, wie der Deputirte Barzilai gegen die Verbündeten Italiens Vorwürfe aus einem Vorgange herleiten konnte, der ganz ausschließlich nur Frankreich zur Last gelegt werden darf. Selbst der der französischen Regierung nahe stehende „Temps" kann aber nicht umhin, hervorzuheben, daß man mit Unrecht glauben würde, die Ausführungen des römischen Deputirten, „dem der Irredentismus eine Carrière gemacht hat", wären geeignet, den Freunden Frankreichs zu gefallen. Thatsächlich hat der Vertreter des Irredentismus in seinen Erklärungen nicht bloß Oesterreich-Ungarn und Deutschland, sondern auch Frankreich und Rußland angreifen zu müssen geglaubt.

Um so dankbarer im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens war daher des Ministers des Auswärtigen, Baron Blanc, und des Conseilpräsidenten Crispi Aufgabe, sämmtliche gegen den Dreibund im Allgemeinen und die Verbündeten Italiens insbesondere erhobenen Anschuldigungen Punkt für Punkt zu widerlegen. Da Barzilai ausdrücklich auch die Veröffentlichung der Bündnißverträge verlangt hatte, wies Baron Blanc darauf hin, daß in Bezug auf die Verpflichtungen Italiens gegenüber seinen Alliirten nichts zu verheimlichen wäre, und daß diese Verpflichtungen in der Solidarität der gemeinschaftlichen Vertheidigung im Falle einer Provocation beständen. Wenn nun die Eventualität einer solchen Herausforderung zum Kriege im Hinblick auf den festen Willen aller Staatsoberhäupter in Europa, sowie auf das allgemeine Gewissen mehr als jemals unwahrscheinlich geworden ist, durfte die Tripelallianz um so mehr als ein Friedensbund bezeichnet werden, als die Verbindlichkeiten Italiens gegen keine Macht gerichtet sind, so daß dessen Beziehungen zu Frankreich ebenso freundlich sein können wie zu Rußland. Sicherlich darf dem italienischen Minister des Auswärtigen zugestimmt werden, wenn er betonte, daß keine von friedlichen Absichten beseelte Macht sich durch einen Friedensbund verletzt fühlen dürfte, mit dem sich weder die Interessen Englands noch diejenigen Rußlands als unvereinbar erwiesen haben, da die Tripelallianz eben nur eine Versicherung gegen Umwälzungen ist, die Europa in die Barbarei zurückführen würden.

Wie zutreffend diese Argumente sind, erhellt unter Anderem auch aus der Nichtigkeit der dagegen geltend gemachten Scheingründe. So wird von französischer Seite die im Dreibunde ausgesprochene Solidarität der gemeinschaftlichen Vertheidigung des gegenwärtigen Besitzstandes mit dem Hinweise bemängelt, was wohl Baron Blanc als guter Piemontese im Jahre 1859 von einer Macht gesagt hätte, die sich mit Oesterreich verbunden haben würde, um ihm den Besitz der Lombardei und Venetiens zu gewährleisten. Hier gelangt also deutlich zur Erscheinung, daß der hauptsächliche Vorwurf gegen Italien darauf begründet wird, daß es Elsaß-Lothringen als dauernden Besitz Deutschlands betrachtet. In Frankreich wird nur übersehen, daß kraft derselben Bestimmungen auch von Deutschland das „unantastbare Rom" als die Hauptstadt des geeinten Königreiches Italien anerkannt wird. Allerdings versichern französische Blätter von Zeit zu Zeit, daß Niemand daran denke, die Italiener ihrer Hauptstadt zu berauben; allein dasselbe Pariser Organ,

das dem Dreibunde vorwirft, den Besitzstand Elsaß-Lothringens zu garantiren, bestreitet die Erklärung des Barons Blanc, daß Italien „nicht die Trauer Frankreichs habe benutzen wollen, um daraus Vortheil zu ziehen", indem daran erinnert wird, daß Frankreich sich nicht gerade in einer erfreulichen Lage befand, als Italien diese verwerthete, um sich Roms zu bemächtigen. Als ob die nationalen Bestrebungen jenseits der Alpen nicht ebenso, ja, weit mehr auf Rom, die natürliche Hauptstadt des Landes, wie auf die Lombardei und Venetien gerichtet gewesen wären! Jedenfalls bekundet die französische Auffassung dieser Dinge, daß man Rom gewissermaßen als dauernd dem französischen Einflusse unterworfen betrachten möchte. Eine solche Auffassung müßte die Franzosenfreunde in Italien endlich belehren, daß es für ihr Land sehr werthvoll ist, durch den Dreibund den gegenwärtigen Besitzstand der alliirten Mächte verbürgt zu sehen.

Baron Blanc beschränkte sich jedoch in seiner großen Rede nicht darauf, die allgemeine Bedeutung der Tripelallianz festzustellen, sondern er entkräftete auch den Vorwurf, daß Italien durch Oesterreich-Ungarn und Deutschland verhindert worden wäre, seinen berechtigten Einfluß im Oriente geltend zu machen. Sehr bemerkenswerth war die Versicherung des Ministers des Auswärtigen, daß es Italiens eigener Fehler gewesen sei, wenn es nicht verstanden habe, bei der Vertheilung der Gebiete am Mittelländischen Meere Nutzen zu ziehen. Da Baron Blanc hervorhob, daß die italienische Regierung durch England in den Jahren 1878 und 1882 vergebens aufgefordert worden sei, seine Kraft nach außen zu entfalten, ist vielfach angenommen worden, es lägen in dieser Erklärung bisher unbekannte diplomatische Enthüllungen vor. Es darf aber daran erinnert werden, daß Italien im Jahre 1878 leer ausging, als damals die Besetzung Cyperns durch England und diejenige Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich erfolgte. Während keinem Zweifel unterliegen konnte, und sicherlich auch England die Anschauung vertrat, daß Tunesien in die Interessensphäre Italiens gehörte, war es dann Frankreich, das unter dem Vorwande, seinen Besitzstand in Algerien durch den tunesischen Stamm der Krumirs gestört zu sehen, das Protectorat über die Regentschaft übernahm; obgleich die Italiener weit wichtigere Interessen daselbst beanspruchen durften. Als Frankreich später den Bardovertrag mit dem Bei von Tunis schloß, mußte denn auch der damalige italienische Conseilpräsident Benedetto Cairoli, der von der französischen Diplomatie in der tunesischen Angelegenheit düpirt worden war, ebenso wie der italienische Gesandte in Paris, General Cialdini, seine Entlassung nehmen. Baron Blanc hatte daher durchaus Recht, als er in der Deputirtenkammer am 3. Mai d. J. erklärte, es wäre Italiens eigener Fehler, daß es bei der Vertheilung der Länder am Mittelländischen Meere leer ausgegangen.

Daß die italienische Regierung im Juli 1882 die Einladung Englands und Frankreichs dankend abgelehnt hat, an den Maßregeln theilzunehmen, die diese Mächte zum Schutze des Suezkanals beabsichtigten, kommt gleichfalls in Betracht. Einige Tage später erging von Seiten Englands an Italien die weitere Einladung, unabhängig von der Suezkanal-Frage, sich der militärischen Intervention Englands zur Wiederherstellung der Ordnung in Aegypten anzuschließen, ohne daß diese Aufforderung bei der italienischen Regierung Anklang gefunden hätte. Eine beweiskräftigere Widerlegung der von dem Abgeordneten Barzilai gegen den Dreibund erhobenen Anschuldigungen hätte kaum erwartet werden dürfen.

Insofern aber noch irgend ein der Aufklärung bedürfender Punkt vorhanden gewesen wäre, hat der Conseilpräsident Crispi nicht unterlassen, in der am 4. Mai in der Deputirtenkammer gehaltenen hochpolitischen Rede die Auffassung der italienischen Regierung klar zu legen. Nachdem er gleichfalls den defensiven Charakter des Dreibundes hervorgehoben hatte, exemplificirte er insbesondere mit Frankreich und erinnerte an seine früheren Ausführungen, daß ein Conflict mit diesem Lande gewissermaßen ein Bürgerkrieg sei. Crispi durfte sich gerade den Angriffen der Irredentisten gegenüber auf diesen Standpunkt stellen, da ins-

besondere in Nizza, der Vaterstadt Garibaldi's, sowie in Savoyen die Italiener französischer Staatsangehörigkeit einen starken Bruchtheil der Bevölkerung bilden. Allerdings fassen Cavallotti und dessen Gesinnungsgenossen, wenn sie von der Italia irredenta, dem noch „nicht eingelösten" Gebiete sprechen, nicht die West-, sondern die Ostalpen ins Auge. So war es denn ein geschickter taktischer Zug Crispi's, daß er die äußerste Linke mit ihren eigenen Waffen schlug, indem er, daran anknüpfend, daß gerade diese Parteigruppe stets von Neuem eine wesentliche Herabsetzung der Wehrkraft des Landes verlange, darauf hinwies, daß es nicht patriotisch sei, Italien abgerüstet und schwach sehen zu wollen, da seiner Zeit nur ein Sieg Italien alle seine „natürlichen" Grenzen hätte geben können.

Wenn aber der italienische Conseilpräsident mit „tiefster Trauer" der Zeit gedachte, wo Italien wegen seiner Niederlagen bei Custozza und Lissa sich nicht in den Besitz der Ostalpen zu setzen vermochte, so kann eine solche retrospective Aeußerung von den Irredentisten sicherlich nicht in ihrem Sinne verwerthet werden. Hat doch Crispi seit dem Abschlusse der Bündnißverträge durch sein gesammtes politisches Verhalten gezeigt, wie entschieden er gerade den irredentistischen Bestrebungen entgegentritt. Es braucht in dieser Beziehung nur daran erinnert zu werden, daß, als der im März 1889 unter Crispi zum Finanzminister ernannte Seismit-Doda, ein geborner Ragusaner, auf einem Bankette zu Udine irredentistische Aussprachen ohne Widerspruch entgegengenommen hatte, er auf Veranlassung des Conseilpräsidenten unverzüglich seine Entlassung nehmen mußte. Crispi ermangelte denn auch nicht, jedem Versuche, seine Ausführungen im Sinne der äußersten Linken auszubeuten, von Anfang an die Spitze abzubrechen, indem er die Auffassung widerlegte, daß Oesterreich-Ungarn dem Geschicke der Auflösung entgegengehe. Vielmehr hält der gegenwärtige Leiter der italienischen Politik dafür, daß Oesterreich-Ungarn eine politische und militärische Lebenskraft aufweise, durch die eine solche Eventualität ausgeschlossen werde. Crispi hob ferner mit Recht hervor, daß die Auflösung des österreichischen Staates ein Unglück für Italien sein würde, das dann sein Bollwerk gegen den Orient einbüßen müßte. Da die Cavallottis und Imbrianis stets auf die Nationalitätenfrage zurückkommen, betonte der italienische Conseilpräsident, daß diese Frage überhaupt in unseren Tagen nicht mehr die hohe Bedeutung beanspruchen dürfe, wie in den letzten vierzig Jahren. Crispi begründete dies mit dem Hinweise, daß die socialen Fragen nunmehr gegenüber den nationalen mehr in den Vordergrund treten.

Beinahe konnte es den Anschein gewinnen, als ob auch jenseits des Weltmeeres die sociale Frage neuerdings mehr actuell werden sollte. Während der „Weltfeiertag" in den europäischen Staaten ruhig verlief, und die Arbeiter sich zumeist darauf beschränkten, erst am Abend in ihren Versammlungen für die achtstündige Arbeitszeit zu demonstriren, hat gerade am 1. Mai in Washington eine seltsame Kundgebung stattgefunden. Seit einiger Zeit bereits berichteten die amerikanischen Blätter über eine eigenartige „Armee" Arbeitsloser, die sich unter der Führung ihres „Generals" Jakob S. Coxey nach der Bundeshauptstadt begeben sollte. Von amerikanisch-schweizerischer Abstammung, erachtet sich Coxey für berufen, die sociale Frage in den Vereinigten Staaten durch eine systematische Durchführung von Straßenbauten zu lösen, zu welchem Zwecke er im Herbst 1893 die „J. S. Coxey Good Road Association" gründete. Der „General", der im bürgerlichen Leben, nachdem er eine Zeit lang als Ingenieur thätig gewesen ist, zuletzt sich der Pferdezucht gewidmet hat, beabsichtigte, mit einigen hunderttausend Arbeitsloser eine Massenkundgebung vor dem Congresse zu Washington zu inscenireu, nachdem auf seine Veranlassung bereits im März d. Js. im Repräsentantenhause von einem Mitgliede zwei auf den Wegebau bezügliche Gesetzentwürfe eingebracht worden sind. Zur Bildung eines Fonds für Straßenbauten sollen fünfhundert Millionen Dollars in Schatznoten, und zwar zwanzig Millionen monatlich, mit voller gesetzlicher Zahlungskraft, ausgegeben werden. Die Arbeiten selbst

würden auf die verschiedenen Bundesstaaten nach Maßgabe der Meilenzahl der verschiedenen Staaten vertheilt werden, unter der Bedingung, daß für ein achtstündiges Tagewerk der gewöhnliche Lohn nicht unter $1^1/_2$ Dollars betragen darf. Ferner soll jedem Staate, jeder Stadt oder Gemeinde bei der Ausschreibung einer öffentlichen Arbeit die Befugniß ertheilt werden, beim Staatsschatze eine hypothekarische Anleihe bis zur Hälfte des Werthes der liegenden Güter des Entleihers auf fünfundzwanzig Jahre aufzunehmen, die unverzinslich sein und mit vier Procent jährlich amortisirt werden soll. Zunächst wurde die Bewegung Corey's in keiner Weise ernst genommen, bis aus verschiedenen Bundesstaaten Vorgänge gemeldet wurden, aus denen erhellte, daß sich daselbst Abtheilungen der „Industrie-Armee" bildeten, von denen Ruhestörungen befürchtet werden mußten. Die Farmer lieferten den Arbeitslosen Nahrungsmittel und sorgten, um selbst von der drohenden Gefahr befreit zu werden, für die Weiterbeförderung; ja, es konnte geschehen, daß verschiedene Banden Arbeitsloser sich der Eisenbahnzüge bemächtigten, um rascher ans Ziel zu gelangen. Die Gouverneure verschiedener Staaten sahen sich daher zu energischen Maßregeln genöthigt, wie es denn auch nicht an blutigen Zusammenstößen fehlte. In Washington trafen nun am 1. Mai unter der Führung Corey's etwa vierhundert seiner Leute ein. Vor dem Capitol, wo die Kundgebung erfolgen sollte, war die Polizei aufgeboten, so daß der Zug selbst abgesperrt werden konnte. Der „General" und einige Abtheilungsführer drangen ein, wurden aber mit Ausnahme Corey's, der die Stufen des Capitols erreichte, zurückgedrängt. Noch ehe es dem Führer gelang, einige Worte zu sprechen, wurde er ergriffen und ebenso wie sein „Bataillon" aus den Anlagen entfernt. Der Congreß hatte sich kurze Zeit, ehe der Zug vor dem Capitol eintraf, vertagt. Der „General" erklärte, es sei ungesetzlich, einen amerikanischen Bürger daran zu verhindern, die Aufmerksamkeit des Congresses auf eine bestimmte Bill zu lenken. Zugleich kündigte er den Entschluß an, mit seinen Leuten, falls es noththun sollte, den ganzen Sommer hindurch in Washington zu bleiben. Der klägliche Verlauf der ursprünglich mit großem Pompe angekündigten Demonstration vor dem Capitol in Washington gestattet jedoch den Schluß, daß sich diese Bewegung der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten im Sande verlaufen wird.

Bemerkenswerth erscheint immerhin, daß die Anarchisten nicht, wie es in anderen Ländern zu geschehen pflegt, sich beeilt haben, die vom „General" Corey inscenirte Agitation für ihre Zwecke auszubeuten. Allerdings sind es keineswegs immer die Elemente der Arbeitslosen, aus denen sich der Anarchismus recrutirt. Dies hat sich insbesondere, wie bereits in früheren Fällen, auch neuerdings wieder in Frankreich gezeigt. So hat die Schwurgerichtsverhandlung gegen Emile Henry, den anarchistischen Verbrecher, der wegen des Werfens der Bombe im Terminus-Café, sowie wegen des Legens einer solchen vor dem Directionsgebäude der Grubengesellschaft von Carmaux zum Tode verurtheilt wurde, deutlich ergeben, daß Henry sehr wohl in der Lage war, eine einträgliche sociale Stellung zu behaupten. Nicht minder verdient der Fall des unlängst verhafteten Beamten im französischen Kriegsministerium, Fénéon, in dessen Arbeitszimmer anarchistische Schriften und Bestandtheile von Bomben gefunden wurden, als charakteristisch hervorgehoben zu werden. Es klingt wie die bitterste Ironie, daß Fénéon zu derselben Zeit im Kriegsministerium in einer keineswegs untergeordneten Stellung thätig war, in der er in anarchistischen Organen die Vernichtung der Armee und ihrer Officiere verlangte. Mag es sich immerhin nur um vereinzelte derartige Vorgänge handeln — auch im französischen Ministerium des Innern ist vor einiger Zeit ein ähnlicher Fall vorgekommen — so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß in einem Lande, in dem überhaupt solche Abnormitäten möglich sind, der Anarchismus tiefe und feste Wurzeln gefaßt haben muß. Hierzu kommt, daß eine literarische Strömung vorhanden ist, die den Anarchisten gewissermaßen als Folie dient. Braucht doch nur an den im Pariser Quartier Latin wohlbekannten und jüngst

aus Anlaß seiner eigenen Verletzung durch Bombensplitter in dem dem Luxembourg-Palaste gegenüber gelegenen Café vielgenannten Dichter Tailhade erinnert zu werden. Dieser hatte seiner Zeit bei Gelegenheit des in der Deputirtenkammer verübten anarchistischen Verbrechens den Urheber mit dem nur pathologisch zu erklärenden Hinweise in Schutz genommen, daß die Bewegung des Bombenwerfens schön gewesen sei! „Le geste était beau!" Obgleich Tailhade dann diese „Schönheit der Geste" am eigenen Leibe erfahren mußte, finden sich doch immer wieder selbst in gemäßigteren Organen sentimentale Anwandlungen zu Gunsten der anarchistischen Missethäter. So geschah es, daß nach der Verurtheilung Vaillant's wegen des in der Deputirtenkammer verübten Verbrechens, sogar die Begnadigung dieses Anarchisten, der kein Bedenken trug, das Leben einer großen Anzahl ihm völlig unbekannter Leute zu gefährden, von einem Theile der Pariser Presse allen Ernstes verlangt wurde.

In Spanien, wo eine Zeitlang die Anarchisten besonders eifrig am Werke waren, ist es in jüngster Zeit in dieser Hinsicht still geworden. Im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses steht augenblicklich dort die Angelegenheit der Handelsverträge, gegen die sich von Seiten der extremen Schutzzöllner eine sehr lebhafte Opposition geltend macht. Der Ansturm erfolgte zunächst auf das Decret vom 31. December 1893, durch das den Ländern, mit denen noch keine endgültigen Handelsverträge abgeschlossen sind — in Betracht kommen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, England, Belgien, Dänemark, Frankreich und Italien — die Behandlung als meistbegünstigte Nation gewährt wird. Die Conservativen, unter Führung des früheren Ministerpräsidenten Canovas del Castillo, bekämpften nun, unterstützt von den Schutzzöllnern, zunächst das Recht der Executivgewalt, eine solche Initiative überhaupt in rechtsgültiger Weise zu ergreifen. Sie behaupteten ferner, daß das Cabinet Sagasta allenfalls den betheiligten Staaten den Minimaltarif vom Jahre 1892, der trotz seiner Bezeichnung noch einen stark ausgeprägten schutzzöllnerischen Charakter aufweist, hätte gewähren können. Der Senat beschloß jedoch mit 136 gegen 84 Stimmen, der Regierung die geforderte Indemnität zu ertheilen. Sehr bemerkenswerth war die Feststellung, daß Canovas del Castillo zu der Zeit, als er sich selbst am Staatsruder befand, mit dem französischen Botschafter in Madrid genau in demselben Sinne verhandelte, den er nunmehr bei dem Cabinet Sagasta bemängelt. Aus diesem Anlasse kam es im Senate zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen dem conservativen Parteiführer und dem gegenwärtigen spanischen Botschafter in Paris, Leon y Castillo, der selbst dem Senate angehört. Nachdem der erste Ansturm der vereinigten spanischen Schutzzöllner und Conservativen vom Ministerium Sagasta zurückgewiesen worden ist, darf gehofft werden, daß auch die Handelsverträge selbst, darunter insbesondere der mit Deutschland abgeschlossene, zur Annahme gelangen werden.

βλ. **L'Europe et les Neutralités. La Belgique et la Suisse.** Par Ch. de Mazade, de l'académie française. Paris, Librairie Plon. 1893.

Unter diesem Titel erschien 1893 und bereits nach dem Tode von Ch. de Mazade die letzte Schrift des verdienten Historikers und Publicisten, der so lange Jahre hindurch die politischen Berichte der „Revue des Deux Mondes" redigirt und mit der Biographie seines Freundes Thiers ein Stück Zeitgeschichte geschrieben hat. Auch die vorliegende Arbeit verfolgt durchaus praktische, politische Zwecke. Belgien soll zur Einsicht bekehrt werden, daß Deutschland, nicht Frankreich, im Fall des Wieder-Ausbruches der Feindseligkeiten seine Neutralität gefährde. Die Schweiz wird des französischen Schutzes gegen italienische Bedrohungen versichert. Mazade ist zu klug, um zu verschweigen, daß französische Intriguen den Verlust der belgischen Sympathien verschuldet haben; allein er macht das Kaiserreich dafür verantwortlich, ohne den Beweis zu liefern, daß seine Tradition in diesem Punkt von der Republik aufgegeben worden ist.

κγ. **Wesen und Zweck der Politik.** Als Theil der Sociologie und Grundlage der Staatswissenschaften. Von Gustav Ratzenhofer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893. Drei Bände.

Ein umfassendes Werk, welches sich aus folgenden Bestandtheilen aufbaut: die sociologische Grundlage — die Politik im Allgemeinen — die Politik im Staate — die Staatspolitik nach außen — die Gesellschaftspolitik — der Zweck der Politik im Allgemeinen — die civilisatorische Politik im Staate — die civilisatorische Staatspolitik nach außen — die civilisatorische Gesellschaftspolitik — zur Kritik der Civilisation. Schon diese kurze Uebersicht der Hauptabschnitte des Ganzen zeigt deutlich, wie sehr der Herr Verfasser seine eigenen Pfade wandelt. Wer die Muße hat, ihm durch die eigenartigen Entwicklungen seines Gedankenganges zu folgen, wird ohne Zweifel manches Anregende und Belehrende darin finden. Eine Einwirkung auf weitere Kreise, sei es des größeren Publicums, sei es der Fachmänner, dürfen wir uns kaum davon versprechen. Dazu ist schon die Form und die Darstellungsweise nicht recht gemacht. Wie denn auf der anderen Seite die Anknüpfung an die bisherigen Forschungen und Darstellungen auf dem Gebiete der Politik und Staatswissenschaft nicht wohl erkennbar ist. Und doch sollte man erwarten, daß auf diesem Gebiete die Reihe der Vorarbeiten zu lang und zu beträchtlich ist, als daß man so wenig auf sie Rücksicht nehmen dürfte. Die Worte Robert von Mohl's, auf welche sich der Verfasser im Vorwort beruft, haben, wie uns scheinen will, auf ein anderes Ziel gedeutet. Immerhin erinnert das vorliegende Werk an den verstorbenen Meister der Staatswissenschaft mit seinem Muthe, über alle Probleme des heutigen Culturlebens das Urtheil zu sprechen. Solch' kühner Gegensatz zu der heutigen Mühsal der Arbeitstheilung in den Wissenschaften ist ein Protest universeller Bildung, der seinen eigenen Werth hat, als Mahnung zu einheitlicher Auffassung der Stücke, die auseinanderfallen wollen.

κγ. **Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches auf dem Gebiete des bürgerlichen und socialen Rechtes,** mit Ausschluß der handels-, wechsel- und seerechtlichen, sowie der in der Reichsstrafgesetzgebung und in den Reichsjustizgesetzen enthaltenen Bestimmungen. Für die Praxis und den akademischen Gebrauch zusammengestellt von Dr. jur. Emil Sehling, ord. Professor der Rechte an der Universität Erlangen. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Veit & Co. 1894.

In chronologischer Uebersicht wird hier ein wesentlicher Theil der Reichsgesetzgebung, derjenige, welcher vorzugsweise der Ergänzung und Abänderung unterworfen gewesen ist, dargestellt. Von den ersten Gesetzen des Norddeutschen Bundes bis zum Ende des Jahres 1893 wird Jahr für Jahr mit seinem Inhalt an neuer gesetzgeberischer Production vorgeführt, jedoch so, daß der Stoff jedes einzelnen Gegenstandes concentrirt ist und an einem einzigen zeitlichen Punkte der ganze Stand der heutigen Gesetzgebung über die Materie zu finden ist. So ist beispielshalber „die Gewerbeordnung" nach der Redaction vom 1. Juli 1883 unter diesem Tage wiedergegeben: die voraufgehenden Gesetzgebungsakte sind kurz erwähnt, und der Leser wird auf das Gesetz vom 1. Juli 1883 verwiesen; dagegen sind die später nachfolgenden aus den Jahren 1884—1893 dem Gesetze vom 1. Juli 1883 einverleibt, und es wird dann unter ihrem Datum darauf zurückverwiesen. Der Herr Verfasser hat durch seine Arbeit vielen Andren Arbeit erspart. Daß bereits eine zweite Auflage erschienen ist (die erste Auflage war von 1887) beweist, wie sie diesen Zweck schon erfüllt hat.

κγ. **Encyklopädie des gesammten Eisenbahnwesens** in alphabetischer Anordnung. Herausgegeben von Dr. Victor Röll, Generaldirectionsrath der österreichischen Staatsbahnen, unter redactioneller Mitwirkung der Oberingenieure F. Kienesperger und Ch. Lang, in Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern. Mit vielen Originalholzschnitten, Tafeln und Eisenbahnkarten. Wien, Carl Gerold & Sohn. Sechs Bände. 1890—1894. (A. bis Steinbrücken.)

Es mag hier wenigstens in aller Kürze eines großen mühevollen und dankenswerthen Unternehmens gedacht werden, welches jetzt seiner Vollendung entgegengeht, nachdem es eine Reihe von Jahren einen weiten Umkreis von Fachmännern und zumal die Herren Herausgeber zu gemeinsamer Anstrengung vereinigt hat. In der heutigen wissenschaftlichen Production hat die auseinanderlaufende Menge der Specialarbeiten allenthalben das Bedürfniß der Concentration und geeigneter literarischer Organe hervorgerufen. In den verschiedensten Fächern erscheinen zusammenfassende Handbücher, Handwörterbücher, Encyklopädien u. dergl. m., um diesem Bedürfnisse zu genügen. In dem vorliegenden Werke haben wir eine beachtenswerthe Frucht dieser Bemühungen, welche ohne Zweifel

einer großen Zahl von Interessenten ein wichtiges, vielleicht unentbehrliches Nachschlagewerk zu werden bestimmt ist.

x/. **Die Finanz- und Verkehrspolitik der nordamerikanischen Eisenbahnen.** Ein Beitrag zur Beurtheilung der neuesten Eisenbahnkrisis. Von Dr. Alfred von der Leyen, Geh. Oberregierungsrath und vortragendem Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Berlin, Julius Springer. 1894.

Der Verfasser, Herausgeber der im Ministerium der öffentlichen Arbeiten veröffentlichten angesehenen Fachzeitschrift, dem „Archiv für Eisenbahnwesen", hat zu öfteren Malen bereits hervorragende Studien über das Eisenbahnwesen des Auslandes, zumal aber der Vereinigten Staaten von Amerika, ans Licht gebracht. Auf die umfangreichere Schrift „Die nordamerikanischen Eisenbahnen in ihren wirthschaftlichen und politischen Beziehungen" (Leipzig, 1885) folgten später einzelne Abhandlungen im „Archiv für Eisenbahnwesen" über: „Nordamerikanische Eisenbahnzustände im Jahre 1888" (Jahrgang 1889); dann „Statistische Mittheilungen über die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten von Amerika" (Jahrgang 1893) und manches Andere. Die neueste große Krisis hat den Anlaß geboten, an die früheren Arbeiten die vorliegende neue Arbeit anzureihen, und mit derselben zugleich einen kritischen Ueberblick über die amerikanische Fachliteratur der letzten Jahre zu geben. — Mit der Klarheit und Sicherheit des Fachmannes, der in einem längst ihm vertraut gewordenen Stoffe einen Umblick thut, wendet sich der Herr Verfasser an das deutsche Publicum (und dieses hätte die Warnung noch besser vor Jahr und Tag verwerthen können), indem er zu dem Schlusse gelangt, man solle den Amerikanern die Sorge, wie sie für ihre Eisenbahnen die Finanzmittel aufbringen, allein überlassen, und gegenüber den verlockenden Anerbietungen zum Ankauf amerikanischer Eisenbahnpapiere die Taschen zuhalten.

x/. **Die Reichssteuerreform und das sociale Finanzsystem** von August Schipfer. Berlin, Hermann Walther. 1893.

Der Verfasser tritt für directe Reichssteuern, insbesondere für eine ergiebige Reichserbschaftssteuer ein und will dadurch die Erhöhung der Reichsverbrauchssteuern, im Gegensatze zu den Vorlagen des Bundesrathes vom Herbst 1893, entbehrlich machen. Wenn über die verschiedenartige Deckung des Staatsbedarfs in den europäischen Ländern Vergleiche angestellt werden, warum geht die Reichsregierung einem Einnahmeposten, der in England und Frankreich einen großen Teil des Staatsbedarfs aufbringt, beharrlich aus dem Wege? Warum sollen wir uns immer nur ein Beispiel an den Belastungen der Arbeit nehmen, nicht aber an denen des Capitals? So fragt er. Die Schwierigkeiten der Durchführung unterschätzt er allerdings, und zwar sowohl die in der Abneigung der besitzenden Klassen begründeten wie auch die administrativen Hindernisse einer derartigen Reichsbesteuerung. Aber vom Standpunkte einer Gerechtigkeit der Steuervertheilung, welche über das zunächst Erreichbare hinausgeht, hat er Recht, das Gewissen der besitzenden Klassen aufzurütteln.

v. **Hamburg während der Pestjahre 1712—1714.** Von Professor Dr. Adolf Wohlwill. Aus dem Jahrbuche der hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, X, 2. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem. 1893.

Der um Hamburgs Geschichte bereits vielverdiente Verfasser hat sich ein neues Verdienst durch diese Schrift erworben, welche eine keineswegs erfreuliche, aber nur zu denkwürdige Episode darstellt. Die alte Hansastadt hatte in dem nordischen Kriege 1712—1713 schon von Seiten der kriegführenden Mächte Schweden, Rußland, Dänemark vielfach zu leiden, als die Schrecken einer entsetzlichen Seuche über sie hereinbrachen. Aus Polen eingeschleppt, zeigte sich die Pest Ende 1711 in Holstein, und seit 1712 auf dem linken Ufer der Elbe. Man hatte in Hamburg Vorsichtsmaßregeln getroffen und ein eigenes Sanitätscollegium gegründet. Aber im Herbst 1712 ließ die Krankheit sich nicht mehr verkennen und erreichte, zuweilen abnehmend, dann wieder steigend, im August 1713 ihren Höhepunkt. Erst gegen Ende des Jahres trat eine entschiedene Besserung ein, so daß man am 22. März 1714 das Dankfest der Befreiung feiern konnte. — Der Verfasser hat nicht allein die Krankheitserscheinungen und die verschiedenen Methoden der Heilung, sondern auch die Pestlazarethe und das Quarantänewesen, die Maßregeln zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen, die Statistik der Todesfälle mit musterhafter Genauigkeit vor Augen geführt. Eingehend bespricht er insbesondere die Bestrebungen, den Handel Hamburgs während der Epidemie aufrecht zu erhalten. Denn damals, wie vor Kurzem, suchten sich die umliegenden Staaten durch strenge Absperrung zu sichern; selbst Preußen fand sich veranlaßt, trotz seiner freundschaftlichen und liberaleren Gesinnungen im November 1713 den Schiffsverkehr mit Hamburg zu untersagen. — Der Entschluß, die Pestjahre zu behandeln, entsprang bei dem Verfasser, wie man ahnt und in der Vorrede bestätigt findet, in den Tagen der Cholera-Epidemie von 1892. Gerade die Vergleichung zwischen dem, was damals und jetzt zur Linderung, Heilung, Absperrung und Sicherung geschah, gibt der Darstellung eine erhöhte Bedeutung. Als Vorarbeiten konnte Herr Wohlwill wesentlich nur einen Abschnitt von Gernet's „Mittheilungen aus der älteren Medicinalgeschichte Hamburgs" benutzen. Dazu kamen aber zahlreiche handschriftliche Aufzeichnungen hamburgischer Beamten und Corporationen, und mit dem ihm eigenen, nicht leicht zu befriedigenden Fleiße hat der Verfasser auch auswärtige Archive, z. B. in Berlin, Hannover, Dresden, Kopenhagen, herangezogen. Von Fachleuten und nicht weniger von Forschern der Culturgeschichte, ja in weiteren Kreisen innerhalb und außerhalb der Stadt, um die es sich handelt, wird die sorgfältige, fesselnde, auch mit literarischen Einzelheiten geschickt durchwobene Arbeit mit Nutzen und Interesse gelesen werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allers. — Unser Bismarck. Von C. W. Allers. Text von Hans Krämer. Lieferung 1. Stuttgart, Berlin und Leipzig. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Anzengruber. — Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß. Von Ludwig Anzengruber. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Arno. — Aus dem Leben. Von Carl Arno. Zweite Auflage. München, Dr. E. Albert & Co.

Augsburg. — Die ethische Seite der Frauenfrage. Von Anita Augsburg. — Minden und Leipzig, Wilh. Köhler.

Baumann. — Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Komite in den Jahren 1891—93. Von Dr. Oscar Baumann. Berlin, Dietrich Reimer. 1894.

Behla. — Die Abstammungslehre und die Einrichtung eines Institutes für Transtormismus. Von Dr. Robert Behla. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischler. 1894.

Benoist. — La politique. Par Charles Benoist. Paris, Léon Chailley. 1894.

Bonhöffer. — Die Ethik des Stoikers Epiktet. Anhang: Excurse über einige wichtige Punkte der stoischen Ethik. Von Adolf Bonhöffer. Stuttgart. Ferdinand Enke. 1894.

Brandes. — Ferdinand Lassalle. Ein litterarisches Charakterbild von G. Brandes. Dritte Auflage. Leipzig, H. Barsdorf. 1894.

Brugsch. — Mein Leben und Wandern. Von Heinrich Brugsch. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1891.

Calmettes. — Brave fille. Par Fernand Calmettes. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

Carus. — Primer of philosophy. By Dr. Paul Carus. Chicago, The open court publishing company. 1893.

Carus. — The religion of science. By Dr. Paul Carus. Chicago, The open court publishing company. 1893.

Claar. — Neue Gedichte von Emil Claar. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Collection of British Authors. — Goethe, by J. R. Seeley. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Collection of British Authors. — Marcella. By Mrs. Humphry Ward. In three volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Collection of British Authors. — Novel notes by Jerome K. Jerome. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Collection of British Authors. — Ships that pass in the night. By Beatrice Harraden. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Collection of British Authors. — The memoirs of Sherlock Holmes. By Ct. Conan Doyle. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Conrad-Ramlo. — Feuer! Eine Klostergeschichte, von Marie Conrad-Ramlo. München, Dr. E. Albert & Co.

Cunow. — Die Verwandtschafts-Organisationen der Australneger. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Familie von Heinrich Cunow. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1894.

Dernburg. — Die Phantasie im Rechte. Vortrag von Dr. Heinrich Dernburg. Berlin H. W. Müller. 1894.

Deutsche National-Litteratur. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 811—820. Stuttgart. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Dupriez. — Les ministres dans les principaux pays d'Europe et d'Amérique. Par L. Dupriez. Deux tomes. Paris, J. Rothschild. 1892/3.

Edel. — Der Schützling von San Gregorio. Ein Sang aus Venedigs Vorzeit. Von M. Edel. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Franqueville. — Le système judiciaire de la Grande Bretagne. Par le Cte. de Franqueville. Deux tomes. Paris, J. Rothschild. 1893.

Garbe. — The redemption of the brahman. A novel by Richard Garbe. Chicago, The open court publishing Company. 1894.

Gjellerup. — Pastor Mors Eine seltsame Geschichte. Von Karl Gjellerup. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1894.

Ginsto. — Dizionario bio-bibliografico degli scrittori pugliesi v nti e dei morti nel presente secolo. Per l penico Giusto. Napoli, L. de Bonis. 1894.

Gorge. — Histoire du second empire. Par Pierre de la Gorge. Deux tomes. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1894.

Grohmann. — Ueber den Nutzen statistischer, volkswirthschaftlicher und volkerrechtlicher Kenntnisse für den Berufsoffizier. Von Dr. H. Grohmann, Major a. D. München, F. Schweitzer. 1894.

Grottewitz. — Jugendstürme. Roman. Von Curt Grottewitz. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 1894.

Henckell. — Zwischenspiel. Von Karl Henckell. Zürich, Verlags-Magazin. 1894.

Ichenhäuser. — Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage in allen Culturstaaten. Eine vergleichende Studie. Von Eliza Ichenhäuser. Leipzig, Mosberg'sche Hofbuchhandlung. 1894.

Jastrow. — Das Dreitlassensystem. Die preußische Wahlreform vom Standpunkte sozialer Politik. Von Dr. J. Jastrow. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Johannsen. — Arbeit für die Arbeitslosen. Ein Vorschlag zur praktischen Lösung des sozialen Problems. Von Albert Johannsen. Husum, Friedr. Petersen.

Jullien. — Musiciens d'aujourd'hui. (Deuxieme série). Par Adolphe Jullien. Paris, Librairie de l'art. 1894.

Kauffmann. — Immanente Philosophie. Von Max Kauffmann. Erstes Buch, Analyse der Metaphysik. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1893.

Lehmann. — Schopenhauer. Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik. Von Rudolf Lehmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1894.

Leicht. — Linee generali sulla costituzione della marca del Friuli, di Michele Leicht. Udine, Domenico del Bianco. 1893.

Les mémoires d'une inconnue. — Publiés sur le manuscrit original. 1780—1816. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1894.

Leuthold. — Gedichte von Heinrich Leuthold. Vierte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1894.

Lienert. — Geschichten aus den Schwyzerbergen. Von Meinrad Lienert. Frauenfeld, J. Huber. 1894.

Lindau. — Der Flirt. Novellen. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1894.

Lucchetti. — Papo Satan Aleppe. Saggio di una interpretazione scientifica della Commedia di Dante Alighieri. Per P. Lucchetti. — Milano, G. Pizzi. 1894.

Maupassant. — Yvette. Von Guy de Maupassant. Ueversetzt und mit Einleitung von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1894.

Meixner. — Gedichte von Dr. August Meixner. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben von seiner Schwester Betty Titze. Freiwaldau, Betty Titze.

Mendelsohn. — Aerztliche Kunst und medizinische Wissenschaft. Eine Untersuchung über die Ursachen der „Aerztlichen Misère". Von Dr. Martin Mendelsohn. Zweite erweiterte Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1894.

Merckle. — Das Denkmal König Friedrichs d. Gr. in Berlin. Aktenmäßige Geschichte und Beschreibung des Monuments von Kurt Merckle. Preisgekrönt von der Berliner Grimmstiftung. Berlin, Wilh. Herz. 1894.

Metzger. — Der Zukunftskampf der weißen und der gelben Rasse. Von Emil Metzger. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Meyers Konversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Vierter Band. Chemille bis Dingelstedt. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Meyers Reisebücher. — Wegweiser durch das Riesengebirge. Neunte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Monceaux. — Les Africains. Etude sur la litterature latine d'Afrique. Par Paul Monceaux. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1894.

Müller. — Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart Von Dr. phil. Joseph Müller. München, Dr. H. Lüneburg. 1894.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Lieferung 11. Berlin 1894. Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg.

Nagradow. — Moderne russische Censur und Presse vor und hinter den Coulissen. Von W. J. Nagradow. Berlin, Siegfried Cronbach. 1894.

Neumann. — Die Weltstellung des byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen. Von Dr. Carl Neumann. Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

Neumanns Orts-Lexikon des deutschen Reiches. Dritte neubearbeitete und vermehrte Auflage, von

Direktor W. Keil. Heft 9—15. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1894.

Nordau. — Das Recht zu lieben. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Nordau. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1884.

Ohorn. — Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha. Ein Lebensbild von Anton Ohorn. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 1894.

Pálsson. — Das Liebesheim. Novelle von Gestur Pálsson. Aus dem Neu-Isländischen übersetzt und bearbeitet von Dr. Carl Küchler. Zweite Ausgabe. Leipzig, Gustav Fock. 1894.

Paul. — Der Glaube, die Offenbarung Gottes und die Religion aus dem Lichte des Bewußten als deren alleinigen lebendigen Grundquells und Nährbodens in Kraft der Ideen. Von Martin Paul. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1894.

Petran. — Hat der evangelische Christ von der kritischen Behandlung der Bibel etwas zu fürchten? Ein Wort zur Verständigung von J. Petran. Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 1893.

Pfohl. — Die moderne Oper. Von Ferdinand Pfohl. Leipzig, Carl Reissner. 1894.

Prölß. — Königin Marie Antoinette. Bilder aus ihrem Leben von Robert Prölß. Leipzig, Carl Reißner. 1894.

Prothero. — Select statues and other constitutional documents illustrative of the reigns of Elizabeth and James I. Edited by G. W. Prothero. Oxford, Clarendon Press. 1894.

Puttkamer. — Offenbarungen. Dichtungen von Alberta von Puttkamer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Pypin. — Die geistigen Bewegungen in Russland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Von A. N. Pypin. Erster Band. Die russische Gesellschaf tunter Alexander I. Aus dem Russischen übertragen von Dr. Boris Minzes. Berlin, Siegfried Cronbach. 1894.

Quidde. — Caligula. Eine Studie über den römischen Cäsarenwahnsinn von L. Quidde. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Raché. — Plebejerblut. Moderner Roman von Paul Raché. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Relav. — Die Kellnerin. Roman von Peter Relav. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Rouge. — Géographie ancienne de la Basse-Égypte. Par le Vte. Jacques de Rouge. Paris, J. Rothschild. 1894.

Routier. — Guillaume II à Londres et l'union Franco-Russe. Par Gaston Routier. Troisième édition. Paris, II. Le Soudier. 1894.

Rückert. — Saadis Politische Gedichte, übersetzt von Friedr. Rückert. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben und mit ausführlicher Einleitung über Saadis Leben und Werke versehen von E. A. Bayer. Berlin, Mayer & Müller. 1894.

Rüttenauer. — Unmoderne Geschichten. Von Benno Rüttenauer. Heidelberg, Georg Weiß. 1894.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 193. Die unehrlichen Leute in älterer Zeit. Von Dr. Christian Meyer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Schmidt. — Mnemosyne. Eine psychologische Dichtung über die Gedächtniskraft. Von Leonh. Schmidt. Bromberg, Mittlersche Buchhandlung. 1894.

Schölermann. — Freilicht! Eine Plein-Air-Studie von Wilhelm Schölermann. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Jägersche Verlagsbuchhandlung.

Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes. — Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung in Industrie- und Handelsstädten. Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Schultheiß. — Jahn. Von Franz Guntram Schultheiß. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Seidel. — Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. XII. Band. Berliner Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1894.

Steig. — Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Herausgegeben von Reinhold Steig und Herman Grimm. Erster Band. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1894.

Stiegler. — Le maréchal Oudinot, Duc de Reggio. D'après les souvenirs inédits de la maréchale par Gaston Stiegler. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1894.

Strack. — Einleitung in den Thalmud. Von D. Herm. L. Strack. Zweite, theilweise neubearbeitete Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1894.

Strindberg. — Das Geheimnis der Gilde. Schauspiel in 4 Akten. Von August Strindberg. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter. Berlin, Kühling & Güttner. 1894.

Strümpell. — Ueber die Alkoholfrage vom ärztlichen Standpunkt aus. Von Prof. Dr. Adolf von Strümpell. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1893.

Theatergeschichtliche Forschungen. — Herausgegeben von Berthold Litzmann. VIII. I. Adam Gottfried Uhlich. II. Holländische Komödianten in Hamburg. Von Ferdinand Heitmüller. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1894.

Thun. — Was die Grossmutter erzählte. Von Gräfin Christiane Thun. Wien, Gerold & Comp. 1894.

Ussèle. — A travers le Japon. Climat, géologie, hydrographie et particulières essences, etc. Par L. Ussèle. Paris, J. Rothschild.

Vaux. — Ecuyers et Ecuyères. Histoire des Cirques d'Europe (1680—1891) par le baron de Vaux. Avec une étude sur l'équitation savante par Maxime Gaussen. Troisième édition. Paris, J. Rothschild. 1893.

Vinnen. — Noch mehr Künstler-Elend? — Auch ein Prolog zur Grundsteinlegung eines deutschen Künstlerhauses in Rom. Von Carl Vinnen. Zürich, Verlags-Magazin. 1894.

Vogel. — Der Vermehrungsprocess im Thierreiche. Gemeinfasslich dargestellt von Georg Clemens Vogel. Dresden, Wilhelm Reuter. 1893.

Wahle. — Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Aesthetik und Staatspädagogik. Von Dr. Richard Wahle. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Waliszewski. — Autour d'un trône. Catherine II. de Russie. Ses collaborateurs, ses amis, ses favoris. Par R. Waliszewski. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1894.

Wedde. — Gesammelte Werke von Johannes Wedde. Erster Band. Hamburg, Hermann Grüning. 1894

Weigand. — Die Frankenthaler. Roman von Wilhelm Weigand. Zweite umgearbeitete Auflage. München, Herman Lukaschik. 1894.

Weill. — Un précurseur du socialisme. Saint-Simon et son œuvre. Par Georges Weill. Paris, Perrin et Cie.

Wiedemann. — Die Lehre von der Elektricität von Gust. Wiedemann. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Band. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1894.

Wille. — Einsiedler und Genosse. Soziale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Berlin, S. Fischer. 1894.

Wille. — Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts von Dr. Bruno Wille. Berlin, S. Fischer. 1894.

Winter und Wünsche. — Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Herausgeg. von J. Winter und Aug. Wünsche. 18. Lieferung. Trier, Sigm. Mayer. 1894.

Wulkow. — Die ethischen Erziehungsaufgaben unserer Zeit. Von Richard Wulkow. Gießen, Emil Roth. 1894.

Wundt. — Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. Zehnter Band, 1. Heft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1894.

Yriarte. — Journal d'un sculpteur Florintin au XVe siècle. Livres de souvenirs de Maso di Bartolomeo, dit Masaccio. Par Charles Yriarte. Paris, J. Rothschild. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

BINDING ... JUN 15 19..

AP
30
D4
Bd.79

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY